N12<515331754 021

ubTÜBINGEN

W. BEUERLE
BUCHBINDEREI
TÜBINGEN

1. Fachlf
2. ZZ
Z 63/1890
DFG
Gd

Theologisch-praktische QUARTALSCHRIFT

Herausgegeben von den Professoren
der Philosophisch-theologischen Diözesan-Lehranstalt
Linz a. d. Donau

AUS DEM INHALT:

Anton Tautscher — Die religiöse Situation
H. van Straelen — Asien und der Westen
Rafael Studerus — Aufbau der Apokalypse
Pastoralfragen — Witwenrente und Scheidung
Zerstreuung im Gebet

Mitteilungen · Römische Erlässe und Entscheidungen
Aus der Weltkirche · Literatur

111. Jahr — 1963 — 1. Heft

P. b. b. Erscheinungsort Linz, Verlagspostamt Linz 2

U.-B. TÜR.
- 6. MAI 1963
Gd 584
21

Diese Zeitschrift erscheint jährlich viermal (Jänner, April, Juli, Oktober). Inlandsbezugpreis S 58.—.

Redaktion: Maximilian Hollnsteiner, Josef Häupl, Josef Lenzenweger.

Manuskripte, Zuschriften zum Inhalt der Zeitschrift, Rezensions- und Tauschexemplare sind zu senden an die Redaktion in Linz/Donau, Harrachstraße 7, Österreich.

Verlag: OÖ. Landesverlag in Linz/Donau, Landstraße 41, Österreich.
Bestellungen und Geschäftspost sind an den Verlag zu richten.

Inhaltsverzeichnis

des ersten Heftes 1963

Seite

Abhandlungen

Die religiöse Situation und die Seelsorge von heute. Eine religionsgeschichtliche Skizze. Von Anton Tautscher 1

Asien und der Westen. Kommt das Licht aus dem Osten? Von H. van Straelen 12

Zum Aufbau der Apokalypse. Von Rafael Studerus 29

Pastoralfragen

Witwenrente und Scheidung. Von Peter Eder 35

Zerstreuung im Gebet — Sünde? Von Ferdinand Spießberger 39

Mitteilungen

Theologieprofessor Msgr. Dr. Johann Obernhumer in memoriam.
Von Maximilian Hollnsteiner 40

Was erwartet der Psalmenexeget von der kommenden Brevierreform?
Von Leo Krinetzki 43

Römische Erlässe und Entscheidungen.
Bericht von Peter Gradauer 49

Aus der Weltkirche.
Bericht von Norbert Miko 52

Literatur
Eingesandte Bücher 60

Buchbesprechungen 64

Inserate

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE QUARTALSCHRIFT

**Herausgegeben von den Professoren
der Philosophisch-theologischen Diözesan-Lehranstalt
Linz a. d. Donau**

Redaktion:

Dr. theol., Lic. bibl. Maximilian Hollnsteiner
Professor für alttestamentliches Bibelstudium

Dr. theol., Dr. phil. Josef Häupl
Professor für scholastische Philosophie

Dr. theol., Dr. phil. Josef Lenzenweger
Professor für Kirchengeschichte und Patrologie

111. Jahrgang / 1963

Linz a. d. Donau, Oberösterreichischer Landesverlag

UNIV. BIBL. TÜBINGEN

gd 584

Sachregister

des

111. Jahrganges (1963) der „Theol.-prakt. Quartalschrift“

Abhandlungen

	Seite
Die religiöse Situation und die Seelsorge von heute. Von Anton Tautscher	1—12
Asien und der Westen. Von H. van Straelen	12—29
Zum Aufbau der Apokalypse. Von Rafael Studerus	29—35
Über den Gegensatz von Jugend und Alter im Klerus. Von Johann Fischl	81—89
Unsere seelsorgliche Auseinandersetzung mit den modernen Suchtgefahren. Von Robert Svoboda	90—99
Papst Johannes XXIII. In memoriam	161—162
Hominisation. Von Paul Overhage	163—175
Geburtenbeschränkung auf medikamentösem Wege. Von Josef Rötzer	175—188
Sterilisierende Drogen. Von Leopold Liebhart	188—203
Die psychologische Situation der Jugend von heute. Von Alois Gruber	203—217
Habemus Papam	261—262
Der Episkopat auf den Synoden von Nizäa. Von Wilhelm de Vries	263—277
Macht und Liebe. Von Josef Steindl	278—287
Die Kriminalität des Wohlstandes. Von Roland Graßberger	288—297

Pastoralfragen

Witwenrente und Scheidung. Von Peter Eder	35—39
Zerstreuungen im Gebet — Sünde? Von Ferdinand Spießberger	39—40
Sanatio in radice und Legitimierung der Kinder. Von Josef Trummer	100—101
Der Ausweg des kleineren Übels. Von Richard Bruch	298—305

Mitteilungen

Theologieprofessor Msgr. Dr. Johann Obernhumer in memoriam. Von Max Hollnsteiner	40—43
Was erwartet der Psalmenexeget von der kommenden Brevierreform? Von Leo Krinetzki	43—49
Kritik in der Kirche und an der Kirche. Von Bernhard van Acken	218—224
Die Heilige Schrift und die Tradition. Von Joseph Ratzinger	224—227

Zur wissenschaftlichen und aszetischen Ausbildung unserer Theologiestudenten. Von Johannes Allendorff . . . . . 305—309

Ein neuer Seliger — Altösterreicher. Von Eduard Hosp . . . . . 309—312

Norbert Miko (†) — „Das Ende des Kirchenstaates“ . . . . . 312—315

Berichte

Römische Erlässe und Entscheidungen. Von Peter Gradauer . . . . . 49—52, 111—112, 227—228, 315

Vom Missionsfeld. Von Johannes Bettray . . . . . 112—119, 316—321

Aus der Weltkirche. Von Norbert Miko . . . . . 52—60, 119—124, 228—241, 321—327

Literatur

Eingesandte Werke und Schriften . . 60—63, 124—127, 241—244, 327—330

Buchbesprechungen . . . . . 64—72, 127—154, 244—250, 330—345

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE
QUARTALSCHRIFT

111. JAHRGANG 1963 1. HEFT

Die religiöse Situation und die Seelsorge von heute

Eine religionssoziologische Skizze

Von Univ.-Prof. DDr. Anton Tautscher, Graz

Die Gegenwart ist eine Zeit der Umordnung und des Umbruches. Die Gesellschaftsordnung verändert sich, indem sich alte Stände verflüchtigen und neue Gruppen an ihre Stelle treten. Die Umgliederung geht aber in noch tieferen Schichten vor sich. Die Kunst verläßt ihre alten Formen und drängt nicht nur zu neuen Formen, sondern auch zu neuen Gestaltungsprinzipien. Die Wissenschaften arbeiten nicht bloß an neuen Erkenntnissen, sondern auch an neuen Denkverfahren. Dieser allgemeine Wandlungsprozeß setzt sich auch im religiösen Zustand der Gegenwart fort und findet selbst in der Art und Weise der Seelsorge, obwohl diese der beharrungsfesteste Lebensbereich ist, seine abschließende Fortsetzung.

In dieser allgemeinen Umbruchslage bestehen noch vielfach die alten Formen neben neuen Versuchen. Dieses wirre Durcheinander läßt alte Werte schwinden und neue Versuchswerte nach oben treiben. So verlieren sich die artgültigen Maßstäbe für die einzelnen Lebensbereiche und das Normlose wird Norm. Diese verworrene Zeitsignatur prägt auch die religiöse Situation und selbst die Seelsorge von heute.

I. Die religiöse Situation der Gegenwart

Die religiöse Situation ist heute in vielen Farben schillernd und in den Erscheinungsformen so mannigfaltig, daß kein einheitliches Bild sichtbar zu sein scheint. Neben der aggressiven Gottlosigkeit und einer schleichenden Gottfremdheit gibt es ein wild wachsendes mystisches Sektierertum, das von tief empfundener Gottverbundenheit bis zum leichtgläubigen Aberglauben reicht.

Die aggressive Gottlosigkeit wird in manchen Ländern in Großorganisationen aufgezogen. Sie treibt dort eine heftige Propaganda mit allen modernen, die Massen beeinflussenden Mitteln. Sie geht dort, wo sie mit Macht verbunden ist, mit diktatorischen Instrumenten der erschreckenden Angst und der aufregenden Furcht vor. Viele werden in den Bannkreis dieser aggressiven Gottlosigkeit gezogen, geben ihre Rückverbundenheit mit Gott auf und leben ein Leben der Gottentfremdeten. Viele weichen dem Drucke, indem sie äußerlich nachgeben, innerlich aber in Gewissenskonflikten stehen.

Für das religiöse Leben ist diese aggressive Gottlosigkeit äußerlich wohl gefährlich, innerlich aber insoferne von heilsamer Wirkung, als die Religion in Abwehrstellung nur den Ausweg zur Intensivierung in der Stille hat. Das Glaubensleben wird stärker und die religiöse Rückverbundenheit mit Gott dichter und fester.

Die schleichende Gottfremdheit ist ein Zustand, in dem die Menschen Gott gegenüber fremd sind und Gott uninteressant finden. Die Haltung der Gottentfremdung erzeugt ein Leben und eine Lebensweise, in der Gott nicht existiert. Die Menschen lassen sich durch Gott und seine Verhaltensordnungen nicht stören. Je weiter die Entfremdung von Gott fortschreitet, desto unbesorgter und leichter läßt sich anscheinend leben. Der Gottfremde stört den Gläubigen nicht unmittelbar wie der aggressiv Gottlose, er weicht vielmehr allem Religiösen aus, als ob es gar nicht existierte. Der Niederschlag der Gottfremdheit ist im letzten volle Unkenntnis und absolutes Unwissen von Gott und den göttlichen Dingen.

Obwohl die schleichende Gottfremdheit nicht irgendwie aktiv, sondern nur passiv ist, vermag sie in einer Zeit der geistigen Unsicherheit den Lebensstil mitzubestimmen. Die Gottfremdheit wirkt ansteckend, und der geistige Trend verbreitet sich so, daß es „Mode" wird, von Gott und den göttlichen Dingen nichts zu wissen. Diese Haltung vermag auch in die kirchlich gebundenen Kreise einzudringen und allmählich so zu wirken, daß trotz Festhaltens an den religiösen Formen das Glaubensgut auch bei den Gläubigen immer dürftiger wird. Diese Dürftigkeit im Glauben führt zur Glaubensleere und unmerklich zur Auflösung der Kirchengebundenheit und Gottverbundenheit. Die schleichende Gottfremdheit bedroht das religiöse Leben unmerklich, aber deshalb um so gefährlicher, weil sie keine Abwehr hervorruft.

Aus der Gottfremdheit entspringen die Versuche der Selbsterlösung des Menschen. Die Selbsterlösung wird in der Selbstvervollkommnung im Sport, in der Wirtschaft und in Genußexzessen gesucht. Hinter den übertriebenen Sportbestrebungen steht nichts anderes als die im Training erreichte Selbstvervollkommnung des Leibes. Der sportlich durchgebildete Mensch gilt als der vollkommene und aus sich erlöste Mensch. Die „Verehrung", die den „Sportgötzen" zukommt, beweist deren „Gottähnlichkeit". Die ständig wirkende Sucht, den Lebensstandard zu steigern, ist nichts anderes als eine versuchte Selbsterlösung des Menschen durch den Wohlstand. Die Errungenschaften der wirtschaftlichen Zivilisationstechnik gelten als Erlösungsmittel zur Überwindung des Zustandes der bisherigen Unvollkommenheit des Menschen. Im steigenden Lebensstandard wird die Selbsterfüllung des Menschen angestrebt. Die im Sport erreichte Leibeskraft und die im Lebensstandard erwirtschaftete Verbrauchsfülle kann zur Genußekstase führen, die als letzte Stufe der Selbsterlösung und Eigenvervollkommnung empfunden wird. Alle diese weltlichen Quasi-Religionen sind möglich, weil es kein gültiges, heute wirksames und anziehendes Gottesbild gibt.

Neben diesen Erscheinungen der Gottlosigkeit, Gottfremdheit und neben den Selbsterlösungsversuchen ist die Gegenwart durch vielfältige Formen echter und unechter mystischer Bewegungen seichtesten Aberglau-

bens und religiöser Ersatzstoffe gekennzeichnet. Die echten und unechten mystischen Bewegungen treten in verschiedenen Sekten mit echtem religiösem Sendungsbewußtsein auf. Einzelne Sekten entfalten ein so tiefes religiöses Leben und oft einen so starken Einsatz der Sektenüberzeugung, daß man nur in voller Hochachtung staunen kann. Daneben ist nicht selten der seichteste Aberglaube zu finden. Entsprechende Untersuchungen weisen für viele Gebiete Deutschlands einen echten Hexenglauben auf und Hexenaustreiber üben erfolgreich ihre Profession aus.

Dieser Situation der religiösen Wirrnisse steht die Kirche im vollen Umbruch gegenüber. In der Kirche werden alte Formen religiösen Lebens erstickt und neue Versuchsformen aus echter religiöser Vertiefung, aber auch aus origineller Neuerungssucht gestaltet. Viel neues Leben bricht hervor, aber auch viele „sektiererische Verengungen" werden gepflegt. Gegen die Gott-Gegnerschaft wird von der Kirche keine Apologetik geschaffen. Der Gottfremdheit wird kein, sicher aber kein genügender Religionsunterricht entgegengesetzt. Gegen die Bestrebungen mystischer Sekten wird eine unrichtige Abwehr getätigt, indem man den Kirchenraum rationalisiert, Kulthandlungen von mystischen Formen „befreit" und nichts mehr im Geheimnis verborgen sein läßt.

Dies alles, die religiöse Situation und die im Umbruch lebende und sich erneuernde Kirche, rechtfertigt wohl eine grundlegende Überlegung über die Seelsorge im allgemeinen und über die Seelsorgeerfordernisse von heute. Die vorliegende religionssoziologische Skizze verfolgt die Absicht, die Seelsorge vor etwaigen Gefahren der Verengung zu warnen und sie auf eine universale Breite hinzuweisen, die in einer Zeit der Unionsbestrebungen allein sinnvoll und richtig ist.

II. Die Aufgaben der Seelsorge

Die Religion als re-ligio ist die Rückverbundenheit des Menschen mit Gott. Die Hinwendung des Menschen zu Gott erfolgt aus und in der Frömmigkeit. Die geschöpfliche Rückverbundenheit mit dem Schöpfer läßt in jedem Menschen eine Sogkraft zu Gott entstehen und durch die Mitwirkung des einzelnen auf Grund religiöser Erlebnisse und seelsorglicher Anregungen entwickeln. Die Pflege dieser Rückverbundenheit in der Frömmigkeit läßt den Menschen zu Gott sich hinwenden und auf Gott zuordnen. Die Seelsorge hat die Aufgabe, die schlummernde Verbundenheit mit Gott zu wecken und durch die Frömmigkeit zu verstärken.

Die katholische Seelsorge soll allgemein und mannigfaltig sein und darf nicht in Sonderformen verengt wirken, soll sie ihrer universalen Aufgabe entsprechen. Daher wurden in der Geschichte der katholischen Seelsorge auch die verschiedensten Gottesbilder in verschiedenen Variationen entfaltet. Jedes dieser Gottesbilder sprach zu seiner Zeit an und erneuerte und verstärkte die Gottverbundenheit. Einmal wurde das Bild des gerechten Gottes und strengen Richters und ein andermal das des barmherzigen Gottes und Erlösers herausgestellt. Diesen mannigfachen Gottesbildern, die ja immer nur eine Variationsseite entfalteten, entsprachen auch die Frömmigkeitsweisen, die die zeitentsprechende Seelsorge pflegte.

Die Seelsorge hat aus diesem ihrem Grundauftrag die Lehre vom Glauben zu vermitteln, die Rückverbundenheit in Gott durch die Opferfeier und die Sakramente zu pflegen und den Zugang zu Gott über verschiedene Wege durch das Gebet, das Halten der Gebote und die Verehrung der gottnahen Heiligen zu öffnen. Die Glaubenslehre muß die Lehre von Gott, das Wissen von Gott und das Wissen von den Dogmen der Kirche ebenso vermitteln wie die Haltungsnormen, die sich aus dem Glauben ergeben. Es muß das gesamte „Lehrgut" in fortdauernder Nachhaltigkeit und in systematischer Weise so vermittelt werden, daß alle Gläubigen ein gediegenes Grundwissen vom göttlichen und kirchlichen Lehrgut haben. Ohne Kenntnis des Glaubensgutes kann kein Glaube wachsen, und ohne Glauben kann sich keine Frömmigkeit entfalten. Die Seelsorge ist Lehrverpflichtung.

Die Frömmigkeit als Zugang zu Gott und dem göttlichen Gnadenleben muß von der Seelsorge auf vielen Wegen angeregt und gepflegt werden. Hiezu gehört zunächst die Pflege des Gebetes. Wie man beten und was der Inhalt des Gebetes sein soll, darf nicht ungesagt bleiben, sondern muß erklärt, gelehrt und geübt werden. Da im letzten der Mensch Gott allein gegenübersteht, muß er auch dieses Gegenüber im Gebet so gestalten, daß er Gott anspricht, um von ihm gehört und erhört zu werden. Ohne Gebet gibt es wohl nur eine dürftige Gottverbundenheit. Die Seelsorge muß daher mit großem Nachdruck das Beten lehren und pflegen, damit es der einzelne in den stillen Stunden der Gottverbundenheit oder auch in den Stunden der Bedrängnis im echten Vertrauen zu Gott kann. Die Seelsorge hat das richtige Beten zu vermitteln und zu üben.

Zum anderen gehört zur Seins- und Lebensweise des Gläubigen auch die richtige Haltung. Um diese Haltung erreichen zu können, muß als Voraussetzung das Normensystem der Ethik und Moral jedem klar sein, denn dann erst kann die Bewährung in den Verhaltensweisen folgen. Die Lehrtätigkeit der Seelsorge muß sich daher auch auf die Ethik und Moral beziehen. Die christlichen Tugenden müssen von den Seelsorgern mit den Gläubigen geübt oder wenigstens angeregt werden.

Zum dritten muß das religiöse Leben auch mit und in der Kirche gelebt werden. Die Kirche ist aber nicht nur ein Organisationsapparat, auch nicht nur ein Rechtssystem, sondern die Gemeinschaft der Gläubigen mit Christus und den Heiligen. Die Rückverbundenheit mit Gott geht daher für den katholischen Christen über die Kirche und die Heiligen. Die Kirchenverbundenheit ist deshalb auch eine Heiligenverbundenheit. Die Heiligenverehrung gehört zum frommen Leben ebenso wie die ethisch richtige Haltung, die Glaubenserfülltheit und Kulteinheit. Die Seelsorge hat die Gläubigen zur Gemeinschaft der Heiligen zu führen.

Alle diese nicht vollständig erläuterten Aufgaben der Seelsorge müssen von den Seelsorgern getätigt werden, sollen sie ihre katholische, das heißt allgemein gültige Mission erfüllen. Nicht in Verengung und schon gar nicht in einseitiger Verkrampfung darf die Seelsorge verweilen, sie muß vielmehr in der Sicht auf das Ganze alle aus der Rückverbundenheit mit Gott stammenden Seelsorgeweisen pflegen. In einer Zeit der Unionsbestrebungen darf sich die katholische Kirche nicht verengen, sie muß vielmehr alle ihre

Seiten der Seelsorge, die sie in der Geschichte bisher hervorbrachte, lebendig erhalten, denn die eine weggegangene Gruppe fühlt sich durch die eine Form und eine andere durch eine andere Form der Frömmigkeit vom allgemeinen Gehalt der katholischen Kirche wieder angezogen.

III. Der Seelsorgestil von gestern

Der Seelsorgestil von gestern wurde durch die Abwehr gegen die liberale Aufklärung bestimmt. Diese ging vom rein Rationalen gegen den mystischen Glaubens- und Frömmigkeitsgehalt und gegen die Gemeinschaft der kirchlich gebundenen Gläubigen vor. Dagegen wehrte sich die Seelsorge meist durch die rationale Aufbereitung des Glaubensgutes und die Subjektivierung der Opfer- und Gebetsgemeinschaft. Dadurch wurde die Glaubenslehre rationalisiert und die Glaubensgemeinschaft subjektivisiert, denn immer bestimmt die Angriffsweise auch den Abwehrmodus. Das religiöse Leben und der Stil der Seelsorge gingen vielfach in Glaubenswissen (Wissen ist Macht) und in Einzelbetrachtungen der gemeinsamen Opferhandlung auf. Die Glaubenslehre wurde ein Unterricht in Gotteslehre, Dogmenlehre und Morallehre. Das damals vermittelte und auch geltende Gottesbild war ein gedachtes und in Dogmensätzen genau umschriebenes, aber ein bar aller Erlebnisse „konstruiertes" Bild. Gott wurde richtig gedacht und in vielen Variationen betrachtet, er blieb aber ohne Leben und ohne Beziehung zum Leben des einzelnen. Gott verpflichtete zunächst die Vernunft und über diese dann auch die Haltung und die Verhaltensweisen der einzelnen.

In gleicher Weise wurden die Grundlagen des Christentums und der Kirche gelehrt. In systematischer Form wurde der Inhalt der Dogmen und der Moral vermittelt, so daß jeder Christ über das Lehrgut der Kirche Bescheid wußte. Jeder verfügte durch diese Christenlehre über ein mehr oder minder gediegenes Wissen von Gott, von Christus, der Kirche und der Moral. Der Religionsunterricht und die Predigten waren Wissensvermittlung, wodurch wohl das notwendige Wissen — auch ein solches gibt es — vermittelt, aber der letzte Glaubensgehalt auf das Wissen verengt wurde.

Die Religionsübung in der Frömmigkeit wurde der aufklärerischen Auffassung gemäß individualisiert. Die Verbundenheit von Mensch und Gott wurde als unmittelbar angesehen, weshalb eine Vermittlungsgemeinschaft, soferne sie nicht Lehrgemeinschaft war, als überflüssig angesehen wurde. Dieser Auffassung folgend wurde das religiöse Leben dem einzelnen überlassen. In der Verbindung zu Gott wurde der einzelne allein gelassen. Daher wurde auch das Gebet individualisiert und jede religiöse Gemeinschaftshandlung in Einzelgebete aufgelöst. Diese Vereinzelung brachte ihren religiösen Erfolg in der persönlichen Gebetsverinnerlichung durch subjektive Betrachtung und Vertiefung. Als Ergebnisse dieser vereinzelten Betrachtungsweisen entstanden die Litaneien, die nicht nur vermehrte Anrufe, sondern auch echte, aus innerer Vertiefung kommende Betrachtungen sind.

Dieser Subjektivisierung des Gebetes stand auch eine arteigene Heiligenverehrung zur Seite. Für Sonderanliegen wurden besondere Heilige herausgestellt, so daß sich beinahe eine Kommerzialisierung von „do ut des" zwischen dem Betenden und dem Heiligen herausentwickelte. Es ergab sich allerdings auch eine innige Hoffnungskraft des Bedrängten, der sich der Rückverbundenheit „erinnerte" und seines Fürsprechers „bediente". Dieser Vertrauensinnigkeit und Hoffnungskraft, die im letzten auf eine echte und oft kindliche Gläubigkeit zurückging, muß mit Achtung gedacht werden. Hier war der Ansatz für den Andachten-Gottesdienst, der sich in der Herz-Jesu-Verehrung und in der oft wirklich innigen Mutter-Gottes-Verehrung zeigte. Das Ergebnis dieser Seelsorge- und Frömmigkeitsart war oft ein echtes und inniges persönliches Gebet und eine subjektive Hinwendung zu Gott und den Heiligen.

Diese Grundtendenz fand auch im Kirchenraum ihren Niederschlag. Die Kirche war ein reich aufgegliederter Raum mit dem Hauptaltar in der Mitte und Nebenaltären, auf denen unter Umständen gleichzeitig das Meßopfer gefeiert wurde. Die Gläubigen wandten sich je nach ihrer Neigung diesem oder jenem Altar oder je nach ihrem „Eintreffen" dieser oder jener Messe zu. Neben dem Hauptaltar und dem Kreuz gab es viele Heiligengestalten, von denen jede ihre Verehrer und jede ihre Fürbitte-Aufgabe hatte. Die Einheit des Kirchenraumes war in eine Reihe von Kapellen und Andachtsecken aufgelöst.

Die Vorzüge dieses gestrigen Seelsorgestiles bestanden in der Einheit des Glaubenswissens und in der Anleitung der Gläubigen zur persönlichen Vertiefung durch Betrachtung und zum persönlichen Gebet durch persönliche Hinwendung zu Gott. Die Abwegigkeit dieses Seelsorgestiles und dieser Frömmigkeitsart war in der Auflösung des zentralen Geschehens des Meßopfers in subjektive Gebete und Betrachtungen gegeben, wodurch die Opfereinheit verlorenging und ein bloß räumliches Nebeneinander der Kirchenbesucher bestehen blieb. Der Einheit im Glauben stand die Auflösung der Opfergemeinschaft in betrachtende Einzelbeter gegenüber.

IV. Die Seelsorgeart von heute

Der Grundcharakter der gegenwärtigen Seelsorge ist aus der Absicht, die Abwegigkeit des vorangegangenen Seelsorgestils zu überwinden, entstanden. Den Auflösungs- und Individualisierungstendenzen von früher wird bewußt die Gemeinschaftsbildung durch die Pflege des Gemeinschaftsopfers gegenübergestellt. Die Seelsorge von heute „entdeckte" wieder das Meßopfer als zentrales Geschehen des Gottesdienstes und der Gottesverehrung. Das gesamte pastorale Bemühen endet in dem von allen Gläubigen gemeinsam gefeierten Meßopfer und der gemeinsam gebeteten Meßfeier. Dadurch wird das „Kirchenvolk" zur Opfergemeinschaft integriert und zur mittätigen Gebetsgemeinschaft zusammengeführt. Die Gläubigen sind wieder eine opfernde und betende Gemeinschaft, wie sie es schon lange nicht waren.

Das Gottesbild der modernen Seelsorge ist durch das in den Vordergrund gestellte Meßopfer der gekreuzigte und sich opfernde Christus, der durch das Meßopfer erlebt werden kann, aber zu wenig interpretiert wird

und daher unverbindlich bleibt. Das moderne Gottesbild bleibt im Erlebnis verborgen und hat deshalb eine zu geringe Wirkung, obwohl in der Zeit der allgemeinen Angst Gott als Erlöser und als alle sichernde und bergende Mitte vorgestellt, erlebt und verstanden werden könnte. Dieses zeitnotwendige Gottesbild hat die Seelsorge noch nicht entwickelt.

Mit der Messe wurde auch die Liturgie und das Kirchenjahr wieder gefunden und teilweise auch wieder verlebendigt. Dadurch wurden im alten Gebetsbestand neue Betrachtungsmöglichkeiten erschlossen. Durch die Wiederinstandsetzung des Kirchenjahres wurde auch das Mitgehen mit dem kirchlichen Jahresverlauf ermöglicht. Die Hochfeste mit ihren Zeiten der Vorbereitung und der Ausschwingung kamen wieder in das Bewußtsein und wurden in die Erlebnissphäre einbezogen. Die neu entdeckten und verlebendigten Liturgietexte bringen denen, die dem Textinhalt folgen können, neue Gebetsinhalte objektiver Art bei Hintanhaltung subjektiver Ergüsse, obwohl auch solche als ästhetische Nebenerlebnisse gelegentlich zum Vorschein kommen. Da aber nicht alle Kirchenbesucher den Hochformen der Liturgie folgen können, wurden vulgarisierte Feierformen geschaffen. Diese sind soweit richtig, als sie Übertragungen in die Muttersprache und sinnvolle Verkürzungen bringen. Die aus vielen Versuchen herausentwickelte Betsingmesse ist ohne jeden Zweifel eine Form, in der alle das Meßopfer gemeinsam mitfeiern und mitbeten können. Das gemeinsam zu feiernde Meßopfer ist als Grundanliegen der modernen Seelsorge in seiner gemeinschaftsbildenden Kraft und seiner Möglichkeit der Rückverbundenheit mit dem Erlösungsgeschehen von solcher Bedeutung, daß diese Wiederentdeckung gar nicht hoch genug bewertet werden kann.

Da es aber kaum eine menschliche Errungenschaft ohne Möglichkeiten von Abwegen, besonders aus der Freude der Neuentdeckung und daher aus der Übertreibung des Neuen, gibt, bringt auch die neue Seelsorgeart die Gefahr der Verengung.

Die Liturgische Bewegung brachte die Freude an den neuen Formen mit solcher Vehemenz, daß viel altes, hergebrachtes Formengut vernachlässigt und nicht selten sogar verboten wurde. Soweit die Kraft des Neuen Altes verdorren läßt, kann dies ruhig auch vergessen werden. Wenn aber aus unduldsamer Neuerungssucht Altes vernichtet wird, für das noch keine neuen Formen und Inhalte gegeben sind, weil das Neue noch nicht erprobt und eingelebt ist, dann geht Bewährtes verloren und ein Vakuum tritt an seine Stelle. Manche Formen religiöser Handlungen und manche religiösen Bräuche wurden schon verlassen, und an ihre Stelle trat die Leere des Nichts und das Unerprobte.

Das Hochamt alten Stils ist nicht mehr die Form der heutigen Meßfeier, so wird heute immer wieder gesagt. Es zeigt aber „gründliche“ Unkenntnis religiösen Erlebens, wenn den Gläubigen die hohen Erlebniswerte eines feierlichen Hochamtes genommen werden. An gewissen Feiertagen muß auch die Meßfeier einen besonderen und durch das Herkommen besonders gestalteten Charakter erhalten und behalten. Manche religiösen

Prozessionen haben ihren bisherigen Charakter verloren und sind entweder abgeschafft oder in neue, keineswegs schon brauchbare Formen gegossen worden.

Zu all dem kommt noch die Gefahr der Kollektivisierung der Gläubigen. Die Opfergemeinschaft mit der liturgisch einheitlich ausgerichteten Betgemeinschaft bringt wohl alle auf die richtige Hauptlinie, macht es aber unmöglich, daß der einzelne in eigene Betrachtung versinke und aus dieser heraus bete. Dies soll besagen, daß mit der Betonung der Einheit im Gebet nie vergessen werden darf, daß neben dem Gemeinschaftsgebet in der Kirche das Gebet des einzelnen fortdauern muß. Wie selten wird vom Gebet des einzelnen und von der Betrachtung des einzelnen gepredigt. Ohne eine solche Vertiefung im einzelnen wird aber auch das Gemeinschaftsgebet leer und nur künstliche Form mit schwindendem Inhalt. Der einzelne Beter geht im Kollektiv unter und betet selten allein. Was einst richtig war, die einzelnen zur Gemeinschaft zu führen, darf nicht in das Gegenteil umschlagen: Der einzelne darf nicht im Kollektiv untergehen und entpersönlicht werden. Im letzten ist ja das religiöse Leben doch die Verbundenheit des einzelnen mit Gott — natürlich mit Hilfe der Opfergemeinschaft und der Kirchengemeinschaft.

Ein anderes Anliegen ergibt sich ferner aus der liturgischen Formfreude. Das Lehrgut mit der entsprechenden Vermittlungsverpflichtung wurde verengt. Dadurch, daß man sich aus den liturgischen Texten der Sonn- und Feiertagsevangelien allein den Predigtstoff holt, werden die Predigten zu Homilien verengt. Die Predigt muß aber heute auch noch die Lehre von Gott, von den anderen Glaubenssätzen und die Lehre von den Sittennormen sein. Diese Lehraufgabe wird aber durch die Liturgisierung der Seelsorge offensichtlich vernachlässigt. Die Unkenntnis im Glauben ist daher heute oft abgrundtief.

Dies wäre noch gar nicht das Ärgste. Die Seelsorge von heute wehrt sich geradezu gegen die Übermittlung des Glaubens- und Sittenwissens, indem man sagt, das Lernen für ein „auswendiges Hersagen" sei ohne jeden Wert. Dies stimmt zwar bedingt, man könnte aber doch das Glaubensgut auch so lehren, daß es verstanden, begriffen und behalten wird. Ohne Kenntnis des Glaubens kann auch keine Glaubenshaltung entstehen und ohne diese helfen selbst die schön geformten Feiern nichts, weil sie dann bloß äußere Formeln bleiben, denen der Inhalt fehlt. Als beinahe gültige Feststellung kann gelten: die Gläubigen verfügen über keine ausreichenden Glaubenskenntnisse und daher gibt es auch keine echte Einheit im Glauben, sondern vielfach bloß eine Einheit im liturgisch geformten Gottesdienst.

Die Freude am einheitlich geformten Gottesdienst ließ auch die Heiligenverehrung „unmodern" werden. Viele wissen gar nichts mehr von der vermittelnden Kraft der Heiligen. Diese gibt es aber doch, wie es auch eine Gemeinschaft der Gläubigen mit den Heiligen gibt. Die sich verlierende Heiligenverehrung hat aber mindestens zwei Folgen: den Verlust echter Leitbilder für die Gläubigen und den Verlust zu erhoffender Hilfe bei den Heiligen. Der Verlust der Heiligen als Leitbilder bringt für die Erziehung ein Vakuum, denn die Erziehung und die Erzieher müssen

doch wohl wissen, zu welchem Leitbild hin erzogen werden soll. Abstrakte Lehrsätze haben ohne Zweifel in der Erziehung eine geringere Nachhaltigkeit als persönliche Leitgestalten. Dies zu übersehen, müßte dem modernen Seelsorger eigentlich schwerfallen, weil doch allenthalben zu erkennen ist, wie gänzlich verzerrte Leitbilder in den Filmen und Illustrierten von großer und nachhaltiger Wirkung sind. Warum stellt man nicht Heiligengestalten in gegenwartsnaher Form heraus? Warum vermag der heilige Josef nicht als heiliger Werkmann und Werkmeister Eingang in die Arbeiterseelsorge zu finden? Warum gibt es nicht ein neues Leitbild der Gottesmutter als Familienmutter? Hier wären Chancen für eine phantasiebegabte Seelsorge. Die Ungeborgenheit und Geworfenheit des modernen Menschen, die sich in einem Streben nach absoluter Sicherung und Versicherung organisationsmechanischer Art kundtut, ruft geradezu nach Geborgenheit und transzendenter Sicherung. Ja, weil an eine jenseitige Sicherung nicht geglaubt wird, soll ein weltliches Sicherungssystem totaler Art die Ergänzung bringen. In dieser seelischen Verlassenheit läßt die Seelsorge den Gegenwartsmenschen allein. Hier wäre der Einsatz für die Pflege der Heiligenverehrung. In der Verkümmerung der Heiligenverbundenheit schwindet auch die echte Glaubenskraft und die hoffnungsvolle Hinwendung zu Gott vermittels der fürbittenden Heiligen. Die Seelsorge darf diese Glaubens- und Hoffnungskraft bei den Christen nicht vollends verschütten.

Die Kollektivisierung des Kirchenvolkes durch die moderne Seelsorge findet zum Teil auch im modernen Kirchenbau ihren Ausdruck. Die Meinung, man müsse die Kirchenräume den Fabrikshallen angleichen, um die Arbeiter wieder zu gewinnen, zeigt eine totale Seelenunkenntnis. Warum gestalten denn die Arbeiter ihre Wohnungen nicht nach Fabrikshallen? Doch wohl, damit sie nach der Arbeit und dem Leben in der Fabrik ein bergendes Heim haben. Ist der Kirchenraum nicht auch ein Heim für Gottsuchende und bedrängte Menschen? Der Kirchenraum muß das Empfinden des Geborgenseins und nicht das des im Kollektiv Verlorenseins geben.

Das besondere Verdienst der heutigen Seelsorge ist die Wiederentdeckung der Messe als Gemeinschaftsopfer. In gleicher Weise wurden auch die Sakramente erneuert, verlebendigt und den Gläubigen nähergebracht. Dadurch wurde der Zugang zum Gnadenstrom weit geöffnet. Mit der Liturgie wurden alte religiöse Schätze gefunden und erschlossen.

V. Maximen für eine gegenwartsnahe Seelsorge

In Kenntnis der allgemein gültigen Seelsorgeprinzipien und der jeweiligen Seelsorgenotwendigkeiten und in Auswertung der Vorzüge des Seelsorgestils von gestern und der Seelsorgeart von heute wie auch der besonderen Seelenbedrängnis der Gegenwart müssen die Maximen für eine gegenwartsnahe Seelsorge ermittelt werden. Diese dürfen nicht in einer Verengung nach irgendeiner Richtung, sondern müssen in universaler, allgemeingültiger Offenheit erstellt werden.

1. Die Seelsorge der Gegenwart muß ein neues, die Menschen wieder ansprechendes Gottesbild erarbeiten. Dieses Gottesbild muß dem seelischen Notstand des Menschen von heute als Erlösung entsprechen. Der Mensch von heute lebt in Bedrängnis und in innerer Not, weshalb er durch die Rückverbundenheit in Gott gelöst und erlöst werden muß. Diese innere Not folgt aus einem Empfinden der Verlassenheit. Der moderne Mensch fühlt sich trotz der Vermassung allein und ungeborgen. Diese Verlassenheit erzeugt die Angst.

Die Seelsorge muß, soll sie ihre Aufgabe aus der Sorge um die Seelen erfüllen, ein Gottesbild entwickeln, das dem Menschen das Empfinden schutzloser Preisgabe nimmt. Die Seelsorge muß ein Bild vom erlösenden Gott herausstellen. Dieses neue Gottesbild muß ein Leitbild sein, an dem man den Glauben entfalten kann. Man ist in und durch Gott geborgen und erlöst und vom Alleinsein und vom Leben in Angst befreit. Das neue Gottesbild muß den Erlöser und den verklärten Gott zeigen, damit sich der Geworfene von heute miterlöst und geborgen fühlen kann. Das Gottesbild muß ein väterliches sein, zu dem sich der Bedrohte kindlich hingezogen fühlt. Das väterliche Gottesbild muß dem Gläubigen die Überzeugung und den Glauben bringen, daß er in Gott geborgen sein kann. In der göttlichen Geborgenheit muß man wieder Wärme empfinden können, wodurch die kalte Umfangenheit des modernen Menschen gelöst werden kann.

2. Dem Gottesbild muß ein modernes Leitbild vom Christenmenschen entsprechen. Gegen die Zerrissenheit muß der Christ als in sich, weil in Gott gefestigter, gegen die Hast und Getriebenheit muß der in sich ruhige, weil in Gott geborgene Mensch und gegen die Geschäftigkeit und Verwirtschaftlichung muß der liebende Mensch herausgestellt werden. Gegen den Mangel der Sittenlehre und Tugendpflege muß die Seelsorge der Gegenwart wieder eine neuartige Tugendlehre setzen, die nicht eine kleinliche Verbotslehre sein darf, sondern eine solche, die den Christen in einer inneren Haltung zeigt, der die richtigen, lebensnahen Verhaltensweisen folgen. Diese ethische Grundhaltung des Christen muß aus einer Gott- und Christusgeformtheit hervorgehen. Aus dem Leitbild des Christen müssen die Tugenden neu gedacht und der Gegenwart entsprechend neu interpretiert werden. Als oberste Tugend muß die Liebe mit allen ihren Seinsweisen herausgehoben werden. Die Liebe muß mit der Achtung des Mitmenschen und seiner Gesinnung in Toleranz beginnen, sie muß mit dem Verstehenwollen des Mitmenschen fortgesetzt werden. Der moderne Christ muß ein Mensch sein, bei dem sich die anderen geborgen fühlen können. Das Leitbild des Christen von heute muß einen freudigen, toleranten und gütigen Menschen zeigen, von dem eine Atmosphäre der Wärme ausgeht.

3. Die Seelsorge muß eine systematische Glaubenslehre verkünden, damit die Gläubigen ein gediegenes Wissen von Gott und den göttlichen Dingen haben; es muß eine präzise Dogmenlehre vermittelt werden. Die Predigten und Glaubensstunden wie auch der Religionsunterricht müssen ein Wissensgut bereitstellen, das jedem Christen die Möglichkeit gibt, in Glaubensangelegenheiten soviel zu wissen, daß er eine auch im Wissen begründete Überzeugung haben kann. Die Seelsorge muß wieder

einen Katechismus hervorbringen, der als echtes religiöses Handbuch in jeder Familie Eingang finden kann. Der „Schott" genügt als Religionsbuch nicht.

4. Im Kult muß die Seelsorge das Meßopfer als zentrales Geschehen pflegen und die Sakramente als Zugang zum göttlichen Gnadenleben den Gläubigen weiter erschließen. Die Messe muß als Gemeinschaftsopfer die Gläubigen zur Opfergemeinschaft integrieren und zur Gebetsgemeinschaft zusammenführen.

Die Formen der Messe sind schon so weit erneuert, daß weitere Experimente kaum nötig sind. Der Lesegottesdienst soll deutsch gelesen werden. Der Kanon soll und muß, abgesehen von den Teilen, die gemeinsam gebetet werden, lateinisch bleiben, damit das Geheimnisvolle bewahrt bleibe. An den hohen Festtagen muß auch das Hochamt seinen bisherigen Platz behalten. Es muß als besonders feierliche Hochform die Besonderheit des Festtages erleben lassen. Auch für den Kult muß nämlich gelten, daß die Einebnung — hier der Formen — das Leben tötet. Zur Bereicherung und zur Weihung des Alltages sollen die Sakramentalien wieder mehr gepflegt werden. Warum soll nicht das tägliche Leben wieder mehr religiös und daher vom Kult her durchdrungen sein? Es wäre aller Mühe der Seelsorger wert, wenn sie mit Einfühlungsvermögen und Takt manche Sakramentalien wieder zu verlebendigen suchten. Die Kultformen müssen vom Zentralgeschehen bis in das tägliche Leben reichen.

5. Die Seelsorge muß das Kirchenjahr, wie es schon üblich ist, als Lebensgang Christi weiter vermitteln und miterleben lassen. Die Hochfeste sollen in erneuerter Form, aber auch in Verbundenheit mit den alten Bräuchen begangen werden. Viele alte Formen und Bräuche leben noch stärker im Bewußtsein und im Empfinden des Volkes weiter, als aufgeklärte und verstädterte Seelsorger annehmen. In diesen Zusammenhang gehören auch die Bittgottesdienste und die Wallfahrten einerseits und die Andachten andererseits. Die Seelsorger sollen doch das „Gott-um-etwas-bitten" in der Gemeinschaft und im einzelnen verstärken und vielleicht in erneuerten Formen pflegen. Hier gäbe es Entwicklungsmöglichkeiten, die vielleicht noch gar nicht gesehen werden. Die Seelsorge muß alle Sonderformen des Gottesdienstes mit Bedacht erneuern und wieder pflegen.

6. Die Seelsorge muß die Gläubigen wieder das Einzelgebet und die Betrachtung lehren. Wie man beten soll, muß doch zuerst gelehrt werden, damit es dann geübt werden kann. Neben dem Gemeinschaftsgebet beim Gottesdienst muß auch der einzelne wieder zum Beten gebracht werden, damit er selbst und auch allein mit Gott in Verbindung treten kann. Gerade die seelische Bedrängtheit des modernen Menschen könnte durch das Gebet überwunden werden, weil die Hinwendung zu Gott die Verlassenheit des Menschen beheben könnte. Das Beten könnte die Angstzustände überwinden, weil die Verbindung mit Gott durch das Gebet eine innere Sicherheit und das Empfinden der Geborgenheit vermittelt. Die Seelsorge muß wieder ein Gebet- und ein Betrachtungsbuch herausbringen. Sie muß den einzelnen wieder das Beten lehren und zum Gebet hinführen.

7. In der allgemeinen Bedrängnis muß die Seelsorge wieder die Heiligen als Fürbitter für die Gläubigen entdecken. Die Hinwendung zu den Heiligen könnte manche Hoffnungskraft neu entstehen lassen. Die Anrufung der Heiligen muß allerdings angeregt und neu gepflegt werden. Natürlich wäre es Aufgabe der Seelsorge, die Heiligen in neuer Weise den Gläubigen nahezubringen. In einer Zeit, in der das mütterliche und auch das väterliche Wesen verlorengeht, schiene es wohl dringend nötig, die Gottesmutter als fürsorgliche Mutter und den heiligen Josef als schützenden Vater dem Christen von heute wieder näherzubringen. Ähnliches gilt auch für andere Heilige.

Aus vielen soziologischen Arbeiten über alte Stände und neue Gesellschaftsgruppen erkennt man die innere Not des modernen Menschen. Trotz der wirtschaftlichen und sozialen Besserstellung aller Gruppen fühlt sich der einzelne Mensch nicht glücklicher. Der Grund hiefür ist letzten Endes die innere Verlassenheit des Menschen von heute. Er ist zuwenig in Gott rückverbunden. Hier ist eine Einsatzmöglichkeit für die Seelsorge gegeben, wie sie schon lange nicht vorhanden war. Diese Möglichkeit zu zeigen und die vielleicht brauchbaren Ansatzpunkte herauszustellen, ist das Anliegen der vorliegenden Skizze. Sie betrachtet die gegenwärtige religiöse Situation und die Aufgaben der Seelsorge hinsichtlich der Einsatzmöglichkeiten von heute und morgen. Wenn diese Skizze Anregungen zu geben vermag, hat sie ihre Aufgabe erfüllt.

Asien und der Westen

Kommt das Licht aus dem Osten?

Von H. van Straelen S. V. D., Nagoya (Japan)

Jetzt, da die Errungenschaften der Technik gewissen Leuten in den Kopf gestiegen sind und es ihnen scheint, daß es im Universum kaum noch Grenzen gibt, die nicht überschritten werden könnten, treten, besonders im Westen, Untergangspropheten hervor. Mit einem gewissen Schuldbewußtsein für das Monstrum der Technik, das sie selber geschaffen haben und jetzt nicht bändigen können, erzählen sie in allen Sprachen, Tönen und Variationen: der westliche Zyklus geht zu Ende, der abendländische Mensch hat seine Seele verloren.

Entweder spricht man wieder — sei es auch in einer anderen Fassung — vom Untergang des Abendlandes mit allen den romantischen Begleiterscheinungen einer Götterdämmerung oder man verurteilt mit einer ähnlichen Seelenstimmung, die man aus den germanischen Urwäldern mitgebracht hat, den Titanismus der Technik, die dem passiven Ruhen im mütterlichen Schoß, im Schoß der Mutter Erde, der Magna Mater, polar entgegengesetzt ist. Dieser Titanismus vernichtet ganz und gar die Wärme des alles beheimatenden und beschirmenden organischen Lebens, das mit der Erde zutiefst verbunden ist. Oder man spricht auch von unserer tragischen Existenz oder unserem Geworfensein. Man philosophiert, und die Worte sind nur ein Aufruf zu einem sterbenden und untergehenden, haltlosen und so auch sinnlosen Dasein. Und wenn ich mein eigenes heimat-

liches Gebiet betrete, dann höre ich dort vom „wankenden Westen", und man sagt uns, daß wir „wandeln in den Schatten von morgen". Wenn wir dann den Kanal überqueren, wird es uns wiederum vorgehalten; die Bücher liegen schon fertig und laden uns zur Lesung ein, Bücher über „The crisis of the West" — „The downfall of Europe" — „The crisis of Western Education". Und wenn wir uns dann wieder auf den Kontinent zurückbegeben, ist es überhaupt nicht notwendig, die krankhaften Hirngespinste von atheistischen und agnostizistischen Existenzialisten aufzurufen. Sogar mein Freund Gabriel Marcel hat einige Zeit, sei es auch pianissimo, mitgespielt und eine kleine Sonatine komponiert: „Die Techniken der Entwürdigung[1])", worin wir Melodien hören wie: „Die Welt der Technik, so wie sie ausgerichtet ist, kann letzten Endes nur in die Verzweiflung münden", was dann besonders in der abendländischen Welt geschehen würde. Ich könnte weitergehen nach der Iberischen Halbinsel und nach Italien, um auch dort einige dunkle Melodien zu erlauschen. Auf welche westliche Sprache man auch hinhorcht: Dichter und Denker, Philosophen und Historiker kommen mit ihrem Stethoskop und allerhand anderen Instrumenten, nehmen Blutproben, Kardiogramme, Röntgenaufnahmen, messen den Blutdruck und stellen die Diagnose: Ihr, hier im Westen, ihr seid krank, ihr braucht eine andere Umgebung, eine andere Luft in einem anderen Klima. Ermüdete Geister, die niemals die Essenz des Abendlandes verstanden haben oder niemals tief nachgedacht haben über den Reichtum ihrer eigenen Kultur, spähen jetzt zum östlichen Himmel und erwarten von dort die Lösung ihrer inneren Probleme, die Verjüngung ihrer Körper und Seelen. Dort finden wir noch Poesie und scharmante Farben, Harmonie von Mensch und Natur, Sammlung und Innerlichkeit; dort finden wir Yoga, Zen-Betrachtung, Blumenstecken und Teezeremonien, Abwesenheit des dunklen westlichen Sündenbegriffes und Schuldbewußtseins; dort herrscht Ruhe, dort herrscht das Geistige; kurz, alles, was der westliche Mensch so notwendig braucht, ist im Osten vorhanden. Wenn dies der Fall wäre, käme das Licht tatsächlich aus dem Osten und wäre die Missionierung des Ostens nicht mehr notwendig.

Von den westlichen Völkern haben wahrscheinlich die Germanen die meisten Enthusiasten für eine sogenannte höhere Wertigkeit und Überlegenheit der östlichen Weisheit hervorgebracht. Aus ihrer Mitte kamen die vielen Pilger in die östliche Walhalla, um dort nach einer neuen Seelengestalt zu suchen. Schon bei Goethe können wir lesen: „Hier muß ich noch einer Eigentümlichkeit meiner Handlungsweise gedenken. Wie in der politischen Welt irgendein ungeheueres Bedrohliches hervortrat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste. Besonders habe ich China und was dazu gehört fleißig durchstudiert. Ich habe mir dieses wichtige Land gleichsam aufgehoben und abgesondert, um mich im Fall der Not, wie es auch jetzt geschehen, dahin zu flüchten. Sich in einem ganz neuen Zustande auch nur in Gedanken zu befinden, ist sehr heilsam."

Momentan strömen Dichter und Denker zum Osten. Und falls sie — was Japan anbelangt — die vom Touristenbüro wohlorganisierten Zwei-Wochen-Reisen mitmachen, kommen sie auch tatsächlich nach dem

[1]) In seinem Buch: „Die Erniedrigung des Menschen."

Westen zurück, befestigt in ihrer Vision: Ermüdete Seelen Europas, schauet aus nach dem Osten und schöpfet dort Labung für euere gemarterten Seelen, für euer entleertes Gemüt! Dort sind Werte, die wir nicht kennen, Künste, die wir nicht für möglich hielten; dort ist Geist, wir sind Materie, dort ist Ruhe, wir sind Betriebsamkeit; und schließlich kommt von dort das Licht, womit wir unseren inneren Horizont erweitern können. Und was wird da nicht alles erforscht: Anthroposophie, zu einer Ästhetik umgeformter Hinduismus, taoistischer Mystizismus, buddhistische Entleerung, Bahaismus, Caodaismus und Gandhiismus. Oder man flüchtet zu den Werken eines Tagore, Radakrishnan, Okakura, Lafcadio, Hearn, Suzuki, Coomaraswamy, Herrigel, Humphrey, Hauer, Wendt; wer oder was es auch sein mag, wenn es nur aus dem Osten kommt und wenn es nur kein Christentum ist.

Denn ich möchte es schon hier gleich hervorheben: Es sind die aus dem Christentum Entflohenen und praktisch diese allein, also diejenigen, die den traurigen inneren Entleerungsprozeß durchgemacht haben und die jetzt ihr inneres Vakuum auszufüllen versuchen mit gewissen exotischen Formen, mit einer östlichen Pseudo-Mystik. Diese und diese allein sprechen von einer Mehrwertigkeit der östlichen Weisheit, also nicht die Abendländer, die Christen sind und die vielleicht zur selben Zeit die östlichen Religionen und den östlichen Geist durch und durch kennen. Diese kämen nie auf solche Phantastereien, für diese würde nie eine solche Fata Morgana in den östlichen Wüsten auftauchen.

In diesem Artikel möchte ich untersuchen, was eigentlich zu halten ist von den eingangs genannten Behauptungen, und zwar vom Osten ausgehend. Geht der materialistische Westen wirklich bergab? Ist aus dem Osten tatsächlich Rettung zu erwarten? Ist er wirklich so spirituell? Meine Ausweispapiere? Ich habe ein Vierteljahrhundert im Osten gelebt und ihn zur selben Zeit eifrig studiert. Der östliche Mensch ist mir sehr sympathisch; die Leute haben dort wirklich feine Umgangsformen. Ich habe gerne im Osten gelebt und hoffe, dort immer zu bleiben. Alles Schöne, was dort zu finden ist, habe ich versucht, mir zu eigen zu machen und es einzugliedern in eine orientalisch-christliche Kirche. Ich möchte deshalb in diesem Artikel untersuchen, was wir von unseren östlichen Brüdern vielleicht erwarten können und sollen. Wir stehen deshalb vor der Frage: Kann der Osten, was das Reich der Gedanken angeht, uns Abendländern etwas bringen, was wir nicht besitzen?

Der Osten kommt vielen Abendländern vor, als sich badend in einer buddhistischen oder hinduistischen Mystik. Dort herrscht das Licht, dort ist Morgenröte, dort ist Erleuchtung und Einsicht, dort ist Abgeklärtheit. Das tägliche Leben entrollt sich in prächtigen Formen, alles verläuft dort zeremoniell und ruhig. Das innige Zusammenleben und die Harmonie mit der Natur ist dort exquisiter als irgendwo in der Welt. So lesen wir es in den Romanen und in vielen Reisebeschreibungen, so sehen wir es in den östlichen Malereien, so begegnet uns der Osten in den feinen kleinen Kuriosa, in den fast ätherischen Schnitzereien und den farbigen Saris und Kimonos, die die Reisenden aus dem Osten nach Europa mitbringen. Und dieses Urteil wird über ganz Ostasien gefällt, wobei man die großen

Wesensunterschiede zwischen Indien, China und Japan fast vollständig übersieht. Es will mir vorkommen, daß hier wohl etwas zurechtgerückt werden muß und daß scharfe und klare Distinktionen angebracht werden müssen. Die drei großen asiatischen Länder liegen kulturell und intellektuell sehr weit auseinander.

Da haben wir zuerst Indien. Was hier dominiert, ist der Sinn für das Eine, für das Göttliche. Unter Ausschaltung aller Individualität und Eigenart, wird der Nachdruck auf das Allgemeine gelegt. Ja, nur das allgemeine Sein ist real, und je mehr ein Sein individualisiert ist, desto weniger Realität besitzt es. Das höchste Grundprinzip des Universums ist das, was vollständig frei ist von differenzierter Qualifikation. Für einen Hindu ist diese Welt weniger real als das Göttliche, und zwar in einem solchen Grade, daß es für seinen Verstand äußerst schwierig ist, nicht das Dasein des Göttlichen, sondern das Bestehen dieser Welt anzunehmen. Das Unsichtbare ist mehr real als diese sichtbare Welt. Das ist die große, fundamentale Erfahrung, die sich ausbreitet über die Poesie der Upanishads, die sich langsam kondensiert in den Vedanta-Kommentaren und die augenblicklich eine gewisse Verkörperung sucht in einer endlosen, komplizierten Serie von monistischen Philosophien. Alle Individualität und Verschiedenheit, jedes Subjekt-Objekt-Denken, jedes Streben und Begehren, alles das ist vom Bösen. Zu gleicher Zeit treffen wir — ein Wunder indischen Assimilationsvermögens und indischer Aufnahmefähigkeit — atheistisch-dualistische Philosophien, die eine von aller Ewigkeit bestehende Zweiheit annehmen: Urnatur und individuelle Seelen und doch zu gleicher Zeit atheistisch sind, weil kein Platz eingeräumt wird einem höchsten Wesen, von dem die zwei Prinzipien ihr Dasein herleiten.

Diese vielfarbige Vision lebt wohl in den besten indischen Werken. Aber nach dem Urteil derjenigen, die dort viele Jahre gelebt haben, ist diese Vision kaum mehr in dem konkreten indischen Menschen vorhanden, und was davon noch übrig ist an den indischen Universitäten, ist sehr wenig und wird bald verschwinden. Neben dieser Weltanschauung trat in Indien der Buddhismus auf, als eine Art übertreibende Begleiterscheinung dieses Sinnes des Irrealen der Erscheinungswelt, und er schleppte eine große Anzahl der schon bestehenden mystischen Kräfte mit sich, um sich zu verlieren, ja zu betäuben in einem Rausch der Leerheit, in einer Narkose der Verneinung.

Im starken Gegensatz zu dieser theistischen und pantheistischen Vision zeigt China sich von Anfang an als naturalistisch und humanistisch. Die chinesische Gedankenwelt übergeht fast jede transzendentale Idee; ihre Mitte sieht sie im täglichen Leben des Menschen. Die chinesische Kultur bewegt sich in einer äußerst nüchternen Humanitätssphäre. Ob es nun der Taoismus ist, der das Universum durch eine Theorie von Gegensätzlichkeiten zu erklären versucht und der uns eine Art kosmischer Ordnung vorzaubert, wo Himmel und Erde unter einem gemeinschaftlichen unpersönlichen Gesetz auf harmonische Art das Universum bilden; ich wiederhole, ob es nun dieser Taoismus ist, der uns einerseits eine Lehre von Tatenlosigkeit vorhält und anderseits in seiner Alchimie nach Unsterblichkeitspillen sucht, oder auch der Konfuzianismus — eine Art Ethik

für die Verwaltungsklasse, man will ja gute Bürger heranbilden —, was den chinesischen Gedanken während seiner ganzen Geschichte beherrscht, ist der ausgesprochene Sinn für das Greifbare, Fühlbare, Sichtbare. Ich will hier nicht behaupten, daß das chinesische Volk das Dasein eines höheren Wesens ausschließt — als Beweis dafür will man gerne den Himmelstempel in Peking ansehen —, aber dieses höhere Wesen scheint sich doch einigermaßen dem Blau des sichtbaren Himmels zu nähern, und sein T'ien-Gedanke wird öfters rationalisiert zu einem natürlichen Prinzip. Am liebsten sieht der Chinese alles vom anthropozentrischen Standpunkt aus: er ist praktisch, utilitaristisch, pragmatisch. Fast alle Gedanken der chinesischen Intelligenz bewegen sich um praktische Dinge, die mit dem Leben in direkter Verbindung stehen: Moral, Politik, Erfolg usw. Übernatürliche Gedanken liegen dem Chinesen nicht. Bei der Übernahme des Buddhismus schuf man die menschliche Amida-Figur. Von den indischen logischen Werken übersetzte man nur wenige. Das, was im chinesischen Gedankengut immer siegreich hervortrat, war der Mensch und die Erde. Mit Recht überschrieb Gustav Mahler eine seiner an chinesischen Gedichten reichen Kompositionen: „Das Lied von der Erde."

Und wenn wir nun von China aus das Meer überqueren, begegnen uns wieder ganz andere Gedankenformen. In Japan treffen wir auch einen gewissen Humanismus an, aber sehr verschieden, ja oft gegensätzlich zum chinesischen. Hier steht nicht das Individuum im Vordergrund, sondern die Sippe, verbunden mit einer merkwürdigen Treue einem spezifischen Individuum gegenüber. Die Familie war in Japan niemals eine abstrakte Entität, sondern war verkörpert in der Person des lebenden Familienoberhauptes. Die Japaner zeigen eine starke Neigung, dem individuellen, lebenden Stellvertreter des Nexus humanus zu folgen und ihm blindlings zu gehorchen. Das zeigt sich auch sehr deutlich bei dem Entstehen der vielen japanischen Religionen. Die Parole ist hier immer: absolute, unkritische Dozilität und Treue einer Autorität gegenüber, und das nimmt irrationale, ja öfters wahnsinnige Formen an, die jeder Beschreibung spotten. Man denke nur an die soldatische Haudegen-Mystik. Nach dem Urteil eines der größten japanischen Denker zeigen die Japaner eine starke Neigung zu einem von uns stark abweichenden Denken. Ja, Prof. Nakamura schreibt sogar: „Es scheint eine Art Vorbestimmung zu sein, daß wir Japaner nicht imstande sind, logisch zu denken[2])."

Zusammenfassend können wir vielleicht sagen, daß die Analyse Ostasien in die folgenden Hauptkomponenten auseinanderfallen läßt: ein metaphysischer Sinn für das Göttliche in Indien[3]), ein praktischer, natura-

[2]) „The Ways of thinking of Eastern Peoples", H. Nakamura U.N.E.S.C.O. Tokyo 1960, S. 483. Er schreibt weiter: „Der illogische Charakter des japanischen Volkes macht es ihm unmöglich, in seinen Gedanken irgendeinen Zusammenhang in logischer Folgerichtigkeit darzustellen." A. a. O., S. 471.

[3]) Doch schließt die indische Religiosität nicht die weltlichen Vergnügen aus. Kama und Labha, schwüler Sinnengenuß und maßloser Gewinn gehören ebenso gut wie Dharma und Moksa, sozial-religiöse Pflicht und Enderlösung, zu den vier Lebenszielen. Dieser für unsere Begriffe unüberbrückbare Gegensatz zwischen geistigen und materiellen Werten ist in indischen Augen nur Schein. Sie können ruhig durch allerhand Kunstgriffe die meist auseinandergehenden Ansichten versöhnen und miteinander in Einklang bringen.

listischer Humanismus in China, eine rationell vollkommen unkorrigierte Neigung zum Heroischen in Japan. Das ist das Licht, das uns Abendländern aus dem Osten zufließen und das unsere Seelen erfrischen und unsere Körper verjüngen soll.

Man kann nicht verneinen, daß diese drei oben genannten Komponenten zusammengenommen tatsächlich eine fast vollkommene Spiritualität formen: Mystik des Transzendenten, Mystik des erdgebundenen Individuums, Mystik des familiären Großkollektivs. Nun liegen aber diese drei Komponenten nicht nur vollständig auseinander, sowohl geographisch als auch ethnologisch gesehen, sondern bei einer näheren Betrachtung scheinen sie unversöhnlich und schließen einander aus, mit dem Effekt, daß sie entweder ein Licht verbreiten von fast nur ultravioletten Strahlen, das nicht gesehen wird, aber unseren Augen schadet — man will ja sogar das Göttliche übersteigen —, oder dieses Licht ist so überdeckt, daß wir es kaum sehen, oder es flackert immer unstet, daß es für echte Wahrnehmungen unbrauchbar ist. Um das deutlich zu machen, möchte ich noch einmal zurückkehren zu der Analyse der geistigen Strömungen Ostasiens und jetzt versuchen, diese zu erfassen, weniger in ihren allgemeinen Tendenzen als vielmehr in ihren spezifischen Ausprägungen, in dem, was man ihre Seele nennen könnte.

In Indien ist die religiöse Metaphysik in ihrem Wesen bestimmt von einer besonderen Konzeption der Einheit, die dem Hinduismus bei allen seinen Ausdrucksformen und trotz seiner Mannigfaltigkeit eine bestimmte Farbe gibt, die man sofort erkennen kann. Die tiefste Sehnsucht jeder menschlichen Mystik, zu allen Zeiten und in allen Weltteilen, geht doch wohl dahin, sich zu erheben über die verwirrende Vielfältigkeit dieser Welt, in der wir sozusagen untergetaucht sind, um aufzusteigen zu irgendeinem seligen Einssein. Aber auf welchem Weg kann dies erreicht werden? Hier gehen die Pfade von Ost und West weit auseinander. Die Antwort Indiens ist ziemlich deutlich: um das Vielfältige in uns oder um uns zu einer Einheit zu machen, gibt es nichts Einfacheres, als es zu verneinen oder es vollkommen zu unterdrücken. Willst du alle verwirrende Geschäftigkeit und das Vielfältige ganz transzendieren? Steige tief in dich selbst hinab, eliminiere die verlockende vielfältige Scheinwelt, worin das Sein, sich selbst sozusagen vernichtend, sich dir zeigt! Wenn der trügerische, phantastische Schein alles Sichtbaren und Fühlbaren sich verflüchtigt hat, wenn alle Bande sich gelöst haben und wenn dann der in sich selbst gekehrte Mensch sich erhebt, um die Einheit von Körper und Geist, von Atman und Brahman zu schauen, ist er durch dieses Wissen wirklich erlöst und das Ziel ist erreicht. Begib dich auf den Weg und du wirst erfahren, daß dort tief unter allem eine universelle Essenz liegt, die nur darauf wartet, um dich ganz zu absorbieren und sich mit dir ganz identisch zu machen[4]).

---

[4]) Ein wichtiges Kennzeichen des indischen Menschen bleibt auch seine Naturgebundenheit. Diese läßt die Grenze zwischen ihm und der ihn umgebenden animalen und vegetativen Welt völlig verschwimmen, und das erklärt dann die Entstehung von Vorstellungen wie die Samsara, die Korrelation von Makrokosmos und Mikrokosmos, die Einheit alles Seins.

Hier finden wir das Ziel und den Weg, die die Hindu-Weisheit unter tausenderlei verschiedenen Formen uns vorhält. Wird dieser Weg die Labung unserer Seelen bringen, wird dieser Weg den Westen besser zu seinem Ziele führen? Eine geistige Vision muß beurteilt werden nach ihren moralischen und sozialen Früchten. Nun deckt aber ein tieferes Studium der Dinge, die ich in äußerst gedrängter Form hier auseinandergesetzt habe, folgende unumstößliche Tatsachen auf: Hier ist kein Platz für wirkliche, sich mitteilende Liebe; östliche Identifikation ist keine Vereinigung. Hier ist auch kein Platz für einen integralen Humanismus, so wie besonders unsere jetzige Zeit ihn auffaßt, denn in dieser indischen Vision wird überhaupt kein Wert gelegt auf die große Leistung der menschlichen Anstrengungen. Hier ist auch kein Platz für die Würde der menschlichen Person, um nicht zu reden von echter, innerer Freiheit oder sozialer Gerechtigkeit. Was dieser Unterschied zwischen dem indischen Weg und dem des Westens bedeutet, kann man leicht mit eigenen Augen sehen, wenn man eine Reise unternimmt, die heiligen Flüsse Indiens, den Ganges und den Jumna, entlang, oder wenn man einen Spaziergang macht durch Kalkutta, Madras, Bombay, Indore, Benares oder welche indische Stadt es auch sein möge. Wenn man das gesehen hat, besonders wenn man erfahren hat, wie das Vieh als etwas Heiliges verehrt und demgemäß behandelt wird, wie man Spitäler für kranke Vögel errichtet hat und wie zu gleicher Zeit die Menschen wie Ratten auf den Straßen sterben, wenn man sich fast weigert, die primitivsten Voraussetzungen zu erfüllen, von denen sogar die allerbeste, liebevolle Hilfe abhängt, um einigermaßen Erleichterung zu bringen. Wenn man das alles gesehen hat, dann kommt man doch wohl zu der Überzeugung, daß für uns das Licht sicher nicht an dem indischen Himmel aufgehen wird[5]).

Und wohin hat der Weg Chinas geführt? Dort hat man sich niemals in einer Atmosphäre des Göttlichen bewegt. China war immer eine Heimat von rein natürlichen, menschlichen Aspirationen. Hier sind niemals Anstrengungen gemacht worden, sich emporzuheben. Man hat niemals versucht, die Blume China in höhere Regionen zu verpflanzen. Sie ist immer

---

[5]) Ich glaube, daß es nicht ganz unangebracht ist, hier die beachtenswerten Worte Louis Rougiers zu zitieren: „Die Zivilisation des Korans hat im gesamten Einflußbereich des Islams die Entfaltung der Technik gehemmt. Der arabische Fatalismus hat die Initiative abgetötet. Dasselbe gilt für Indien, wo die Unterwerfung unter die Ordnung der Dinge als Erzeugnis eines stets reinigenden Schmerzes angesehen wird. Weit entfernt davon, die menschliche Persönlichkeit und den Unternehmungsgeist zu entwickeln, geht es darum, den Lebenswillen an seinem Ursprung zu vernichten. Das Nirwana, die höchste Haltung des Weisen, ist das genaue Gegenteil der kämpferischen Haltung des westlichen Menschen.

Wenn der Westen den unentwickelten Ländern wirksam helfen will, müssen deren Führer davon überzeugt werden, daß nichts getan werden kann ohne eine radikale Änderung der Mentalität. Um Reichtümer zu schaffen, müssen zuerst unternehmungsfreudige Menschen geschaffen werden. Das Problem liegt in der psychologischen Wandlung als Voraussetzung für einen wirtschaftlichen Fortschritt.

Die psychologische Wandlung setzt eine Erziehung voraus, auf welche die Massen außerordentlich schlecht reagieren, denn diese Erziehung verstößt gegen religiöse Tabus, gegen die Gebräuche der Vorfahren, gegen die Stammesgewohnheiten und gegen die Neigung der meisten Eingeborenen, lieber im Elend zu verharren, als ihm durch eine Anstrengung zu entrinnen." Entwicklungsländer — Wahn und Wirklichkeit, 1961. Eugen-Rentsch-Verlag. S. 189 — 190.

steckengeblieben im chinesischen Löß. Mehr als 3000 Jahre wurde diese Blume kultiviert, und zu welchen Formen, Farben und reichen Düften hat sich diese bis jetzt entwickelt? Wenn es mir vergönnt ist, in einem Satz die Realität von mehr als 3000 Jahren Tugend, Kunst und Literatur auszudrücken, möchte ich mit Pater Teilhard de Chardin sagen, daß die Seele des alten China nicht so sehr besteht in dem Glauben an den Menschen (la foi en l'homme), als vielmehr in dem Geschmack am Menschen (le gout en l'homme), und dabei ist es geblieben. Ich will hier nicht sagen, daß China ganz unbewegt geblieben ist in seiner langen Geschichte, aber es macht den Eindruck, daß der äußerst träge Fortschritt es selbst wenig interessiert hat. Eine Sucht nach Eroberungen oder Verbesserungen, auf welchem Gebiete es auch sein möge, ist nie über dieses weite Feld dahingegangen. Keine einzige Kultur zeigt eine solche starre, traditionelle Gebundenheit an Kultus, Gesetze, Zeremoniell und Etikette wie die chinesische. Es macht den Eindruck, als ob die chinesische Kultur versucht hätte, sich einen Weg zu bahnen durch ihre schlammige Scholle, aber bei jedem Schritt vorwärts blieb neuer Löß an ihren Stiefeln kleben, so daß sie kaum weiterkam. Der Chinese war mehr interessiert an einer Beständigkeit der bestehenden Ordnung, sein Ziel war mehr ein statisches Gleichgewicht zwischen Erde, Gemeinschaft und den Sternen. Das war seine höchste Aspiration, seine tiefste Sehnsucht. Ein Geist des Prometheus ist nie in dieses Volk hineingefahren. Weder für Konfuzius noch für Laotse hat je das Problem der Tat bestanden, und niemals zeigten sie irgendein warmes Interesse für das Transzendente. Ihre Weisheit war eine Weisheit dieser Welt, die zu gleicher Zeit jedes tiefere Verlangen, jeden Schwung nach oben unterdrückte.

Wohin hat denn der Weg Japans geführt? Hier fehlt es nicht an Dynamik, auch nicht an Eroberungssucht und noch weniger an einer Tendenz, einem Streben zum Heroischen. Hier aber fehlt das Organ, die Kraft zur Vision, um diese schöne Veranlagung einem höheren Ziel dienstbar zu machen. Die japanische Seele hat sich jahrhundertelang geformt innerhalb der engen Grenzen der eigenen Rasse. Der völkische Geist wurde genährt durch denselben Blutstrom, durch den Gedanken an einen und denselben mythischen Ursprung. Abgeschlossen vom asiatischen Kontinent, eingeengt zwischen Bergketten, jahrhundertelang von Anleihen bei China befruchtet, haben die Japaner dann nachher lange Zeit einen Ultranationalismus genährt. Japan war immer das beste Land der Welt. Schon vor Jahrhunderten schrieb ein japanischer Mönch: „Bis zum Ende der Zeiten wird unser Vaterland jedes andere Land weit überragen." Dieser Gedanke findet schärfsten Ausdruck in dem endlos wiederholten: „Unser Großjapan ist ein göttliches Land; wir sind eine göttliche Nation und als Göttersöhne haben wir eine Sendung zu erfüllen."

Aus diesem Gedanken hat sich die exklusive Soldatenmystik entwickelt, die zu bekannt ist, als daß hier weiter darüber geredet werden müßte. Auf markante Weise das Irreale ihrer sogenannten Superiorität illustrierend und jedem, der nur zuschauen will, die Armut ihrer eigenen Ideen eklatant machend, zeigt man eine Rezeptivität und eine Sucht zur Imitation wie wohl kein anderes Land in der Welt. Nachdem er erst jahr-

hundertelang bei China Anleihen gemacht hat, trabt der Japaner nun schon mehr als 100 Jahre mit großem Eifer hinter den letzten Neuigkeiten, die im Westen erscheinen, und das hat jetzt solche Formen angenommen, daß die eigenen Professoren sagen: „Augenblicklich sind wir eine intellektuelle Kolonie von Europa geworden." Ohne seelische Heimat schweift der Japaner durchs Leben und macht seinen Bettelgang durch alle möglichen Tempel und wendet sich an Götter, Buddhas, Boddhisatvas, Zauberer, Propheten, Gesundbeter und Visionäre und prüft, wieweit diese ihm Vision, Freude, Frieden, Gesundheit, Glück oder Reichtum in diesem Leben besorgen können. Im Reiche der Gedanken sind die Japaner wie Schmetterlinge und flattern von einer Blume zur anderen: von Hegel zu Heidegger, von Kobo zu Kierkegaard, von Sartre zu Schopenhauer, von Konfuzius zu Kant, von Bergson zu Buddha, von Nichiren zu Nietzsche, von Shinran zu Spencer, von Togo zu Tolstoi und von Mito zu Marx. Sie sind wirklich authentische intellektuelle und religiöse Don Juans, wandernde Ahasvere im Reiche der Gedanken, unstet immer auf dem Marsch im Zickzackkurs, ohne je Ruhe, ohne je eine geistige Heimat zu finden. Nein, auch die Japaner können uns nicht führen; dieser Weg verläuft sich und führt ins Nirgendwo, dieser Weg ist ein Holzweg. Das Problem des Geistes ist in seiner Totalität im Osten keineswegs gelöst worden, und der Westen braucht deshalb nicht zu spähen zum östlichen Himmel, um von dort eine schöne Dämmerung, eine aufgehende Sonne zu erwarten, die ihm das Licht schenken wird.

Laßt uns jetzt einmal unsere Augen nach dem Westen richten, um zu sehen, ob von dort nicht eine leichte Morgenröte aufsteigt. So bin ich denn bei Europa angekommen, bei diesem Westen, der für so selbstsüchtig und für so unreligiös gehalten wird in seiner ganzen, geistigen Struktur. Die Vernunft hat den Westen verhärtet und ausgetrocknet, seine materiellen Schöpfungen haben ihn verknöchert, die technischen Triumphe haben ihn entseelt und aufgeblasen gemacht. Er ist besessen vom Dämon des egoistischen Utilitarismus, und dieser treibt ihn zu einem fieberhaften, frenetischen, überspannten Tatendrang[6]). So ist seine Reputation bei vielen im Osten.

Im schärfsten Gegensatz zu diesem massiven Vorurteil — ich möchte im Vorübergehen nur eben den überschwenglichen und frohen Edelmut des amerikanischen, deutschen und österreichischen Volkes nennen, wovon

---

[6]) „Der Westen hat keine Ursache, sich seiner Geschichte der kolonialen Expansion zu schämen, unbeschadet vieler Irrtümer im einzelnen und der Unzulänglichkeit allen menschlichen Handelns. Ohne die koloniale Expansion des Westens hätte es keine blühende Wirtschaft in den Vereinigten Staaten gegeben, ebensowenig wie in Kanada, Australien oder Neuseeland und keine moderne Demokratie in Mexiko, auf den Philippinen oder Hawaii. Ohne diese koloniale Expansion wäre Indien oder Indonesien kein moderner Staat mit einer gemeinsamen Sprache, einem Eisenbahnnetz, einer Stahlindustrie und einer Selbstverwaltung. Die furchtbare Hölle der mit Fieber und zahllosen ansteckenden Krankheiten verseuchten Tropen, in denen menschliches Dasein mühselig dahinschlich, ist ganz allmählich mit den letzten Errungenschaften der Zivilisation der kolonisierenden Völker auf den Gebieten der Chemie, Physik, Biologie und der angewandten Veterinär- und Humanmedizin überwunden und saniert worden, so daß dort heute die meisten bei voller Gesundheit und Arbeitskraft existieren können." Karl Brandt, a. a. O., S. 98—99.

man in der ganzen Welt, geschweige denn im Osten, kaum ein gleiches finden kann — will ich versuchen, deutlich zu machen, daß tief unter diesem fast fieberhaften Schöpfungsdrang eine wahre, glühende Mystik verborgen ist, Frucht des Christentums und eines neuen, mondialen und integralen Humanismus. Und wenn diese Mystik auch etwas jung sein mag, sie ist doch ganz originell und besitzt eine kräftige Vitalität. Diese Mystik mag hin und wieder etwas fremd anmuten oder vielleicht sogar unrichtig formuliert sein, sie ist doch in ihren Grundlagen ganz klar determiniert, und deren beseelende Wirkungen lassen sich bereits überall in der ganzen Welt verspüren. Es ist doch nicht zu verneinen, daß unsere westliche Kultur so vital ist, daß der Kontakt mit anderen Kulturen sie unberührt läßt, während letztere — nach anfänglichem Widerstreben — sich völlig umstellen und sich reformieren nach dem Vorbild der unsrigen, ja fast alles — wenigstens, was die äußere Form betrifft und tragischerweise nur diese[7]) — von uns übernehmen.

Es geschah vor ein paar Monaten. Prinz von Loewenstein hielt gerade am Ende seiner kurzen, vom Touristenbüro säuberlich vorgezeichneten Tour durch Japan, eine Rede in der großen Aula unserer Nanzan-Universität. „Dies ist ein wunderschönes Land, welch eine Farben- und Formenpracht; hier können wir noch vieles lernen. Wir müssen mehr kulturellen Austausch miteinander pflegen." In der darauffolgenden Diskussion stand einer unserer brillantesten Studenten, ein Nichtchrist, auf: „Ich danke dem Redner für alle Freundlichkeiten gegenüber unserem Lande und unserer Kultur, die er soeben geäußert hat. Auch wir sind für mehr Austausch. Aber was können wir zum Tausch anbieten? Was kann Europa von uns übernehmen? So weit ich es sehe, ist es ein Einbahnverkehr. Wir nehmen, wir empfangen, wir sind die Beschenkten, wir sind immer im Vorteil. Unsere japanischen Häuser haben wir eingetauscht gegen europäische Wohnungen, die wir abendländisch einrichten. Unsere Nahrung fängt an, sich im westlichen Sinne zu ändern; ebenso unsere Schuhe, unsere Kleidung, unsere Musik, unsere Bühnen, unsere Philosophie, unsere Technik

---

[7]) Der Umstand, daß Asien nur die äußere Form und noch nicht das Wesen den geistigen Hintergrund der abendländischen Kultur übernehmen will, ist wohl einer der Hauptgründe, woran öfters die Hilfe für aufsteigende Völker scheitert. Wie große Ökonomen wiederholt gesagt haben, wird jedes Entwicklungsprogramm des Westens enttäuschend enden, wenn es nicht zuallererst dem Umstand Rechnung trägt, daß die meisten soziologischen und geistigen Voraussetzungen, auf denen die abendländische Industriewirtschaft letztlich beruht, in den unentwickelten Ländern nicht vorhanden sind, und wenn es auf der Illusion aufgebaut ist, daß diese Voraussetzungen importiert oder rasch geschaffen werden könnten. Es fehlt einfach an einer christlichen Tradition, der im Westen Zuverlässigkeit, Unternehmungsgeist, Verantwortungssinn, Arbeitsethos, Pünktlichkeit, Sparsamkeit, Ehrlichkeit und Schaffensdrang entsprossen sind. Wilhelm Röpke sagt sehr zu Recht: „Das letzte Geheimnis der ‚reichen' Länder ist nicht in ‚Kapital', Maschinenmodellen, technisch-organisatorischen Rezepten und Naturreserven zu suchen, sondern in einem philosophisch wie immer zu beurteilenden Geiste des Ordnens, Versorgens, Kombinierens, Unternehmens, menschlichen Führens und freien Gestaltens, kurzum einem Geiste, den man weder aus dem Boden stampfen noch importieren kann. Ein fundamentaler Irrtum, von dem das Entwicklungsprogramm radikal befreit werden muß, ist die Vorstellung, als ob es sozusagen nur des Kunstdüngers des ‚Kapitals' und des ‚technisch-organisatorischen Wissens' (des ‚know-how') des Westens bedürfe, um die schlummernden Wirtschaftskräfte jener Länder zum Sprießen zu bringen." A. a. O., S. 27.

und unsere Wissenschaft, unsere Städte, unser Sport, unsere Vergnügungen und unsere Krankenhäuser, unsere Wege und unsere Transportmittel. In all diesen Dingen haben wir die japanische Art verlassen oder sind auf dem Wege, das zu tun. Was sind unsere japanischen Universitäten anderes als eine Art Übertragungseinrichtungen von Ideen aus dem Westen? Unsere japanischen Professoren studieren eifrig alles, was in Europa und Amerika erschienen ist, und setzen uns das vor. Gibt es eine Universität in Europa, wo die Professoren japanische Medizin, japanische Philosophie oder japanische Technik dozieren?" Eine Totenstille folgte. Da stand Prinz von Loewenstein, auch er konnte nichts antworten. Die Situation wurde peinlich, aber ein paar Missionare kamen ihm zu Hilfe: „In den europäischen Museen ist viel ausgestellt an östlicher Kunst, und diese wird im Westen sehr geschätzt: Porzellan- und Töpferwaren, Malereien und Seide, und in Gartenanlagen sind doch wohl gelegentlich japanische Motive zu finden."

„In den Museen, ja, das mag schon sein, dort sind unsere Sachen begehrt: Souvenirs aus dem exotischen, scharmanten Osten, aber was habt ihr im Westen in eurem Lebensgehalt, in eurem Gedankenleben, in eurer geistigen Vision von uns übernommen? Nichts, absolut nichts. Ich wüßte auch nicht, was ihr übernehmen solltet." Das war eine peinliche Konfrontation.

Wir glauben nicht, daß es sich hier um eine vereinzelte Tatsache handelt. Im Gegenteil! Während bestimmte Propheten aus dem Westen die westlichen Kulturwerte schmähen, fühlt sich der ganze Osten zum Westen hingezogen, eignet sich die von unseren Vorfahren mühsam errungenen Schätze gratis an und ahmt unsere Lebensformen nach, sogar in Sachen, die wir persönlich als kulturwidrig bezeichnen möchten.

Was ist die Grundlage unserer Kultur, was ist das Fundament unserer westlichen Mystik? Ein von Ewigkeit bestehendes göttliches Wesen, für uns ein naturnotwendiges Postulat von Vernunft und Glauben, und dieses Wesen allein kann dem Universum eine transzendente Mitte geben, wohin alle Kräfte konvergieren, worauf alles zurückfällt und was allem Stabilität, Ziel und Sinn verleiht. Und ich möchte Gott jetzt speziell sehen als das „ens a se", den „primus movens, primus omnium motor", der das Universum in Bewegung gesetzt hat und darum dem menschlichen Schaffen einen großen Wert schenkt. Alle unsere Anstrengungen, wie materiell diese auch sein mögen, sind geheiligt, wenn sie nur auf irgendeine Art zurückfallen auf oder konvergieren in diese göttliche Mitte. Dem Gesagten müssen wir sofort hinzufügen, daß das höchste Gebot dieses persönlichen Gottes das Gebot der Liebe ist, aber eine Liebe, die uns frei macht und die ihren höchsten Ausdruck findet in der Person Christi, dem menschgewordenen Sohn, der die Bergpredigt als die höchste Lebensform auf dieser Welt entfaltet hat, der als ein Prometheus das Feuer der göttlichen und menschlichen Liebe vom Himmel gebracht hat und damit auch den Durst nach Gerechtigkeit und das Verlangen nach der Vollkommenheit. Und jetzt wird alles anders. Wir flüchten nicht aus dieser Welt, wir werden nicht resigniert, wir liefern uns nicht einem negativen Pessimismus aus. Wir hegen keinen die Initiative tötenden Fatalismus. Wir unterwerfen

uns nicht passiv unter die Ordnung der Dinge und sehen diese Geisteshaltung nicht an als ein Erzeugnis eines stets reinigenden Schmerzes. Im Gegenteil, die Welt ist Gottes liebevolle Schöpfung, und diese ganze Schöpfung liegt jetzt bereit, um von uns eifrig und intensiv bearbeitet zu werden. „Machet euch die Erde untertan!" Unser Leben hier auf Erden ist etwas Einmaliges, wir werden nicht wiedergeboren in endlosen anderen Existenzen; wir leben nur einmal, und deshalb hat jede Minute Ewigkeitswert. Und so packen wir dann eifrig zu. Wir gehen daran, etwas zu unternehmen, zu reformieren, zu ändern, zu verbessern, Neues zu erfinden und in Angriff zu nehmen. Andere Kulturen haben niemals solch ein Interesse an neuen Erfindungen gezeigt, ja diese verhielten sich oft ablehnend. Andere Völker haben wohl auch Erfindungen gemacht — in dieser Hinsicht glaube ich nicht an westliche Überlegenheit —, aber sie betrachteten diese Neuigkeiten höchstens als nette Spielzeuge, welche sie nachher bald wieder vergessen, etwa in der Art, wie frühere Jahrhunderte es sich geleistet haben, die nichteuklidische Mathematik zweimal zu erfinden, und sich damit zeitweise amüsierten, jedoch nur, um sie schließlich praktisch wieder zu vergessen. Andere Kulturen erwarten wenig oder nichts von neuen Dingen, und wir tun gerade das. Wir hegen das Vertrauen, daß sie Fortschritt bringen werden, nicht nur materiell, sondern auch geistig. Unsere wissenschaftliche Arbeit besteht zu einem großen Teil aus Ordnen und Verarbeiten von immer wieder neuen Dingen, und all dieses Wissen muß jedem zugänglich und dienstbar gemacht werden. Wir sind immer am Bauen, und gebrauchen dieses Wort auch besonders, um damit unsere kulturelle Arbeit anzudeuten. Wir sprechen sogar von einer Seelenburg, die aufgebaut werden muß.

Wenn ich in dieser Weise die kulturellen Werte des Ostens, den ich früher so oft gepriesen habe, etwas kritisch den westlichen Kulturwerten gegenüberstelle, so mögen meine Freunde im Osten und im Westen das ja nicht so auffassen, als wäre ich von jetzt an weniger bereit, alles Gute im Osten freudig zu bejahen. Noch weniger möchte ich übersehen, daß unter der Leitung von Gottes freier Gnade auch im Osten manches Schöne emporgeblüht ist. Immer wieder haben einzelne Personen ihre Seele offengelegt für die volle Wahrheit, die auch in der von ihrer Kultur ausgeprägten Teilwahrheit durchscheint. Das ist besonders in Indien der Fall gewesen. Wenn es sich aber um die Vergleichung ganzer Kulturen handelt, kann ich nur sagen: der Osten ist mir lieb, sehr lieb, aber die Wahrheit geht mir über alles.

Anderseits möchte ich nicht übersehen, daß auch die Vision des Westens, von der ich eben lobend sprach, großen Gefahren ausgesetzt ist. So wie wir es von Natur aus nicht ertragen können, daß etwas, das verbessert werden könnte, nicht verbessert wird, so kann unser Schöpfungseifer leicht darauf vergessen, daß wir auch Not haben an der Stille. Es besteht die große Gefahr, daß besonders der heutige Mensch im Westen diesen Wert der Stille vergißt. Neben seinen eigenen Mystikern, die immer von der Notwendigkeit der Stille geredet haben, kann, was dies angeht, der Osten — ich meine den alten Osten, denn momentan ist von der Stille nicht mehr viel vorhanden — uns viel lehren. Wir sind in unserer Zeit

Zeuge einer bewußten Flucht aus der Stille, und dies kann zur inneren Verarmung führen. Der auffallendste Zug der Stille ist doch wohl, daß sie zu uns spricht von den Dingen, die uns am unerträglichsten sind: unseren Fehlschlägen, unseren Sünden, unserer Angst und unseren verborgenen Wünschen. Im Grunde spricht die Stille uns in alledem von Gott, aus dessen Kraft und Gnade unsere Väter ihren Kulturwillen bewußt geschöpft haben und dem sie sich stets verantwortlich fühlten. Die große Gefahr des schöpferischen Strebens, das im Westen zu einer Art Schöpfungsmystik führte, ist immer wieder, daß diese Mystik durch völlige Laisierung innerlich gefälscht und sich selber entfremdet wird und so ihren eigenen Untergang herbeizuführen droht. Eine solche Fälschung kann sich auf die Dauer nur durchsetzen, wenn der Mensch sich ständig an Kulturlärm betäubt. Die Stille soll uns immer wieder unserer Kleinheit und Armut bewußt machen, damit wir uns selbst nicht als die eigentlichen Schöpfer ansehen, sondern nur als Instrumente in des Schöpfers Hand, causae secundae, deren Sein und Arbeit nur eine Teilhaftigkeit ausmacht an dem, was Gott in liebevoller Herablassung für uns sein will. Dies vergessen zu haben, scheint mir die tiefste Schwäche nicht der westlichen Kultur — denn auch die frühere Generation und besonders die Gelehrten, denen wir die Grundlegung der heutigen technischen Entwicklung verdanken, haben sich immer als Mitarbeiter Gottes betrachtet —, sondern des heutigen westlichen Menschen, soweit er dieser Kultur untreu wurde.

Ja, wir brauchen Stille. Wir brauchen Besinnung auch und vor allem auf die tieftraurige Lage, in die wir mit dem Verhältnis zwischen den Geschlechtern im Westen hineingeraten sind. Wenn wir uns nur ein wenig dieser stillen Einkehr überlassen, müßten wir doch eigentlich den Mut haben, das Krebsgeschwür auszuschneiden, das als Fremdkörper in die heutige westliche Zivilisation eingedrungen ist und das ihre besten Lebenskräfte aufzusaugen droht. Ich meine die von allen Reklamemitteln verbreitete aufdringliche Verherrlichung der Sexualität, die unser Menschsein erniedrigt und uns in den Augen des Ostens lächerlich und degeneriert erscheinen läßt. Alles Glückhafte und Edle, das aus der ethischen Bewältigung der Sexualität entsteht, wird öfters auf dem Bild des Lebens ausgelöscht. Quellen der Regenerationskraft des Daseins versickern. Seelische Sterilität verbreitet sich, der willentlich die biologische folgt. Damit möchte ich mit dem Jansenismus verwandten und veralteten Auffassungen gewiß nicht das Wort reden. Noch weniger möchte ich das Gute in Abrede stellen, das in den modernen und mehr personalen Eheauffassungen hervortritt. Dennoch möchte ich fragen, ob unsere Väter nicht doch recht hatten, als sie jede Art der Mystifizierung des Erotischen entschieden abwiesen und damit der Tatsache Rechnung trugen, daß die Erbschuld sich vor allem auszuwirken droht in der Fälschung der persönlichen Liebe gerade durch Überbetonung des rein Biologischen und Erotischen. Sie haben die Ehe aufgefaßt als eine hehre gemeinsame Aufgabe, durch die die Eheleute zur Teilnahme an der göttlichen Liebestat berufen werden, die immer wieder neue Menschen ins Dasein ruft. Die christliche Kultur hat früher die übergroße Betonung des Erotischen hie und da etwas zu energisch abgewiesen, aber dafür hat sie immer die gemäßigte, aber tiefe

Prokreationsmystik verstanden, die auch im Evangelium ihren Ausdruck findet, wenn Christus davon spricht, wie die junge Mutter sich nach allen Schmerzen doch freut, weil ein neuer Mensch geboren worden ist.

Der heutige westliche Mensch ist in Gefahr, unter dem Einfluß von allerhand nur zum Teile edlen Motiven diesen gesundmystischen Sinn für die Prokreationswerte, samt ihrer tiefen Hochachtung für jede neue menschliche Person, preiszugeben. Daß in unserer Zeit die Sorge um die Personwerte in Mutter und Kind mitreden muß, möchte ich gerne bejahen. Die Tatsachen sind aber so, daß bis zu 75 Prozent der Eheleute in diesen Ländern ihre Kinderzahl so beschränken, daß Europa in einer einzigen Generation 35 Prozent an Lebenskraft einbüßen würde, wenn nicht die übrigbleibenden 25 Prozent noch den Mut und den christlichen Optimismus, gepaart mit christlichem Opfergeist, aufbrächten, um vier oder mehr Kinder zu erziehen. Ich kenne diese traurigen Tatsachen und möchte sie keineswegs übersehen. Nach meiner Meinung beweisen sie nur, wie sehr wir die Stille der Besinnung und des Gebetes brauchen, denn obgleich unsere Kultur erhaben ist und ihre Erhabenheit auch erwiesen hat — und gerade in der Zeit, wo sich diese Erhabenheit auch materiell völlig entfaltet — sind wir in Gefahr, unsere wesentlichen Kulturwerte preiszugeben. Ja, wir haben Not an Stille, an Einkehr. Mit einem einfachen Griff nach Radio- oder Fernsehapparat will man sich von diesen Schrecken der stillen Einkehr absetzen. Dieses halte ich wohl für einen der schwächsten Punkte der abendländischen Kultur. Aber setzt man ein gewisses Maß von stiller Einkehr, um den bleibenden Kontakt mit der göttlichen Mitte zu bewahren, voraus, dann ist diese viel geschmähte Aktivität, dieses immerwährende Bauen keineswegs abzuweisen. Auch unsere moderne Technik soll man keineswegs abweisen. Technik ist gut, ist schön und sehr legitim als eine Weise der Naturbeherrschung, die uns Menschen aufgetragen ist. Wir brauchen nur dafür zu sorgen, daß die Technik nicht ihren werkzeuglichen Charakter verleugnet, vom Mittel zum Zweck wird und so aus dem Zusammenhang der Gesamtkultur herausgelöst wird. Dann würde die Technik ihre Humanität verlieren. Aber dem Geiste völlig untergeordnet, ist die Technik, ist unser abendländisches immerwährendes Bauen etwas Erhabenes und keineswegs abzuweisen. Die meisten brillanten Vertreter der abendländischen Kultur, die größten Mystiker haben die größte Aktivität entfaltet, haben, jeder auf seinem Gebiet, die größten Gebäude errichtet: ein Benedikt, ein Bernhard, ein Augustinus, ein Thomas oder ein Ignatius, um nur einige zu nennen. In diesen Gestalten möchte ich die abendländische Kultur in ihrer Sublimation sehen. Sie sind alle schöpferisch gewesen in dem, was wohl das Höchste ist. Aber ich würde einseitig werden, wenn ich Europa darauf beschränken wollte, denn wir sind mehr (um mit Jaspers zu sprechen). Europa ist auch Homer Aristoteles, Plato, Vergil und Horaz. Es ist auch Dante, Shakespeare und Goethe, Cervantes, Racine, Molière und Vondel, Leonardo, Fra Angelico, Raffael, Michelangelo, Rembrandt, Frans Hals und Velasquez, Bach, Mozart und Beethoven, Anselm, Spinoza und Leibniz. Aber auch das ist noch nicht alles. Europa ist noch mehr (und hier weiche ich von Jaspers ab). Es ist auch Solowjew, Dostojewskij, Gorkij, Berdjajew und Pasternak

Tschaikowskij und Strawinskij. Oder, um es in Städten und Orten anzudeuten: es ist Jerusalem, Athen, Rom, Paris, Oxford, Cambridge, Salamanca, Citeaux, Fulda, Köln, Salzburg und Wien; ja, auch Zagorsk, Petersburg und Kiew. Denn die Russen und die slawische Rasse gehören auch zum Westen und ihre Nostalgie für uns habe ich selbst sehr gut wahrnehmen können.

Während meiner Besuche in Rußland mußte ich öfters an die Worte Dostojewskijs denken: „Europa ist unsere zweite Heimat, ich selbst bin der erste, der es leidenschaftlich bekennt und immer bekannt hat. Für den Russen ist Europa fast ebenso teuer wie Rußland; jeder Stein Europas ist mir lieb und wert. Niemand kann Rußland glühender lieben, als ich es liebe, und doch habe ich mir nie einen Vorwurf deshalb gemacht, daß Venedig, Rom, Paris, die Schätze ihrer Kunst und Wissenschaft, daß ihre ganze Geschichte mir lieber sind als die Rußlands." Ich bekam den Eindruck, daß viele intellektuelle Russen heutzutage noch geradeso denken. Jedoch diese Nostalgie richtet sich — mirabile dictu — nicht nach dem vermaterialisierten, sondern dem christlichen Westen. Die russischen Schriftsteller des letzten Jahrhunderts haben niemals vergessen, daß sie Europäer sind, das heißt, wirkliche Brüder des christlichen Westens. Mehr als je traf mich diese innere Verbundenheit, als ich mit einem russischen orthodoxen Priester im bekannten Kloster von Zagorsk — 70 Kilometer außerhalb Moskaus — ein langes Gespräch führte. Wir lebten fast der eine in des anderen Gedanken. Wenn ich mit buddhistischen Mönchen oder Shinto-Priestern verkehre, ergibt sich keine seelische Einheit. Unsere Gedankenwelten liegen meilenweit auseinander; wir haben keinen gemeinsamen kulturellen Boden.

Wenn wir zurückblicken auf die letzten 2000 Jahre europäischer Geschichte, so will es mir vorkommen, daß die europäische Kultur sich aus vier Elementen gebildet hat, die ihren Unterschied gegenüber der Welt des Islams, Indiens, Chinas und Japans ausmachen: das griechische Denken mit seiner Kunst und Literatur, das römische Recht und die imperiale Idee, das Erbteil der Juden, vor allem der Propheten, und schließlich als vornehmstes Element das Christentum. Daneben finden wir wohl die autochthonen Lebensgewohnheiten und Sitten der Ureinwohner der verschiedenen europäischen Gebiete, aber diese sind von den vier obengenannten Elementen so überspült und durchdrungen, daß wir seit dem 12. Jahrhundert doch wohl von einer einzigen europäischen Kultur sprechen können. Wenn wir Europa von innen heraus betrachten, besonders wenn wir zum Beispiel mit den Augen der Kreuzritter nach Byzanz und den unter seinem kulturellen Einfluß stehenden Gebieten schauen, dann spricht man gerne von einer byzantinischen und von einer nichtbyzantinischen Kultur. Aber diesen Unterschied einzusehen, will mir nicht recht glücken, und das wird auch niemandem gelingen, der lange im Osten gelebt und versucht hat, einigermaßen mitzuschwimmen in einem vollständig verschiedenen Kulturstrom. Wenn wir Europa vom Osten aus sehen, und noch mehr, wenn wir hinschauen mit den Augen der Inder, Chinesen oder Japaner, dann erscheinen die Ähnlichkeiten zwischen Byzanz und dem übrigen Europa grundlegender als die Unterschiede.

Abschließend muß ich bemerken, daß ich in obigen Zeilen vielleicht ein zu großes Gebiet beleuchtet habe, wodurch viele Einzelheiten nur berührt werden konnten. Als Resumee würde sich sagen lassen, daß die ganze Welt im Gären ist, besonders der Osten, der sich aus seiner Lethargie erhebt; denn was ich bis jetzt beschrieben habe, war Asien bis vor 20 bis 30 Jahren, aber die Masse hat sich in Bewegung gesetzt unter dem Antrieb der westlichen Kultur. Was momentan in China geschieht, ist eine gigantische Verwestlichung. Die ganze Welt steht vor neuen, ganz unerwarteten Möglichkeiten, vor neuen und größeren Entdeckungen, ja das Morgengrauen einer neuen Zeit fängt an zu dämmern, und davor brauchen wir keine Angst zu haben. Wir wollen nicht blind sein für die Gefahren und Klippen, die wirklich da sind, zum Beispiel daß eine Spaltung entsteht zwischen dem Menschen und der ihn umgebenden Welt oder daß der Staub, den die vorwärtsrasende Technik aufwirbelt, uns die Aussicht auf die glorreichen und meist realen Erwartungen der zukünftigen Zeiten nimmt. Aber diese Spaltung ist zu überbrücken, und dieser Staub kann aufgesogen werden. Ja, ich bin davon überzeugt, daß es geschehen wird. Es kann aber nur mittels des Christentums erreicht werden. Hier stehen Buddhismus, Hinduismus, Taoismus oder Shintoismus machtlos da. Der Lauf der Geschichte geht weiter, und es scheint mir im Sinne Gottes allweiser Pläne zu sein. Fäden kommen zusammen in einem Punkt, Strahlen konvergieren langsam in einen christlichen Brennpunkt, wie das Genie von Pater Teilhard de Chardin es vorhergesehen, beschrieben, ja besungen hat. In dem unvermeidlichen Zusammenprall der Weltanschauungen, der vorangehen muß, wird der stärkste Gedanke siegen, und das ist die christliche Lebensvision, die trotz allem aus dem Westen gemacht hat, was er ist und wodurch allein die abendländische Kultur mehrwertig ist im Vergleich zu jeder anderen. In dem Maße wie der christliche Westen seiner christlichen Lebensvision treu bleibt, in demselben Maße wird er immer die ganze Welt inspirieren.

Von meinen vielen Reisen durch fast alle Kontinente der Welt habe ich die Erkenntnis heimgebracht, daß so gut wie alle Ideen und Kräfte, die seit Jahrhunderten die Völker der Welt im Guten und im Bösen bewegen, aus dem Abendland stammen. Ich bin nicht der Meinung, daß dies daher kommt, daß wir Abendländer begabter sind, denn das sind wir in Wirklichkeit nicht, sondern das kommt einzig und allein davon, daß der einzige wahre Gedanke, nämlich der christliche — der so markant kreativ ist —, uns erzogen und geformt hat. Laßt Afrikaner, laßt Inder, Chinesen oder Japaner sich für längere Zeit an denselben Brunnen laben, an denen sich unser intellektueller und geistiger Durst jahrhundertelang erquickt hat, sie werden Schöpfungen von Geist und Herz hervorbringen, die wir vielleicht nicht für möglich hielten und uns höchste Bewunderung abnötigen. Wenn wir einen Augustinus, einen Anselm, einen Bonaventura und einen Thomas hervorgebracht haben, verschiedene Philosophien, die zur selben Wahrheit führen, dann bleibt die Möglichkeit doch immer, daß ein durch die Glut und den Glanz der Offenbarung ergriffener indischer Denker, den Weg der Vedanta entlang und mit einer Terminologie, die tiefe Resonanzen

in der indischen Seele weckt, ein indisches und christliches Gedankensystem dem Schatze der philosophischen Möglichkeiten hinzufügt.

Aber faktisch ist ja diese Offenbarung zuerst nach Europa gekommen, und wir haben ohne Verdienst unsererseits diese empfangen. Es ist jedoch diese Offenbarung besonders, zwar in Verbindung mit einigen anderen Faktoren, die aus der westlichen Kultur gemacht hat, was sie ist, und solange unsere Kultur dem christlichen Gedankengut treu bleibt, solange wird es ihr gut gehen. Nochmals, wir brauchen uns nicht zum Osten zu wenden um eine neue Seelengestalt.

Die Kommunisten Rußlands und Chinas bilden sich ein, sie könnten die materiellen Leistungen des Westens bald übertreffen. Es gibt keinen Grund, diese Drohungen zu unterschätzen. Die Gefahr liegt nicht darin, daß unsere westliche Kultur minderwertig ist (was nicht der Fall ist), sondern daß wir dieser Kultur untreu werden und die Abarten unserer Kultur in Länder, die der wirklichen Schätze unserer Kultur sehr bedürftig sind, hineintragen. Und damit ist zu gleicher Zeit gesagt, daß die Missionsperiode nicht vorüber ist; sie fängt erst eigentlich an. Die Worte Arnold Janssens: „Vor dem Lichte des Wortes und dem Geiste der Gnade mögen weichen die Finsternis der Sünde und die Nacht des Heidentums" haben noch nichts von ihrer Kraft eingebüßt. Die Länder im Osten brauchen mehr als je die Schätze der christlichen Kultur. Wenn auch das Kolonialzeitalter seine Zeit gehabt hat, wenn auch die einheimischen Priester im großen und ganzen die Führung übernehmen werden, so werden die ausländischen Missionare — wie die höchsten kirchlichen Stellen in Rom noch kürzlich stark betont haben — unentbehrlich sein für den Aufbau der Kirche in den aufstrebenden Ländern. Bedeutende einheimische Bischöfe gestehen ganz offen ein, daß sie in vielen Fragen ihren eigenen Landsleuten gegenüber machtlos dastehen. Die voranstürmende Technik, der ganze westliche Wirtschaftsbetrieb, dem sie sich anpassen wollen und müssen, bringen Probleme, zu deren Lösung die einheimische Hierarchie uns unbedingt braucht und dazu sogar drängt. Gewisse Arbeiten müssen wir übergeben, aber für das Wesentliche braucht man die ausländischen Missionare noch, ja Rom wünscht das energisch. Den Völkern des Ostens hat die westliche, christliche Kultur noch etwas zu sagen, ja muß durch die Missionare mehr von sich reden lassen als je zuvor . . .

In diesem Artikel habe ich versucht, östliche und westliche Kulturen zu vergleichen, und ich bin dabei nicht an den Schwächen unserer Kultur vorübergegangen, aber ich bin davon überzeugt, daß wir regenerieren und wieder frisch werden. Ich habe noch immer Vertrauen zu unserer Generation und insbesondere zu unserer Jugend. Sie wird sich in dieser Stunde der Gefahr auf die tiefsten Werte unserer Kultur besinnen und dafür Sorge tragen, daß der christliche Westen auf geistigem und wahrscheinlich auch sogar auf materiellem Gebiet ein Jungbrunnen von Inspiration für die ganze Welt bleibt. „Der stärkste Gedanke wird siegen", dieses Wort eines holländischen Bischofs, einem der höchsten NS-Führer gegenüber gesprochen, kommt mir jetzt in Erinnerung. Tatsächlich, dieses Wort gilt

hinsichtlich sämtlicher Weltanschauungen, besonders auch hinsichtlich des Kommunismus eines Lenin, Stalin, Mao oder Chruschtschow: „Der stärkste Gedanke wird siegen."

Zum Aufbau der Apokalypse

Von P. Rafael Studerus O. S. B., Twasana Mission, Natal (Südafrika)

Es fehlt nicht an Warnungen, die Kompositionstechnik der Apokalypse nicht zu übertreiben. Wozu also ein neuer Versuch? Aber bei der Herausgabe des Neuen Testamentes in der Zulusprache mußte ich wohl oder übel auch nach einer geeigneten Einteilung der Apokalypse Umschau halten. Welch eine Fülle geistvoller Vorschläge drängt sich da einem entgegen, bei Allo, Sickenberger, Wikenhauser, Lohmeyer, Ketter, Bible de Jérusalem, Karrer, Höpfl-Gut, Gutzwiller usw. Leider verwirrt aber gerade diese Mannigfaltigkeit und Gegensätzlichkeit. „Hic sapientia est!" Am meisten sagte mir der konsequente Plan von C. C. Martindale (Catholic Commentary 1952) zu, der, weiter ausgeführt, mich zur Überzeugung führte, daß das formale Grundschema der Apokalypse die Woche ist.

I

Johannes begann sicherlich absichtlich sein Evangelium mit dem gleichen Wort wie die Genesis: In principio. So war es auch naheliegend, daß er im letzten Buch der Heiligen Schrift das ganze christliche Weltgeschehen unter das gleiche Schema stellte, wie das erste Buch die Weltschöpfung, nämlich die Woche. Der ganze Inhalt der Geheimen Offenbarung läßt sich tatsächlich ungezwungen auf 7 Siebenergruppen verteilen, von denen die erste auf den Sonntag fällt, und die letzte — unausgeführt — den ewigen Sabbat darstellt. Hier folgt der Plan.

Der Aufbau der Apokalypse

Einleitung:	Doppelte literarische Einleitung	1 1–3;	4–8
Hauptteil:	Die Visionen über das Weltgeschehen nach dem Schema der Woche aufgebaut.		
Dominica	7 Briefe		
	Doppelte Eingangsvision:	a. Erscheinung Christi	1 9–16
		b. Auftrag Christi	17–20
	1. Brief: An Ephesus	2	1–7
	2. Brief: An Smyrna		8–11
	3. Brief: An Pergamum		12–17
	4. Brief: An Thyatira		18–29
	5. Brief: An Sardes	3	1–6
	6. Brief: An Philadelphia		7–13
	7. Brief: An Laodicaea		14–22
Feria II	7 Siegel		
	Doppelte Eingangsvision:	a. Der Thronende mit Rolle	4 1–11
		b. Öffnung durch das Lamm	5 1–14

1. Siegel: Krieg 6 1–2
2. Siegel: Bürgerkrieg 3–4
3. Siegel: Hunger 5–6
4. Siegel: Pestilenz 7–8
5. Siegel: Martyrerruf 9–11
6. Siegel: Kosmische Schrecken 12–17

Doppeltes Zwischenspiel: a. 144.000 Besiegelte 7 1–8
b. Unzählbare Schar 9–17

7. Siegel entfaltet sich zu 8 1

Feria III 7 Posaunen

Doppelte Eingangsvision: a. Gebete auf Altar 8 2–4
b. Wirkung des Gebetes 5–6

1. Posaune: schädigt Land 8 7
2. Posaune: schädigt Meer 8–9
3. Posaune: schädigt Wasser 10–11
4. Posaune: schädigt Gestirne 12; 13
5. Posaune: Skorpion-Dämonen 9 1–12
6. Posaune: Reiter-Dämonen 13–21

Doppeltes Zwischenspiel: a. Das offene Büchlein 10 1–11
b. Die zwei Zeugen 11 1–13

7. Posaune entfaltet sich zu 11 14–18; 19

Feria IV 7 Gesichte über den Kampf

Doppelte Eingangsvision: a. Frau mit Sonnenkleid 12 1–2
b. Drache als Widersacher 3–6

1. Kampf im Himmel 12 7–12
2. Kampf auf Erden 13–18
3. Erstes Tier 13 1–10
4. Zweites Tier 11–18
5. Lamm mit Gefolge 14 1–5
6. Drei Gerichtsandrohungen 6–12; 13

Doppeltes Zwischenspiel: a. Getreideernte 14 14–16
b. Weinernte 17–20

7. Gesicht entfaltet sich zu 15 1

Feria V 7 Schalen

Doppelte Eingangsvision: a. Preislied 15 2–4
b. Übergabe der Schalen 5–8

1. Schale: über Land 16 1–2
2. Schale: über Meer 3
3. Schale: über Wasser 4–7
4. Schale: über Sonne 8–9
5. Schale: Thron des Tieres 10–11
6. Schale: Über Euphrat 12

Doppeltes Zwischenspiel: a. 3 Froschdämonen 16 13–14; 15
b. Sammlung der Könige 16

7. Schale: Fall Babels in 16 17–21

Feria VI 7 Gerichtsvisionen

Doppelte Eingangsvision: a. Die große Hure 17 1–6
b. Deutung 7–18

	1. Fall Babels	18	1–8
	2. Drei Klagelieder		9–19
	3. Symbol. Gerichtsvollzug		20–24
	4. Alleluja im Himmel	19	1–10
	5. Weißer Reiter		11–16
	6. Vernichtung der zwei Tiere		17–21
	Doppeltes Zwischenspiel: a. Fesselung für 1000 J.	20	1–6
	b. Ewige Verwerfung		7–10
	7. Auferstehung und Gericht	20	11–15
Sabbato	Das ewige Jerusalem		
	Doppelte Eingangsvision: a. Jerusalem nova	21	1–8
	b. Beschreibung		9–21
	1. Das ewige Reich Gottes	21	22—22 5
	ohne zeitlichen Ablauf in saecula saeculorum.		
Schluß:	Doppelter literarischer Schluß: a. Mahnung des Geistes	22	6–17
	b. Mahnung des Apostels		18–21

II

Der Seher von Patmos sagt ausdrücklich, daß der Anfang der Gesichte am Tage des Herrn, also am Sonntag, begann. Das erklärt auch die besondere Stellung der 1. Siebenergruppe, die nicht wie die anderen (4+2+1) aufgebaut ist und auch inhaltlich von den folgenden Gruppen grundverschieden ist. Es ist nicht ein Tag der Plagen, sondern er schildert Christus inmitten der Gemeinden.

Eine Ausnahmestellung in den Visionsgruppen nehmen auch die Gesichte ein, die auf den 7. Tag treffen. Sie lassen sich nicht ungezwungen wie die anderen gliedern. Wie der Sabbat der Genesiswoche, schildert auch der letzte Tag der Apokalypsewoche die Vollendung, die Ruhe Gottes. Daher gibt es kein Fortschreiten mehr in der Geschichte, sondern wie es Hebr 4, 9 heißt: relinquitur sabbatismus populo Dei. Darum beschreibt Johannes bloß die 1. Vision der erwarteten Siebenergruppe. Daß solche Gedankengänge dem Apostel nicht fremd sein mußten (vielleicht weniger als die verschiedenen „Akte eines Dramas"), zeigen Aussprüche von Rabbinen.

Die übrigen fünf Siebenergruppen haben zwar keine offen ausgesprochene Beziehung zu irgendeinem Tag, aber sie sind so deutlich gegliedert, daß man den obigen Plan nicht leicht als zu gekünstelt abweisen kann. Die Siebenergruppen II, III, V sind ausdrücklich im Text und auch ihr Aufbau (4+2+1) mit Zwischenspielen usw. ist praktisch unbestritten. Nicht so offenkundig ist dies bei der IV. und VI. Gruppe.

Aber es ist doch mehr als auffällig, daß alle im obigen Plan gemachten Unterabteilungen der IV. Gruppe (Kp. 12—14) mit der Einteilung zum Beispiel der Bonner Bibel, Bible de Jérusalem, Regensburger Bibel, Catholic Commentary trefflich übereinstimmen. Zwei geringfügige Ausnahmen bilden 12, 1—6 und 14, 6—13. Die Vision in 12, 1—6 wird meistens als eine Einheit angenommen. Doch ein Blick in den Text (12, 3) zeigt klar genug, daß Johannes von einer doppelten Vision spricht: „Darauf erschien ein anderes Zeichen." Kp. 14, 3—6 wird zwar von einigen (Allo,

Wikenhauser) geteilt (das heißt mit neuen Zeilen begonnen), doch die meisten nehmen die Verse als Ganzes wie oben. Daß drei Engel erscheinen, will kaum Unterabteilungen andeuten, sondern dient der Steigerung wie die drei Wehe oder das dreifache Klagelied über Babel.

Auch für die VI. Siebenergruppe (Kp. 17—20, 15) kann auf eine große Anzahl unverdächtiger Zeugen verwiesen werden, die genau oder wenigstens im Wesentlichen die gleichen Abschnitte haben (zum Beispiel Allo, Wikenhauser, Sickenberger u. a.). Dafür, daß die Texte in Kp. 12—14 und Kp. 17—20, 15 analog den anderen Siebenergruppen aufgebaut sind, spricht auch sehr stark der Umstand, daß sowohl die doppelten Eingangsvisionen und Zwischenspiele wie auch die Zäsur nach der 4. Vision sich finden. Die Zäsur kommt deutlich (wie bei den Siegel-, Posaunen- und Schalenplagen) durch den tiefgreifenden Wechsel des folgenden Visionsgegenstandes zum Ausdruck: das Lamm bei der IV., der weiße Reiter bei der VI. Siebenergruppe. Im letzten Fall wird die Zäsur noch durch einen eingeschobenen Vers (19, 10) wie bei der III. Gruppe (Adlerruf) unterstrichen. Alles dies beweist doch, daß das obige Schema im Text gut begründet ist.

Wenn das Wochenschema vom Verfasser der Apokalypse beabsichtigt war, warum macht er es nicht deutlicher? Zunächst ist es nicht Aussageinhalt der Offenbarung, sondern literarische Form. Diese zu betonen, lag kein Grund vor. Dann war zur Zeit des Apokalyptikers die Auffassung von sieben Zeitaltern oder Äonen, wohl unter dem Einfluß der Genesiswoche, sehr verbreitet. Die zitierten Zeugnisse der Rabbinen, die Apokryphen, Julius Africanus usw. bestätigen klar genug, daß dies nichts Fremdes war. Übrigens nehmen viele Kommentatoren an, daß Johannes selber im Evangelium (1, 19—2, 11) die Woche literarisch verwertet hat und sich am siebenten Tage offenbarte. Ja, D. Mollat S. J. schreibt in der Einleitung zum Johannesevangelium (Bible de Jérusalem) bezüglich des Aufbaues: „On remarquera que ce plan constitue un séptenaire de fêtes, sinon de semaines." Ist dies richtig, wäre damit auch ein überzeugendes literarisches Argument für die Identität des Verfassers der Apokalypse mit dem des Evangeliums gegeben. Es würde auch ganz zu Johannes passen — nach Inhalt wie Stil —, daß das Gericht am 6. Tag, dem Todestag des Herrn, stattfindet (vgl. etwa Joh 12, 31 und den Tod Christi zur Stunde der Schlachtung der Paschalämmer). Ist das „blutbespritzte Gewand" (19, 13) vielleicht ein verhüllter Hinweis? Spielt die Herrlichkeit des weißen Reiters auf die doxa in Joh 17 an?

Weniger empfehlenswert wird es sein, einen Zusammenhang zu sehen zwischen den 42 Monaten (Verfolgungszeit) und den sechs Tagen mit den Siebenergruppen ($6 \times 7 = 42$) etwa in dem Sinn, daß die ganze irdische Zeit eine Zeit der Prüfung und Verfolgung ist. Über solche Kombinationen (es gibt noch etliche) wird man immer streiten können. Deutlich ist dagegen die Teilung in zwei Perioden (2×3 Tage) — wiederum analog zur Genesiswoche — ausgedrückt. Die ersten Gruppen schildern Plagen, mit der IV. Gruppe treten aber die hintergründigen Mächte des Kampfes offen auf, und so bildet der Schluß von Kapitel 11 einen gewissen dramatischen Höhepunkt und zugleich eine Parallele zum 6. Tag.

Wichtig ist aber vor allem die Tatsache, daß das Wochenschema einen nicht zu unterschätzenden Hinweis für die Auslegung des geheimnisvollen Buches gibt. Eine zeit- und kirchengeschichtliche Deutung ist sowenig am Platze wie etwa die Konkordanztheorien bei der Schöpfungswoche. Das Schema weist klar auf eine überzeitliche, ideal-schematische Deutung des Kampfes zwischen Gott und Teufel, der die ganze christliche Zeit umfaßt, nicht etwa bloß die Endzeit (was bei Schwierigkeiten öfters als bequemer Ausweg angenommen wird). Immer wieder, gleichsam Tag für Tag, Zeit für Zeit (vgl. die uralte Rekapitulationstheorie) entbrennt dieser Kampf, an dem der ganze Kosmos beteiligt ist. Darum auch die Ähnlichkeit der Visionsreihen (vgl. etwa III. und V. Gruppe). Diese Auffassung, aus dem Wochenschema hergeleitet, entkräftet auch die schlecht überzeugenden Kombinationstheorien, welche das jetzige Buch aus zwei ursprünglichen Fassungen entstanden sein läßt (vgl. etwa Boismard).

III

Beachtung verdienen auch die Eingangsvisionen und Zwischenspiele. Daß sie sich regelmäßig am bestimmten Platz finden, kann nicht Zufall sein, sondern entspricht einem Plan. Weitaus die meisten sind sehr klar als Doppelvisionen geschildert (Einfluß des semitischen Parallelismus?), und so wird man nicht fehlgehen, auch für die übrigen, solange dies nicht künstlich erzwungen werden muß, das gleiche anzunehmen. Etwas unklar ist diesbezüglich Kp. 8, 1—6. Die übrigen Eingangsvisionen lassen sich leicht gliedern nach dem Schema: a) Überirdische Erscheinung, b) deren Entfaltung (in Wirkung oder Deutung). Danach wird die Teilung 8, 2—4 und 8, 5—6 wohl das Richtige treffen.

Interessante Ergebnisse zeigt besonders die Betrachtung der doppelten Zwischenspiele unter dem Schema: a) Rückschau, b) Vorschau (das heißt, Visionen in die Vergangenheit oder Zukunft). Zunächst ist unter diesem Gesichtspunkt einleuchtend, daß die I. Siebenergruppe (7 Briefe) überhaupt kein Zwischenspiel hat. Der Apostel gibt ja bei jeder Gemeinde sowohl eine rückschauende Schilderung der Lage, wie einen Blick in die Zukunft. Das Zwischenspiel der II. Gruppe (7 Siegel) beschreibt deutlich die Erwählten des Alten und Neuen Bundes. Für den Seher ist dies offensichtlich Vergangenheit und Zukunft, auch wenn diese schon begonnen hat.

Überraschendes Licht wirft das Schema auf das doppelte Zwischenspiel der III. Gruppe: das geöffnete Büchlein und die zwei Zeugen. Daß die zwei Zeugen (typologisch, individuell oder beides) das Zeugnis der ntl. Kirche darstellen, wird heute ziemlich allgemein angenommen. Dann meint aber das geöffnete Büchlein die Geschichte des Judentums. Johannes soll jedoch nicht darüber schreiben. Tatsächlich ist auffallend, daß die Geheime Offenbarung nichts über die Geschichte des Judentums bringt. Das Büchlein ist geöffnet, weil die Geschichte als Vergangenheit schon offen ist (die 7 Donner haben schon geredet). Es ist erst süß, dann bitter: Berufung Israels, dann Verwerfung. Das „Mysterium Dei" in 10, 7 könnte wohl die Inkarnation sein. „Es gibt keine Zeit mehr" wäre dann wohl identisch mit „am Ende der Tage" der Propheten (vgl. auch 1 Joh 2, 18). Andere wollen Röm 11, 25 zur Erklärung heranziehen (das Ge-

heimnis Israel); befriedigender scheint es jedoch, das „Geheimnis Gottes" als das Christusgeheimnis in seiner Vollendung, als das große Erlösungswerk zu fassen. Daß die Büchlein-Vision sich mit der Geschichte Israels beschäftigt, zeigt auch ziemlich deutlich Vers 11, wo der Seher wiederum zu den Heiden geschickt wird: „Du mußt nochmals weissagen für viele Völker und Nationen und Sprachen und Könige." Diese Deutung des Büchleins auf Israel ist sicher sehr passend und ansprechend, auch wenn Einzelheiten in Vers 7 dunkel bleiben.

Das Zwischenspiel der IV. Gruppe schildert das Gericht unter den zwei Bildern der Getreide- und Weinernte. Die Trauben werden außerhalb der Stadt getreten, wohl eine Andeutung des außerisraelitischen Gerichtes (vgl. Hebr 13, 13). Ebenso weist die Zahl der 1600 Stadien des Blutsees (Vielfaches der Weltzahl 4) auf das universale Gericht. Dem Schema entsprechend, ist dann die Getreideernte als das Gericht zu verstehen, welches (69/70?) über das Judentum hereinbrach. Etwas hart ist für diese Erklärung der Ausdruck „das Land", der für beide Gerichte gebraucht wird. Aber auch die andere Deutung, daß 14, 16 die Sammlung der Auserwählten darstelle, hat ihre Schwierigkeit. Das Vorbild unserer Stelle ist Joel, der auch die Getreideernte als Strafgericht faßt.

Die meisten Bedenken gegen das angenommene Schema erweckt das Zwischenspiel der V. Gruppe, die Froschdämonen, welche die Könige sammeln (16, 13—16). Die Stelle allein für sich genommen, macht kaum den Eindruck eines Zwischenspieles. Aber genaueres Zusehen scheint doch auch hier die Annahme eines doppelten Zwischenspieles zu rechtfertigen. Die 6. Schale läßt den Euphrat vertrocknen. Dann sieht der Apokalyptiker — also ein neues Gesicht! — ganz unvermittelt den Drachen und die Tiere, aus deren Mäulern Frösche kommen. Angefügt ist die Erklärung, daß dies gottwidrige Dämonen sind. (Die Wahl des Froschsymbols ist wohl durch das Vertrocknen der Euphratwasser nahegelegt.) Vers 15 (Mahnwort Christi zur Wachsamkeit!) unterbricht ganz auffallend das Gesicht. Viele Erklärer glauben, er hätte sich von 3, 13 hierher verirrt. Doch viel wahrscheinlicher ist es ein literarisches Mittel, die Doppelvision deutlich zu machen. Der zweite Teil (Vers 16) berichtet dann die Sammlung der Könige bei Harmageddon. Diese Sammlung der Heidenkönige hat deutlich zukünftigen, eschatologischen Charakter. Ist der erste Teil (Vers 13—14) analog zu den anderen Zwischenspielen rückschauend, hat man darunter alle die widergöttlichen Kräfte zu verstehen, die schon vor der Zeit des Johannes wirksam waren — aber damit nicht aufhörten — wie der Teufel (Drache), gottlose Weltmacht (1. Tier), heidnische Kultur (2. Tier), alles Mächte, die schon das atl. Gottesreich befehdet hatten, wie etwa Ägypten, Assur, Babel, Syrien, oder man denke an die danielischen Tiervisionen. So gedeutet paßt das knappe Doppelspiel sogar ziemlich gut.

Das letzte Zwischenspiel schildert die Fesselung des Drachen auf tausend Jahre und dann die endgültige Verwerfung. Daß diese endgültige Verdammung in der Zukunft liegt, bedarf keines weiteren Wortes. Dagegen ist die zeitliche Bestimmung der Fesselung auf 1000 Jahre immer noch eine umstrittene Frage. Doch sicher ist die Überwindung des Teufels durch

Christus echt johanneisches Gedankengut; vgl. Joh 12, 31; 14, 30; 16, 11; 1 Joh 3, 8. Die Schwierigkeiten der 1000 Friedensjahre, die Auferstehung der Märtyrer usw. sollten uns nicht verleiten, einfach alles in die Zukunft zu setzen. Die alte augustinische Deutung löst die Probleme immer noch am besten, besonders wenn man sie auch mit dem 1. Johannesbrief vergleicht. Das angenommene Schema setzt auch diese Deutung voraus, die Vision blickt in die Vergangenheit, auf die Fesselung des Drachen durch Christus, zurück.

Vielleicht wird ein Leser einwenden, daß also doch einige Aufbauelemente sich nicht ganz ungezwungen einfügen. Nun, eine neue Ordnung oder Deutung scheint leicht etwas gezwungen, solange die alte Auffassung nicht aufgegeben ist. Aufs Ganze gesehen, ist aber der vorgeschlagene Aufbau überraschend konsequent, führt zu etlichen guten Lösungen und schafft nicht eine einzige unüberwindliche Schwierigkeit. Der Aufbau nach dem Wochenschema läßt die großartige Kunst und Gestaltungskraft des Sehers in hellem Lichte erscheinen und stimmt überraschend gut mit der Grundhaltung der Apokalypse überein. Wenn bei diesem Aufsatz vieles bloß skizzenhaft ist und die literarischen Hinweise mangelhaft sind, so möge man dies einem Afrika-Missionär zugute halten, der, mit wenig Büchern und oft bloß mit flüchtigen Notizen bewaffnet, den Versuch unternommen hat, einen planvollen Aufbau des dichterisch schönsten Buches der Hl. Schrift aufzuzeigen.

Pastoralfragen

Witwenrente und Scheidung. Ein erblindeter Rentner heiratet (vor 1956) standesamtlich und kirchlich eine Witwe, die nach ihrem ersten Mann eine Hinterbliebenenrente bezieht. Die Frau läßt sich vor Abschluß ihrer zweiten Ehe von der die Rente auszahlenden staatlichen Stelle „abfertigen". Später erfährt sie, daß geschiedene Frauen die Rente wieder bekommen können, auch wenn sie seinerzeit abgefertigt worden sind. So lassen sich die beiden nach sechsjähriger Ehe gerichtlich scheiden. Um die Scheidung zu erreichen, nimmt sich der Mann, der in der nahen Stadt eine Trafik führt, dort in Untermiete ein Zimmer, während die Frau ihre frühere Wohnung auf dem Lande behält. Die Frau bekommt die Rente wieder. Der Mann kommt regelmäßig von der Stadt zu seiner Frau heim und verbringt die meisten Nächte und alle Sonn- und Feiertage bei ihr. Da er kirchlich gültig verheiratet ist, hält er sich dazu für berechtigt. Wie ist diese Handlungsweise zu beurteilen? Bezieht im besonderen die Frau die Rente zu Recht?

Es ergeben sich folgende Fragen:

1. Ist eine zivile Scheidung in einem solchen Fall an sich, das heißt, mit Rücksicht auf die Ehe als solche, erlaubt?
2. Stellt die Art, wie die Frau wieder in den Genuß der Rente gekommen ist, vielleicht einen Betrug dar, so daß die Rente widerrechtlich bezogen wird?
3. Wenn die zweite Frage bejaht werden müßte, ergäbe sich daraus noch eine dritte: Ist die Rentnerin restitutionspflichtig?

Da auch das staatliche Gesetz bei der Beurteilung des Falles berücksichtigt werden muß, kann die Lösung nur für Österreich Geltung beanspruchen.

1. Die standesamtliche Trauung ist kein Eheabschluß, und ein gerichtliches Scheidungsurteil kann das Eheband nicht trennen, sondern durch beide zivilen Akte werden nur die bürgerlichen Wirkungen der Ehe betroffen.

Wenn die Eheleute, so lehren übereinstimmend die Autoren (zum Beispiel Noldin III, n. 671; B. Häring, Das Gesetz Christi, 4. Aufl., S. 1070), nicht beabsichtigen, eine Trennung des Ehebandes zu erreichen, um eine andere (zivile) Ehe eingehen zu können, sondern wenn sie nur erreichen wollen, daß ihrer Ehe die zivilen Wirkungen abgesprochen werden, dürfen sie aus schwerwiegenden Gründen eine Scheidung vor dem weltlichen Richter beantragen. Als hinreichenden Grund, eine gerichtliche Scheidung erlaubterweise zu verlangen, läßt man auch die Absicht gelten, sich vor schwerem Vermögensschaden zu schützen. Allerdings sei Voraussetzung, daß kirchlicherseits die Trennung von Tisch und Bett ausgesprochen worden ist. Abgesehen davon, daß diese letztgenannte Bedingung bei unseren Katholiken anscheinend vollständig in Vergessenheit geraten ist und auch von der kirchlichen Behörde nicht urgiert wird, ist sie auf unseren Fall nicht anwendbar. Sie gilt nur, wenn die beiden das eheliche Zusammenleben aufgeben wollen. (Das geht auch aus der Begründung hervor, die Noldin dafür gibt, warum man zuerst von der Kirche die Trennung von Tisch und Bett erlangt haben muß: „cum causae matrimoniales ad ecclesiam pertineant".) Der Fall, daß Eheleute ihre Ehe vor Gott, Kirche und Gewissen fortsetzen, aber auf die bürgerlichen Wirkungen, die ihr durch die standesamtliche Trauung zukommen, wieder verzichten wollen, ist in den Morallehrbüchern offenbar noch nicht vorgesehen.

Wir haben für unseren Kasus eine gewisse Parallele in der bloß kirchlichen Eheschließung, bei der von vornherein auf die standesamtliche Trauung und damit auf die Anerkennung der Ehe durch den Staat verzichtet wird. Eine solche Trauung darf in Österreich nur nach Einholung der Erlaubnis des zuständigen Bischöflichen Ordinariates vollzogen werden (vgl. Linzer Diözesanblatt 1951, S. 1, und 1956, S. 3 f.). Die Erlaubnis wird nur gegeben, „wenn ein wirklicher sittlicher Notstand vorliegt". Dieser wird seit Aufhebung des § 67 des Personenstandsgesetzes (d. i. seit Anfang 1956) immer angenommen, wenn die Frau durch eine standesamtliche Trauung ihre Rente verlöre und wenn nicht etwa der Mann ein so hohes Einkommen hat, daß die beiden auf die Rente der Frau leicht verzichten können.

Die Diözesangesetzgebung, die es den Katholiken in der Regel zur Pflicht macht, auch die standesamtliche Registrierung ihrer Ehe vornehmen zu lassen, darf nicht so ausgelegt werden, als ob man an sich zur Ziviltrauung verpflichtet wäre. Diese ist und bleibt ein Eingriff des Staates in kirchliche Belange, und es müssen positive Gründe vorliegen, daß man diesen Übergriff durch eine „Trauung" vor dem Standesbeamten de facto anerkennen darf. Wenn die Bischöfe selbst eine solche Vorschrift geben, dann nur, um die Gläubigen vor Schaden zu bewahren, und um des Allgemeinwohles willen, im besonderen wegen der öffentlichen Ordnung und des Friedens zwischen Staat und Kirche, vielleicht auch, um für die kirchliche Ehe eine gewisse (freilich recht wankende) Stütze in der staatlichen Ordnung zu haben. Noldin (III, 675) kennt für eine indirekte Verpflichtung zur Ziviltrauung nur zwei Gründe: die geordnete Selbstliebe der Brautleute und die Sorge für die künftigen Kinder. Die Verpflichtung ist nach ihm schwerwiegend oder nicht, je nachdem die Schäden oder Unannehmlichkeiten, die sich aus der Unterlassung ergeben würden, groß oder gering sind.

Grundsätzlich besteht also das Recht der beiden Braut- bzw. Eheleute, auf die Sanktionierung ihrer Ehe durch den Staat zu verzichten, ja an sich und von vornherein wäre das sogar ihre Pflicht. Und wenn die oben genannten Gründe für eine Ziviltrauung nicht bestehen bzw. wenn sie durch Gegengründe aufgehoben werden, wird dieses Recht und diese Pflicht aktuell. Ja, man muß sogar sagen, daß solche einzelne Ausnahmen von der allgemeinen Regel auch um des Allgemeinwohles willen notwendig sind, damit in der öffentlichen Meinung keine falsche Auffassung über das eigentliche Wesen der Ziviltrauung entstehe.

Um den öffentlichen Rechtsakt der standesamtlichen Trauung durch eine gerichtliche Scheidung rückgängig zu machen, ist vielleicht ein triftigerer Grund erforderlich als dafür, ihn gar nicht zustande kommen zu lassen. Aber prinzipiell kann man kaum einen Grund vorbringen, daß es in sich unerlaubt wäre, die Ehe gerichtlich scheiden zu lassen, obwohl man sie vor dem Forum der Kirche, vor Gott und dem Gewissen fortsetzen will. Wenn also Eheleute auf die staatliche Anerkennung ihrer Ehe verzichten wollen, indem sie sich gerichtlich scheiden lassen, weil diese Anerkennung für sie nur Nachteile bringt, wird man an sich eine solche Scheidung wohl als erlaubt ansehen können, wenn nicht andere Gründe dagegen sprechen (immer unter der Voraussetzung, daß sie in der Scheidung nur die Rückgängigmachung der staatlichen Anerkennung sehen und daß sie weiter miteinander verheiratet bleiben wollen).

So wird man auch die Handlungsweise unseres Rentnerpaares an sich nicht tadeln können. Eine Rücksicht auf etwaige Kinder entfällt; die beiden sind schon alt und ihre sechsjährige Ehe ist kinderlos. Weder die öffentliche Ordnung noch der Friede zwischen Kirche und Staat wird durch eine solche einzelne Ausnahme gefährdet, und eine Gefährdung des Bestandes der Ehe selbst scheint keinesfalls gegeben zu sein, da die beiden im besten Einvernehmen ihre Ehe fortsetzen. Das Einkommen des Mannes von seiner Rente und von der Trafik ist sicher nicht so hoch, daß die beiden auf das Einkommen der Frau aus der Rente leicht verzichten könnten. Von der kirchlichen Eheauffassung und Ehegesetzgebung her ergeben sich also keine Bedenken gegen die Handlungsweise des Rentnerpaares.

Es ist noch anzuerkennen, daß die beiden seinerzeit nicht den unsittlichen Ausweg des Konkubinates gewählt haben, um die Rente der Frau zu sichern, einen Ausweg, den das staatliche Gesetz duldet. Eine bloß kirchliche Ehe konnten die beiden damals noch nicht eingehen, da zur Zeit ihrer Eheschließung noch der genannte § 67 galt, der eine kirchliche Trauung vor der standesamtlichen unter Strafe setzte. So blieb ihnen zur Wiedererlangung der Rente kein anderer Weg als die gerichtliche Scheidung.

2. a) Wenn jemand etwas tut, was einem anderen schadet, so begeht er damit kein Unrecht gegen diesen zweiten, wenn er zu seiner Handlung an sich berechtigt ist. Im ersten Teil unserer Lösung dürfte nachgewiesen sein, daß die beiden ein Recht hatten, ihre Ehe gerichtlich „scheiden" zu lassen. Also begingen sie kein Unrecht gegen den Staat, der nun die Rente auszahlen muß.

b) Der Grundsatz: „Scienti et consentienti non fit iniuria" gilt unter der doppelten Voraussetzung, daß der Geschädigte auf sein Recht verzichten kann und daß er tatsächlich (explicite oder implicite) verzichten will (vgl. Noldin II, n. 411). Die Schädigung des Staates bestünde hier in dem Bezug der Rente. Das Unrecht wäre in den Handlungen gelegen, durch die der Rentenbezieher die Voraussetzungen geschaffen hat. Daß der Staat hier verzichten kann, das heißt, daß er auch in solchen Fällen die Rente auszahlen kann, wenn die Scheidung nur zu dem Zweck der Wiedergewinnung der Rente angestrebt wurde, bestreitet wohl niemand. Es steht also nur die zweite

Frage zur Diskussion, ob er tatsächlich einverstanden ist, daß auch in solchen Fällen die Rente ausgezahlt werde. Ein ausdrückliches Einverständnis ist selbstverständlich nicht gegeben. Das könnte nur durch eine Durchführungsbestimmung oder ein oberstgerichtliches Urteil geschehen, wenn im Gesetz selbst ein Hinweis darauf nicht enthalten ist.

Ein consensus implicitus ist aber dadurch gegeben, daß der Staat durch Gesetz und richterliche Praxis jedem Ehepaar, das sich einvernehmlich scheiden lassen will, tatsächlich die Möglichkeit dazu gibt. Der § 55 des Ehegesetzes (Auflösung der häuslichen Gemeinschaft) bietet die Handhabe dafür. Auf diesem gesetzlichen Hintergrund hat nun der Staat als Gesetzgeber die Bestimmung über das Wiederaufleben der Rente nach der Scheidung erlassen, und zwar ohne jede Einschränkung, und damit hat er jeder geschiedenen Frau das Recht zum Wiederbezug der Rente gegeben. Auch die Parallelfälle der nur kirchlich geschlossenen Ehe und des „Rentenkonkubinates" sind zu beachten. Die Renten werden in diesen Fällen ohne Schwierigkeit ausbezahlt. Der Staat ist also bereit, jeder Rentnerin, die auf die staatlich anerkannte Ehe gerade deshalb verzichtet, damit sie die Rente weiter bekommt, diese tatsächlich zukommen zu lassen. Also begeht die Frau kein Unrecht gegen den Staat, wenn sie sich scheiden läßt, um die Rente wieder zu bekommen.

c) Es wäre noch zu fragen, ob nicht die beiden bei ihrem Scheidungsprozeß gelogen und dadurch den Staat betrogen haben. — Damit man von einem Unrecht im strikten Sinn der Tauschgerechtigkeit, also auch von einem Betrug, sprechen kann, ist gefordert, daß die Täuschung die wirkliche Ursache der Schädigung des anderen ist (vgl. Noldin II, n. 412). Der Scheidungsgrund des § 55 (Ehegesetz) ist juristisch durch die eigene Wohnung des Mannes gegeben. Mehr als die formellen gesetzlichen Voraussetzungen wird hier nicht gefordert. Durch etwaige zusätzliche Lügen der Ehegatten vor dem Scheidungsrichter haben sie höchstens den Prozeßgang beschleunigt, aber nichts am Ausgang, der auch ohne diese Lügen positiv gewesen wäre, geändert; die Lügen waren, wenn sie geschehen sind, nicht die eigentliche Ursache der Scheidung und damit auch nicht der „Schädigung" des Staates. Also kann von einem Betrug und einem Unrecht im Sinne der iustitia commutativa nicht gesprochen werden.

Wie sehr Gesetz und Gerichtspraxis in den Scheidungsprozessen bei einvernehmlichen Scheidungen tatsächlich nur den Willen der Ehegatten berücksichtigen und wie wenig Wert auf deren Behauptungen gelegt wird, zeigt die Art, wie der Prozeß geführt wird. Die sich deckenden Aussagen der beiden Ehegatten „machen Beweis". Dabei werden diese Aussagen vom Richter nicht nachgeprüft. Unwahre Aussagen machen nicht straffällig, obwohl natürlich eine moralische Verpflichtung zur Wahrheit bei der Parteienvernehmung bestünde. Nur die Ehegatten haben „Parteienrolle" im Scheidungsverfahren, so daß kein Dritter ein ausgesprochenes Scheidungsurteil anfechten kann, etwa weil einer der Scheidungsgründe nicht zuträfe. Das Gericht kümmert sich nach der Scheidung um die geschiedene Ehe ebensowenig wie um einen anderen erledigten Gerichtsakt.

Wenn das Scheidungsbegehren der beiden Rentner unseres Falles überhaupt etwas unaufrichtig scheint, weil sie ja doch verheiratet bleiben wollen, so beruht dieser Eindruck auf einer Verkennung des Wesens der gerichtlichen Scheidung, die nur die Aufhebung der staatlichen Anerkennung für die Ehe ist, und gerade das wollen die beiden ja wirklich. Also ist ihre Handlungsweise auch nicht unaufrichtig. Das, was die „Scheidung" nach dem Sinne des Staatsgesetzes sein soll, nämlich Lösung des Ehebandes, darf ja der Katholik nie anerkennen und das darf er auch nie anstreben.

3. Mit dem Nachweis der Erlaubtheit der Handlungsweise der beiden Ehegatten unseres Falles, im besonderen mit dem Nachweis, daß es sich um keinen Betrug, um keine ungerechte Schädigung des Staates gehandelt hat, ist auch die dritte Frage, die nach einer etwaigen Verpflichtung zur Restitution, negativ beantwortet.

Der Seelsorger soll die beiden also in keiner Weise beunruhigen. Kommen sie selbst mit einer diesbezüglichen Frage zu ihm, so kann er ihnen sagen, daß die Frau ihre Rente ruhig weiterbeziehen kann. Sind sie wegen ihrer ganzen Handlungsweise unsicher, so muß er sie nach ihrem subjektiven Gewissen, das sie damals hatten, beurteilen. Durch ein irriges Gewissen könnten sie gesündigt haben, und etwaige Lügen waren jedenfalls sündhaft (wenn auch noch kein Betrug).

Wenn wir die Frage nach der objektiven Sündhaftigkeit und nach einer Restitutionspflicht in unserem Falle verneint haben, so heißt das noch nicht, daß man ganz allgemein diesen Weg allen verheirateten Rentnerinnen, die durch eine neue Ehe ihre Rente verloren haben, raten solle oder auch nur dürfe. Hier wären wohl noch andere Probleme zu überlegen, für die nicht mehr der Moralist allein, sondern vor allem der Pastoraltheologe zuständig ist.

Wels (OÖ.) Dr. Peter Eder

Zerstreuungen im Gebet — Sünde? Ein Ordenskandidat kommt zu seinem Seelenführer und trägt ihm außerhalb der Beichte seine Sorge vor, daß es ihm mit dem Beten gar nicht gut gehe. Zwar sei er am Anfang bemüht, sich zu sammeln, aber kaum beginne er mit Gebet oder Betrachtung, so schweifen seine Gedanken ab zu ganz weltlichen, lächerlichen Dingen, die ihn beeindrucken. Er sei mutlos, weil er davon nicht loskomme, und es sei sicher besser, gar keine Betrachtung zu machen als eine solche, die von Zerstreuungen hoffnungslos durchlöchert ist. Beim Bittgebet gehe es ihm besser; da bleiben seine Gedanken länger bei seinem Anliegen hängen. Freilich komme ihm das vielfach selbstsüchtig vor, wenn er immer wieder für sich bitte oder für andere ihm Nahestehende. Sein Beichtvater möge ihm in einer persönlichen Aussprache Urteil und Wegweisung geben, da dies in der Beichte zuviel Zeit beanspruche.

Der Priester gibt folgende Auskunft: Gebet und Betrachtung sind eine elevatio mentis ad Deum, das Bittgebet speziell ist eine petitio decentium a Deo. Nun ist die geringste Erhebung des Geistes am Beginn des Betens eben schon eine elevatio mentis ad Deum, darum gut und ohne jede Sünde, wenn auch die Gedanken dann zu anderen Dingen abschweifen. Ist der Geist später gar nicht mehr zu Gott erhoben, dann beten Sie auch nicht mehr, das Gebet ist beendet. Es ist also kein unandächtiges Gebet mehr vorhanden und damit auch keine Sünde gegeben. Ich habe bei verschiedenen Autoren gelesen: Wer freiwillig zerstreut ist, der betet nicht mehr. Also kann man im Gebet nicht zerstreut sein. Ein zerstreutes Gebet scheint mir eine contradictio in se zu sein. Zu Ihrem Bittgebet kann ich Ihnen die Beruhigung geben, daß es gut ist. Schließen Sie jedoch zu Ihren persönlichen Anliegen auch die großen Anliegen der Kirche ein, die Kranken, die Sterbenden, die Leidtragenden und Verfolgten, dann gewinnt Ihr Beten an Selbstlosigkeit, an Weltweite und Apostolatsgeist.

Soweit die Anfrage und Beurteilung durch den Seelenführer. Zur letzten einige Ergänzungen. Zum rechten Gebet ist die Aufmerksamkeit (attentio) notwendig. Darunter ist die willkürliche, bewußte Hemmung und Lenkung der Wahrnehmungen, Vorstellungen und Gedanken zu verstehen, nicht aber die unwillkürliche, vitale Aufmerksamkeit. Die geforderte Aufmerksamkeit ist eine äußere, wenn jede Ablenkung ausgeschaltet wird, das heißt, wenn alles ferngehalten wird, was ein inneres Aufmerken unmöglich macht. Diese Ablenkung ist die Zerstreutheit, ein

Nichtzusammenhalten von Vorstellungen und Gedanken, eine Hingabe an sich aufdrängende Bilder und Einfälle.

Es fragt sich zunächst, ob eine solche Unaufmerksamkeit beim Gebet eine Sünde sei. Ist sie freiwillig, das heißt mit Willen herbeigeführt und gewährt oder bewußt zugelassen, so liegt eine Sünde vor, freilich meistens nur eine läßliche Sünde. Es gibt aber auch eine unfreiwillige Zerstreuung, die aus verschiedenen Quellen kommen kann. Als solche werden genannt: Übermüdung, Nervosität, seelische Erregung, Überarbeitung. In Einzelfällen kann auch eine gewisse Disposition vorhanden sein, eine schwache Konzentrationsfähigkeit, vielleicht gar Gedankenflucht. Eigen- wie Fremdbeobachtung bestätigen immer wieder die Ergebnisse der experimentellen Psychologie, daß die Linie der Aufmerksamkeit bei alt und jung auf längere Zeit nicht die gleiche Höhe einhält, vielmehr schwankend ist. Eine so verursachte Unaufmerksamkeit beim Beten ist keine Sünde.

Nun fragt es sich aber, ob ein derart zerstreutes Beten überhaupt einen Wert habe. (Gemeint ist ein unfreiwillig zerstreutes Gebet.) Nach Noldin-Heinzel behält ein solches Gebet seinen impetratorischen und meritorischen Wert bei, verlorengeht höchstens die „spiritualis mentis refectio" (II. Bd., S. 140). Eine solche Zerstreuung tritt leichter ein bei einer Gebetsformel (oratio formata), denn die Texte sind vielfach so vertraut, daß sie nicht mehr intensiv fesseln und darum weniger die attentio erregen. In dieser Hinsicht ist das persönliche Gebet (oratio formanda) im Vorteil, denn dabei wird die „innere Aufmerksamkeit" nicht so leicht abgelenkt. Aber auch beim persönlichen Gebet wie bei der Betrachtung schleichen sich Zerstreuungen ein. Der Betende oder Betrachtende (besonders wenn er zur Betrachtung verpflichtet ist) darf sich freiwilligen Zerstreuungen nicht hingeben, und werden ihm solche bewußt, so muß er sich aufs neue der „Konzentration" befleißen, jedoch ohne Aufregung oder gar Verzweiflung. Hat der Beter hierin eine Pflicht als Priester oder Ordensmann zu erfüllen, so darf er nicht vom Gebete lassen — das wäre das schlechteste —, sondern er muß sich in der Konzentration üben. Die Aszetik gibt ja viele Anweisungen dazu. Eventuell müßte der ständig zerstreute Beter einen besseren Zustand der Nerven sich verschaffen unter Leitung eines vertrauenswürdigen Arztes. Auf jeden Fall gilt auch hier das Wort des heiligen Augustinus: „Facienti quod est in se Deus non denegat gratiam."

Linz a. d. D. Dr. Ferdinand Spießberger

Mitteilungen

Theologieprofessor Msgr. Dr. Johann Obernhumer in memoriam

Eine klaffende Lücke in das Gefüge unserer Redaktion hat der plötzliche Tod unseres Mitredakteurs Dr. Johann Obernhumer gerissen, und es ist eine traurige Pflicht, die wir zu erfüllen haben, wenn wir am Beginn des neuen Jahrgangs diese bittere Tatsache vermerken müssen. Eine heimtückische Krankheit hat nach einem Krankenlager von kaum einer Woche unseren Freund und Mitarbeiter dahingerafft.

Johann Obernhumer ist am 23. August 1898 zu Natternbach in Oberösterreich als Sohn eines Bauern geboren. Nach der Volksschule kam er in das Kollegium Petrinum in Linz-Urfahr, wo er nach Vollendung der Gymnasialstudien die Reifeprüfung mit Auszeichnung ablegte. Im ersten Weltkrieg diente er als Leutnant beim Inf.-Reg. 59.

Nach Kriegsende widmete er sich mit Eifer der Vorbereitung auf das Priestertum und studierte Philosophie und Theologie am Linzer Priesterseminar. 1922 kam er als Neupriester nach Neufelden, dann nach Bad Ischl als Kooperator. Wegen seiner hervorragenden geistigen Begabung schickte ihn Bischof Johannes Maria Gföllner zu weiterer Fachausbildung nach Innsbruck, wo er 1925 zum Doktor der Theologie promoviert wurde. Sodann galt seine Wirksamkeit wiederum der Seelsorge als Stadtpfarrkooperator an der Pfarre zur Heiligen Familie in Linz. Aus jener Zeit ist immer noch in Erinnerung, wie er sich in den Tagen der blutigen Februarrevolte 1934 mitten in den Straßenkämpfen, nicht achtend der eigenen Lebensgefahr, mutig der Verwundeten und Sterbenden annahm und priesterliche Hilfe spendete. Zu den Aufgaben der Pfarrseelsorge waren inzwischen schon Lehraufträge für den Religionsunterricht am Linzer Mädchenlyzeum und am Realgymnasium der Ursulinen gekommen, und 1933 war seine Berufung auf den erledigten Lehrstuhl für Dogmatik an der Linzer Philosophisch-theologischen Diözesan-Lehranstalt erfolgt. Freilich mußte er 1945, „der Not gehorchend", im Auftrag von Bischof Josephus Cal. Fließer umsatteln und Pastoraltheologie lehren.

Daß seine verdienstvolle Arbeit seitens der kirchlichen Behörde durch Auszeichnungen gewürdigt wurde, soll nicht unerwähnt bleiben: 1940 bringt die Ernennung zum bischöflichen Geistlichen Rat, 1949 zum Konsistorialrat, 1954 zum Päpstlichen Geheimkämmerer. Seine Tätigkeit als Heimatforscher hat die Heimat mit der Ernennung zum Ehrenbürger von Natternbach geehrt.

An dieser Stelle aber gedenken wir besonders dankbar seiner langjährigen Tätigkeit als Redakteur dieser Zeitschrift. Sie hat seinen Namen weit über die Grenzen seines Vaterlandes bekannt gemacht. 1938 trat Dr. Obernhumer erstmalig in die Redaktion ein und stellte mutig seine ganze Kraft zur Verfügung in einer gar gefahrvollen Zeit, bis 1942 die „Quartalschrift" von der Gestapo eingestellt und beschlagnahmt wurde. Ende 1945 nahm Dr. Obernhumer seine Mitarbeit in der Redaktion mit altem Optimismus wieder auf und arbeitete, bis ihm der Tod die Feder aus der Hand nahm. Nimmermüde Arbeit, besonders genaueste Kleinarbeit und Feinarbeit war seine Stärke. In der Drucklegung entging ihm wohl kaum ein Druckfehler oder ein Satzzeichen. In den Manuskripten prüfte er jedesmal alle Bibelstellen nach, und als gewiegter Historiker und peinlich genauer Statistiker hat er durch Nachprüfung von Daten und Tabellen den Mitarbeitern manch gute Dienste erwiesen, von denen diese keine Ahnung hatten. Obernhumer selber hat zahllose Anfragen an die Redaktion, wenn jene nicht von allgemeinem Interesse waren, persönlich brieflich beantwortet. Viele kleine Beiträge in den Sparten der Pastoralfälle und Mitteilungen stammen aus seiner Feder. Dazu kommt eine Unzahl von Besprechungen eingesandter Bücher. Freilich hat diese Arbeit auch manche Enttäuschung und seelische Belastung mit sich gebracht, die seine Lebenskraft langsam, aber sicher aufzehrten. Gott möge nun sein übergroßer Lohn sein!

Anläßlich so mancher überschwenglicher Lobreden an offenen Gräbern hat Obernhumer als Pastoralist immer wieder hingewiesen, daß es eigentlich nicht im Sinne der Kirche sei, beim christlichen Begräbnis lange Panegyriken zu halten, heiße es doch im Diözesan-Rituale vom konduzierenden Priester „adstantes moneat, ut . . . orent" (Coll. Rit., pag. 213). Dieser Weisung und dem Wunsche unseres lieben Toten entsprechend, hat denn auch der derzeitige Dekan Prof. Dr. Josef Häupl beim Trauergottesdienst folgende Worte gesprochen, Worte, die es wohl wert sind, zu Ehren des Verewigten und zu unserer Erbauung hier festgehalten zu werden.

„Gott allein ist groß!“ So begann Bossuet eine seiner berühmten Trauerreden in Notre-Dame in Paris vor dem versammelten Hof des Sonnenkönigs. Wir stehen hier nicht vor dem Sarg eines Großen dieser Welt. Monsignore Obernhumer stand nicht im Rampenlicht der Öffentlichkeit, wenn er auch ein verantwortungsvolles Amt innehatte, das er mit gleich großer Bescheidenheit wie mit Genauigkeit ausübte. Von 40 Priesterjahren wirkte er 30 Jahre als Theologieprofessor.

„Gott allein ist groß!“ ER ist der Herr über Leben und Tod, in seinen Händen liegt das Schicksal der Menschen und Völker. Gott bestimmt unserem irdischen Leben die zeitliche Grenze, er verlangt von uns Rechenschaft, wie wir unsere Talente, Kräfte, Anlagen und Güter verwendet und verwertet haben. Der Tod bringt jeden Menschen, den einen früher, den anderen später, aber alle sicher an die Grenzsituation des Daseins, an welcher das menschliche Denken scheitern muß, wenn es sich allein überlassen bleibt. Aus dieser letzten und tiefsten Existenznot führt nur der Glaube. Aber es muß ein Glaube sein, der Berge versetzt, der im Todeskampf schon den Endsieg erblickt, der im starren Leichnam die befreite Seele schaut, der im letzten Seufzer des Sterbenden das Invitatorium der Ewigkeit vernimmt. Müssen wir nicht, vor jeder Bahre stehend, den Herrn bitten, wie der Mann im Evangelium: „Herr, hilf meinem schwachen Glauben!“ Gott allein ist groß genug, um uns aus dieser Glaubensnot zu führen.

Und noch in eine andere Not stößt uns der unerbittliche Tod, es ist die Heilsnot, die den Priester nicht minder trifft wie den Laien. Paulus spricht sie aus im 1. Korintherbrief: „Ne forte, cum aliis praedicaverim, ipse reprobus efficiar.“ „Daß ich nicht etwa, nachdem ich anderen gepredigt habe, selbst verworfen werde.“ Und Petrus versichert uns, daß das Gericht beim Hause Gottes anfängt.

Vor dem Sarg eines toten Mitbruders geziemt uns kein Panegyrikus, wie ihn die Welt den Toten ins Grab hineinlügt, um sich und andere zu täuschen. Der ergreifendste Augenblick beim monastischen Begräbnisritus ist immer dann, wenn sich die Mitbrüder um das offene Grab knien und singen: „Domine, miserere super isto peccatore.“ Das beleidigt fast unsere modernen Ohren und schwachen Nerven, ist aber ein heilsamer Realismus, der mit der Heilsnot auch unserer Berufung rechnet. Und nochmals: „Gott allein ist groß!“ So groß, daß er uns allein aus dieser Heilsnot retten kann.

Meine lieben Theologen! Ihr seid zu Füßen dieses nun verstummten Lehrers gesessen und habt seinen Worten gelauscht. Defunctus adhuc loquitur, er will von hier aus nochmals zu Euch sprechen in seinem letzten Willen. Ich leihe ihm nur meine Stimme. Nehmt die Worte seines Testaments wie seine letzte Vorlesung aus Pastoral!

„In Dei nomine! Amen! Ave Maria!

Ich will als treuer Sohn und Priester der Hl. Katholischen Kirche sterben. Im Angesichte des Todes bekenne ich feierlich den heiligen katholischen Glauben. Ich bitte Gott um Verzeihung für alles, was ich in meinem Leben in menschlicher Schwachheit gefehlt habe. Sollte ich jemand beleidigt oder Ärgernis gegeben haben, so bitte ich demütig um Verzeihung. Auch ich vergebe von Herzen allen, die mir vielleicht ein Leid zugefügt haben.

Meine Hochwürdigen Mitbrüder, besonders meine vielen Schüler, und meine Verwandten und Bekannten bitte ich um ihr Gebet und um ein Gedenken beim Hl. Opfer.“

Erfüllet, ich bitte Euch, liebe Freunde, Eurem toten Professor diesen letzten Wunsch! Ich habe es ihm in seine erkaltenden Hände hinein versprochen, daß wir für ihn beten werden.

Wir haben nun das große Versöhnungsopfer gefeiert für seine Seelenruhe und für seinen Seelenfrieden. Wir erwiesen im Libera dem Leichnam noch die liturgischen Ehren der Aspersio und Incensatio. Nun singen wir zuversichtlich: „In Paradisum deducant te Angeli . . .! Ins Paradies geleiten dich die Engel, zum Empfange stehen dort die Martyrer, sie führen dich in die Heilige Stadt Jerusalem. Der Chor der Engel nehme dich auf und mit dem einst armen Lazarus sollst ewige Ruhe du genießen."

So nehmen wir Abschied von unserem toten Freund, Professor und Mitbruder, getröstet vom Geiste Gottes selbst, der beim Propheten Daniel spricht: „Qui autem docti fuerint, fulgebunt quasi splendor firmamenti, et qui ad iustitiam erudiunt multos, quasi stellae in perpetuas aeternitates.„ Die Weisen werden leuchten wie der strahlende Himmel und die, welche viele zur Gerechtigkeit angeleitet haben, wie die Sterne in alle Ewigkeit. Amen. Max Hollnsteiner

Was erwartet der Psalmenexeget von der kommenden Brevierreform? Es ist allgemein bekannt, daß im Zusammenhang mit dem II. Vatik. Konzil auch eine Brevierreform geplant ist. Eine solche Reform kann aber heute nur dann sachgemäß durchgeführt werden, wenn neben den Liturgikern auch die Philologen, Musikfachleute und nicht zuletzt die Exegeten daran beteiligt sind. Da das Brevier wohl auch weiterhin zum größten Teil aus Psalmen bestehen wird, seien einem Psalmenexegeten von seinem Standpunkt aus ein paar Anregungen für eine Neuordnung der Psalmodie im Brevier gestattet. Sie wollen nur als ein Diskussionsbeitrag aufgefaßt werden.

Die erste Voraussetzung für eine gute Psalmodie ist ein brauchbarer Psalmentext. Das hängt natürlich von der Wahl der Sprache ab, in der das Brevier in Zukunft zu beten sein wird. Bei Beibehaltung des Lateins — das wohl auch weiterhin die Sprache des offiziellen Breviergebetes der römischen Kirche bleiben wird — wird man sich für das Gallicanum oder das sogenannte Pianum entscheiden müssen. Beide Übersetzungen bedürfen allerdings, wenn auch aus ganz verschiedenen Gründen, einer Überarbeitung. Wichtig ist, daß sich wieder ein Text durchsetzt und nicht wie seit der Einführung des Pianums zwei Übersetzungen nebeneinander in Gebrauch bleiben. Sosehr es bei der im Auftrag Pius' XII. herausgegebenen Psalmenübersetzung zu begrüßen ist, daß sie den hebräischen Urtext textkritisch und richtig wiedergibt, so dürfte sie doch auf die Dauer aus sprachlichen und rhythmischen Gründen nicht recht zufriedenstellen. Es ist ja kein Geheimnis, daß die Latinität des Pianums stark, zu stark von der Latinität der Vulgata abweicht[1]) und fast jeden Rhythmus vermissen läßt. Sprachlich wie rhythmisch bleibt das Gallicanum nach wie vor dem Pianum überlegen, wenn es auch — das ist sein großer Mangel — den Urtext streckenweise ungenau oder direkt falsch wiedergibt. Das Ideal wäre eine Überarbeitung des Gallicanums, vielleicht weithin auf der textkritischen Grundlage des Pianums. Das heißt, das Gallicanum müßte soweit als möglich erhalten bleiben, alle Korrekturen sollten

[1]) Gewiß handelt es sich auch beim Pianum nicht um ein vollkommen klassisches, ciceronianisches Latein, und es ist richtig, daß sich wohl fast jedes in dieser Übersetzung verwendete Wort irgendwo einmal in der Vulgata findet. Aber die Diktion als solche, die Phraseologie, die Einführung der Hypotaxe an vielen Stellen, wo eine einfache Parataxe genügt hätte, die dem Hebräischen viel näher kommt usw., alles das weicht zu stark von der Latinität der Vulgata und besonders des Gallicanums ab. Dies nicht zuletzt deshalb, weil „unsere Priesteramtskandidaten" das Vulgärlatein nicht „auf der Schule lernen" (A. Bea, Die neue lateinische Psalmenübersetzung, Freiburg i. Br., 1948, 104). Das bedeutet wohl doch ein zu weites Entgegenkommen, zumal das Latein des Gallicanums erfahrungsgemäß gar nicht so schwer zu erlernen ist. Seine Hauptschwierigkeit liegt nicht in der Latinität als solcher, sondern in der unklaren oder unrichtigen Übersetzung vieler Stellen. Wo die korrupten Verse richtig nach dem Originaltext korrigiert würden, würde die Latinität keine besonderen Schwierigkeiten mehr bereiten.

sehr sorgfältig von zuständigen Latinisten der Sprache des Gallicanums angepaßt werden, dabei müßte von Choralfachleuten ständig der Rhythmus überprüft werden usw. Man mag dagegen einwenden, daß sich das Pianum schon weithin durchgesetzt habe und eine umstürzende Revision aus diesen Gründen nicht tragbar sei, so bleibt doch bestehen, daß nur eine erneute Rückkehr zu dem jahrhundertelang gebeteten Text und seiner Latinität auf lange Sicht befriedigen wird.

Textkritisch müßte der Psalter, wenn er ein stabiles Element erhalten soll, soweit als das nur irgendwie möglich ist, bei dem Wortlaut der Masora bzw. der alten Übersetzungen, vor allem der Septuaginta, bleiben, soll er doch wiederum für Jahrhunderte Bestand haben. Umstellungen von Versen oder Versteilen bzw. gewagte Konjekturen ohne Rückhalt an den alten Übersetzungen können die erforderliche Stabilität des Textes nicht gewährleisten. Die an der Revision beteiligten Exegeten werden deshalb viele liebgewonnene Konjekturen opfern müssen, mögen sie ihnen im einzelnen auch noch so richtig erscheinen. Es muß eben ganz grundsätzlich zwischen einer provisorischen Übersetzung der Psalmen, etwa in einem Kommentar, die nur so lange Bestand zu haben braucht, bis etwas Besseres an ihre Stelle getreten ist, und einer notwendig auf Dauer angelegten liturgischen Übersetzung unterschieden werden.

Ein Beispiel möge das Gesagte erläutern. Nach meiner Auffassung wäre Psalm 109 (110), 3b folgendermaßen zu übersetzen[2]): „Dein Volk ist ganz Willigkeit am Tag deiner Macht; in heiliger Prachtgewandung ‚sucht es liebend deine Jugend'." Trotzdem wäre es verfehlt, dieser Konjektur in einer für die Liturgie bestimmten Übersetzung Heimatrecht zu gewähren, man wird vielmehr am besten bei der Lesart der Masora bleiben: „Dein Volk ist ganz Willigkeit am Tag deiner Macht, in heiliger Prachtgewandung; aus der Morgenröte Schoß (quillt) dir der Tau deiner Jugend", da das „in splendoribus sanctorum ex utero ante luciferum genui te" der Vulgata als Ganzes textkritisch unmöglich ist[3]). Ich wage nicht zu behaupten, daß der Vers 3b damit ganz klar geworden ist, zumal man irgend ein Zeitwort ergänzen muß und die Worte „dir der Tau", als in der Septuaginta fehlend, sich vielleicht sogar als nachträgliche Glosse ausweisen lassen[4]). Dennoch kann man dem Text einen Sinn abgewinnen[5]),

[2]) Vgl. meinen Aufsatz: Ps 110 (109). Eine Untersuchung seines dichterischen Stils: Theologie und Glaube 51 (1961) 111. In dieser Arbeit übersetzte ich allerdings noch unter Annahme einer Verschreibung statt „in heiliger Prachtgewandung": „auf heiligen Bergen" (s. ebd., S. 111, Anm. 3). Doch erscheint mir diese Änderung des Konsonantenbestandes jetzt nicht mehr notwendig (der von mir zu Recht beanstandete Plural masc. (stat. constr.) hadrê läßt sich mühelos in einen Singular mit Jod compaginis umvokalisieren, ohne daß dabei ein einziger Konsonant angetastet werden müßte: lies hadari; vgl. die zwei gleichen Erscheinungen in cal dibrathi malki-ßädäq V. 4).

[3]) Das lateinische „in splendoribus sanctorum" entspricht unmöglich dem hebräischen behadrê qodäsch; es ist wie das dafür vorbildliche „en tais lamprótesin ton hagion" der LXX einfach erraten. Schließlich ist es mehr als merkwürdig, daß Gott (nur!) hier ein Mutterschoß zugeschrieben wird („ex utero [scil. meo]"); und mischschachar wie G und L statt des masoretischen mischchar vokalisieren, kann nicht mit „vor dem Morgenstern" („ante luciferum") wiedergegeben werden; denn schachar (oder mischchar) bedeutet „Frührot", nicht „Morgenstern" (s. die Lexika), zudem hätte dann im Hebräischen nicht mischschachar, sondern betäräm schachar stehen müssen, wie die Übersetzer des Pianums mit Recht bemerken.

[4]) Vgl. etwa E. Podechard, Le Psautier. Traduction littérale, explication historique et notes critiques. II. Psaumes 76—100 et 110, Lyon 1954, 179 f.: „On explique qu'au jour où le prince met son armée en campagne, son peuple accourt empressé en vêtements sacrés et ses jeunes guerriers sont nombreux comme les gouttes de la rosée. Ce dernier trait serait compris d'après II Sam 17, 12 . . . et d'après Michée 5, 6—7."

[5]) Vgl. J. Schildenberger O.S.B., Psalm 109 (110): Christus, König und Priester: Benedikt. Monatsschr. 20 (1938), 369 f.

und das wird oft genügen müssen, denn es muß ja auch bei den meisten Konjekturen fraglich bleiben, ob sie den ursprünglichen Wortlaut des Textes richtig rekonstruiert haben — ein gewiß anzustrebendes, aber selten erreichtes Ideal der Textkritik! In solchen Fällen ist es sicher besser, sich an den durch die Tradition geheiligten Wortlaut zu halten, vor allem in einer liturgischen Übersetzung, die nicht so schnell wieder überarbeitet werden kann.

Nach diesen Prinzipien wäre also durch eine geeignete Kommission eine Revision des Gallicanums zu veranstalten. Eine brauchbare Vorarbeit dazu liegt bereits vor[5a]). Sollte man sich dazu nicht entschließen können — was ich sehr befürchte —, so bleibt nur die Wahl zwischen dem nicht revidierten Gallicanum und dem ebensowenig revidierten Pianum. In diesem Dilemma kann die Entscheidung sicher nur zugunsten des sachlich und theologisch richtigeren Textes, also zugunsten des Pianums, ausfallen; denn höher zu werten als Rhythmus und schöne Sprache ist zweifellos die richtigere Wiedergabe des Originaltextes.

Wie sollte aber der Psalmentext in den Brevieren gedruckt werden? Einmal sollte das poetische Element im Druck hervorgehoben werden, d. h. der Text sollte, wie es in manchen Ausgaben des Pianums bereits geschieht, stichisch und strophisch gegliedert werden, was natürlich vorraussetzt, daß die Lesepausen mit den Zeilenenden identisch sind. Sodann sollte durch geeignete Überschriften bzw. Randbemerkungen der Inhalt jedes Psalms und seiner Strophen kurz zusammengefaßt werden. Schön wäre es auch, wenn diese Überschriften oder Bemerkungen kurz den neutestamentlichen Gebetssinn der Psalmen (s. u.) skizzieren würden. Damit wäre dem Beter eine wertvolle Hilfe zum richtigen Verständnis jedes Psalms in neutestamentlicher Sicht geboten.

Eine sehr bedeutsame Sache ist auch die richtige Psalmenverteilung. Die bisher, vor allem im Ferialoffizium, übliche Psalmenordnung in der Reihenfolge ihrer Zählung ist wenig sinngemäß, weil zu mechanisch. Sie entstand zu einer Zeit (siehe die Psalmenordnung der Regel St. Benedikts), da die Psalmenexegese noch ganz in den Anfängen stand und die Bedürfnisse der Beter bescheidener waren. Im Zeitalter einer fortgeschritteneren Exegese dagegen ist die wahllose Aufeinanderfolge von Bittpsalmen, Hymnen, Weisheitsliedern usw. mit ihren verschiedenen Stimmungen und Grundhaltungen nicht mehr wünschenswert; sie ist zudem eine psychologische Belastung, der wohl nur wenige moderne Brevierbeter gewachsen sind. Nach welchen Prinzipien aber soll man die Psalmen verteilen? Ein gewichtiges Wort werden hier gewiß die Liturgiker mitzureden haben, die dafür zu sorgen hätten, daß jede Hore die ihrem theologisch-heilsgeschichtlichen Charakter entsprechenden Psalmen zugewiesen erhält. Die einzelnen Horen sind ja teilweise schon thematisch bestimmt durch ihre Stellung im Tagesablauf, so etwa die Laudes und Vesper als eine Art Entsprechung zum jüdischen Tamid-Opfer[6]), anderen Horen ließe sich leicht eine solche thematische Sinndeutung geben. Das heißt also: die Psalmen müßten nach thematischen Gesichtspunkten verteilt werden. Hier ergäbe sich die Notwendigkeit einer engen Zusammenarbeit mit den Alttestamentlern, die für objektiv gültige Auswahlkriterien zu sorgen

---

[5a]) R. Weber O.S.B., Psalterium secundum Vulgatam Bibliarum Versionem nova recensio iuxta votum Synodi Generalis Abbatum Ordinis S. Benedicti (pro manuscripto), Clervaux (Luxembourg) 1961.

[6]) Vgl. A. Arens, Vom kulttheologischen Gehalt der Haupthoren des kirchlichen Stundengebetes: Trierer Theol. Zeitschrift 70 (1961), 193–211.

hätten. Diese Kriterien liefert vor allem die Gattungsforschung, wenn sie die Psalmen aufgliedert in: Klagelieder (des Volkes oder des einzelnen) — Untergruppen: Bußpsalmen und Vertrauenslieder (des Volkes oder des einzelnen) —, Danklieder (des Volkes oder des einzelnen), Hymnen, Königs-, Jahwe-Königs-Psalmen[7]), Sionslieder, Geschichts-, Tora-, Weisheitspsalmen und „Liturgien" verschiedener Art[8]). An diese Ergebnisse der Gattungsforschung sollte man sich unbedingt halten. Man sollte es zum Beispiel in Zukunft vermeiden, aus einem Bußpsalm ein Danklied zu machen, wie es in der zweiten Weihnachtsvesper geschieht, wo Psalm 129 (130) als Danklied für die Erlösung verwendet wird. Sehr sorgfältig wäre auch zwischen den individuellen und den kollektiven Liedern zu unterscheiden; sie dürften nicht promiscue verwendet werden. In dieser Hinsicht wäre noch manches im Brevier zu bereinigen. Mit der gattungsgeschichtlichen Aufteilung ist schon eine gewisse thematische Gliederung gegeben. Gleichwohl ist damit allein noch nicht alle Arbeit getan, denn auch die Gattungen enthalten ja Psalmen, die aus sehr unterschiedlichen Anlässen herausgewachsen sind. Somit wird neben der formgeschichtlichen Betrachtungsweise die „kult- und milieugeschichtliche" (siehe unten) bzw. die bibeltheologische Betrachtungsweise der Psalmen maßgeblichen Einfluß auf die Verteilung und Auswahl für das Brevier nehmen müssen. Jede Hore sollte einen bestimmten Charakter erhalten, die eine mehr als Dank-, die andere mehr als Lob- oder Bittgottesdienst gestaltet und mit objektiv dazu passenden Psalmen ausgestattet werden. Gute Vorarbeit hierzu hat A. Arens geleistet, dessen Studie „Die Psalmen im Gottesdienst des Alten Bundes. Eine Untersuchung zur Vorgeschichte des christlichen Psalmengesanges" (Trier 1961) auch sonst in unserer Frage dem Studium und der Nachahmung der Liturgiker wärmstens empfohlen werden kann, schon deshalb, weil sie nachdrücklich beweist, wie notwendig heute eine enge Zusammenarbeit zwischen Liturgikern und Exegeten ist, wenn auf dem Gebiet der Liturgiereform solide Arbeit geleistet werden soll.

Wie viele Psalmen sollen die einzelnen Horen des Breviers in Zukunft aufweisen? Mit Arens ist dazu zunächst zu fragen: „Muß die Verwendung des Gesamtpsalters als unabdingbare Forderung einer Brevierreform angesehen werden . . . ?" und zu antworten: „Mit der Erkenntnis (die wir Arens selbst verdanken), daß der Psalter der konkreten liturgischen Bestimmung als Gegenstück zum Pentateuch seine Liedauswahl und seine Begrenzung verdankt[9]), wird diese Forderung in Frage gestellt . . . Manche Lieder, die in ihrer Zuordnung zu einer bestimmten Lesung des Pentateuchs sehr sinnvoll erscheinen, sind nach ihrer Lösung aus dem ursprünglichen Zusammenhang und nach der Verpflanzung in die Tagzeiten undurchsichtig und schwer

---

[7]) Nicht „Thronbesteigungspsalmen Jahwes"; vgl. H. J. Kraus, Psalmen (Biblischer Kommentar), I, Neukirchen 1960, XLIII f.

[8]) Ps 14 (15), 23 (24) und 117 (118) sind von der „Tempelpfortenliturgie", Ps 20 (21) vielleicht von der Liturgie eines „königlichen Zionsfestes" (s. Kraus, a. a. O., z. St.) und Ps 80 (81) sowie 88 (89) von einer Klagefeier inspiriert. Ps 106 (107) spiegelt noch gut eine Dankliturgie wider, die Psalmen 49 (50), 80 (81) und 81 (82) enthalten im Kult gesprochene „prophetische Gerichtsreden" (s. Kraus, a. a. O., zu den Stellen), und die Psalmen 120 (121) und 133 (134) scheinen anläßlich des „Abschieds vom Heiligtum" gebetet worden zu sein.

[9]) Das hat Arens überzeugend nachgewiesen. Für die Psalmenexegese ist das wohl der wichtigste Beitrag seiner Arbeit, für die wir ihm nicht dankbar genug sein können. Vgl. die Zusammenstellung der zu den einzelnen Psalmen gehörigen Pentateuch- und Prophetenlesungen ebd., S. 213–220. Damit dürfte nun endgültig das Problem der Aufteilung des Psalters in 5 Bücher (sie ist der Lesung der 5 Bücher des Moses zugeordnet!) geklärt sein.

vollziehbar geworden. Sie behalten ihren Wert als inspiriertes Gotteswort ebenso wie andere Lieder des Alten Testamentes, die nicht in das Stundengebet der Kirche aufgenommen worden sind, aber eine Verpflichtung zu ihrer Rezitation im Brevier scheint nicht gegeben. Wenn das atl. Gottesvolk der nachexilischen Epoche sich befugt wußte, aus dem überlieferten inspirierten Liedgut für seine Liturgie Teile auszuwählen und zu einer neuen Ordnung zusammenzufügen, so wird man der Kirche des Neuen Bundes das Recht nicht absprechen dürfen, ein Gleiches zu tun" (ebd., S. 215). Entweder wird man also eine Auswahl treffen, das heißt, nur solche Psalmen in das Brevier aufnehmen, die kulttheologisch zu der Liturgie des Neuen Bundes passen, wie sie uns heute vorliegt, oder aber wir werden der Lesung des Pentateuchs wieder größeren Raum in unserer Liturgie geben, damit alle Psalmen wieder zu uns „sprechen" können; letzteres wird aber kaum wünschenswert sein, somit wäre für eine Auswahl zu plädieren.

Dann ist aber die Zahl der zu betenden Psalmen von vornherein beschränkt. Das ist, praktisch und seelsorglich gesehen, sicher nur zu begrüßen. Denn das heutige Psalmenquantum im Brevier ist entschieden zu ausgedehnt. Wer von uns Heutigen hat denn noch die geistige Kraft, täglich allein in der Matutin 10 oder, im Benediktinerbrevier, sogar 14 Psalmen langsam und mit Andacht zu beten? Die Folge des zu großen Pensums ist daher vielfach eine unwürdige Persolvierung des als lästig empfundenen Breviers — und doch sollte das Brevier Atempause der Seele, Anregung und Übung der Meditation sein. Weniger in quantitativer Hinsicht wäre mehr in qualitativer Hinsicht. Und wenn schon alle 150 Psalmen darankommen sollen, dann lieber in einem mehrwöchentlichen Zyklus, der zugleich den Vorteil der größeren Abwechslung hat. Vor allem müßten die Psalmen, näherhin die Danklieder und Hymnen, wieder stärker das Echo der Kirche auf die in den Lesungen des Alten und Neuen Testamentes vernommenen Heilstaten Gottes werden wie in der Synagoge, woraus sich die Notwendigkeit einer ausgedehnteren Schriftlesung modo currente ergibt. Solche Lesungen könnten aber auch die Bittpsalmen „herausfordern", wenn sie zeigen, in welchen Nöten das Reich Gottes sich — auch heute noch — befindet.

Eine sehr dringliche Aufgabe der Brevierreform sehe ich sodann in einer Neuordnung des öffentlichen Psalmenvortrags im Gottesdienst. Die mechanische Psalmodie im Wechsel zwischen zwei Chorseiten entspricht nicht der Struktur der Psalmen. Ein Gotteswort wie Psalm 90 (91), 14—16 zum Beispiel dürfte nicht von einem Chor oder auch nur von einer Chorhälfte vorgetragen werden, sondern müßte von einem einzelnen, und zwar im Idealfall von einem Mann oder Jungmann, feierlich verkündet werden. Das Beste dürfte die altchristliche Vortragsweise der Psalmen sein; die Psalmen wären dann von einem Vorsänger bzw. einer Schola vorzutragen, der übrigen Gemeinschaft fiele der Kehrvers zu. Die Wiederaufnahme dieser älteren Vortragsweise durch P. Joseph Gelineau S. J. in seinen weltbekannt gewordenen Vertonungen der französischen Psalmen der „Bible de Jérusalem" hat nachhaltigen Erfolg gezeitigt. Die dort gemachten Erfahrungen sollte man sich auch für die offizielle kirchliche Psalmodie zunutze machen. Vor allem würde dann das Chorgebet der Mönche, Kanoniker usw. wieder das werden, was es heute leider zuwenig mehr ist: Meditation. Denn während die Schola die Psalmen vortrüge, hätte die übrige Gemeinschaft reichlich Gelegenheit zur Meditation über den Inhalt des Gehörten. Ob man nicht auch hier wieder das Hören lernen müßte? Welche Teile der Psalmen von einem einzelnen und welche von einer Schola vorzutragen wären, könnte wiederum die

Gattungsforschung mit ihren genauen literarischen Analysen lehren (siehe die einschlägigen Kommentare)[10]).

Zum richtigen Vortrag der Psalmen gehört jedoch auch die Abschaffung der Rezitation auf einem Ton. Die Psalmen sind ja Lieder, also von Hause aus dazu bestimmt, gesungen zu werden, zumindest in einem einfachen, der jeweiligen Sprache angepaßten Rezitativton. Auch hierin haben die Vertonungen Gelineaus gute Erfolge gezeitigt. Psalmen, die gesungen werden, gehen zudem erfahrungsgemäß ganz anders ein als auf einem Ton rezitierte. Für die lateinische Sprache könnten da die herkömmlichen Choraltöne nach wie vor gute Dienste leisten, sofern man von dem allzu schematischen Wechsel zwischen den beiden Chorseiten bzw. zwischen Schola und Gesamtchor (je ein Vers durch eine dieser Gruppen gesungen) abrückt. Wenn man, wie oben vorgeschlagen, die Zahl der Psalmen begrenzt, erfordert diese Art des Vortrags nicht viel mehr Zeit und Kraft als die schnelle Rezitation vieler Psalmen; sie unterstützt vielmehr auch ihrerseits die Meditation des Gehörten.

Eine wichtige Frage der modernen Psalmenexegese ist die Frage nach dem sogenannten „Sitz im Leben". Das heißt, die heutige Exegese bemüht sich um eine möglichst genaue Erfassung des etwaigen kultischen „Ortes", dem ein Psalm entstammt, um die Zeremonien, die einen Psalm begleitet haben, als er erstmals im Tempel angestimmt wurde, ob es sich um einen Begleittext zu einem Opfer handelt usw. Gewiß bleibt immer noch vieles im Dunkeln. Wo die Aufklärung dieses „Lebenssitzes" aber gelingt, beginnt der Psalm mit einem Male wie von selbst zu „sprechen", und es bedarf nicht mehr eines langen Kommentars, um ihn zu verstehen. Müßte nicht unser christliches Psalmengebet viel an Kraft und Lebendigkeit gewinnen, wenn wir den Psalmen, soweit es nur möglich ist, diesen „Lebenssitz" zurückgäben? Das fordert mit Recht Arens in seinem oben zitierten Werk, freilich um der Forschung sofort den erst noch zu leistenden Nachweis abzuverlangen, „inwiefern der kulttheologische Gehalt der atl.-spätjüdischen Tagzeiten (Morgen- und Abendopfer) beim Übergang zur ntl. Kultepoche erhalten bzw. durch die Heilstaten Christi überkleidet worden ist" (a. a. O., S. 216). Psalmen, die Prozessionslieder sind, sollten nach Möglichkeit wiederum Begleitlieder einer Prozession werden usw. Wieweit das innerhalb des Choroffiziums geschehen kann, hätten die Liturgiker zu entscheiden.

Für das richtige Verständnis der Psalmen ist sodann wesentlich, daß man klar erfaßt, was der einzelne Psalm literarisch sein will. Nicht jeder Psalm ist „Gebet" im strengen Sinne des Wortes. Manche Psalmen sind Belehrung und Erzählung und müssen als solche aufgefaßt werden. Nicht wenige Schwierigkeiten bei der Psalmodie rühren daher, daß man diesen Unterschied nicht genügend beachtet. Ein zu enger Kultbegriff kann hier großen Schaden anrichten. Die jeweilige Eigenart der Psalmen sollte in der Art ihres öffentlichen Vortrags und ihres Anhörens zum Ausdruck kommen, indem zum Beispiel Weisheitsbelehrungen wie Lesungen vorgetragen und sitzend angehört würden. Ferner sollten die oben erwähnten Überschriften bzw. Randbemerkungen darauf hinweisen, damit man sich beim privaten Breviergebet wenigstens innerlich darauf einstellen kann.

---

[10]) Vor allem der schon zitierte Kommentar von Kraus verdient hier eine besonders rühmliche Erwähnung. Katholischerseits vgl. man besonders P. Drijvers, Über die Psalmen. Eine Einführung in Geist und Gehalt des Psalters, Freiburg i. Br. 1961.

Etwas, was in den neueren Brevieren fehlt[11]), ist auch die Angabe der „Gebetsrichtung", die einem Psalm zu geben ist, ob er nämlich mit Christus an den Vater oder an Christus selbst zu richten ist. Eindeutige Prinzipien werden sich hier freilich kaum aufstellen lassen, da ja dem Alten Testament eine Trinität noch unbekannt ist. Manchmal kann aber die Psalmenexegese auch hier eine Handreichung bieten. So fallen zum Beispiel in Psalm 3 die „königlichen Züge" des Beters auf, ohne daß sich mit Sicherheit sagen läßt, ob dieser Psalm erstmals von einem israelitischen König gebetet worden ist. Eher scheint es, als habe sich der Psalmist Züge der „Königsideologie" zu eigen gemacht[12]). Nun ist aber das genau die Situation des ntl. Psalmenbeters, den Christus zu einem König macht, indem er ihm Anteil an seinem Königtum gibt (vgl. 1 Pt 2, 5. 9; Apk 1, 6; 5, 10). Daher darf er in der königlichen Rolle vor den Vater hintreten und in der Vollmacht Christi zu seinem himmlischen Vater in der Bedrängnis flehen. Hier ist somit die Ausrichtung auf den Vatergott von selbst gegeben. Es wäre gut, wenn die Überschriften oder Randbemerkungen des Breviers auch darauf kurz Bezug nähmen. Gelegentlich könnten sogar die Antiphonen so gestaltet werden, daß sich daraus die innere Ausrichtung des Psalms entnehmen ließe.

Alles in allem dürften die paar Anregungen, die hier gegeben werden konnten, gezeigt haben, daß bei einer Brevierreform eine enge Zusammenarbeit der Liturgiker mit den Exegeten schlechterdings notwendig ist, wenn ganze Arbeit geleistet werden soll, die auch künftige Generationen noch zu befriedigen vermag.

Neresheim (Württemberg) P. Leo Krinetzki O. S. B.

Römische Erlässe und Entscheidungen

Zusammengestellt von Dr. Peter Gradauer, Linz a. d. D.

Ausführungsbestimmungen zu „Veterum sapientia". Am 22. Februar 1962 war vom Heiligen Vater Papst Johannes XXIII. in der Peterskirche in feierlicher Form die Apostolische Konstitution „Veterum sapientia" unterzeichnet worden, in der die Notwendigkeit des Studiums der lateinischen und der griechischen Sprache in den Seminarien und den übrigen kirchlichen Lehranstalten dargelegt wird und die nach den Intentionen des Papstes der lateinischen Sprache als der der Kirche eigenen und mit dem Leben der Kirche ständig und innig verbundenen Sprache zur alten Ehre, Hochschätzung und Bedeutung verhelfen soll. Ungefähr drei Monate später wurden die von der römischen Studienkongregation erarbeiteten „Ordinationes" oder Ausführungsbestimmungen zu dieser Konstitution veröffentlicht. Aus dem umfangreichen Dokument kann hier nur eine kurze Inhaltsangabe geboten werden.

In der Einleitung wird gesagt, daß die „Wiedergeburt" der lateinischen Sprache, wie sie von Papst Johannes XXIII. gewünscht werde, zwar mit Schwierigkeiten verbunden sei, daß sie aber erreicht werden müsse; und dies sei möglich durch eine stufenweise, ununterbrochene Durchführung der vom Papst erlassenen Normen.

Die eigentlichen „Ordinationes" gliedern sich in acht Kapitel. Das erste von ihnen enthält die allgemeinen Richtlinien, wie die neuen Bestimmungen den Studienordnungen in den verschiedenen Nationen und Ländern angepaßt oder — mit einem modernen Ausdruck — ihnen synchronisiert werden sollen und können. Eigene Artikel befassen sich mit der Heranbildung von Lehrern der lateinischen Sprache, mit der Prüfungsordnung und mit der Aussprache. In diesen wird unter anderem festgelegt, daß in jeder Nation von den Ordinarien eine Kommission von Fachleuten gebildet werden solle, deren Aufgabe es ist, das lateinische und griechische Studienprogramm an den kirchlichen Lehranstalten den Forderungen von „Veterum sapientia" anzupassen. Besondere Aufmerksamkeit muß der Auswahl der Lehrkräfte geschenkt werden; ihre Ausbildung soll an eigenen Instituten erfolgen, besonders in dem Institut, das eigens dazu

[11]) Ältere, vor allem mittelalterliche Breviere haben entsprechende Beischriften.
[12]) Vgl. Kraus, a. a. O., z. St.

in Rom gegründet wird. Große Sorgfalt muß auch der humanistischen Bildung der Spätberufenen gewidmet werden. Aus Gründen der Einheitlichkeit wird die Notwendigkeit der „römischen" Aussprache des Lateinischen urgiert. Im zweiten Kapitel sind die Grundprinzipien für das humanistische Studienprogramm an den kirchlichen Lehranstalten enthalten. In diesen Bestimmungen zum Lehrprogramm wird ausdrücklich festgelegt, daß die Zahl der Studienjahre mindestens sieben betragen müsse und daß wöchentlich während der ersten fünf Studienjahre sechs Stunden und während der letzten zwei Jahre fünf Stunden Latein gegeben werden müssen. In einem eigenen Artikel wird auch eine Liste von klassischen Autoren vorgelegt, deren Werke im Lateinunterricht gelesen werden sollen. Im dritten bis fünften Kapitel werden die Richtlinien für das Studium der lateinischen und griechischen Sprache an den großen Seminarien und theologischen Hochschulen und Fakultäten aufgestellt. Besondere Bedeutung kommt darin der Bestimmung zu, daß an den kirchlichen Lehranstalten ein besonderer Kurs für lateinische Literatur eingerichtet werden soll, und zwar besonders für die patristische Literatur, für Texte von päpstlichen Erlässen, Konzilsbeschlüssen und liturgischen Feiern. Folgende Lehrfächer oder Disziplinen müssen lateinisch vorgetragen werden: theoretische Philosophie, die gesamte Dogmatik und Moraltheologie, die allgemeine und spezielle Einleitung in die Heilige Schrift sowie Kirchenrecht. Ausgenommen können also die Gegenstände werden, die der seelsorglich-praktischen Ausbildung dienen, wie Katechetik, Homiletik, ebenso Philosophiegeschichte, Kirchengeschichte und ähnliche. Die Lehrbücher und Skripten der vortragenden Professoren müssen lateinisch abgefaßt sein. Die Wiederholungen, Disputationen und Examina sind in Latein abzuhalten. Bezüglich der Ausbildung in der griechischen Sprache werden hinsichtlich Dauer an Jahren und Stundenausmaß keine genauen Vorschriften getroffen, sondern es wird verfügt, daß die örtlichen Umstände berücksichtigt werden sollen. Das sechste Kapitel umschreibt die Aufgaben der Apostolischen Visitatoren, die über die Durchführung der Vorschriften zu wachen haben; das siebente Kapitel befaßt sich mit den regelmäßigen Berichten an den Heiligen Stuhl; das achte Kapitel enthält schließlich noch einige Übergangsbestimmungen.

Da es sich bei der vorliegenden Materie um sehr ernste und tiefgreifende Fragen handelt, zu deren Durchführung eine sorgfältige Vorbereitung notwendig ist, treten diese oben behandelten Ausführungsbestimmungen erst mit dem Beginn des Studienjahres 1963/64 in Kraft. (Die „Ordinationes" der Studienkongregation tragen das Datum vom Ostersonntag, 22. April 1962; veröffentlicht in den AAS, Nr. 6 vom 30. Mai 1962, S. 339–368.)

Neue Ablässe

1. Für die fromme Aufopferung menschlicher Schmerzen. Zur Vermehrung der geistlichen Früchte, die zum Heile der Seelen und zur Rettung der Welt aus den menschlichen Schmerzen erwachsen, wenn diese demütig aus der Hand Gottes angenommen und dem ewigen Vater in Vereinigung mit Christus aufgeopfert werden, gewährte Papst Johannes XXIII. in der Audienz des Kardinal-Großpönitentiars am 2. Juni 1962 folgende Ablässe: 1. einen vollkommenen Ablaß, unter den gewöhnlichen Bedingungen (unbeschadet der Vollmacht zur Umwandlung nach Can. 935 CIC) von den Christgläubigen zu gewinnen, welche die leiblichen und seelischen Schmerzen eines ganzen Tages unter Anwendung einer beliebigen Formel am Morgen Gott aufopfern; 2. einen unvollkommenen Ablaß von 500 Tagen, von den Christgläubigen mit wenigstens reumütigem Herzen zu gewinnen, sooft sie einen derartigen gerade bestehenden Schmerz mit irgend einer frommen Anmutung ebenfalls demütig aufopfern. (Dekret der S. Paenitentiaria Apostolica vom 4. Juni 1962; AAS 1962, Nr. 8, S. 475.)

2. Gebet des Pfadfinders an Maria. Gelegentlich des 6. Nationallagers der katholischen Pfadfinderbewegung Italiens hat der Heilige Vater die Ergebenheitskundgebung, die ihm durch den Titularerzbischof Hektor Cunial, Vicegerens von Rom, dargebracht wurde, freundlich angenommen, den einzelnen Assistenten und Leitern seine besonderen Wünsche übermittelt, eine aufmunternde Ansprache an sie gerichtet und ein „Gebet des Pfadfinders an Maria" verfaßt, folgend dem Beispiele seines Vorgängers, der ebenfalls ein „Gebet der Pfadfinder zu Maria" verfaßt hat. Zu diesem Gebet hat er folgende Ablässe gewährt: 1. Einen unvollkommenen Ablaß von 500 Tagen, von den Pfadfindern mit wenigstens reumütigem Herzen zu gewinnen, sooft sie das Gebet fromm verrichten; 2. einen vollkommenen Ablaß, unter den gewöhnlichen Bedingungen zu gewinnen einmal im Monat, wenn sie täglich einen ganzen Monat hindurch dieses Gebet fromm verrichten. (Text im Original italienisch; S. Paenitentiaria Apostolica vom 19. August 1962; AAS 1962, Nr. 12, S. 744.)

3. Gebet für das Konzil. Als Bitte an den allmächtigen Gott um glücklichen Ausgang des nun stattfindenden 2. Vatikanischen Konzils hat der Papst selbst nachstehendes Gebet verfaßt und für Kleriker, die es vor der Zelebration der Messe verrichten, mit Ablässen versehen: „An-

genehm sei dir, Herr und Gott, das Lobopfer, das ich deiner göttlichen Majestät darbringe für einen glücklichen Ausgang des 2. allgemeinen Vatikanischen Konzils, und gewähre, daß wir das durch deine Barmherzigkeit zuverlässig erlangen, was wir im Verein mit unserem Heiligen Vater Johannes von dir demütig erflehen. Amen." Nun hat der Heilige Vater den Personenkreis, dem diese geistlichen Vorteile zukommen, erweitert und verfügt, daß auch die Nonnen und Schwestern, die vor ihrem „Divinum officium" oder vor dem „Kleinen Officium zu Ehren der Gottesmutter" oder vor jedem Officium, das sie nach ihren eigenen Konstitutionen verrichten, das angeführte Gebet einfügen, folgende Ablässe gewinnen können: 1. Einen unvollkommenen Ablaß von 500 Tagen für die Verrichtung des Gebetes mit wenigstens reumütigem Herzen; 2. einen vollkommenen Ablaß, unter den gewöhnlichen Bedingungen einmal im Monat, wenn sie täglich durch einen ganzen Monat hindurch das Gebet verrichten. Dieses Dekret hat Geltung bis zur Beendigung des 2. Vatikanischen Konzils.

(S. Paenitentiaria Apostolica vom 24. Juli 1962; AAS 1962, Nr. 11, S. 686.)

4. Pontifikalsegen. In der Audienz des Kardinal-Großpönitentiars am 19. Oktober 1962 bestimmte Johannes XIII. neu das Ausmaß der Ablässe, die nach dem Schlußsegen eines Pontifikalamtes den Gläubigen, die reumütigen Herzens andächtig den Segen empfangen haben, gewährt werden. Kardinäle können einen unvollkommenen Ablaß von 15 Jahren, Erzbischöfe einen von 10 Jahren, Bischöfe einen von 7 Jahren gewähren. (Dekret der S. Paenitentiaria Apostolica vom 31. Oktober 1962; AAS 1962, Nr. 14, S.)

Erweiterung der Firmvollmacht zur Zeit des Konzils. Da zur Feier des 2. Vatikanischen Konzils außer den übrigen Konzilsvätern auch die Ortsordinarien mit Bischofsweihe aus aller Welt in Rom versammelt sind, könnte es sein, daß durch deren Abwesenheit von ihren Bischofssitzen, die sich vielleicht durch beträchtliche Zeit hinziehen wird, die Christgläubigen in ihrem Seelenheil Schaden leiden, besonders die Kinder, die das erforderliche Alter erreicht haben, um das Sakrament der Firmung zu empfangen. Aus diesem Grunde hat Papst Johannes XXIII. auf die Bitten vieler Bischöfe hin gewährt:

1. Alle Ortsordinarien, die zum Ökumenischen Konzil zusammenkommen, erhalten die Vollmacht, daß sie für ihr Territorium ihren Generalvikar oder Provikar (wenn es mehrere sind, nur einen von ihnen), einen bischöflichen Delegaten, einen Ordensabt, den Oberen einer Mönchskongregation oder sonstigen religiösen Gemeinschaft ohne Bischofsweihe, auch einen einfachen Priester mit der Vollmacht betrauen können, gültig und erlaubt innerhalb der Grenzen ihres Territoriums die Firmung zu spenden. Hat aber jemand der genannten Ordinarien einen Bischof oder mehrere Bischöfe als Generalvikare oder Hilfsbischöfe, so ist es nicht verboten, ebenso viele Delegaten zu ernennen, wie viele Bischöfe am Konzil teilnehmen.

2. Bei der Spendung dieses Sakramentes müssen die genannten Delegaten die Instruktion befolgen, die am Pfingstfest, 20. Mai 1934, von der Sakramentenkongregation erlassen wurde.

3. Die genannten Delegaten sollen wenigstens mit irgend einer kirchlichen Würde bekleidet sein, wenn nicht die Notwendigkeit nach dem Ermessen des Ortsordinarius es zu erfordern scheint, daß auch einfache Priester ohne die erwähnten Würden delegiert werden.

4. Diese Vollmacht hat Gültigkeit, solange die erwähnten Ordinarien notwendigerweise von ihren Bischofssitzen abwesend sein müssen wegen ihrer Teilnahme am Ökumenischen Konzil und solange jenes nicht abgeschlossen ist, also näherhin: vom Augenblick des Verlassens ihrer Diözese an bis zur Rückkehr nach Beendigung des Konzils, mögen sie sich auch infolge eventueller Unterbrechungen der Sitzungen für einige Zeit in ihre Bistümer zurückbegeben haben.

5. Apostolische Indulte, die für bestimmte Fälle von der Sakramentenkongregation gewährt wurden, behalten weiterhin ihre Gültigkeit bis zu deren Ablauf; erlischt während der Abhaltung des Konzils ihre Gültigkeit, so können die Ordinarien von den Vollmachten Gebrauch machen, die ihnen durch das vorliegende Dekret verliehen wurden, wenn sie nicht lieber bei der genannten Kongregation um Verlängerung der Reskripte ansuchen wollen.

6. Es ist jedoch der Wille Seiner Heiligkeit, daß die im Apostolischen Schreiben „Trans Oceanum" für die Diözesen Lateinamerikas gewährte Fakultät unverändert bleibe.

7. In gleicher Weise erklärt Seine Heiligkeit, daß das Dekret „Spiritus Sancti munera" bezüglich der Notfirmung (in Todesgefahr infolge schwerer Krankheit) in Geltung bleibe.

(Dekret der Sakramentenkongregation vom 4. Oktober 1962; AAS 1962, Nr. 13, S. 780.)

Der Name des heiligen Josef im Kanon. In der 18. Generalkongregation des 2. Vatikanischen Konzils teilte Kardinalstaatssekretär Amleto Cicognani mit, der Heilige Vater habe dem von vielen Konzilsvätern ausgedrückten Wunsch entsprochen und die Einfügung des Namens des heiligen Josef in den Kanon der Messe sofort nach dem Namen Mariens festgesetzt, zur Erinnerung an das 2. Vatikanische Konzil, dessen Patron der heilige Josef ist. Die Verfügung tritt am 8. Dezember 1962 in Kraft. („L'Osservatore Romano", Nr. 261 vom 14. November 1962.)

Diese Verfügung hat verständlicherweise unter den Beobachtern der nichtkatholischen Konfessionen und in weiteren Kreisen einige Verwunderung hervorgerufen; sie wird aber doch von katholischen Kommentatoren insofern günstig beurteilt, als damit noch weiter gehende Bitten und Eingaben an das Konzil in dieser Richtung (bis zu einem Dogma über den heiligen Josef) abgebremst wurden.

Aus der Weltkirche

Von Norbert Miko, Vorstand des Institutes für kirchliche Zeitgeschichte in Salzburg

I. Feierliche Eröffnung des Konzils

Nachdem der Heilige Vater, völlig überraschend für die Öffentlichkeit, am 3. Oktober eine Wallfahrt zu den Heiligtümern von Loretto und Assisi unternommen hatte und am Sonntag, 7. Oktober, eine dreitägige Bußandacht mit einer feierlichen Prozession von Maria Maggiore zum Lateran, gleichfalls in Gegenwart des Papstes, abgeschlossen worden war, wurde am Donnerstag, 11. Oktober 1962, das Zweite Vatikanische Konzil mit einer grandiosen Feier eröffnet. Ungefähr 2800 Konzilsväter, darunter das gesamte Kardinalskollegium, mit Ausnahme der aus Gesundheitsgründen verhinderten Kardinäle Micara und Richaud sowie der Kardinäle Mindszenty und Arteaga y Betancourt (Havanna), die aus politischen Gründen am Erscheinen verhindert waren, versammelten sich am Morgen des Eröffnungstages im Vatikan und zogen dann um 8.30 Uhr in einer langen Prozession über den Petersplatz zur Konzilsaula im Hauptschiff der Peterskirche. Der Heilige Vater stimmte von seinem Throne am Hochaltar der Basilika das „Veni creator Spiritus" an. Hierauf zelebrierte Kardinal Tisserant die Heilig-Geist-Messe unter Assistenz des Papstes. Nach dieser Messe begann die eigentliche Eröffnungssitzung des Konzils. In feierlichem Zuge trug der Generalsekretär Erzbischof Felici das Evangelienbuch zum Altar, der Heilige Vater nahm auf seinem Thron die Obödienz der Kardinäle und Patriarchen, der durch je zwei Mitglieder vertretenen Erzbischöfe, Bischöfe und Ordensgeneräle entgegen. Es folgte das feierliche Glaubensbekenntnis, zuerst vom Papst allein, dann von Erzbischof Felici im Namen der Konzilsväter gebetet. Der Kardinaldiakon rief dann „Orate" — alle knieten sich nieder, bis der Heilige Vater aufstand und das Gebet „Adsumus" sprach, das am Beginn aller öffentlichen Sitzungen und der Generalkongregationen gebetet wird. Die Allerheiligenlitanei mit der dreifachen Konzilsbitte wurde vom Papst mit der Schlußoration beendet. Hierauf wurde das Konzilsevangelium lateinisch (Mt 28, 18—20) und griechisch (Mt 16, 13—18) gesungen. Die Ansprache des Heiligen Vaters, der feierliche Päpstliche Segen beendeten die Feier. Außer den Konzilsvätern nahmen an der Feier auch eine große Zahl von nichtkatholischen Beobachtern und Gästen teil. Sie saßen im Halbrund direkt vor dem Hochaltar. 85 offizielle Regierungsdelegationen, eine große Zahl von Mitgliedern der Hocharistokratie, des kulturellen Lebens und der kirchlichen Laienbewegung nahmen an der Feier teil. Die gesamte Weltpresse, Radio und Fernsehen übermittelten dem Erdkreis den Beginn des säkularen Ereignisses.

II. Die Wahlen in die Konzilskommissionen

Wichtig und für den weiteren Gang der Konzilsverhandlungen sehr entscheidend waren die Wahlen in die zehn Kommissionen. Wie es das Regolamento, die Geschäftsordnung des Konzils, vorsieht, bestehen die Kommissionen aus je 16 gewählten und den vom Papst ernannten Mitgliedern, deren Zahl ursprünglich mit acht, zuletzt aber mit neun bestimmt wurde (um zur Abstimmung eine ungerade Zahl zu haben). Bei der großen Zahl von Konzilsvätern war es von vornherein klar, daß diese Wahlen nicht in einem einzigen Wahlgang bzw. nicht ohne vorherige Fühlungnahme der einzelnen Bischofskonferenzen miteinander durchgeführt werden konnten. Als die erste Generalkongregation am 13. Oktober zusammengetreten war, wurde es daher von der überwältigenden Mehrheit der Konzilsväter mit großem Applaus begrüßt, daß die Kardinäle Liénart und Frings den Vorschlag machten, die Wahlen auf die nächste Sitzung, die für Dienstag, 16. Oktober, angesetzt war, zu verschieben. Während dieser Zeit wurden nun von den einzelnen Länderepiskopaten Wahlvorschläge ausgearbeitet, von denen zwei die größte Bedeutung hatten: der von der italienischen Bischofskonferenz ausgearbeitete und der der west- und mitteleuropäischen Bischöfe. Die Italiener sahen für jede der Kommissionen fünf ihrer Landsleute vor, der andere Vorschlag, der von den Bischöfen Deutschlands, Österreichs, der Schweiz, Frankreichs, Belgiens, Hollands, der skandinavischen Länder, aber auch Polens und Jugoslawiens

unterstützt wurde, war mehr auf eine internationale Zusammensetzung bedacht. Die Wahlen selbst sollten auf Grund der Geschäftsordnung mit absoluter Mehrheit für die ersten zwei Wahlgänge, mit relativer für den dritten Wahlgang erfolgen. Bei der zweiten Generalkongregation nun machte Kardinal Ottaviani den Vorschlag, von dieser Bestimmung abzugehen und gleich von Anfang an die relative Mehrheit gelten zu lassen. Kardinal Roberti trat dem entgegen und verwies auf die Bestimmung im Canon 101 des CJC. Schließlich schlug Kardinal Ruffini im Namen des Präsidiums vor, die Entscheidung dem Heiligen Vater zu überlassen. Es wurde also zur Wahl geschritten und aus ihr ging mit großer Mehrheit der Vorschlag der mitteleuropäischen Liste hervor: Von ihren 109 Kandidaten wurden 86 gewählt, während von den 49 italienischen Kandidaten nur 14 gewählt wurden, wozu allerdings noch einige kamen, die auf der mitteleuropäischen Liste aufgestellt waren.

Die zehn Kommissionen sind: die erste für Glaube und Sitten, die zweite für die Bischöfe und die Diözesanregierung, die dritte für die Missionen, die vierte für die orientalischen Kirchen, die fünfte für die Sakramente, die sechste für die Disziplin des Klerus und des christlichen Volkes, die siebte für die Ordensleute, die achte für die Liturgie, die neunte für die Seminarien, die Studien und katholischen Schulen, die zehnte für das Laienapostolat, für Presse und Schauspiel.

Sowohl die Wahl der 160 Kommissionsmitglieder durch das Konzil wie auch die Ernennung der 90 Mitglieder durch den Heiligen Vater haben eine Reihe von Kommentaren ausgelöst, die der Sachlage nicht gerecht wurden. Viele, besonders Italiener, betrachteten die Wahl als ein Affront gegen sich, als eine Art Auflehnung des Weltepiskopates gegen die römische Kurie. Nichts ist falscher als das. Wenn die Italiener etwas zu kurz kamen, so haben sie sich das selbst zuzuschreiben, da sie sich den gemeinsamen Schritten der mittel- und westeuropäischen Bischöfe nicht anschlossen. Ein Grund für die relative Bevorzugung nichtitalienischer Bischöfe lag sicher auch in der Vermutung, der Heilige Vater würde bei seinen Ernennungen das italienische und vor allem das kuriale Element nicht zu kurz kommen lassen; was auch tatsächlich eintraf. Im ersten Augenblick haben diese Ernennungen manche etwas schockiert, gibt es doch Kommissionen, bei denen unter den 9 Ernannten 4 Italiener sind, in einer ist ihre Zahl sogar 5! Doch muß man die Auswahl der Mitglieder durch den Heiligen Vater nach verschiedenen Seiten hin betrachten: In der gewählten Liste kamen die kleinen nichteuropäischen und auch manche europäische Länder, wie die Tschechoslowakei oder Litauen, zu kurz. Ein Großteil der päpstlichen Ernennungen betrifft solche Länder. Dann kamen sicher die orientalischen Patriarchen zu kurz. Einzig Patriarch Maximos IV., der in Westeuropa bekannt ist, war gewählt worden. Der Heilige Vater glich also aus. Zu kurz gekommen waren auch manche Orden. Und ganz übergangen war in der gewählten Liste die Kurie, wohl schon im Hinblick darauf, daß der Heilige Vater sie berücksichtigen würde, was auch im ausgiebigen Maße geschah. Eine Reihe von Mitgliedern der vorbereitenden Kommissionen waren bei der Wahl nicht zum Zuge gekommen, obwohl ihre Mitarbeit wesentlich ist. Auch hier erfolgte der Ausgleich. Sicherlich hat der Heilige Vater diese Liste auch auf Grund der Klagen der Italiener zusammengestellt, aber man kann nicht sagen, daß die endgültige Zusammensetzung der Kommissionen den Italienern ein allzu großes Übergewicht gäbe. Im übrigen muß scharf unterschieden werden zwischen kurialen Mitgliedern und dem italienischen Episkopat! Dieser ist keineswegs in sich geschlossen. Der norditalienische Episkopat denkt in vielen Punkten ähnlich wie die West- und Nordeuropäer. Von Interesse ist sicher die Tatsache, daß bei den Wahlen das erstemal so etwas wie eine Blockbildung zu beobachten war. Von dem gemeinsamen Vorgehen der französischen, deutschsprachigen, polnischen, skandinavischen, belgischen, holländischen, polnischen, jugoslawischen Bischöfe wurde schon gesprochen. Aber es haben auch zahlreiche südamerikanische, ein Teil der spanischen und viele Missionsbischöfe mit den Mitteleuropäern gestimmt. Was war der Grund dafür? Einer war der, daß die Südamerikaner und die Missionsbischöfe durch die deutschen Hilfswerke Misereor und Adveniat in engen Beziehungen zum deutschen Episkopat stehen; der spanische Episkopat ist, durch die politischen Verhältnisse seines Landes bedingt, heute der einzige Faktor, der ernstlich und mit guter Aussicht auf Reformen drängen kann. Ein Großteil seiner Mitglieder steht daher innerlich den westeuropäischen Bischöfen nahe.

III. Die nichtkatholischen Beobachter und Gäste beim Konzil

Das Zweite Vatikanische Konzil, das von Anfang an einen starken Zug zur Wiedervereinigung zeigte, ist dadurch ausgezeichnet, daß es gelang, zahlreiche nichtkatholische Religionsgemeinschaften zur Entsendung von Beobachtern zu bewegen. Das Verdienst daran haben in erster Linie Kardinal Bea und Msgr. Willebrands vom Sekretariat zur Förderung der Einheit der Christen. Es wurde seit längerer Zeit sowohl mit Patriarch Athenagoras von Konstantinopel (für die byzantinische Kirche), mit den Kopten, Syrern (Jakobiten) und Armeniern verhandelt,

ebenso mit dem Weltkirchenrat in Genf. Was die Byzantiner betrifft, so ist bekannt, daß Patriarch Athenagoras nicht ohne das Einvernehmen der übrigen byzantinischen Kirchen vorgehen wollte, vor allem nicht ohne das der russisch-orthodoxen Kirche. Bei der Tagung des Ökumenischen Rates in Paris im August 1962 traf Msgr. Willebrands mit russischen Vertretern zusammen und besprach die eventuelle Teilnahme der russischen Kirche. Man antwortete ihm, daß darüber nur der Heilige Synod entscheiden könnte. Damals trat das erstemal der Gedanke an eine Reise Willebrands nach Moskau auf. Ende September (27. September bis 2. Oktober) war es dann soweit, daß die offizielle Verbindung mit Moskau hergestellt werden konnte. Der römische Vertreter wurde sehr freundlich aufgenommen und konnte mit verschiedenen Exponenten der russischen Kirche verhandeln. Es ist interessant, daß in der Zwischenzeit (8. Oktober) die ablehnende Antwort aus Konstantinopel eintraf. Was war vor sich gegangen? Man erzählt, daß Athenagoras sich an die Russen gewendet habe, um ihre endgültige Stellungnahme zu erfahren. Er bekam darauf eine einfache Empfangsbestätigung seines Schreibens. Daraufhin habe er noch einmal telegraphiert. Als Antwort erhielt er den Bescheid, man habe der früheren Stellungnahme nichts hinzuzufügen. Athenagoras faßte das als Absage der Russen auf. Am 10. Oktober, also zwei Tage nach der ablehnenden Antwort des Patriarchen Athenagoras an die römische Adresse, tagte in Moskau der Heilige Synod, am 11. Oktober kam die zustimmende Antwort nach Rom, daß sich zwei Vertreter der russischen Kirche zum Konzil begeben würden. So hat sich nun die interessante Tatsache ereignet, daß Athenagoras, der an sich der Sache der Wiedervereinigung sehr aufgeschlossen gegenübersteht, nicht vertreten ist und daß die Russen, von denen man die größten Schwierigkeiten erwartet hat, nach Rom gekommen sind. Sicher ist, daß die russische Regierung ihre Zustimmung geben mußte, daß sie also ein Interesse daran haben mußte, der katholischen Kirche entgegenzukommen. Das ist auch aus der Tatsache zu ersehen, daß ein Großteil des römisch-katholischen Episkopates aus den Ländern hinter dem Eisernen Vorhang die Möglichkeit bekam, nach Rom zu reisen, sogar ein Vertreter aus der Sowjetunion selbst, Bischof Sipovic aus Litauen. Wenn man sich der Politik der Mächte vor und während des Ersten Vatikanischen Konzils erinnert, so kann man vielleicht den Sinn der russischen Haltung von heute erkennen. Damals standen die europäischen Mächte, allen voran Frankreich und Preußen, im Begriffe, sich auf einen Krieg vorzubereiten. Es ging darum, die Weltöffentlichkeit, auch die katholische, für die eigenen Pläne günstig zu stimmen. Man unterschätze nicht die Klugheit der Russen. Gerade in einer Zeit erhöhter internationaler Spannungen kann es ihnen darum zu tun sein, die Katholiken in aller Welt durch betontes Entgegenkommen zu beruhigen, vor allem auch darum, offizielle Erklärungen des Konzils gegen den Kommunismus zu verhindern. Mögen also für die russische Regierung ausschließlich politische Motive maßgebend gewesen sein, die Vorsehung hat ihre eigenen Pläne und wird aus anfänglich kleinen Dingen zur rechten Zeit vielleicht große Ereignisse gedeihen lassen!

Hier ein Verzeichnis der nichtkatholischen Beobachter und Gäste des Konzils:

Orientalen: Russische Kirche (Vital Borvoi, Vertreter der russisch-orthodoxen Kirche beim Weltrat der Kirchen; Vladimir Kotlarow, Vizechef der russisch-orthodoxen Mission in Jerusalem); russisch-orthodoxe Kirche außerhalb Rußlands (Anthonio, Bischof in Genf, Igor Trojanoff, Erzpriester der russischen Kirche von Lausanne und Vevey); Koptische Kirche Ägyptens (Younna Girgis, früherer Unterrichtsminister, und Dr. Tadros Mikhail Tadros, Rat des Appellationsgerichtshofes); Syrische jakobitische Kirche (P. Ramban Zakka, B. Iwas und P. Paul Varghese); Armenische Kirche-Kattkolikosat von Cilicien (P. Vardaoet Karekin Sarkassian).

Protestanten: Anglikanische Gemeinschaften (Dr. John Moorman, Bischof von Ripon, England; Dr. Frederick Grant, USA, emeritierter Professor der Bibelwissenschaften; Dr. Charles de Soysa, Erzdiakon von Colombo, Ceylon); Lutherischer Weltbund (Dr. Kristen E. Skydsgaard, Professor der systematischen Theologie in Kopenhagen; Dr. Georges Lindbeck, Professor der Kirchengeschichte in New Haven, USA); Weltallianz der Presbyterianer (Pastor Hébert Roux, Reformierte Kirche, Frankreich; Dr. Douglas W. D. Shaw, Schottische Presbyterianische Kirche; Prof. James H. Nichols, Theol. Kolleg in Princeton, USA); Deutsche Evangelische Kirche (Dr. Edmund Schlink, Dogmatikprofessor in Heidelberg); Weltvereinigung der Kirchen Christi (Jesse Bader, Generalsekretär der Vereinigung, New York, USA); Quäker (Dr. Richard Ullmann, Professor am Woodbrocke College in Birmingham, England); Internationaler Kongregationistenrat (Dr. Douglas Horton, Randolph,USA; Dr. Georges Williams); Methodistischer Weltrat (Bischof Fred P. Corson, Philadelphia, USA; Dr. Harold Roberts, Richmond, England; Prof. Franz Ildebrandt); Weltrat der Kirchen, Genf (Pastor Dr. Lukas Fischer, Abteilung „Faith and Order" beim Weltrat der Kirchen); Altkatholische Kirche (Kanonikus P. J. Maa, Utrecht, Niederlande); Internationale Vereinigung für die Freiheit der christlichen Religion (Prof. Dr. L. J. Van Holk).

Gäste: Pastor Roger Schütz, Prior der protestantischen Ordensgemeinschaft von Taizé (Frankreich); Pastor Max Thurian, Mitglied dieser Ordensgemeinschaft; Prof. Oskar Cullmann (Universitäten Basel und Paris); Prof. Dr. G. C. Berkouwer (Protestantische Universität Amsterdam); Kanonikus Bernhard Pawley, Kathedrale von Ely, der schon zur Zeit der Konzilsvorbereitungen die Erzbischöfe von Canterbury und York vertreten hatte. - Die Rolle der Beobachter und Gäste ist in sich nur passiv. Doch wäre es falsch, dadurch die Bedeutung ihres Kommens gering einzuschätzen. Es ist ein Zeichen des geänderten Klimas in den Beziehungen der christlichen Kirchen zueinander; es ist eine Gelegenheit, daß die Beobachter und Gäste das ernste Ringen der Konzilsväter um die dem Konzil gestellten Aufgaben aus nächster Nähe verfolgen können. Wöchentlich hält das Sekretariat für die Förderung der Einheit der Christen Konferenzen mit den Beobachtern und Gästen. Auf diesen Konferenzen werden sie über die Probleme unterrichtet, können sie ihre Bedenken, aber auch ihre Vorschläge ans Konzil vorbringen. Das Sekretariat übernimmt es dann, diese Vorschläge den Konzilsvätern zu unterbreiten. Da das Sekretariat zu allen Schemen, die vom Konzil behandelt werden, von sich aus Stellung nimmt, so ist der Einfluß der Nichtkatholiken gar nicht so gering, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte.

IV. Ernennungen

Der Heilige Vater hat in Ergänzung der schon früher ernannten Kommission für Außergewöhnliche Angelegenheiten, der unter anderem die Einbringung neuer Vorschläge beim Konzil obliegt, zwei neue Mitglieder ernannt: Kardinal Wyszynski (Warschau) und Abbas nullius Minisci (Grottaferrata). Die übrigen Mitglieder sind: Kardinalstaatssekretär Amleto Giovanni Cicognani; G. Siri (Genua); G. B. Montini (Mailand); C. Gonfalonieri (Konsistorialkongregation); J. Döpfner (München); A. G. Meyer (Chicago); L. J. Suenens (Mecheln-Brüssel). Den Präsidialrat des Konzils bilden die Kardinäle Tisserant, Tappouni (Antiochien); Liénart (Lille); Caggiano (Buenos Aires); Gilroy (Sidney); Ruffini (Palermo); Alfrink (Utrecht); Pla y Daniel (Toledo); Spellman (New York); Frings (Köln). An „Periti" (Theologen, Kanonisten und Experten) wurden ernannt 201 Persönlichkeiten, darunter 75 Italiener und 126 Nichtitaliener, 105 Weltpriester und 96 Ordenspriester, die 29 Orden und Kongregationen angehören. Dem Generalsekretär, Erzbischof Felici, wurden als „Sottosegretari" an die Seite gestellt: C. Morcillo y Gonzalez, Erzbischof von Zaragossa; J. J. Krol, Erzbischof von Philadelphia, USA; Erzbischof J. Villot, Koadjutor von Lyon; Bischof Wilhelm Kempf, Limburg; Ph. Nabaa, Erzbischof von Beirut für die Melchiten. Auf Grund dieser Ernennungen und der durchgeführten Wahlen konnte das Konzil am Montag, 22. Oktober 1962, an die eigentliche Arbeit gehen. Am 6. November wurden vom Generalsekretär die Namen der vom Heiligen Vater ernannten Mitglieder des Verwaltungsgerichtes bekanntgegeben: Die Kardinäle Carlo Chiaro, Francesco Morano, William Theodore Heard; der Erzbischof Andreas Rohracher (Salzburg); die Bischöfe Lawrence Floyd Begin (Oakland, USA), Edmund Nowicki (Koadjutor von Danzig), Johannes Pohlschneider (Aachen), Eugenio Beitta Aldasabal (Santandér, Spanien), Johannes Vonderach (Chur, Schweiz), Francis J. Furey (Weihbischof von Philadelphia, USA).

V. Die Konzilsarbeit

Das erste Schema, das dem Konzil zur Behandlung zugewiesen wurde, ist über die Liturgie. Es ist in acht Kapitel eingeteilt (Allgemeine Prinzipien; Geheimnis der Eucharistie; Sakramente und Sakramentalien; Stundengebet; liturgisches Jahr; liturgische Geräte und Gewandung; Kirchenmusik; kirchliche Kunst). Die Gründe für die Voranstellung dieses Schemas liegen zum Teil darin, daß es in der Vorbereitung am vollkommensten durchberaten und abgeschlossen war. Dann liegt der Schwerpunkt des Konzils auf dem seelsorglichen Gebiet und die Liturgie ist Herzstück des Lebens der Kirche. Von der Liturgie her sind schließlich auch viele Möglichkeiten, mit den nichtkatholischen Christen ins Gespräch zu kommen, ohne daß allzu große theologische Schwierigkeiten zu erwarten wären. Bis Allerheiligen hat sich das Konzil in acht Generalkongregationen mit dem ersten und zweiten Kapitel des liturgischen Schemas beschäftigt. Über 150 Konzilsväter haben sich bisher zu Worte gemeldet. Es ist klar, daß die Auffassungen über die verschiedenen Punkte des Schemas bisweilen weit auseinandergehen. Alle stimmen darin überein, daß die Liturgie mehr als bisher in den Mittelpunkt des christlichen Lebens gerückt werden müßte, daß auch das Studium der liturgischen Fragen einen viel größeren Raum in der Ausbildung der Priester einnehmen sollte.

Die Hauptpunkte einer Liturgiereform betreffen in erster Linie die heilige Messe. Zur Debatte steht ein Ausbau der Vormesse durch vermehrte Hereinnahme der Heiligen Schrift in den Lesegottesdienst. Das Neue Testament soll im Laufe des Kirchenjahres mehr als bisher dem Volke nahegebracht werden, und zwar in der Muttersprache. Die Evangelienhomilie soll

ein fester Bestandteil der Vormesse werden. Man denkt auch an die Einfügung von Fürbitten für die allgemeinen Anliegen der Kirche. Verhandelt wird ferner über die Konzelebration, die vor allem bei Ordensgemeinschaften, bei Kongressen und größeren kirchlichen Feiern eine Rolle spielt, sowie über den Empfang der heiligen Eucharistie unter beiden Gestalten durch Laien bei besonderen Gelegenheiten, zum Beispiel bei der Brautmesse. Als die beiden „Streitpunkte" treten mehr und mehr die Frage der Verwendung der Muttersprache und die der Zuständigkeit für Liturgiereformen hervor. Niemand unter den Konzilsvätern bestreitet die Rolle, die die lateinische Sprache in der abendländischen Kirche nach wie vor einnehmen soll. Es geht nicht darum, den Kanon in der jeweiligen Muttersprache zu feiern, sondern vor allem um deren Einführung in den Wort- und Lesegottesdienst, also um die aktive Mitfeier der Gläubigen bei der heiligen Messe, um die Möglichkeit, ihnen die Schätze der Heiligen Schrift besser zugänglich zu machen. Das gleiche gilt dann für die Spendung der Sakramente und Sakramentalien. Ein größeres Problem wird sich aus der Frage der Liturgiereform für die Missionsländer ergeben, die dem abendländischen Kulturkreis nicht oder nur oberflächlich angeschlossen sind. Schon jetzt kann festgestellt werden, daß sich drei Gruppen von Konzilsvätern in der Frage der Liturgiereform bilden: Die eine Gruppe, der vor allem die west- und mitteleuropäischen Bischöfe angehören, will die weitgehende Verwendung der Muttersprache in der Vormesse und bei der Sakramenten- und Sakramentalienspendung sowie daß das Konzil nur den großen Rahmen ausarbeitet, daß aber dann die konkrete Durchführung in die Obhut der regionalen Bischofskonferenzen gestellt wird. Die zweite Gruppe wünscht Änderungen, will aber, daß die letzte Entscheidung bei jeder Änderung dem Heiligen Stuhl vorbehalten bleibe. Dieser Ansicht sind vor allem viele Missionsbischöfe. Die dritte, „konservative" Gruppe ist gegen nennenswerte Änderungen in der Liturgie und dementsprechend auch gegen eine Betrauung der Bischofskonferenzen mit eventuellen Änderungen. Diese Gruppe wird vor allem von den Italienern, den Spaniern und den Nordamerikanern gebildet. Das Auffallende ist die Haltung der Nordamerikaner. Doch wird sie verständlich aus der besonderen Lage ihrer Kirche. Ein Großteil des Klerus setzt sich aus Iren zusammen. In Irland hat die Reformation nicht Fuß fassen können (von Ulster abgesehen). Wir haben es also, so komisch es klingen mag, sowohl in Irland wie in Italien und Spanien mit einem durch die große Zäsur des 16. Jahrhunderts nicht berührten Katholizismus zu tun. In den Vereinigten Staaten setzt sich ferner die katholische Kirche vielfach aus europäischen Einwanderern der verschiedensten Länder zusammen, deren letzte Gemeinsamkeit die daheim gefeierte lateinische Messe war und ist! Die Konzilsväter können ihre Ansichten bei den Generalkongregationen mit voller Freiheit vorbringen, sie müssen ihre Vorschläge nur drei Tage vorher schriftlich einreichen. Bis jetzt sind dem Vernehmen nach 150 Abänderungsvorschläge des Schemas eingereicht worden, über die zuerst die liturgische Kommission, später die Generalkongregation, zum Schluß die öffentliche Sitzung zu entscheiden haben wird. Inwieweit dann also tatsächlich große Änderungen erfolgen werden, inwieweit vor allem die Bischofskonferenzen entscheidend mitwirken können, ist derzeit noch völlig offen. Sicher ist, daß keine der extremen Ansichten sich durchsetzen wird, sondern daß mit einem Kompromiß zu rechnen ist.

Es stehen mit der liturgischen Frage, wie man sofort sehen kann, eine Reihe anderer Probleme zur Debatte: Das Problem der Wiedervereinigung, indem durch einen Ausbau der Vormesse in der Muttersprache eine Brücke zu den protestantischen Kirchen geschlagen werden könnte. Andererseits aber ist mit größter Vorsicht zu Werke zu gehen, um nicht die bisher weitgehende Übereinstimmung mit den Ostkirchen, was die heilige Handlung selbst angeht, aufs Spiel zu setzen. Berührt wird durch eine größere Berücksichtigung der Anliegen der Gläubigen auch die Stellung der Laien in der Kirche. Schließlich wird die größere Betonung des Lehrhaften in der Vormesse die Frage der Lehrverkündigung überhaupt berühren, also auch die Kommission für Glaube und Sitte angehen. Diese Querverbindungen sind auch ein Grund für die lebhafte Teilnahme der Konzilsväter an der Debatte. Es wird sich allerdings die Frage erheben, ob die derzeitige Geschäftsordnung, die volle Redefreiheit für alle Väter vorsieht (bei einer Begrenzung der Redezeit auf zehn Minuten), aufrechterhalten werden kann. Man bedenke, daß für das Konzil 70 Schemata vorbereitet sind und daß innerhalb der ersten zwei Arbeitswochen erst zwei Kapitel des ersten Schemas besprochen, keineswegs aber schon in den Kommissionen behandelt wurden! Vielleicht bleibt nichts anderes übrig, als doch zur Bildung von Fraktionen zu schreiten, die sich entsprechend den gemeinsamen Ansichten durch Sprecher vernehmlich machen könnten. Die Schwierigkeit liegt darin, daß es keinen Landesepiskopat gibt, der in allen Punkten derselben Meinung wäre. Es gibt jedoch zahlreiche Schemata, die nicht die so breite Problematik der Liturgie haben. Wahrscheinlich ist auch, daß eine Reihe von Fragen gar nicht vors Konzil kommen wird, wie es ja auch beim Ersten Vatikanischen

Konzil war. Die Fragen können später auch im Zuge der ordentlichen Gesetzgebung behandelt werden.

VI. Konzil und Presse

Die Eröffnung des Konzils wurde von der Presse aller Länder mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt. Die großen Weltblätter haben Sonderkorrespondenten nach Rom geschickt, und von der Konzilsleitung wurde versprochen, daß die Presse mit dem größten Entgegenkommen rechnen könnte. Inzwischen ist allerdings offenbar geworden, daß die Bulletins, die vom Pressesekretariat herausgegeben werden, nicht sehr ergiebig sind. Eine Reihe von Korrespondenten wurden zurückgezogen und Blätter wie „Le Monde" und die „Neue Züricher Zeitung", die für die Bildung der öffentlichen Meinung sehr von Bedeutung sind, haben gegen die Pressepolitik offen protestiert. Die Folge der allzugroßen Geheimhaltung der Vorschläge im Konzil ist das Aufkommen von Gerüchten und halben Wahrheiten, das der Sache nicht dienlich sein kann. Sehr vorbildlich arbeitet die deutsche Pressebetreuung, die allwöchentlich für die deutschsprachige Presse eine eigene Konferenz abhält, bei der namhafte Fachleute zu verschiedenen Problemen Stellung nehmen. Jede Woche wird von dieser Stelle aus auch eine eigene Konferenz für die evangelische Kirchenpresse abgehalten.

VII. Ansprachen und Kundgebungen anläßlich des Konzils

1. Ansprache des Heiligen Vaters bei der Eröffnungsfeier des Konzils. In der 35 Minuten dauernden, in lateinischer Sprache gehaltenen Ansprache am Schluß der Eröffnungsfeier des Konzils führte der Heilige Vater zuerst Sinn und Bedeutung der Ökumenischen Konzilien in der Kirchengeschichte aus. Er kam dann auf die Genesis des Zweiten Vatikanischen Konzils zu sprechen. Der Tenor seiner Ansprache lag zweifellos in der Feststellung, daß es heute darauf ankomme, durch das Konzil die geistlichen Reichtümer der Kirche zu vermehren und unserer Zeit mitzuteilen. Er wandte sich scharf gegen die Schwarzseher, die in allem nur Verderbnis und Untergang sähen. Es sei bei aller einseitigen Orientierung der heutigen Menschheit auf das Irdische und Materielle hin doch nicht ein Vorteil zu übersehen: daß nämlich die Sorge, die die Staaten früher der Kirche angedeihen ließen, vielfach auch ein großes Hindernis für das freie Wirken der Kirche gewesen sei. Hauptanliegen des Konzils sei es, daß das Depositum fidei getreulich gehütet, aber auch in einer wirksameren Weise verkündet werde. „Das punctum saliens dieses Konzils ist nicht die Diskussion dieses oder jenes fundamentalen christlichen Glaubenssatzes in Wiederholung der Formulierungen der Väter und Theologen alter und neuer Zeit. Dazu brauchen wir kein Konzil!" „Etwas anderes ist die Substanz der alten Lehre des Depositum fidei, etwas anderes die Formulierung seiner Einkleidung." Der Papst kam dann auf die Zeitirrtümer zu sprechen. Er wies darauf hin, daß man beobachten könne, wie diese Irrtümer kommen und gehen, daß sie sich vielfach gegenseitig aufheben. Er folgert daraus, daß es unter diesen Umständen nicht notwendig wäre, feierliche Verdammungsurteile zu fällen, sondern, daß die Kirche sich der Menschheit als eine liebende Mutter zeige, gütig, barmherzig, geduldig, auch gegen die Söhne, die von ihr getrennt seien. Hier schnitt der Heilige Vater das Problem der christlichen Einheit an. Er sagte: „Ja, wenn man diese von Christus für seine Kirche erflehte Einheit betrachtet, scheint sie gleichsam ein dreifaches Licht auszustrahlen: die Einheit der Katholiken untereinander, die sich in beispielhafter Festigkeit erhalten muß; dann die Einheit im Gebet und dem brennenden Verlangen, mit dem die von diesem Apostolischen Stuhle getrennten Christen die Einheit mit uns ersehnen; schließlich die Einheit in der Achtung und Ehrfurcht der katholischen Kirche gegenüber jenen, die noch nichtchristlichen Religionen angehören." Zum Schluß wandte sich der Papst an die Konzilsväter: „Man kann sagen, daß sich Himmel und Erde in der Feier des Konzils vereinigen. Die Heiligen des Himmels, um unsere Arbeit zu beschützen, die Gläubigen auf Erden, indem sie ununterbrochen den Herrn bitten, und Ihr, die Ihr den Eingebungen des Heiligen Geistes folgt, um zu bewirken, daß die gemeinsame Arbeit den heutigen Erwartungen und Bedürfnissen der verschiedenen Völker entspricht. Das erfordert von Euch Ausgeglichenheit, brüderliche Eintracht, kluge Mäßigung in den Vorschlägen, Würde in der Diskussion und weise Überlegung. Gebe der Himmel, daß Eure Mühen und Eure Arbeit, auf die sich nicht nur die Augen aller Völker, sondern auch die Hoffnung der ganzen Welt richten, der Erwartung aller voll entsprechen."

2. Ansprache des Heiligen Vaters an die Regierungsdelegationen. Am Freitag, 12. Oktober, empfing der Heilige Vater die 85 Regierungsdelegationen in der Sixtinischen Kapelle. In seiner Ansprache wies er vor allem darauf hin, daß ein Konzil zwar ein in erster Linie religiöses Ereignis sei, daß aber zum wahren Wohl der Menschheit nicht nur die materielle Wohlfahrt, sondern ebenso die Sorge um die Seele gehöre. Daher trage das Konzil auch wesentlich zum Gedeihen der Menschheit bei. Vor allem wolle die Kirche auch ihren Beitrag zur Herstellung eines gerechten

und dauerhaften Friedens leisten. Das Konzil werde das Klima unter den Völkern für den Frieden vorbereiten. Zum Schluß knüpfte der Papst an die Darstellung des Jüngsten Gerichtes durch Michelangelo an und machte die Regierungsmitglieder auf ihre letzte Verantwortung vor Gott aufmerksam.

3. Ansprache des Heiligen Vaters an die Presse. Am Morgen des 13. Oktober empfing der Heilige Vater, gleichfalls in der Sixtinischen Kapelle, die Vertreter der Presse. Er wies einleitend darauf hin, daß die Kirche durch die Schaffung des Presseamtes beim Konzil sowie der Kommission für das Laienapostolat, für Schauspiel und Presse die Bedeutung der Mission der Journalisten anerkenne. Er machte die Journalisten auf ihre verantwortungsvolle Aufgabe aufmerksam: In einer Zeit, wo die Presse nicht nur eine dünne Schichte erreicht, sondern die Gedanken, Gefühle, Leidenschaften eines Großteils der Menschheit von ihr gebildet werden, können die Organe der Information unabschätzbare Wirkungen hervorrufen. Man möge beim Ökumenischen Konzil unterscheiden zwischen den sekundären Vorgängen und dem eigentlich religiösen Anliegen. Viel Mißverstehen der christlichen Lehre könne auf diese Weise beseitigt werden. Der Heilige Vater dankte bei dieser Gelegenheit der Presse für das Wohlwollen, das sie ihm persönlich seit seinem Regierungsantritt entgegengebracht habe. Er schloß mit dem Satz, daß es ihm genüge, wenn die Presse von ihm berichtete: er war ein Priester vor dem Herrn und den Völkern, ein aufrichtiger Freund aller Völker.

4. Ansprache des Papstes an die nichtkatholischen Beobachter. Am Abend des gleichen 13. Oktober empfing der Heilige Vater die Beobachter der getrennten christlichen Kirchen. Da diese Ansprache von außerordentlicher Schönheit und Herzlichkeit ist und mehr als eine andere den Charakter des regierenden Papstes ausdrückt, sei sie in ihrem Wortlaut wiedergegeben.

„Hochgeehrte Herren! Unsere heutige so erwünschte Begegnung hat einen familiären und vertraulichen Charakter. Sie möchte durchaus von Hochachtung und Einfachheit geprägt sein. Das Wort, das von meinem Herzen aufsteigt, ist ein Gebet: Es ist eine Unterweisung aus dem Psalm 67, nützlich für alle: **Benedictus Dominus per singulos dies: portat onera nostra Deus, salus nostra!** Gepriesen sei der Herr alle Tage, Er trägt uns, Gott, unser Heil . . . Ich überdachte und betrachtete immer wieder diese Worte des Psalmes: Portat onera nostra Deus — Gott trägt uns. Er trägt uns, wie wir sind und mit dem, was wir haben: mit seinen Reichtümern in uns und mit unserem Elend. Dieser Gedanke war mir gegenwärtig, als ich vor vier Jahren die Nachfolge des heiligen Petrus annahm und in allem, was darauf geschah, Tag für Tag, bis zur Ankündigung und zur Vorbereitung des Konzils. Was meine bescheidene Person angeht, so liebe ich nicht, mich auf besondere Eingebungen zu berufen. Ich halte mich an die gesunde Lehre: sie lehrt, daß alles von Gott kommt. In dieser gleichen Perspektive liegt es, daß ich den Gedanken an das Konzil, das am 11. Oktober begann, als eine himmlische Eingebung betrachtet habe. Ich kann Ihnen versichern, daß ich an diesem Tage stark bewegt war. In dieser von der Vorsehung gefügten geschichtlichen Stunde achtete ich besonders auf meine augenblickliche Aufgabe, die darin bestand, mich zu sammeln, zu beten und dem Herrn zu danken. Indes ging mein Blick dann und wann auf so viele Brüder und Söhne. Und sowie er ihre Gruppe bemerkte und jeden einzelnen von Ihnen, fand ich in Ihrer Anwesenheit einen Grund des Trostes. Ohne der Zukunft vorgreifen zu wollen, begnügen wir uns heute, die Tatsache festzustellen: Benedictus Deus per singulos dies — gepriesen sei Gott alle Tage. Was Sie betrifft, so mögen Sie in meinem Herzen lesen: Sie werden hier vielleicht viel mehr finden als in meinen Worten. Wie könnte ich die zehn Jahre vergessen, die ich in Sofia verbrachte, und die zehn anderen in Istanbul und Athen? Das waren 20 glückliche und reichgefüllte Jahre, in deren Verlauf ich die Bekanntschaft ehrwürdiger Persönlichkeiten und junger Menschen voll Großmut machte. Ich blickte voll Freundschaft auf sie, auch wenn meine Aufgabe als Vertreter des Heiligen Vaters im Nahen Osten sich nicht direkt auf sie bezog. Später hatte ich dann in Paris, das einer der Kreuzungspunkte der Welt ist — und das war es ganz besonders sofort nach dem letzten Kriege —, zahlreiche Begegnungen mit Christen, die verschiedenen Bekenntnissen angehörten. Niemals gab es unter uns, soweit ich weiß, Meinungsverschiedenheit in den Prinzipien noch einen Streit auf dem Gebiet der Liebestätigkeit in der gemeinsamen Arbeit, die uns die Umstände auferlegten. Wir haben nicht lange verhandelt, sondern gesprochen, wir haben nicht diskutiert, sondern waren einander gut gesinnt. An einem schon weit zurückliegenden Tage überreichte ich einem ehrwürdigen Greis, der Prälat einer orientalischen, nicht mit Rom unierten Kirche war, eine Medaille vom Pontifikat Pius XI. Diese Geste wollte ein einfacher Akt liebenswürdiger Höflichkeit sein und war es auch. Kurz darauf, als dieser Greis daran war, die Augen für das Licht dieser Welt zu schließen, wollte er, daß bei seinem Tode die Medaille auf sein Herz gelegt werde. Ich habe es selbst gesehen, und die Erinnerung daran rührt mich jetzt noch. Mit Absicht spiele ich auf diese Begebenheit an, weil sie in ihrer rührenden Einfachheit mit einer Feldblume ver-

gleichbar ist, die der Wechsel der Jahreszeiten pflücken und schenken läßt. Möge so der Herr immer unsere Schritte mit seiner Gnade in Güte begleiten! Ihre liebe Gegenwart hier, die innere Bewegung, die mein Priesterherz des Episcopus Ecclesiae Dei, wie ich es am Donnerstag vor der Konzilsversammlung aussprach — erfüllte, die Bewegung meiner Mitarbeiter und auch die Ihre, dessen bin ich sicher, laden mich ein, Ihnen den Wunsch meines Herzens anzuvertrauen, der darauf brennt, zu arbeiten und zu leiden für das Herannahen der Stunde, wo sich für alle das Gebet Jesu im Abendmahlsaal verwirklichen wird. Aber die christliche Tugend der Geduld darf nicht jener der Klugheit schaden, die ebenso grundlegend ist . . .

5. Aufruf des Heiligen Vaters für den Frieden der Welt. In der schweren politischen Krise, die sich Ende Oktober wegen Kuba ergab, erhob der Heilige Vater am 25. Oktober seine Stimme. Er erinnerte eingangs an das freudige Ereignis der Konzilseröffnung, an die Worte, die er bei dieser Gelegenheit zu den Regierungsdelegationen gesprochen hatte: „Die Hand aufs Herz! Daß sie doch den Angstschrei hören, der von überall in der Welt, von den unschuldigen Kindern bis zu den Alten, von den einzelnen und den Gemeinschaften zum Himmel aufsteigt: Friede, Friede!“ Er fuhr fort: „Wir erneuern heute diese feierliche Beschwörung. Wir richten an die Regierenden die flehentliche Bitte, vor diesem Aufschrei der Menschheit nicht taub zu bleiben. Daß sie doch alles, was sie nur können, tun, um den Frieden zu retten. Sie werden so der Welt die Schrecken eines Krieges ersparen, dessen entsetzliche Folgen niemand voraussehen kann. Mögen sie doch weiter verhandeln! Denn eine solche redliche und aufgeschlossene Haltung wird für das Gewissen eines jeden und vor der Geschichte machtvoll Zeugnis ablegen. Auf allen Ebenen und zu jeder Zeit Verhandlungen anzuregen, zu fördern und anzunehmen, ist eine Regel der Weisheit und der Klugheit, die den Segen des Himmels und der Erde mit sich bringt . . .“

6. Kundgebung des Konzils an die Menschheit. In der dritten Generalkongregation, am 20. Oktober 1962, richteten die Konzilsväter eine Botschaft an die Menschheit, in der sie zum Ausdruck brachten, daß sie zum Konzil zusammengetreten wären, um für die Erneuerung der Kirche zu wirken. Inmitten der irdischen Geschäfte und Arbeiten, müßten „wir von Glaube, Hoffnung und Liebe zu Christus angetrieben werden, unseren Brüdern zu dienen, und dadurch dem Beispiel des göttlichen Meisters zu folgen, der nicht gekommen ist, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen . . . Da wir nun hoffen, daß durch die Arbeiten des Konzils das Licht des Glaubens heller und kraftvoller erstrahle, erwarten wir eine geistige Erneuerung. Aus ihr mögen auch glückliche Impulse hervorgehen für die Förderung menschlicher Werte, nämlich für die Ergebnisse der Wissenschaft, für den Fortschritt der Technik und eine weite Verbreitung der Bildung . . . Deswegen legen wir bei unseren Arbeiten besonderes Gewicht auf jene Probleme, die mit der Würde des Menschen zusammenhängen, auf alles, was damit zusammenhängt, die wahre Völkergemeinschaft zu fördern . . .“ Die Botschaft weist dann auf zwei wichtige Probleme unserer Zeit hin, auf die Erhaltung des Friedens und auf die soziale Gerechtigkeit. Sie schließt mit den Worten: „Inmitten dieser Welt — noch so sehr entfernt vom ersehnten Frieden, bedroht von einem an sich bewundernswerten Fortschritt der Wissenschaften, aber nicht immer orientiert an einem höheren Sittengesetz — bitten wir flehentlich, es möge das Licht einer großen Hoffnung ausstrahlen in Jesus Christus, unserem einzigen Erlöser“. Diese Botschaft geht im wesentlichen auf französische Anregungen zurück. Es fällt auf, daß alle Anspielungen, etwa auf den Kommunismus, fehlen. Auch diese Botschaft reiht sich in die übrigen ein, die alle durchaus positiv und keineswegs verurteilend gehalten sind.

7. Ansprache Kardinal Beas an die nichtkatholischen Beobachter beim Konzil am 15. Oktober 1962. Der Kardinal begrüßte die Erschienenen als „sehr liebe Brüder in Christus“ und sagte, daß ihm dieser Titel ins Bewußtsein komme, wenn er an die Taufgnade denke, die über alle Trennungen hinweg unzerstörbare Bande geschlungen habe. Diese Bande hätten die verschiedenen Gemeinschaften dazu gebracht, Beobachter zum Konzil zu entsenden. Er danke Gott für ihr Kommen, das nicht ein Werk der Menschen sei, sondern der Güte, der Barmherzigkeit und der Gnade unseres Gottes. Das Werk ist nicht vollendet. Leider fehlen eine große Zahl von Vertretern der ehrwürdigen orthodoxen Kirchen des Ostens. Das ist für sie und für uns schmerzlich. Man muß noch große Anstrengungen hüben und drüben machen, um die Hindernisse zu beseitigen. Der Kardinal versprach, daß die Vertreter alle mögliche Förderung während ihres Aufenthaltes beim Konzil erfahren würden, und er lud sie ein, ihrerseits vertrauensvoll mitzuarbeiten.

8. Ansprache von Prof. Dr. Eduard Schlink, als Antwort der Beobachter. Der Redner dankte für die freundliche Aufnahme und das hilfreiche Entgegenkommen, das die Beobachter durch das Sekretariat, besonders auch durch dessen Sekretär Msgr. Willebrands, erfahren hätten. Die Beobachter kannten einander schon durch die ökumenische Bewegung. Während mit der katholischen Kirche bisher nur Einzelfühlungnahmen möglich waren, seien nun durch die Ini-

tiative des Heiligen Vaters auch offizielle Gespräche möglich geworden. Die Beobachter seien sich der Trennung wohl bewußt. „Wir wären nicht getrennt, wenn nicht ein jeder von uns sich in seiner Kirche durch Gott selbst verpflichtet wüßte, und wir würden der Einheit in Christo nicht in Wahrheit dienen, wenn wir diesen Tatbestand nicht ernst nähmen." Er wies dann auf zwei Tatsachen hin, die zu großen Hoffnungen berechtigen: daß nach den Worten Kardinal Beas bei vielen Gelegenheiten sehr zu unterscheiden sei zwischen der Substanz der Lehre und deren sprachlichen Einkleidung. „Ich bin überzeugt, daß die gespaltene Christenheit mehr gemeinsame Substanz hat, als in ihren verschiedenartigen Formulierungen auf den ersten Blick sichtbar wird." Die zweite Hoffnung gründet sich auf die interkonfessionelle Zusammenarbeit der Gelehrten in der Bibelwissenschaft. „Lassen Sie mich zum Schluß noch hinzufügen, daß die Bitte um den Heiligen Geist, mit der das Konzil begann, unser aller gemeinsame Bitte war und daß wir mit diesem Gebet auch den Verlauf der Konzilsverhandlungen begleiten werden."

Literatur

Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingesandten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalt dieser Schriften. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, werden Besprechungen veranlaßt. Eine Rücksendung der Bücher erfolgt in keinem Fall.

Amiot François, Die Theologie des heiligen Paulus. (279.) Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1962. Leinen DM 17.80.

Analecta Bollandiana. Table générale des articles publiés en 80 ans 1882—1961. (33.) Société des Bollandistes, Bruxelles 4, Belgique, Boulevard Saint Michel 24.

Aumont Michèle, Die Chance, eine Frau zu sein. (216.) Verlag Herold, Wien-München 1962. Pappband, S 68.—.

Balic P. Carolus OFM, Acta Pontificiae Academiae Marianae Internationalis. 2 (73.) Romae 1962. Pont. Acad. Mar. Intern. Via Merulana 124. Roma (501), Italia.

Bauer Johannes B. (Herausgeber), Bibeltheologisches Wörterbuch. Zwei Bände. (1292.) Zweite erweiterte Auflage. Graz-Wien-Köln 1962, Verlag Styria. Leinen S 297.—, DM 48.—, sfr 49.50.

Bergauer Paulus, Der Jakobusbrief bei Augustinus und die damit verbundenen Probleme der Rechtfertigungslehre. (105.) Verlag Herder, Wien 1962. Kart. S 54.—, sfr/DM 9.—.

Besnard A. M., Die christliche Wallfahrt. (92.) Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1962. Kart. DM 4.50.

Braun Suso Heinrich, Neun Uhr fünfundvierzig. Radiopredigten. Bd. IX. (272.) Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien-München 1962. Kart. S 58.—, DM/sfr 9.80.

Bremond Henri, Heiligkeit und Theologie. Vom Carmel zu Kardinal Bérulles Lehre. (324.) Friedrich-Pustet-Verlag, Regensburg 1962. Leinen DM 19.50.

Brinktrine Johannes, Die Lehre von den heiligen Sakramenten der katholischen Kirche. Bd. II. Buße, Krankensalbung, Ordo und Ehe. (273.) Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1962. Geb. DM 22.—, brosch. DM 18.—.

Colson Jean, Klemens von Rom. Die Kirchenväter, ihr Leben und Zeugnis Nr. 1. (109.) Schwabenverlag Stuttgart 1962. Geb. DM 7.50.

Congar Yves (Herausgeber), Das Konzil und die Konzile. Ein Beitrag zur Geschichte des Konzilslebens der Kirche. Mit Beiträgen von Botte, Marot, Camelot, Congar, Alivisatos, Fransen, De Vooght, Gill, Dupront, Aubert. (XIX u. 403.) Schwabenverlag, Stuttgart 1962. Leinen DM 23.—.

Courtois Gaston, Stunden mit Jesus. Betrachtungen für Ordensfrauen. IV. Teil. (181.) Seelsorger-Verlag Herder, Wien 1962. Leinen.

Darms Gion, Das katholische Ja zum Natürlich-Menschlichen. Eine Studie über die katholische Weltoffenheit. (63.) Brixen, Südtirol/Italien, 1962, Verlag A. Weger. Brosch. Lire 410.—.

De Vaux Roland OP, Das Alte Testament und seine Lebensordnungen. II. Heer und Kriegswesen. Die religiösen Lebensordnungen. (467.) Herder, Freiburg-Basel-Wien 1962. Leinen DM 36.50.

Dürig Walter, Die Zukunft der liturgischen Erneuerung. Zur liturgietheologischen und pastoralliturgischen Bedeutung der „Liebe". (184.) Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1962. Leinen DM 11.80.

Ebersberg, von P. Leopold, Kapuziner, Maria und die getrennten Brüder. — Maria, Urbild der Kirche. — Maria und das Konzil. (32 u. 45.) Altötting 1962, Drittordens-Verlag.

Ein Mönch der Ostkirche, Gegenwart Gottes. Vierzehn Betrachtungen. Die Übersetzung aus dem Französischen besorgte Sr. Wiborada Maria Duft. (99.) Luzern 1962, Räber-Verlag. Kart. sfr/DM 6.80.

Firkel Eva, Erfüllt vom Unsichtbaren. Anregungen zur religiösen Praxis. (252.) Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1962. Leinen DM 14.80.

Geiselmann Josef Rupert, Die Heilige Schrift und die Tradition. Zu den neuen Kontroversen über das Verhältnis der Heiligen Schrift zu den nichtgeschriebenen Traditionen. (Quaestiones Disputatae, Bd. 18.) (287.) Verlag Herder, Freiburg-Basel-Wien 1962. Brosch.

Grill Severinus, OCist, Vergleichende Religionsgeschichte und Kirchenväter. Heiligenkreuzer Studien, Nr. 11. (65.) Verlag Ferdinand Berger, Horn, NÖ.

Haag/Haas/Hürzeler, Evolution und Bibel. Die biblische Schöpfungsgeschichte heute. Der Entwicklungsgedanke und das christliche Welt- und Menschenbild. Die Tatsache der biologischen Evolution. (132.) Rex-Verlag, Luzern-München 1962. Kart. DM/sfr 6.80.

Helmle, P. Erwin SAC, Fatima — Botschaft des Friedens. Ein Bildband unter Mitarbeit von Bruno Geuter. (64.) Wiesbaden 1962, Credo-Verlag. Halbleinen DM 8.40.

Henze Winfried, Nepomuk. Weißbuch über eine schöne Sache. (110.) Verlag J. Pfeiffer, München 1962. Kart. DM 4.30.

Herle Roman, Die 9. Seligkeit. Licht und Dunkel des Films. (246.) 16 Photos. Wien-München 1962, Verlag Herold. Pappband S 78.—.

Höfer Liselotte, Ökumenische Besinnung über die Heiligen. Bd. 1 der ökumenischen Schriftenreihe „Begegnung", herausgegeben von Magnus Löhrer OSB, Einsiedeln, und Heinrich Ott, Basel. (68.) Räber-Verlag, Luzern 1962. Kart. sfr/DM 5.80.

Hosp Eduard C.SS.R., Zwischen Aufklärung und katholischer Reform. Jakob Frint, Bischof von St. Pölten, Gründer des Frintaneums in Wien. (250.) Wien-München 1962, Verlag Herold. Pappband S 98.—.

Huber Hans, Du bist besser, als du meinst! Ein Beicht- und Lebensbuch für die männliche Jugend. (162.) Verlag Ludwig Auer, Cassianeum, Donauwörth 1962. Leinen DM 7.80, sfr 9.40, S 56.15.

Hünermann Wilhelm, Die Schmiede der Wahrheit. Eine Geschichte der Allgemeinen Konzilien. (157.) Rex-Verlag, Luzern-München 1962. Leinen DM/sfr 10.80, kart. DM/sfr 8.80.

Joubeir Antoine, La Notion Canonique De Rite. Essai historico-canonique. Ed. II. (XI +103.) (Analecta OSBM, Sectio I Series II Vol. XIV.) Romae 1961. PP. Basiliani Roma, Via S. Giosafat 8, Aventino, Italia.

Journet Charles, Vom Geheimnis der Gnade. (163.) Paulusverlag, Freiburg, Schweiz, 1962. Leinen sfr/DM 11.—.

Kamps Karl, Johannes Maria Verweyen, Philosoph, Gottsucher und Bekenner. (240.) Mit 1 Bild. Wiesbaden 1962, Credo-Verlag. Kart. DM 4.80.

Kempf, Dr. Wilhelm, Bischof, Glaubensüberzeugung und Geistesfreiheit. Konfessionalismus und Toleranz. (39.) Kart. DM 2.80.

Klement Johannes, Handbuch zum katholischen Katechismus. Katechetische Stunden- und Tafelbilder. I. Hauptstück: Unser Glaube an Gott. (141.) Mit 40 Illustrationen. Wien-München 1962, Verlag Herold. Brosch. S 48.—.

Kirchgässner Alfons, Auf der Waage des Glaubens. Über Liturgie, Heilige Schrift, christliches Leben. (310.) Frankfurt am Main 1962, Josef Knecht. Leinen DM 13.80.

Kronsteiner Hermann, Proprium simplex. Das einfache Proprium für Amt und Betsingmesse, lateinisch und deutsch. 32 mehrstimmige Singweisen für gemischte und gleiche Stimmen. (403.) Verlag Veritas, Wien-Linz-Passau 1962. Plastik DM 19.60, S 98.—, ab 5 Exemplaren DM 15.60, S 78.—. (Schallplatte 17 cm DM 6.—, S 36.—; Tonband, 9,5 cm/sec. DM 5.—, S 30.—.)

Küng Hans, Strukturen der Kirche. (Quaestiones Disputatae, Bd. 17.) (356.) Verlag Herder, Freiburg-Basel-Wien 1962. Brosch. DM 22.—.

Lorenz Willy, Du bist doch in unserer Mitte. Weg der Kirche in Österreich. (116.) Mit 34 Abb. Wien-München 1962, Verlag Herold. Pappband S 49.—.

Lynn William D. S.J., Christ's Redemptive Merit. The nature of its causality according to St. Thomas. (XII+198.) (Analecta Gregoriana Vol. 115 Series Fac. Theol. sectio B n. 37.) Gregorian University Press Rome 1962. Brosch. Lire 2200, $ 3.70.

Martel Pierre, Die Ketten fallen ab. (128.) Verlag Herold, Wien-München 1962. Leinen S 49.—.

Mayr Igo S.J., Ja sagen. Winke für das innere Leben. 3. Folge. (147.) Verlag Felizian Rauch, Innsbruck 1962. Kart. S 40.—.

McKenzie John L. S.J., Geist und Welt des Alten Testamentes. (378.) Räber-Verlag, Luzern 1962. Leinen DM/sfr 22.—.

Michel Ernst, Das christliche Weltamt. (133.) Frankfurt am Main 1962, Josef Knecht. Leinen DM 7.80.

Michonneau Georges, Kein Christenleben ohne Gemeinschaft. (140.) Schwabenverlag, Stuttgart 1962. Leinen DM 7.90.

Miller Josef S.J., Lebensstandard, Lüge, Straßenverkehr. Christ im Alltag. (134.) Verlag Herold, Wien-München 1962. Pappband S 39.—.

Möller Josef, Vielleicht ist alles anders? Gedanken eines gläubigen Skeptikers. (185.) Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1962. Leinen DM 11.80.

Müller Karl SVD (Herausgeber), Missionsstudien. (Studia Instituti Missiologici Societatis Verbi Divini, Nr. 1.) (VIII u. 275.) Steyler Verlagsbuchhandlung, Kaldenkirchen, Rheinland, 1962. Brosch. DM 17.80.

Nazarko, P. Irenaeus OSBM, Metropolitae Kiovienses et Halicienses. (XVII+271.) (Analecta OSBM, Sectio I Series II, Vol. XIII.) Romae 1962. PP. Basiliani Roma, Via S. Giosafat 8, Aventino, Italia.

Pflaum/Meysels, Via Sacra. Die Pilgerstraße nach Mariazell (40 Text-, 40 Bildseiten.) Verlag Herder, Wien. Pappband S 75.—, sfr/DM 12.—.

Podhratsky Gerhard, Lexikon der Liturgie. Ein Überblick für die Praxis. (XXIV u. 455.) Innsbruck-Wien-München 1962, Tyrolia-Verlag. Leinen S 130.—.

Przywara Erich, Kirche in Gegensätzen. (55.) Düsseldorf 1962, Patmos-Verlag. Brosch. DM 4.80.

Rahner Karl und **Vorgrimler** Herbert (Herausgeber), Diaconia in Christo. Über die Erneuerung des Diakonates. (Quaestiones disputatae. Herausgegeben von Karl Rahner und Heinrich Schlier. 15/6. (XI u. 646.) Freiburg-Basel-Wien 1962, Herder. Engl. brosch. DM 39.50.

Raimund Abt von Einsiedeln, Immaculata. Gedanken zum Fest der Unbefleckten Empfängnis. (Sammlung Sigma.) (31.) Verlag Ars sacra, Josef Müller, München 1962, bibliophile Ausgabe. Jap. geb. DM 2.50.

Remberger Franz Xaver, Was gehen uns die Sekten an? (168.) Verlag J. Pfeiffer, München 1962. Kart. DM 5.40.

Rocholl Norbert und Ingeborg (Herausgeber), Im Dienste des Glaubens. Handbuch der Missio Canonica. Bd. I. Die theologischen Grundlagen der Glaubensverkündigung. (XIII u. 542.) Paulinus-Verlag, Trier 1962. Leinen DM 32.—.

Rotter Friedrich, Die Gabe unseres Daseins. Das Problem der Existenzphilosophie im Blickfeld der „immerwährenden Philosophie". (144.) Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1962. Leinen DM 9.80.

Schedl Claus, Das Zeitalter der Propheten. Geschichte des Alten Testamentes. Bd. IV. (XX u. 476.) Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien-München 1962. Leinen S 160.—, DM/sfr 27.—.

Scheip Gertrud, Es glänzt ein Stern. Ein Weihnachtsbuch. Der biblische Bericht ist in ganzseitigen Farbbildern, das Erleben der Kinder in Schwarzweißbildern illustriert. (64.) Verlagsbuchhandlung Julius Breitschopf jun., Wien-München-Basel 1962. Pappband S 54.—, sfr/DM 7.90.

Schmaus Michael, Katholische Dogmatik. Band II, 1. Gott, der Schöpfer. 6. Aufl. (XXIV u. 612.) Max-Hueber-Verlag, München 1962. Leinen DM 29.80, kart. DM 26.—.

Schmid Michael und Diermeier Severin (Herausgeber), Kurzgefaßte Geschichte der Augustiner-Chorherren. Heft 1—5. Stift Klosterneuburg 1961/62.

Schmitz-Bunse Waltraut, Die Heiligen wohnen nebenan. Hörfolgen. (205.) Frankfurt am Main 1962, Josef Knecht. Leinen DM 9.80.

Schönfeld Herbert, Die Spuren Gottes. (244.) Frankfurt am Main 1962, Josef Knecht. Leinen DM 10.80.

Schraner Anton, Italienisch-deutsche Beichtzusprüche aus dem Missale. (96.) Freiburg/Schweiz-Konstanz-Baden-München-Frankfurt/M., Kanisius-Verlag. Brosch. sfr 3.30.

Schubert Kurt (Herausgeber), Der historische Jesus und der Christus unseres Glaubens. Eine katholische Auseinandersetzung mit den Folgen der Entmythologisierungstheorie. (287.) Herder, Wien-Freiburg-Basel 1962. Leinen S 125.—, DM/sfr 21.—.

Semmelroth Otto, Die Welt als Schöpfung. (134.) Frankfurt am Main 1962, Josef Knecht. Leinen DM 7.80.

Stratmann Franziskus Maria OP, Gaben und Aufgaben. Über die religiöse Bedeutung der Sieben Gaben des Heiligen Geistes. (272.) Frankfurt am Main 1962, Josef Knecht. Leinen DM 12.80.

The Letters and Diaries of John Henry Newman. Edited at the Birmingham Oratory with notes and an introduction by Charles Stephen Dessain of the same Oratory. Volume XII. Rome to Birmingham, January 1847 to December 1848. (XIV u. 441.) London-Edinburgh-Paris-Melbourne-Johannesburg-Toronto and New York 1962, Thomas Nelson and Sons Ltd. Leinen.

Thudichum Marina, Der mächtige Segen. Geschichten zur Firmung. (214.) Verlag Ludwig Auer, Cassianeum, Donauwörth 1962. Halbleinen DM 7.80, sfr 9.40, S 56.15.

Thudichum Marina, Kinder auf vielerlei Wegen. (167.) (Kleine Frauenbibliothek, Bd. XV.) Verlag Ludwig Auer, Cassianeum, Donauwörth 1962. Pappband DM 6.90, sfr 8.35, S 49.70.

Trefzer Friedrich, Für die Kranken. (191.) Verlag Ars sacra, Josef Müller, München 1962, zweifarbig, geb. in Kunstleder DM 8.50.

Vial Jean-Louis, Ignatius von Antiochien. Die Kirchenväter, ihr Leben und Zeugnis. Nr. 2 (111.) Schwabenverlag, Stuttgart 1962. Geb. DM 7.50.

Villain Maurice, Das Gebet Jesu für die Einheit der Christen. Ökumenische Betrachtung über Johannes 17. (122.) Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1962. Kart. DM 5.80.

Vorgrimler Herbert (Herausgeber), Exegese und Dogmatik. Mit Beiträgen von H. Groß, F. Mußner, K. Rahner, K. H. Schelkle, E. Schillebeeckx, H. Schlier, R. Schnackenburg, A. Vögtle. (214.) Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1962. Leinen DM 14.80.

Walter Eugen, Selig, die im Herrn sterben. (103). Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1962. Kart. DM 5.40.

Wildiers N. M., Teilhard de Chardin. (Herder-Bücherei 122.) (135.) Freiburg-Basel-Wien 1962, Herder. Kart. DM 2.20.

Willam Franz Michel, Mutter und Kind vor Gott. Religiöse Erziehung von der Wiege bis zur Kommunionbank. (Kleine Frauenbibliothek, Bd. XVI.) (187.) Verlag Ludwig Auer, Cassianeum, Donauwörth 1962. Pappband DM 6.90, sfr 8.35, S 49.70.

Kleinschriften

Verlag Veritas, Wien-Linz-Passau

Ave Maria. Gebete und Lieder zu Marienandachten. (64.) S. 3. —, DM —.50.

Danket dem Herrn. Erntedank in der Industriepfarre. (24.) S 1.50, DM —.25.

Das magische Fenster. Gespräche mit einem Fernseher. Von Johannes Zopp. (63.) S 6.—, DM 1.—.

Geschlechtliche Erziehung. I. Des Kleinkindes II. Des Kindes im Volksschulalter III. Des Kindes in der Reifezeit. Von Dr. med. Brigitte Groh-Nagl. (63.) S 5.—, DM —.90.

Meier und die Kirchensteuer. Von Hans Erich Russ. (38.) S 4.—, DM —.65.

Trostgedanken aus dem Glauben. Für Kranke und alternde Menschen. Von Franz Appelt und Hans Erich Russ. (47.) S 4.—, DM —.65.

Was Buben heimlich fragen. Von Pius Fank. (64.) S 6.—, DM 1.—.

Was hat deine Ehe mit Religion zu tun? Pfarrbrief, verfaßt von P. Bernhard Häring, Rom. (8.) S —.40, DM —.08.

Wieder frei! Ein Strafnachlaß, der uns alle angeht. Von Hans Erich Russ. (38.) S 4.—, DM —.65.

Fatima-Verlag, Graz

Durch Maria zum Frieden. Rosenkranzbetrachtungen. Von Leo Maria Schölzhorn. (32. u. 15 Bilder.) S 13.80, DM/sfr 2.40.

Rosenkranz für den Frieden. Von Leo Maria Schölzhorn. (15 Bilder) S 10.50, DM/sfr 2.10.

Verlag Christkönigsbund, Miltenberg am Main

Menschen ringen im Gebet. I und II.

Verschiedene Menschen — verschiedenes Beten. Menschen erfahren die Macht des Gebetes.

Der Rosenkranz — eine Kette des Segens. Oder: Der Rosenkranz und der moderne Mensch.

Der Rosenkranz — eine unsichtbare Macht. Sämtliche von P. Saturnin Pauleser OFM. (32.) Je DM —.50.

Buchbesprechungen

Philosophie

Mensch, Tier und Schöpfung. Eine erkenntniskritische Studie über die Grundlagen des biologischen Weltbildes. Von A. Ch. Guttenberg. (110.) Graz-Wien-Köln 1961, Verlag Styria. Kart. DM 6.—, S 38.—.

Die kleine Schrift ist gewiß lesens- und bedenkenswert. Sie bringt manche gute Gedanken gegen positivistische Einseitigkeiten. Klar, daß die allgemeine Evolution vorläufig nur als Arbeitshypothese gelten kann. Und mit Recht wird die Auffassung radikaler Neudarwinisten zurückgewiesen, auch der Mensch sei, wie die ganze organische Welt, nichts als ein Produkt des Zufalls. Wenn aber der Verfasser behauptet, die Evolutionstheorie sei gescheitert (102) und ihre Methode grundfalsch (107), so bleibt er den Beweis dafür schuldig und gerät damit selber in jene Haltung, die er den Gegnern ankreidet. Was soll die ironische Bemerkung (56), es sei „ein Kuriosum, daß in unseren Tagen, wo viele antireligiöse Forscher schon beginnen, sich von der darwinistischen Deszendenz- und Transformationsidee abzuwenden, diese Theorie bei christlichen geistlichen Professoren durch eine Art Spätzündung ihre Renaissance zu erleben scheint. Wir treffen auf Anthropologen und Biologen, die dem Theologenstande angehören und die diese Essenz darwinistischer Anschauung mit nicht weniger Fanatismus verteidigen als ihre atheistischen Kollegen"? Keiner der christlichen Naturphilosophen vertritt die neudarwinistische Theorie eines bloßen „legalisierten Zufalls". Es kann ihnen nur darum gehen, echte metaphysische Deutungsmöglichkeiten bereitzustellen für den Fall, daß die Evolution einmal biologisch tatsächlich erweisbar wird. Darf man einer Geistesgröße wie Karl Rahner S.J. eine andere Absicht unterschieben? Auch haben sie keineswegs den „Ehrgeiz", mit irgendwelchen fossilen Affen verwandt zu sein (35). — Echte Wissenschaft hat niemals danach zu fragen, ob ihr eine Sache sympathisch ist, sondern einzig danach, was die Wahrheit über die Sache ist. Ist es daher biologisch oder theologisch angemessen, die Affen als die widerwärtigen Clowns unter den Tieren zu verspotten (101)? Sind sie nicht auch Geschöpfe Gottes? Ferner ist es ungenau, von Schöpfung „in" der Zeit zu sprechen (14 und 28). Es muß richtig heißen „mit" der Zeit, weil es vor der Existenz der Schöpfung keine Zeit gab.

Auch sonst sind mancherlei Mißverständnisse unterlaufen. Das mechanistische Weltbild eines Galilei, Descartes und Newton war nicht selber „atheistisch" (12), sondern konnte nur weltanschaulich so mißbraucht werden. Ebensowenig ist es berechtigt, die Antwort des Laplace an Napoleon, er habe die „Hypothese Gott" nicht nötig gehabt, von vornherein in atheistischem oder wenigstens agnostizistischem Sinne zu deuten (16). Wie der Astronom Josef Meurers (Wien) in seinem Werke „Die Frage nach Gott und die Naturwissenschaft" (A. Pustet, München 1962, S. 215 f.) ausführlich zeigt, ging es damals um einen ganz bestimmten Fall: Laplace konnte die Stabilität des Systems der Planeten trotz ihrer gegenseitigen Gravitationsstörungen rein mathematisch erklären, während Newton dafür ein unmittelbares Eingreifen Gottes annehmen zu müssen geglaubt hatte. — Die Lesbarkeit des Büchleins hätte beträchtlich gewonnen, wenn nicht auf jede Kapiteleinteilung verzichtet worden wäre. Auch ein Stichwörterverzeichnis geht ab, obwohl am Schluß des Bandes ohnehin zwei Seiten leer stehen.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Die Struktur des Kosmos als Ganzes. Mit 5 Zeichnungen und 6 Bildtafeln. Von Heinrich Vogt. (140.) Berlin 1961, Morus-Verlag. Leinen DM 9.80.

Der Titel klingt sprachlich etwas hart. Der Inhalt des Buches aber ist ausgezeichnet, wie es beim bekannten Heidelberger Astrophysiker nicht anders zu erwarten ist. Er bespricht in klarer Weise die Weltmodelle, die Newton, Einstein, Milne, Hoyle, Jordan u. a. aufgestellt haben. Auch auf die berühmte Materieformel von Werner Heisenberg geht er ein. Vielleicht hätte hier angemerkt werden können, daß die dabei verwendeten sehr eingängigen Formulierungen von Heisenberg selber aus seinen Gifford-Vorlesungen stammen. Bezüglich der Expansionstheorien konnte allerdings noch nicht berücksichtigt werden, daß sie nach einer Mitteilung der Zeitschrift „Naturwissenschaften" (1962, Heft 17) inzwischen wieder problematisch geworden sind. Mittels des Mößbauer-Effektes konnten nämlich amerikanische Physiker neue Experimente über die Verlangsamung der Lichtquanten in Schwerefeldern anstellen. Auf Grund ihrer Ergebnisse errechnete der russische Physiker Suworoff, daß die tatsächlich beobachtbare

Rotverschiebung der Spektrallinien ferner Galaxien nicht im Sinne des Doppler-Effektes, sondern eines bloßen Gravitationseffektes zu verstehen sei. Gut ist auch der Abschnitt des Buches über den dialektischen Materialismus. Erfreulich schließlich der Hinweis, daß ein Widerspruch zwischen Naturwissenschaft und religiösem Schöpferglauben prinzipiell nicht möglich ist. Das Buch kann allen, die sich für solche Fragen interessieren und vor einigen mathematischen Formeln nicht zurückschrecken, uneingeschränkt empfohlen werden.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Die zwei Grundbereiche der Metaphysik im wohlgeordneten Aufbau der Wissenschaften. Von Reinhold Oswald Messner OFM. Österreichische Akademie der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte 238. Bd. 4. Abteilung. (133.) Wien 1962, Kommissionsverlag Hermann Böhlaus Nachfolger, Graz-Wien-Köln. Kart.

Es fällt auf, daß die Hochschulphilosophie fast nur noch für zwei Disziplinen größeres Interesse zeigt: für Logistik und für Problemgeschichte. Natürlich sind beide wichtig, aber, für sich genommen, zu nichts verpflichtend. Und das sagt anscheinend zu. Systematischer Philosophie wird ausgewichen, weil man mit der Wahrheitsfrage nichts anfangen zu können glaubt. Die neuscholastische Philosophie hinwieder hält natürlich an echter Metaphysik fest. Doch scheint es auch hier nicht selten an einer entsprechenden Voraussetzungsklarheit zu mangeln. Die einen tradieren getreulich die alten Thesen in der Überzeugung, daß sie sich gewissermaßen von selbst verstehen. Andere gebrauchen reichlich Ausdrucksweisen existentialistischer Denker und stützen sich wie diese weniger auf Logik und Erkenntniskritik als auf Intuitionen. Andere gehen stark aprioristisch vor, arbeiten mit „Vorgriffen" auf das Sein und wechseln dabei ziemlich unvermittelt vom „esse commune" zum „esse subsistens" hinüber. Nochmals andere legen die metaphysischen Ansätze des heiligen Thomas eifrigst so einlinig „nach vorn" hin aus, daß er geradezu als der „Vater des neuzeitlichen Denkens" erscheint, worüber er sich wohl selber etwas wundern würde. Ob solche Scheinklarheiten und Scheingewißheiten nicht mitschuld sind, daß auch die scholastische Philosophie, die sich bisweilen ziemlich selbstzufrieden mit der „philosophia perennis" gleichsetzt, in den Augen der Außenstehenden in den Verdacht bloßer Standpunktbedingtheit gerät?

Bei dieser Lage der Dinge ist es Messner, der, von der Franziskanerhochschule Schwaz kommend, nun an der Wiener Universität lehrt, sehr zu danken, daß er in der vorliegenden Schrift einmal kritisch dem philosophischen Methodenproblem an den Leib rückt. Der Ernst und die Gründlichkeit seiner Untersuchung haben die Akademie der Wissenschaften bewogen, sie in der Sitzung vom 17. Mai 1961 zur Veröffentlichung anzunehmen. Messner hat recht, wenn er sagt: Nur jene, die ihren metaphysischen Intuitionen und Evidenzen vertrauen und sich auch ohne Rechenschaftsablegung über ihre Voraussetzungen sicher genug im Wahrheitsbesitze fühlen, können sich der Einsicht verschließen, daß es höchst dringlich geworden ist, eine doppelte Frage zu stellen: Wie kann man beim Aufbau der Wissenschaft vorgehen, daß man sich zum Erweis der später aufzustellenden Thesen auf die bereits früher aufgestellten und bewiesenen berufen kann? (Messner nennt dies das Prinzip der einseitigen Berufbarkeit.) Und wie sind die einzelnen Fächer zu ordnen, daß die dabei zusammengefaßten Probleme in einem nach dem Prinzip der einseitigen Berufbarkeit aufgebauten Ganzen keine wesentlichen Lücken und Sprünge aufweisen? (Messner nennt dies das Prinzip des stetigen Berufungszusammenhanges.) In scharfsinnigen Gedankengängen kommt der Verfasser zum Schlusse (129), daß der Aufstieg der wissenschaftlichen Metaphysik entscheidend davon abhängt, wie weit man sich bei der Begründung der Stellungnahme zu den Grundproblemen der Metaphysik um tiefengeschichtete Voraussetzungsklarheit und in Einheit damit um Erhellung der vorgegebenen Fundierungsverhältnisse bemüht. Messner macht auch Vorschläge, wie die Probleme bzw. Disziplinen zu reihen wären, damit unstatthaften Zirkeln in der Begriffserläuterung und Beweisführung vorgebeugt werden könne. Nebenbei ergibt sich die Einsicht in die Notwendigkeit, die übliche, fast rein negative Bewertung der Bemühungen eines Duns Scotus und (allerdings in geringerem Maße) eines Wilhelm Ockham um die Klärung der Fundierungsverhältnisse zwischen Deduktionslehre und Existenzlehre zu revidieren.

Ein Fragezeichen muß man wohl zur Behauptung setzen, daß in der deutschen Sprache das Zeitwort „sein" nur im Kopulasinne des Hilfszeitwortes gebraucht werden könne. Denn hat zum Beispiel im Satze „Gott ist" das „ist" nicht doch sicher das Vollgewicht einer Existenzaussage? Auch wird nicht recht klar, ob bei den gemachten Reihungsvorschlägen das unbezweifelbare Gründen der Werte im Sein genügend zur Geltung kommen kann. Und wird sich die vom Verfasser (gewiß mit guten Gründen) intendierte Umdeutung des in der Scholastik doch

ziemlich fixierten Sinnes von Ontologie und Metaphysik durchsetzen können, so zwar, daß Ontologie und Metaphysik (wie es der Titel der Schrift meint) wegen der grundsätzlichen Verschiedenheit der Beweisführung nicht mehr als unmittelbar zusammengehörige Bereiche der Metaphysik im alten Sinne gelten dürfen? Aber vielleicht würden solche Bedenken gegenstandslos werden, wenn wir hoffen dürften, daß Messner die Reihungsgrundsätze, die er in seiner vorliegenden methodenkritischen Untersuchung natürlich nur skizzieren konnte, in absehbarer Zeit in einer ausgeführten systematischen Philosophie sozusagen „exemplarisch" rechtfertigen werde.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Bibelwissenschaft

Die Verstockung Israels. Isaias 6, 9—10 in der Theologie der Synoptiker. Von Joachim Gnilka. (229.) München 1961, Kösel-Verlag. Kart. DM 25.—.

In den „Studien zum Alten und Neuen Testament" ist nach den Arbeiten von Paul Neuenzeit „Das Herrenmahl" und Ingo Hermann „Kyrios und Pneuma" als dritter Band „Die Verstockung Israels" von Joachim Gnilka erschienen. In dieser hervorragenden wissenschaftlichen Arbeit wird unter Anwendung der redaktionsgeschichtlichen Betrachtungsweise dargelegt, in welcher Weise die Synoptiker das Rätsel der Verstockung Israels, das ja auf das engste mit dem prophetischen Wort Is 6, 9f zusammenhängt, zu deuten versuchen. Dieses Is-Zitat findet sich bei einem jeden von ihnen im Parabelkapitel (Mk 4, 12; Mt 13, 13ff.; Lk 8, 10 und außerdem noch in Apg 28, 26f.). Trotzdem bewirkt es aber nicht ein einheitliches Parabelverständnis. Nach Mk nämlich soll durch die Parabelbelehrung das Volk in die Verstockung hineingeführt werden, die Jünger dagegen empfangen eine besondere Belehrung. Mt wieder hebt den Gegensatz von verstocktem Volk und verstehenden Jüngern sehr stark hervor und betont besonders, daß Gott die Erkenntnis seiner Lehre entweder gewährt oder vorenthält. Lk nun „scheint unter Parabeln in erster Linie Beispielerzählungen und kurze, spruchartige Sentenzen zu verstehen". Er lockert die Abstände zwischen Volk und Jüngerkreis auf, da sich sein Blick immer mehr auf das neue Israel richtet, auf die Heidenwelt, zu der durch die Verstockung des alten Israel das Heil kommt. In einem ausführlichen Exkurs wird dargetan, wie die Gemeinde von Qumran über die Verstockung und den Abfall Israels urteilt, wobei sich so manche Ähnlichkeiten der Auffassung mit den Synoptikern ergeben. Am Schluß wird zu ermitteln versucht, wie Jesus selber die Tatsache der Verstocktheit seines Volkes beurteilte. Jesus sieht hier ein Prophetenwort erfüllt, worin das Gerichtswalten Gottes offenbar wird. Er weiß aber, „daß Israel wegen des kleinen Häufleins derer, die mit ihm gingen und jetzt noch zu ihm stehen, nicht restlos und hoffnungslos verstockt ist". Dieses beglückende Geheimnis der einstigen Rettung ganz Israels verkündet uns ja auch Paulus im Römerbrief (11, 26).

Das müßte auch unser Denken über das „heutige Israel", dem dieses aufschlußreiche Werk von J. Gnilka gewidmet ist, wieder mehr mitbestimmen. Denn wie Karl Rahner in seiner Einführung zu „Dein verkannter Bruder" schreibt, darf sich in uns die Hoffnung stärken, „es sei hinter dem Nein des Volkes Israel gegenüber Jesus Christus ungesagt ein größeres und gültigeres Ja zu ihm verborgen, weil viele ihn sogar schon gefunden haben zu ihrem Heil, die seinen Namen nicht kannten".

Linz a. d. D. Siegfried Stahr

Das Neue Testament. Übersetzt von Fritz Tillmann. (902.) München 1962, Kösel-Verlag. Leinen DM 14.80, Leder DM 38.—.

Wenn aus der Fülle der deutschen Übersetzungen des Neuen Testamentes eine als die offizielle Übersetzung für die ostdeutschen Bistümer gewählt wird, so muß sie sicher besondere Vorteile haben. Das ist bei diesem Neuen Testament von Fritz Tillmann, das erstmals 1925 erschienen ist, jetzt aber völlig neu bearbeitet von Werner Becker herausgegeben wurde, auch der Fall. Es bietet eine genaue, schlichte und dabei doch dem Geist der deutschen Sprache gerecht werdende Übersetzung aus dem griechischen Urtext, unter Berücksichtigung der Vulgata. Die Anmerkungen und Erläuterungen sind auf den neuen Stand der Bibelwissenschaft gebracht. Besonders erwähnenswert ist ein umfangreiches bibeltheologisches Register (78 Seiten), das anregen will, daß wir uns in die großen und wichtigen Themen des Neuen Testamentes an Hand des Textes selbst vertiefen. Dazu finden sich im Anhang noch kurze einführende Bemerkungen zu den einzelnen Büchern des Neuen Testamentes sowie eine liturgische und synoptische Tabelle. Die Ausstattung ist sehr geschmackvoll und der Druck gut lesbar. Somit wird sich diese Neue-Testament-Ausgabe sicher auch bei uns einen hervorragenden Platz erobern.

Linz a. d. D. Siegfried Stahr

Der Gott der Armen im Alten und Neuen Testament. Von J. Gilles Gourbillon OP. (98.) Düsseldorf 1961, Patmos-Verlag. Kart. DM 4.80.

Herrlichkeit und Einheit. Von Wilhelm Thüsing. (128.) Düsseldorf 1962, Patmos-Verlag. Kart. DM 4.80.

Es handelt sich hier um Band 13 und 14 in der beliebten und exakt gearbeiteten Kleinkommentarreihe „Die Welt der Bibel". Band 13 will uns Gott als den Gott der Armen näherbringen. Die Güte Gottes im Alten und die Güte Christi im Neuen Testament den Armen gegenüber ist ja ein Zentralthema der Bibel. Schon den Patriarchen gegenüber offenbart sich Gott als ein Gott der Armen. Er sorgt sich um sein kleines, armes Volk, tröstet es und rettet es durch Niedrige und Kleine (zum Beispiel Esther, Judith, die Helden der Makkabäerbücher). So erhält schon im Alten Testament das Wort „arm" einen immer bedeutenderen religiösen Inhalt. Auf diesem Hintergrund erst wird uns dann die Bedeutung von „arm" im Evangelium klar. Die Verwirklichung der Armut durch Jesus Christus und die Apostel verpflichtet auch die Christen zur Armutshaltung! Sagt doch Jesus selbst: „Selig die aus dem Geiste Armen, denn ihrer ist das Königtum des Himmels."

Gleich zeitgemäß ist der 14. Band dieser Reihe, der eine Auslegung des Hohenpriesterlichen Gebetes Jesu (Jo 17) bringt. Es geht darin um die Herrlichkeit (Verherrlichung) Gottes in Jesus und um die Einheit der Glaubenden. Die Erschließung dieses so tiefen Gebetes wird in dreifacher Weise versucht: zunächst wird es ganz in die Theologie des Johannes hineingestellt; dann wird der Zentralbegriff der „Verherrlichung" Jesu und des Vaters herausgearbeitet und klargemacht, daß die Bitte um die Einheit der Kirche aufs engste verbunden ist mit der Bitte um die Herrlichkeit Jesu; zuletzt sollen wir erkennen, daß dieses Gebet uns geschenkt wurde, damit auch wir es beten mit dem erhöhten Herrn: zum Vater, für die Kirche, damit alle eins seien.

Linz a. d. D. Siegfried Stahr

Die Petrusbriefe. — Der Judasbrief. Karl Hermann Schelkle. (Herders theologischer Kommentar zum Neuen Testament. Bd. XIII/2.) (XXVI u. 250.) Herder, Freiburg-Basel-Wien 1961. Leinen DM 26.80.

Nach längerer Pause erscheint wieder ein Band des Kommentarwerkes, das im deutschen Sprachraum das bedeutendste zu werden verspricht. Der Verfasser, seit 1950 Professor für Neues Testament in Tübingen, bekannt durch eine Reihe neutestamentlicher Veröffentlichungen (Die Passion Jesu, Die Mutter des Erlösers, Jüngerschaft und Apostelamt), erklärt die drei Briefe in abschnittweiser Versexegese. Er unterbaut die Arbeit mit einer umfassenden Darlegung der introduktorischen Fragen und mit zehn aufschlußreichen Exkursen (zum Beispiel Irrlehren und Irrlehrer, Spätapostolisches und frühkatholisches Zeugnis, Biblische Pseudoepigraphie). Des Autors Vertrautheit mit der alten wie neuesten Literatur (einschließlich der reich ausgewerteten Qumran-Funde) befestigt das Vertrauen zu seinen oft neuen und eigenwilligen Ausführungen. Der Exeget eröffnet wertvolle Ausblicke von den behandelten Briefen zu den Paulusbriefen wie der synoptischen Verkündigung und skizziert anschaulich die existentiellen Schwierigkeiten der jungen Kirche in der Entfaltung der Offenbarungswahrheiten sowie in der Abwehr gnostischer (besonders libertinistischer) Irrlehrer in den eigenen Reihen. Entsprechend dem Stande der Forschung beantwortet Schelkle die Fragen nach den Verfassern der Briefe sehr vorsichtig. So sagt er zum 1. Petrusbrief: „Es scheint der Exegese unmöglich zu sein, die Fragen um die Verfasserschaft des Briefes eindeutig zu klären und zwingend zu beantworten." Der 2. Petrusbrief „muß offenbar als pseudepigraphische Schrift beurteilt werden". Der Judasbrief „ist seiner Art nach ein antihäretisches Flugblatt". Der Entstehung nach scheint dem Judasbrief die Priorität zugesprochen werden zu können.

Nicht alle Leser werden der Erklärung von 1. Petr 3, 19f. zustimmen; denn die Gefahr eines Kurzschlusses mit der Entmythologisierung Bultmanns ist zu groß. Der „Geist" in 1. Petr 3, 4 dürfte wohl kaum als der „Heilige Geist" zu verstehen sein. Das Wort vom Schwert in Lk 22, 36 wird man wahrscheinlich im übertragenen Sinn als entschiedene Bereitschaft zu verstehen haben (vgl. Mt 10, 34). Auf das Ganze gesehen, gratulieren wir dem Verfasser zu seiner Arbeit und wünschen, ihn in dem einen oder anderen der folgenden Bände wieder zu treffen. Der Verlag aber sei besonders bedankt für Planung und Beginn dieses wissenschaftlichen Kommentarwerkes wie für die gefällige Ausstattung des vorliegenden Bandes. Ein Wunsch bleibt offen: der wissenschaftlichen Brauchbarkeit und Handhabung zuliebe jedem der folgenden Bände ein ausführliches Register und Stellenverzeichnis (des Alten und Neuen Testamentes) anzufügen!

Stift St. Florian Dr. Johannes Zauner

Das Bild von Jesus Christus im Neuen Testament. Von Romano Guardini. (Herder-Bücherei, Bd. 100.) (141.) Freiburg-Basel-Wien 1961, Herder. DM 2.40, sfr 2.90, S 17.30.

Die Themen des Buches wurden 1935 in theologischen Arbeitswochen auf Burg Rothenfels durchgearbeitet. In kurz hingelegten und zum eigenen Denken anregenden Skizzen entwirft der Verfasser das Jesus-Bild nach den Paulusbriefen, dem Johannesevangelium und den Synoptikern. Damit zeigt er uns auch, wie er die Bausteine zu seinem großangelegten, bereits in 11. Auflage erschienenen Christusbuch „Der Herr" zusammengetragen hat.

Bei den Synoptikern würde man heute eine etwas stärkere Berücksichtigung der mündlichen Tradierung vor der schriftlichen Fixierung wünschen. Das Büchlein wird für Predigten, Vorträge, Diskussionen und private Lektüre gute Dienste leisten.

Stift St. Florian — Dr. Johannes Zauner

Die Kirche im Neuen Testament. Ihre Wirklichkeit und theologische Deutung, ihr Wesen und Geheimnis. Von Rudolf Schnackenburg. (Quaestiones disputatae/14.) (172.) Herder, Freiburg-Basel-Wien 1961. Brosch. DM 10.80.

Die Gegenwart der Kirche im Neuen Testament auch dort, wo sie nicht in Begriffen und Bildern aufleuchtet, bringt uns der gelehrte Verfasser in prägnanter Weise nahe. Er zeigt, daß kein einziger neutestamentlicher Autor als bloßer Privatmann schreibt, sondern als Glied der Kirche zum Nutzen der Christusgläubigen. Bei aller Eigenart der Schreibenden enthalten die Aussagen im Innersten die Zeugnisse Christi und seiner bekennenden Gemeinde, der Kirche. So stellen wir beim Lesen des Werkes, immer wieder froh überrascht, die Vitalität der Christus bekennenden Gemeinde fest, so wie sie als Kirche überall anwesend ist im Neuen Testament. Die neutestamentlichen Äußerungen sind Lebensäußerungen der Kirche — und dieser Charakter wird heutzutage von denen übersehen, die in dem Neuen Testament eine Weisheit jenseits von Kirche und Dogma suchen!

Das Buch wird Priestern und gebildeten Laien empfohlen, denn es vermittelt viele Aspekte des neutestamentlichen Kirchengedankens. Auch Andersgläubige und alle, die für das tagende Konzil interessiert sind, werden hier manche zur Zeit lebhaft diskutierte Frage finden.

Linz-Ebelsberg — Walter Hinz

Kirchengeschichte

Das wissenschaftliche Anliegen des Güntherianismus. Ein Beitrag zur Theologiegeschichte des 19. Jahrhunderts. Von Paul Wenzel. (XVII u. 254.) Ludgerus-Verlag, Essen 1961. Brosch. DM 28.—.

Das Buch erscheint zu einem günstigen Zeitpunkt, denn 1963 begehen wir den 100. Todestag des Wiener Philosophen und Theologen Anton Günther. Es ist auch geeignet, dem Andenken und besseren Verständnis dieses vielumstrittenen Denkers zu dienen. A. Günthers Leben und Werk werden in der geistigen Atmosphäre seiner Zeit, zusammen mit seiner Gefolgschaft und im Widerspruch seiner Gegner gesehen. Besonders hervorzuheben ist die erstmalige Verarbeitung von etwa 660 neu ausgeforschten Briefen aus der Günther-Schule, die einen tieferen Blick in den Kampf um Günther gestatten, neue Verbindungslinien zu den Benediktinern in Rom sichtbar machen, die Klostergründung von Beuron im Todesjahr Günthers 1863 in neuem Licht erscheinen lassen und die faktische Verankerung des Altkatholizismus im Güntherianismus zeigen. Bedeutsam ist auch die Erstveröffentlichung eines Dokumentes aus dem Privatarchiv Pius' IX., das eine Zusammenstellung der Irrtümer des Güntherschen Systems enthält. Zusammen mit dieser „Günthersynopse" entdeckte der Verfasser noch andere Schriftstücke, die erst publiziert werden. Der Wert des vorliegenden Buches liegt vor allem in der Verarbeitung neuer Quellen, die das von Eduard Winter Ermittelte ergänzen und weiterführen. Es war eine gute Idee des Verfassers, den Rahmen des Werkes größer zu spannen und den Güntherianismus mit seinem Drum und Dran in einem Quer- und Längsschnitt zu kennzeichnen. Wieweit freilich all das, was sich in der Umgebung Günthers begab und nach seinem Tod in der Richtung auf den Altkatholizismus ereignete, auf das Konto „Günther" gesetzt werden darf, ist eine schwerwiegende und verantwortungsvolle Frage, die nicht leicht, eher aber in einem Günther entlastenden Sinn beantwortet werden kann.

Wenzel behandelt im 1. Teil das Leben und die Werke Günthers. Das Leben wird allerdings nur in den wichtigsten Phasen kurz dargestellt; dem literarischen Lebenswerk hingegen wird ein breiterer Raum gegeben. Die Hauptwerke werden inhaltlich gut skizziert. Was die nicht signierten Aufsätze in der „Lydia" betrifft, so wurde deren literarische Echtheit auf Grund des Stils, aus Andeutungen im Text, aus Knoodts Biographie und aus Bemerkungen in den Briefen festgestellt. Man hätte erwartet, daß dieser Echtheitsnachweis für jeden einzelnen Aufsatz gesondert erbracht worden wäre. Schade ist, daß die Rezensionen des Philosophen, denen zur Erforschung seiner Denkrichtung nicht geringe Bedeutung zukommt, fast keine Bearbeitung erfuhren.

Der 2. Teil befaßt sich mit der „Schule A. Günthers". Diese hatte drei Zentren: Wien (Pabst, Croy, Greif und Veith werden besonders erwähnt), Bonn (wo Knoodt, Nickes, die Brüder Wolter, Watterich, W. Reinkens u. a. tätig waren) und Breslau (wo sich Baltzer, Jos. H. Reinkens und Elvenich befanden). Von einer „Wiener Zentralbehörde" zu reden, scheint nicht glücklich. Mit viel Einfühlung wird an Hand der Dokumente der äußere und innere Weg der Brüder Wolter, der Gründeräbte von Beuron, geschildert. Weitere Stützpunkte des Güntherianismus waren Bamberg mit den Exegeten und Dogmatikern G. K. Mayer und J. Spörlein, Augsburg mit dem Benediktiner Th. Gangauf, in dessen Person Günther einst den „Aufgang des Lichtes für die Zukunft" erblickte, Trier mit Jac. Merten, Braunsberg mit Watterich, Gerkrath und Trütschel, Tübingen mit Jac. Zukrigl; in Österreich zählten außer den schon Genannten noch L. Trebisch, K. Werner, J. N. Ehrlich und J. H. Loewe mehr oder weniger zu den Anhängern und Freunden Günthers. Als hohe kirchliche Protektoren erscheinen Kardinal Schwarzenberg von Prag, Kardinal Diepenbrock von Breslau, Kardinal J. M. v. Tarnóczy von Salzburg, Fürstbischof Förster von Breslau, Bischof Arnoldi von Trier und Bischof Müller von Münster. In Rom waren besonders drei Freunde für Günther tätig, P. Pappalettere, Gust. Ad. von Hohenlohe und A. Flir, der Animarektor. Aus den angeführten Namen ersieht man, wie weit und tief der Güntherianismus Wurzel gefaßt hatte. Das Vorgehen Roms in der Günther-Sache und die Haltung Pius' IX. waren im allgemeinen klug, vorsichtig und maßvoll. Vielleicht hatte man aus der unerquicklichen Geschichte des Hermesianismus gelernt.

Der 3. Teil handelt vom „Lehr- und Kampfsystem A. Günthers". Es hat als dynamischen Ausgangspunkt das Streben nach Erkenntnis des Seins aus der Idee im Gegensatz zum Begriff. An Hand von einigen Leitideen wird versucht, den auf dem Selbstbewußtsein aufgebauten philosophisch-theologischen Dualismus Günthers zu umreißen. Als solche werden genannt: Der Mensch ist das Maß aller Dinge; das Sein der Natur strebt zum Bewußtsein, das geistige Sein zum Selbstbewußtsein; der Mensch ist die Synthese von Natur und Geist; aus dem göttlichen Selbstbewußtsein läßt sich die Trinität mit Notwendigkeit entwickeln; die Vernunft ist das (ein) positive(s) Kriterium für das Christentum. Es leuchtet ein, daß bei einer schematischen Darstellung Simplifikationen unvermeidbar sind. Ebenso konnten viele wertvolle Gedanken Günthers nicht zur Sprache kommen. Es fällt übrigens auf, daß „Der letzte Symboliker" und die „Süd- und Nordlichter" fast gar nicht ausgewertet wurden, ganz zu schweigen von den vielen oft zum Umfang eines Buches angewachsenen Rezensionen. Der Autor spürte übrigens selbst die Lücken hinsichtlich der Christologie und Erlösungslehre; erst recht müßte man die Ekklesiologie nennen. Im Kapitel „Das Kampfsystem A. Günthers" werden die Bedeutung des Wiener Philosophen in der Bekämpfung des Pantheismus und Semipantheismus, des Materialismus und Atheismus (Kommunismus) sowie seine Geschichtsübersicht gewürdigt. Eine gute Einführung in die Schreibweise Günthers gibt der Abschnitt über den Humor als Merkmal des Güntherianismus. Das wissenschaftliche Anliegen des Güntherianismus umfaßt drei Momente: 1. Das theoretische Ziel der Verständigung und „ideellen Einsicht" in den Offenbarungsinhalt; 2. das praktische Ziel, das Christentum als Wissenschaft zu einer Gedankenmacht zu erheben, um das Neuheidentum zu besiegen; 3. den Enthusiasmus, Wissensdrang, ja die Gewissenspflicht, diese beiden Ziele mit allen Kräften des Geistes und Gemütes zu verfolgen.

Das Werk Wenzels ist hinsichtlich der historischen Durchforschung des Güntherianismus eine bedeutsame, mit großer Mühe erarbeitete, die Theologiegeschichte des 19. Jahrhunderts bereichernde Publikation. Als eine allseitige Darstellung und Gesamtwürdigung der Lehre Günthers kann und will sie nicht angesprochen werden. Eine solche steht leider noch aus, wäre aber vom Standpunkt wissenschaftlicher Gerechtigkeit wünschenswert. Das Buch kann jedem historisch, philosophisch und theologisch Interessierten bestens empfohlen werden.

Wien Univ.-Prof. Dr. Joseph Pritz

I Domenicani al Concilio di Trento. Von P. Angelo Walz O.P. (XVI u. 438.) Roma 1961. Herder. Lire 3500.—, DM 28.—.

Die Ankündigung des Vatikanum II hat noch mehr als das mit Recht durch längere Zeit hindurch kommemorierte 300jährige Jubiläum des Konzils von Trient das Interesse vieler Christen auf die schon abgehaltenen allgemeinen Kirchenversammlungen gerichtet. Auch Angelus Walz, O. P., Professor der Kirchengeschichte am Pont. Athenäum Angelicum in Rom, liefert mit seiner Zusammenstellung über die Dominikaner am Konzil zu Trient einen wertvollen Beitrag zu diesem Thema, wobei er sowohl die vor- wie die nachtridentinische Periode mitberücksichtigt. Mit besonderer Genugtuung erwähnt er immer wieder in diesem Zusammenhang die Ansichten seines Ordensgenerals und späteren Kardinals Thomas de Vio, genannt Gaëtano, über den päpstlichen Primat, dem er eine beherrschende Stellung zuerkannte, und über die Konzilien, auf die er nicht viel hielt. Die Sympathie des Verfassers gegenüber Gaëtano

ist ebenso verständlich wie die für Thomas von Aquin. Die Legende jedoch, daß die Summa theologiae des heiligen Thomas auf dem Altar der Konzilskirche zu Trient gelegen sei, zerstört er mit Recht. Walz versteht unter dekadenter Scholastik vor allem den Nominalismus bzw. die Theologie der via moderna. Deswegen sei ja auch Luther so weit gekommen, weil er ein Schüler Ockhams und nicht des Thomas gewesen sei.

Es ist verständlich, daß sich die Einteilung des Buches an die drei — bzw. vier, wenn man Bologna mitrechnet — Konzilsperioden anlehnt. Die Predigerbrüder waren bei den einzelnen Sitzungen entweder als Bischöfe oder als Generalmagister des Ordens oder als Prokuratoren von Bischöfen und Fürsten anwesend. Bezeichnenderweise waren es fast ausschließlich Italiener und Spanier. Nicht in allen Fragen hielten sie völlig eine Meinung, zum Beispiel gingen schon in der 1. Periode ihre Ansichten bezüglich der Residenzfrage auseinander. Mit Offenheit schildert der Verfasser, wie Paul IV., der übrigens beste Männer, so den späteren Konzilsvorsitzenden Kardinal Morone, einfach einsperren ließ, eigentlich gegen die Fortsetzung des Konzils eingestellt war. Dies — obwohl u. a. Pelargo O.P. bei der Session in Bologna schon dafür gesprochen hatte, daß der Papst nicht jede Bischofswahl anzunehmen brauche (als Begründung gab er an: „ut nunc videmus factum"). Am ausführlichsten beschäftigt sich Walz mit der dritten und wichtigsten Periode. Es ist interessant, zu hören, daß man sich für den Unterschied zwischen Bischöfen, Priestern und Altardienern hauptsächlich auf Pseudo-Dionysius berief; daß schon damals Bestrebungen deutlich erkennbar waren, die bischöfliche Gewalt von der päpstlichen abzuleiten. Im übrigen wurde betont, die Bischöfe sollen „pastores", nicht „percussores" sein. Natürlich war das Seminar-Dekret nicht gegen die theologischen Fakultäten gerichtet. Bei aller Hochschätzung der Gesellschaft Jesu erwähnt der Verfasser doch mit der ihm notwendig erscheinenden Ausführlichkeit, daß P. Laiñez S.J. vorher für eine Behandlung der Reform der Kurie eingetreten sei, sich aber dann auf dem Konzil von solchen Plänen distanziert habe. Bemerkenswert erscheint auch, daß Kardinal Ghislieri, der später als Papst ein so verdienstvoller Exekutor der Trienter Beschlüsse wurde, im Konsistorium gewisse Schwierigkeiten gegen eine unbedingte Annahme aller Trienter Beschlüsse vorgebracht habe.

Das Buch ist vor allem auf Grund der eifrig zitierten Literatur gearbeitet, wobei merkwürdigerweise H. Jedin, Geschichte des Konzils von Trient, Band II (erschienen 1957), ebenso unberücksichtigt bleibt wie die 2. Auflage des I. Bandes vom gleichen Werk (erschienen 1951). Natürlich wird als Quelle u. a. auch die bekannte Tridentinum-Ausgabe der Görres-Gesellschaft oft genannt. Für die Beurteilung Luthers ist weithin noch Denifle O. P. maßgebend, was wohl einen gewissen Anachronismus darstellt. Trotz dieser kleinen Mängel gewinnen wir durch die vorliegende Arbeit wertvollen Einblick in die Konzilsvorgänge, wenn auch für einen Nichtdominikaner die ab und zu etwas länger geratenen, mit dem Konzil nicht direkt zusammenhängenden Berichte über die Ordensgeschichte entbehrlich scheinen mögen (zum Beispiel S. 168 bis 176). Der Verfasser verwendet wohl mit Rücksicht auf seinen internationalen Zuhörerkreis Italienisch (warum nicht Latein?), aus dem freilich die deutsche Muttersprache zur eigenen Freude manchmal herausklingt. Nach Lektüre dieser gerade jetzt besonders aktuellen Schrift werden wir alle gerne in die Anrufung jener Litanei, die Peter de Soto 1558 zu Dillingen im Druck erscheinen ließ, auch für die tagende Kirchenversammlung einstimmen: „Ut sacrum universale Concilium Patrum numero, sanctitate et merito augere et ad perfectum deducere digneris."

Linz a. d. D. Josef Lenzenweger

Sentire Ecclesiam. Das Bewußtsein von der Kirche als gestaltende Kraft der Frömmigkeit. Herausgegeben von Jean Daniélou und Herbert Vorgrimler. (228.) Freiburg-Basel-Wien 1961. Herder. Leinen DM 39.80.

Zum 60. Geburtstag des großen Theologen Hugo Rahner erforschen 25 Theologen der Gegenwart das Problem der Kirchenfrömmigkeit und den Einfluß der Kirche im Bewußtsein der Christen und verhelfen so zum Verständnis des Kirchenmysteriums in den verschiedenen Epochen der Geschichte. Der Christ steht als eine Wirklichkeit in der Kirche und erlebt sie innerhalb seines christlichen Daseinsvollzuges. Nicht theologische Aussagen werden gemacht, sondern wirkliches Leben, das war und ist, wird hervorgehoben. Damit erhalten wir einen Querschnitt durch die verschiedenen Epochen und Gestalten der Kirchengeschichte. Und weil bei diesen Zeugnissen Väter, Reformer und viele andere bedeutende Persönlichkeiten zu Wort kommen, ist das Werk voll Reichtum und Leben. Auch jene Männer, die man zu Lebzeiten nicht verstand oder als Individualisten stempelte, wurden nicht übergangen. Man wird ihnen gerecht und beweist, wie ihre private Seelenfrömmigkeit im tiefsten Grund bewußt kirchlich war. Auch sie lebten das Leben des mystischen Leibes, dem sie verbunden waren wie die Reben dem Weinstock.

Seelsorger, Katecheten und theologisch interessierte Laien werden immer wieder aus dem reichen Quell dieses Sammelwerkes schöpfen.

Linz-Ebelsberg Walter Hinz

Dogmatik

Katholische Dogmatik. Bd. V. Mariologie. Von Michael Schmaus. 2. erweiterte Auflage. (XVI u. 504.) München 1961. Max-Hueber-Verlag. Leinen DM 22.80, kart. DM 19.—.

Nun liegt die Mariologie von Prof. Schmaus in 2. Auflage vor. Sie darf wohl als gründlichste und dienlichste Mariologie im deutschen Sprachraum bezeichnet werden. (Die dreibändige „Marienkunde", herausgegeben von Sträter, hat ja andere Zielsetzungen.)

Im einleitenden Kapitel wird der theologische Ort der Mariologie bestimmt; sie wird als entfaltete Christologie im Zusammenhang mit der Ekklesiologie und theologischen Anthropologie gewürdigt. Es schließen sich die „Quellen der katholischen Marienlehre" und die „Mariologischen Texte der Schrift" an. Die eigentliche Marienlehre wird dann in vier ausführlichen Kapiteln (in ereignishafter, gestalthafter, geschichtlich-heilshafter und aktuell-heilshafter Sicht), behandelt. In der Neuauflage ist großer Wert auf die Dogmengeschichte gelegt. Die neueste Literatur ist gewissenhaft berücksichtigt und verwertet. Ein Kapitel über Marienverehrung in der Gegenwart und eines über Marienerscheinungen sind neu hinzugekommen. Es ist eine heilsgeschichtliche Mariologie im besten Sinne des Wortes, die uns Schmaus geschenkt hat. Die lebendige Sprache und anschauliche Darstellung müssen nicht eigens hervorgehoben werden.

Pöchlarn (NÖ.) Dr. Karl Pfaffenbichler

Gnade und Auftrag. Kurzgefaßte Einführung in die Theologie und Gnadenlehre. Von Piet Fransen S. J. (172.) Wien-Freiburg-Basel 1961. Herder. Halbleinen S 52.—, DM/sfr 8.50.

Das Buch ist ein guter Versuch, Wesen und Wirksamkeit der Gnade interessierten Laien zu erschließen. Das erste Kapitel (Was ist Theologie?) will Verständnis für die theologischen Aussagen wecken, indem es die Eigenart der Theologie, ihren Wissenschaftscharakter und die Methodenfrage erörtert. Dabei verschweigt der Autor keineswegs die Schwierigkeiten, die aus dem Bedeutungswandel einzelner Wörter im Verlaufe der Kulturentwicklung und aus der sinnverschiedenen Anwendung gleicher Ausdrücke in verschiedenen Sachgebieten dem theologischen Verständnis erwachsen. Die im ersten Kapitel erarbeiteten Einsichten werden dann genutzt, um in zwei anschließenden Abschnitten (Was ist Gnade? Was ist von der Gnade zu erhoffen?) das Mysterium der Gnade zu erörtern. Der Autor legt großes Gewicht auf die Darlegung der Zusammenhänge zwischen Gnade und Seelenleben. Die Gnade hebt die Strukturen dieser Welt nicht auf. Die psychische Verfassung des Menschen bleibt auch in der Gnadenordnung grundlegend unverändert. Es werden die Berührungspunkte zwischen Psychologie, Pathologie, Sittlichkeit und Gnadenleben deutlich herausgestellt.

Der deutsche Titel des Buches ist nicht sehr glücklich, der holländische Originaltitel (Gods genade en de mens) besagt besser, was das Buch will; zudem ist der Untertitel nicht gerade logisch. Das hindert aber keineswegs, diese Einführung in schwierige Gnadenprobleme dem theologisch aufgeschlossenen Laien, vor allem ob der Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung, zu empfehlen.

Pöchlarn (NÖ.) Dr. Karl Pfaffenbichler

Luther und Thomas im Gespräch. Unser Heil zwischen Gewißheit und Gefährdung. Von Stephanus Pfürtner O. P. (Thomas im Gespräch/5). Heidelberg 1961, F.-H.-Kerle-Verlag. Leinen DM 8.80, kart. DM 5.80.

Die gründliche Untersuchung des gelehrten Dominikaners beschäftigt sich mit einem delikaten Kapitel der katholisch-lutherischen Kontroverstheologie. Thomas v. Aquin und Martin Luther werden — unter Berücksichtigung der tridentinischen Lehrentscheidung — über die Frage der Heilsgewißheit miteinander ins Gespräch gebracht. Die Arbeit hat irenische Tendenz, wobei aber die Einheit keineswegs auf Kosten der Wahrheit gesucht wird. Die Kontroversen werden durchaus nicht bagatellisiert, das Wahrheitsethos wird sehr ernst genommen.

Der Autor kommt zu folgendem Ergebnis: Die thomasische Ablehnung der Gnadengewißheit ist keineswegs gleichzusetzen mit einer Verneinung der Hoffnungsgewißheit. Thomas hat vielmehr die persönliche Heilsgewißheit gelehrt, und zwar im Sinne eines unerschütterlichen Vertrauens, daß Gott dem Sünder verzeiht. Es ist die Gewißheit der Zuversicht und nicht des Besitzes. Die Heilsgewißheits-Kontroverse ist zum guten Teil darauf zurückzuführen, daß Luther und der Katholizismus unter „Gnade" und „Heilsgewißheit" je etwas verschiedenes verstanden haben. Für Luther ist „Gnade" nichts anderes als Gott in seiner „gnädigen Gesinnung", die zugleich wirksamer Heilswille und Heilstat ist; Gewißheit erwächst durch Glauben an Gottes Wort und seinen wirksamen Erlöserwillen. In der katholischen Debatte dagegen war Gnade

die gnadenhafte Wirkung Gottes im Menschen, unter Gewißheit verstand man etwas durch menschliche Kriterien (rationale Gründe, psychische Erfahrung) Begründetes. Damit ist zwar der gesamte Fragenkomplex noch nicht geklärt, aber erst unter dem Blickwinkel, daß die Kontroverspartner die Lehrinhalte derselben Worte nicht untereinander verglichen haben, könne „sachgemäß geprüft werden, ob Luthers diesbezügliche Lehre tatsächlich die theologische Tradition der Kirche gesprengt hat. Oder läuft vielmehr von Thomas ... zu Martin Luther ... eine kontinuierliche Linie? Dabei dürfte Kontinuität freilich nicht mit Identität verwechselt werden. Es scheint sich jedoch abzuzeichnen, daß die Verschiedenheit nicht die kerygmatische Substanz betrifft, sondern in der Art des theologischen Redens und einer spezifischen, geschichtlich bedingten Akzentsetzung zu suchen ist". — Das Buch schließt mit der Hoffnung auf eine ökumenische Theologie, „in der die polaren Spannungen nicht nivelliert werden, die Diskussionsseiten sich jedoch nicht mehr im Sprechen gegeneinander, sondern im Forschen miteinander um eine gültige Synthese ihres Glaubensverständnisses bemühen".

Pöchlarn (NÖ.) Dr. Karl Pfaffenbichler

Abendmahl und Opfer. Von Peter Meinhold / Erwin Iserloh. (163.) Stuttgart 1960, Schwabenverlag. Brosch. DM 5.90.

Das Buch bezeichnet sich als „Jahrbuch der Sammlung 1959". „Sammlung" ist eine Vereinigung von protestantischen Theologen und Laien, die durch Schrifttum, Konferenzen und öffentliche Rundgespräche dazu helfen will, „daß evangelische Christenheit — sie ist kirchengeschichtlich wie pneumatisch aus der abendländischen Christenheit nicht mehr wegzudenken — ihren katholischen Platz im römischen corpus catholicum findet" (158). Von dem aufrichtigen Verlangen des gegenseitigen Verstehens sind auch die zwei Referate zur evangelisch-katholischen Abendmahlskontroverse getragen. Prof. P. Meinhold schreibt über Abendmahl und Opfer nach Luther, Prof. E. Iserloh über das gleiche Thema in katholischer Lehre. Die größte Schwierigkeit für die evangelische Auffassung der Eucharistie ist die Bezeichnung der Messe als Sühnopfer. M. Lackmann gibt auch eine Zusammenfassung der Aussprache; Übereinstimmendes und Trennendes wird hervorgehoben. „Das Mittelalter hat keine Antwort auf die fundamentale Frage gegeben: wie ist das Opfer in der heiligen Messe theologisch zu deuten. Luthers Antwort war keine katholische Lösung. Die Auffassung der ‚memoria' in der Sakramentsfeier bei Luther und im Tridentinum ist wesenhaft verschieden. Das Konzil von Trient hat verbindlich als Lehre der Kirche gelehrt, daß die Messe ein Opfer ist, das heißt, daß in der Messe Gott ein wirkliches und eigentliches Opfer dargebracht wird. Aber eine theologische Deutung der memoria und des Opfers wurde nicht dogmatisch definiert. Auch die katholische Theologie sieht sich vor neuen Möglichkeiten, auf das Opferproblem neue Antworten zu geben" (153).

Ein sorgenvolles Vorwort hat H. Asmussen geschrieben; er meint, die besten Theologen im evangelischen Raum hielten es für einen diskutablen Standpunkt, daß das Geglaubte für uns nicht mehr zugleich ein Geschichtliches ist, auch wenn sie selbst ihn nicht teilen; ihn für nicht diskutabel zu halten, gelte mehr und mehr als das eigentlich „Katholische"; das ließe sich als einer der tiefsten Gründe vermuten, weshalb im evangelischen Lager die antikatholische Haltung seit 1945 so sehr zugenommen habe (20).

Rom (Anima) Dr. Alois Stöger

Alles für den Raucher
Pfeifen Engler
REISEANDENKEN SCHACHSPIELE
Inh. E. Schille
Linz, Hauptplatz 22

Elektrische u. Gasfeuerzeuge
Glas- und Porzellanmalerei
Glas- u. Porzellanphotographie
Alle Arten Schilder in Email, Resopal und Aluminium

Für die Kirchensitze: die schönen, dauerhaften Resopalschilder

Zentralheizungen aller Systeme · Strahlungsheizungen
Lüftungs-, Klima-, Öl- und Gasfeuerungsanlagen

J. L. BACON KG.

Gegr. 1853 LINZ, Kellergasse 1, Tel. 22 5 93
Wien V, Schönbrunner Straße 34, Tel. 57 96 21–24

Glaserei Nöbauer

Nachf. L. Schumergruber

Linz, Baumbachstraße 2 · Tel. 22 6 01
BILDERRAHMEN



Linz, Kellergasse 6
MESSWEINE
Weiß- und Rotweine, Dessertweine und Wermut · Eigene Weingärten in Südtirol

Ig. Weixelbaumer

Großspenglerei

Linz, Hafnerstraße 26 • Tel. 23535



Großhandel
Import, Export

KAMLEITNER u. KRAUPA

EIER-GEFLÜGEL-SEEFISCH-WILD

LINZ, HOPFENGASSE 10, Telefon 25087

Elektroinstallation und Reparaturen · Elektro- und Radiohandel

Josef Schaffelhofer

Spezialbetrieb für **KIRCHENHEIZUNG**

URFAHR, HAUPTSTRASSE 26, Tel. 32104

Seit 36 Jahren Lieferant des Petrinums

F. Ransmayr

Elektro-Radio-Fernsehen

Dauerausstellung

Linz, Wr. Reichsstraße 4, Telefon 25095



FRIGIDAIRE

ENGELBERT PADER

LINZ/DONAU, HOPFENGASSE 7a-9

Telefon (Linz 07222) 24168 Serie

Kühl- und Gefrieranlagen · Kühlschränke · Tiefgefriertruhen und Raumklimatisierung

Kühlanlagenbau seit 1868

SCHUHHAUS
Peneder
LINZ, HAUPTPL. 12

Berufsschuhe
Straßenschuhe
Sportschuhe
Hausschuhe
Motorradstiefel
Gummistiefel

REICHE AUSWAHL

Besten Schutz bietet Österreichs ältestes Feuerversicherungsinstitut
OÖ. Landes-Brandschaden-Versicherungsanstalt
Linz, Herrenstraße 12 · Tel. 26 1 11

Vertretungen in allen Gemeinden Oberösterreichs

SIMCA
F. M. Tarbuk & Co.
Skoda
Linz, Dametzstraße 44, Tel. 24 1 71, 23 2 03
KUNDENDIENSTWERK
Linz-Haag, Verlängerte Weingartshofstraße, Telephon 41 0 36
GEBRAUCHTWAGENSCHAU
Linz, Gruberstraße - Ecke Kaplanhofstraße, Telephon 27 4 67
Verkaufszentrale, Kundendienst und Ersatzteillager für das Innviertel:
BRAUNAU am Inn, Laabstraße 26, Tel. 4 15
Kundendienst und Verkaufsstellen in Oberösterreich:

Altheim: M. Gludowatz
Altmünster: R. Aigner
Andorf: Hans u. M. Kettl
Attnang-Puchheim: H. Löberbauer
Freistadt, St. Oswald: J. Hiesl
Friedburg, Lengau 35: Franz Voggenberger
Gmunden: L. Wolfsgruber
Bad Goisern: F. Straubinger
Haslach i. M.: Kaiser
Kremsmünster: M. Scheidl
Leonstein: Huemer
Lindach bei Laakirchen: August Mairhuber
Micheldorf: Karl Uhlic
Neufelden: E. Indra
Perg, Arbing: F. Panhofer
Ried i. Innkreis: O. Feldwaber & Co.
Schärding, Vorstadt 136: Anton Gschiessl.
Steyr, Wehrgraben 59: Anton Leierer.
St. Florian, Steyrer Straße 11: Ferdinand Wipplinger.
Wels: H. Micko

SCHREIBMASCHINEN



MAYER

Fachgeschäft für den gesamten Bürobedarf

Reichhaltiges Lager in Schreib-, Rechen-, Büromaschinen
Vervielfältigungsapparate / Eigene Spezial-Reparatur-werkstätte / Sämtliche Büroartikel / Große Auswahl in Füllhaltern / Reparaturen in eigener Werkstätte

Linz (Donau), Bischofstraße 11
Telefon 25 65 35

Kirchenteppiche in allen Größen · Fachmännische Beratung
Sowie Vorhänge, Decken etc. kaufen Sie günstig und preiswert bei

RUDOLF RATHBACHER RUDIGIERSTR. 9

Linz, Rudigierstraße 9, neben dem Spital der Barmherzigen Brüder, Tel. 28 9 27
Beste Referenzen. Für kirchliche Dienststellen Sonderpreise

WILLY LORENZ

Du bist doch in unserer Mitte

Wege der Kirche in Österreich

116 Seiten, 34 Abbildungen auf 27 Kunstdrucktafeln,
Pappband mit Glanzfolie, S 49.—

Österreich — das Geheimnis seines Lebens und seiner Lebenskraft ist untrennbar mit der eigentümlichen Katholizität seines Volkes verbunden. Krasse Gegensätze klingen hier wie nirgends sonst harmonisch zusammen: Unvergängliche Spuren aus Römertagen, bis ins tiefste greifende Prägung durch den Barock, Josephinismus, Liberalismus... Nüchtern, ironisch und mit liebevoller Nachsicht untersucht Willy Lorenz die österreichische Existenz im Spiegel der österreichischen Katholizität.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

VERLAG HEROLD · WIEN · MÜNCHEN

FRANZ FRIEDL OHG., LINZ

HIRSCHGASSE 14, TEL. 23 5 69

Das Spezialgeschäft

für Priester- und Ministrantenbekleidung
sowie Weiß- und Bettware aller Art

Fidelis-Druckerei

DRUCKSORTEN ALLER ART

Linz, Kapuzinerstraße 38 · Tel. 23 6 39

..und erzielen seit Jahren aufsehenerregende Erfolge schon nach kurzer Behandlungszeit ohne unangenehme Begleit- oder Folgeerscheinungen. ● Eine neuartige Ganzheitsbehandlung ohne Apparate, Massage, Diät, ohne Injektionen und Einnehmen durch ein naturgemässes, wissenschaftlich fundiertes Präparat, dessen umwälzende Anwendungsweise in jahrelangen Erprobungen bewährt ist. ● Neu für Oesterreich!

Arthrin

Arthrin

Wir bekämpfen..

Verlangen Sie umgehend die kostenlose, 70 Seiten umfassende Aufklärungsschrift für Leidende an Erkrankungen des rheumatischen Formenkreises «Nie wieder...» mit authentischen Beweisen von dem vom Entdecker, einem in der Fachwelt hochgeschätzten Apotheker, allein beauftragten

Institut für Rheumaleiden Herisau 09 (Schweiz)

BAUSTOFFE · FLIESEN
BEINKOFER

Baustoffe
Fliesen
Boden-
beläge

Beinkofer & Co.

Linz, Hessenplatz 19

Telefon 22 163
24 355

INDUSTRIEUNTERNEHMUNGEN
A. KAPSREITER
SCHÄRDING

BAUUNTERNEHMUNGEN
KAPSREITER
GES. M. B. H.
WIEN, GRAZ, SALZBURG,
SCHÄRDING, EISENSTADT,
PURKERSDORF, INNSBRUCK
HOCHBAU, TIEFBAU, STRASSENBAU,
KANALBAU, TUNNELBAU, STAHL-
BETONBAU, EISENBAHNOBERBAU

GRANITWERKE SCHÄRDING
ZIEGELEI SCHÄRDING
BRAUEREI SCHÄRDING

Forschungen zur Kirchengeschichte Österreichs, Band 1

EDUARD HOSP C. SS. R.

Zwischen Aufklärung und katholischer Reform

JAKOB FRINT

Bischof von St. Pölten — Gründer des Frintaneums in Wien

256 Seiten / 1 Titelbild / Pappband mit Glanzfolie / S 98.—

Der „Reformbischof" Frint, der große apostolische Seelsorger, Bahnbrecher der katholischen Sozialbewegung und mutige Kämpfer für die Rechte der Kirche gegen das drückende Staatskirchentum, gehört zum Kreis des hl. Clemens Maria Hofbauer. Das „Frintaneum" und seine literarischen Werke machten ihn nicht nur zum Priesterbildner und Erneuerer der Seelsorge für das ganze damalige Österreich-Ungarn, sondern auch zum Wegbereiter der Wiener katechetischen Schule. Sein Entwicklungsgang zeigt den Kampf um die geistige Überwindung des Josephinismus und sein Einfluß reichte weit über die Grenzen seiner Diözese, so daß er als der „Sailer Österreichs" bezeichnet werden kann.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

VERLAG HEROLD · WIEN · MÜNCHEN

Neu im Tyrolia-Verlag

Innsbruck - Wien - München

Standardwerk auch für die kommenden Jahrzente:

Ferdinand Klostermann

Das christliche Apostolat

1196 Seiten, Leinen, S 320.—.

Klostermann ist als Nachfolger von Michael Pfliegler Inhaber des Lehrstuhls für Pastoraltheologie an der Universität Wien.
„Man kann ohne Übertreibung sagen, daß das Werk der katholischen Literatur bisher nicht seinesgleichen hatte, daß es aus echtem christlichem Denken geboren wurde, ein zentrales Anliegen der Kirche in der heutigen Situation aufgreift und die Fülle des geistigen Materials in erstaunlicher Disziplin meistert."
(Die Anregung, Köln)

Gerhard Podhradsky

Lexikon der Liturgie

256 Seiten zweispaltiger Text mit 32 Seiten Kunstdruckbildern, Leinen, S 120.—. Angeregt von seinem Lehrmeister Prof. Jungmann hat der Autor in 500 Artikeln und Hinweisen zur sinn- und zeitgemäßen Gestaltung des Gottesdienstes die heutige (oder wünschenswerte) Form auf dem Hintergrund der Geschichte erklärt.

Claus Schedl

Das Zeitalter der Propheten

Geschichte des Alten Testaments, Band IV. 500 Seiten, mit 6 Karten und 4 Abbildungen, Leinen, S 160.—.

In diesem IV. Band des „Schedl" wird das Wirken der vorexilischen und exilischen Propheten behandelt. Dabei gelingt es dem Gelehrten und „Palästinawanderer", das dornige Kapitel der Chronologie der Königszeit wohl endgültig zu lösen.

Bischof Dr. Paul Rusch

Wachstum im Geiste

Ein Buch priesterlicher Betrachtung.

2., erweiterte Auflage, 286 Seiten, Leinen, S 88.—.

„Das Einzigartige an diesem Buch ist die Verbindung von Wesen und Sendung, immer bezogen auf die Lage der Seelsorge und der Seelsorger heute."
(Radio Vatikan)

Heinrich Suso Braun

Neun Uhr fünfundvierzig

Radiopredigten, Band IX. 272 Seiten, kart. S 58.—.

Herzenswärme, Geschick und Takt, große Sachkenntnis und anschauliche Sprache überzeugen auch in diesen 42 Ansprachen, die P. Suso über Radio Tirol, über den Südwestfunk und den Bayerischen Rundfunk gehalten hat. Die „Frohe Botschaft auch frohmachend zu verkünden" (Seele, München) gelingt ihm hier ebenso wie im zuletzt erschienenen Band VIII „Kommt Gott an?". Gesamtauflage der „Radiopredigten" über 100.000.

BEI IHREM BUCHHÄNDLER

Anschriften der Mitarbeiter

Dr. Anton Tautscher, o.ö. Univ.-Prof., Graz, Schröttergasse 7, Österreich.

H. van Straelen S. V. D., Piokan, 1. Nanzan-Cho, Showa-Ku, Nagoya, Japan.

P. Rafael Studerus O. S. B., Twasana Mission, P. O. Nhlazatshe, via Vryheid, Natal, South-Africa.

Univ.-Dozent Dr. Peter Eder, Wels, Herrengasse 2, Oberösterreich.

Dr. Ferdinand Spießberger, Theol.-Prof. i. R., Linz/Donau, Stockhofstraße 2, Oberösterreich.

P. Leo Krinetzki O. S. B., 7086 Neresheim, Württemberg, Deutschland.

DrDr. Peter Gradauer, Theol.-Prof., Linz/Donau, Herrenstraße 37, Österreich.

Univ.-Dozent DrDr. Norbert Miko, Vorstand des Institutes für Kirchliche Zeitgeschichte in Salzburg, Hellbrunner Straße 13.

Inlandsbezug vom Verlag oder über den Buchhandel. Reklamationen sind an die jeweilige Bezugsquelle zu richten.
Ein Jahresbezug gilt als fortgesetzt, falls die Zeitschrift bis 1. Dezember nicht abbestellt wurde.
Bei Bestellung während des Jahres werden die erschienenen Hefte des Jahrgangs nachgeliefert.

Auslandsbezug über die angeführten Buchhandlungen folgender Länder:

Australien: John Hinton & Co., North Sydney, N. S. W., 50, Miller Street.

Belgien: Ancienne Librairie Desbarax, Louvain, 24, rue de Namur.

Dänemark: Sankt Ansgars Boghandel, Kobenhavn, Bredgade 67.

Deutschland: Verlag Ludwig Auer, Cassianeum, Donauwörth, Bayern.

England: Parker & Son, Ltd., Booksellers, Oxford, 27, Broad Street.

Frankreich: Librairie Saint Paul, Paris 6e, 6, rue Cassette.
Librairie Alsatia, Strasbourg, 50, Rue des Hallebardes.

Holland: Berkhout (W. Smolders), Boekhandel, Nijmegen, P. Brugmanstr. 18.
H. Coebergh, Boekhandel, Haarlem.
Dekker & van de Vegt, N. V., Nijmegen, Oranjesingel.
Meulenhoff & Co., Amsterdam, Beulingstraat 2.
Wed J. R. van Rossum, Utrecht, Achter Het Stadhuis.
Swets & Zeitlinger, Amsterdam, Keizergracht 471.
F. J. Vugts, Boekhandel, Haaren N. B.

Italien: Buchhandlung Athesia, Bozen, Laubengasse 41.
A. Weger's Buchhandlung, Brixen/Prov. Bozen.

Luxemburg: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41 (Österreich).
Librairie Clees-Meunier, Luxembourg-Gare, 15, rue du Fort Elisabeth.
(Postscheck-Nr. 5390, Brüssel 35.02.12.)

Schweiz: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41 (Österreich).

Südamerika: Libreria del Verbo Divino, Córdoba, Avenida Vélez, Sarsfield 74, Argentina.

USA: The Moore-Cottrell Subscription Agencies, North Cohocton, New York.
Stechert-Hafner Inc., Books and Periodicals, New York 3, N. Y., 31 East 10th Street.

Eigentümer und Herausgeber: Die Professoren der Phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Maximilian Hollnsteiner, Linz, Harrachstraße 7. — Verlag und Druck: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41. — Printed in Austria.

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE
QUARTALSCHRIFT

111. JAHRGANG 1963 2. HEFT

Über den Gegensatz von Jugend und Alter im Klerus

Von Johann Fischl

Das Zeitproblem

Es wäre eine Romantik zu glauben, daß die heutige Jugend von innerer Ehrfurcht vor dem Alter erfüllt sei. „Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen[1])." „Höre schweigend zu, wenn du noch jung bist. Sprich als Jüngling nicht von dir selbst, erst wenn man dich zweimal fragt, so antworte kurz[2])." Solche Sätze sind heute, wenn man sie nicht als Ausdruck des Mitleids faßt, reichlich antiquiert. Man macht die Jugendlichen erst recht wütend, wenn man sie gar auf die „gute alte Zeit" hinweist, in der das heutige Benehmen ganz undenkbar gewesen wäre. Der Jugendliche steht mit beiden Beinen in der Gegenwart. „Er bejaht sie und versucht, sich ihr — oft übertrieben — anzupassen. Er will mit der Zeit gehen. Er ist stolz auf sie. Stolz auf die modernen Errungenschaften der Technik. Stolz auf die Raketen und Erdsatelliten. Ja er lebt derart im Bewußtsein der immerhin so aufregenden Gegenwart, daß er gar nicht daran denken will, daß es einmal anders war[3])." Auch die theologischen Studien und geistlichen Weihen können diesen Geist nicht abschirmen. Auch in unserer Jugend finden sich Affekte der Abneigung gegen die älteren Vorgesetzten, Affekte der Mißachtung und offensichtlichen Feindseligkeit. Der Jugendliche braucht keinen Rat, er findet es eher als arge Zumutung, will man ihn etwa gar noch belehren, wie er seine Seelsorgsarbeit einrichten soll. Er hält die Ansichten der älteren Mitbrüder für hoffnungslos veraltet, er fühlt in sich geradezu die missionarische Pflicht, die Seelsorge in seinem Wirkungsort zu modernisieren. Umgekehrt ist der Pfarrer oft voll Groll über die Aufgeblasenheit und die Arroganz des jungen Kaplans, der große Töne von sich gibt, noch ehe er gezeigt hat, daß er wirklich etwas zu leisten versteht. Er klagt darüber, daß der junge Kaplan sich respektlos und ungehorsam benimmt, daß er mit seinem Auto stets unterwegs ist, daß er unpünktlich zum Essen kommt, daß er selten im Beichtstuhl anzutreffen ist, daß er Predigt und Katechese schlecht vorbereitet und daß er überall seine eigenen Wege geht. Man kann nicht selten von einem einschichtigen Pfarrer den Seufzer der Erleichterung hören: „Gott sei Dank, daß ich keinen Kaplan brauche!" Nur zu leicht überträgt sich diese Span-

[1]) Lv 19, 32.
[2]) Sir 6, 35; 32, 9–14.
[3]) Reinprecht H.: Liebe, Jazz und bange Eltern, Graz (Styria-Verl.) 1962, S. 81 f.

nung auch auf die Haushälterin und die übrigen Hausgenossen, die bald für den Pfarrer, bald für den Kaplan Stellung nehmen, so daß jener Zustand in das Pfarrhaus einzieht, den Thomas Hobbes als den Urzustand der Menschheit bezeichnet hat: „Bellum omnium contra omnes!" Das Üble ist, daß solche Spannungen im Pfarrhaus bald der ganzen Pfarrgemeinde bekannt werden und daß dabei der Gruß „Pax vobis" gewaltig an Resonanzkraft verliert.

Gründe?

Der Gegensatz von Jung und Alt ist derart in der Natur der Dinge begründet, daß Heraklit sagen kann: „Der Krieg ist der Vater aller Dinge." Der Gegensatz ist darum so alt wie die Menschheit. Alle Pädagogen sind aber doch der Ansicht, das dieser Gegensatz in unserer Zeit eine ganz einmalige Verschärfung erfahren hat. Warum? Man weist gerne auf den Nationalsozialismus zurück, nach dem die Jugend derart der Mensch Nr. 1 wurde, daß die Alten zu „Ballastexistenzen" herabsanken. Man sieht im heutigen Liebeswerben aller Politiker um die Jugend und im auffallenden Getue mit den Teenagers nur Nachwirkungen jener Zeit. Ohne Zutun von Presse und Fernsehen hätten sich Idole wie Peter Kraus und Caterina Valente nicht bilden können. Man verweist ferner auf das Versagen der alten Generation, die eben durch ihre Begeisterung für den Nationalsozialismus das ganze heutige Elend über uns gebracht habe. Nur weil sich die „Starken" als morsch erwiesen, hätten sich die „Halbstarken" so breit machen können. Nicht selten schieben die Pfarrer die Schuld auf die heutige Priestererziehung. Man wähle genau jene „jugendnahen" Priester zu Erziehern, die der Jugend eintrichtern, wie rückständig und reformbedürftig die heutige Seelsorge auf allen Gebieten sei. Gerade dadurch zerstöre man alle Ehrfurcht vor dem Alter, statt sie zu pflegen.

Aber das alles ist es nicht. Die wahren Gründe liegen dort, wo man sie gar nicht sucht: in der modernen Technik. Karl Marx hatte mit seiner Feststellung durchaus recht, daß die Menschen in der Entwicklung der Technik immer nur eine ganz harmlose Erleichterung der Arbeit sehen, dabei aber die soziologische und anthropologische Umschichtung durch die Technik übersehen. Die Technik hat nicht nur das industrielle Zeitalter, sondern auch das neue Menschenbild geschaffen. Unter ihrem Einfluß ist die ehemalige Würde der väterlichen Autorität sehr bald zerbröckelt. Auf dem Traktor sitzt nicht der alte Bauer, sondern sein Sohn. Der Vater hat keinen Führerschein, er versteht vom Traktor und den Zusatzgeräten herzlich wenig, er hat auch die Kurse für moderne Milchwirtschaft, neue Obstsorten, neue Methoden der Bewirtschaftung von Äckern und Wiesen usw. nicht mitgemacht. In allem und jedem muß er den eigenen Sohn um seinen Rat fragen und sich ihm unterordnen. Es wäre auch ganz wirkungslos, wollte er dem Sohn etwa damit drohen, daß er ihm bei Ungehorsam den Hof nicht übergeben wolle. Er muß froh sein, daß sein Sohn überhaupt daheimbleibt und nicht in die Fabrik oder Großstadt abwandert. Die alten Ideale sind wirkungslos geworden, dem Neuen aber steht der alte Mensch unsicher und orientierungslos gegenüber. Er kann nur resigniert seufzen: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen."

Eine solche Umschichtung vollzieht sich gegenwärtig auch im Klerus. Der junge Kaplan kommt schon mit einem Auto an. Er bringt ein Magnetophon, einen Bildwerfer und einen Schmalfilmapparat mit. Er kennt die Organisation in der modernen Jugendarbeit und deren Leiter, er ist begeistert für die moderne Kunst, er will auf einem Altar gegen das Volk hin zelebrieren und wartet auf kommende große Neuerungen in der ganzen Liturgie. Der Pfarrer steht diesen Wogen oft ratlos und ablehnend gegenüber, er verliert seine frühere Sicherheit und hat kaum mehr den Mut, seinem Kaplan in allen diesen Dingen direkte Befehle zu erteilen.

So ziehen in die Seelsorge Dinge ein, die bedauerlich sind. Dazu zählt vor allem die Hast. Weil man mit dem Auto und den übrigen Maschinen natürlich sehr viel mehr leisten kann, achtet man zuletzt nur mehr auf die Quantität. Für die Stille der Betrachtung, für den leisen Gleichklang des Rosenkranzgebetes, für das Warten im Beichtstuhl, für eine sorgfältige Vorbereitung auf Schule und Predigt oder gar für eine längere Aussprache über seelsorgliche Fragen mit dem Pfarrer hat man keinen Sinn mehr. Man lebt mit der Uhr in der Hand, man tut immer zwei Dinge zugleich, man denkt schon an den Zweiten, während man noch mit dem Ersten spricht. Ein Inder, der durch Europa reiste, stellte bedauernd fest: „Der Europäer meditiert nicht mehr." Jener innere Quell, aus dem europäische Kultur entsproß, ist versiegt. Man führt Jugendgruppen an den Nil oder nach Grönland, man veranstaltet Ferienlager und Schikurse, man hält Gipfelmessen und Weihnachtsfeiern im Schnee. Aber alle Betriebsamkeit kann den „Verlust der Mitte" nicht wettmachen. Alle Kunststücke einer noch so gelehrten Exegese können doch das Wort des Herrn nicht ungesprochen machen, daß Maria und nicht Martha den besseren Teil erwählt hat. Wie sehr diese moderne Hast auch in die heutige Seelsorge eingezogen ist, zeigt sich in keinem Lande deutlicher als im klassischen Land der Technik, nämlich in den USA. Ich war in Boston von einem Stadtpfarrer zum Abendessen eingeladen worden. Kaum war aber nach der Suppe das Fleisch aufgetragen worden, da waren Stadtpfarrer und Kapläne auch schon verschwunden. Telephon und Türklingel hatte sie vom Essen weg in die Kanzlei und in die Vereinsarbeit gerufen und sie kamen nicht wieder. Ich saß als Gast in einem fremden Hause bei der Festtafel allein. Ich besuchte in Milwaukee einen befreundeten Stadtpfarrer. Wir waren beim Mittagtisch allein, keinen von seinen drei Kaplänen habe ich zu Gesicht bekommen. Der P. Superior einer neuen Kongregation in den Südstaaten zeigte mir voll Stolz seine zwei neuen „Kapellenwagen", in denen zwei Priester essen, wohnen und auch schlafen konnten. Jeden Sonntag fuhren die beiden Wagen hinaus auf die Überlandstraßen, blieben bei einem Rasthaus stehen und wandelten durch Herablassen der rückwärtigen Bordwand den Wagen in eine Kapelle um, in der nun auf dem Auto die Messe gefeiert wurde. Ein Lautsprecher trug die Predigt über 3 Kilometer hinaus auf die Straßen. Es ist bekannt, mit welch unglaublichem Erfolg verschiedene Orden in den USA das katholische Schulwesen ausbauten. Man kann High Schools mit 3000 und mehr Schülern finden, Colleges und Universities mit mehr als 5000 Studenten. Manche Orden besitzen große Rundfunkstationen, andere betreiben Kohlengruben und blühende Farmen,

die die Supermarkets beliefern und durch ihre ausgezeichneten Produkte berühmt sind. Aber bei allem spüren zum Beispiel die Benediktiner, daß das ora gegenüber dem labora zu sehr in den Hintergrund tritt. Das Evangelium des Amerikaners beginnt zu sehr mit den Worten: „Am Anfange war die Tat!"

„Menschenmaschine"

Hinter der ganzen Technik steht die Philosophie der Aufklärung, die heute in den beiden mächtigsten Staaten, in den UdSSR und in den USA, unumschränkt herrscht. Wahr ist das, was vernünftig, zweckmäßig und erfolgreich ist. Jene Maschine ist die wahrste, die in kürzester Zeit die größte Leistung vollbringt. Im Zuge des technischen Denkens ist der Mensch zur „Menschenmaschine" geworden, die De la Mettrie schon in der französischen Aufklärungszeit verkündet hat. Der wertvollste Geistliche ist der, der viel leistet, der mit seinen Predigten die Kirchen füllt, der viele Schulklassen übernimmt, der neue Kirchen und Pfarrheime baut, der praktische und erfolgreiche Ideen hat. Er erhält Anerkennungsschreiben und kirchliche Auszeichnungen, er entfaltet eine „segensreiche" Wirksamkeit. Es wirkt sich hier die kalvinische Idee der USA aus, daß der Erfolg auch ein Zeichen der göttlichen Auserwählung sei. Aber was wird dann aus dem Pfarrer, der nicht mehr mitkann? Bei dem die körperlichen und geistigen Kräfte zu versagen beginnen? Bei ihm kommt es zur Katastrophe, es setzt der „Pensionsbankerott" ein. Ein Pensionist ist ja für nichts mehr da, er ist nur mehr eine Last für die bischöfliche Finanzkammer, es wäre besser, der Herrgott würde ihn gleich zu sich nehmen. Solche Geistliche werden zu „Klebern", sie fürchten sich vor dem Nichts, sie warten am liebsten, bis sie der Herrgott „pensioniert". Wer schon in Pension muß, sucht sich wenigstens ein Hobby, denn für nichts mehr da zu sein, hält er einfach nicht aus. Hier wird offenbar, daß er zeitlebens für die äußere soziale Fassade gearbeitet hat, hinter der eine entsetzliche und gefürchtete Leere steht, die wir unbedingt, wenigstens durch seelsorgliche Aushilfen oder durch Mithilfe im Beichtstuhl übertünchen müssen.

Ist denn dieses aufklärerische Menschenbild richtig? Nein und abermals nein! Wir dürfen den Sinn für das Ontologische im Menschen nicht verlieren. Unser Blick muß über alle Talente und Erfolge hinweg bis zum eigentlichen und innersten Kern der Persönlichkeit vordringen, bis zur Existenz. In diesem seinsmäßigen Ebenbild Gottes liegt die eigentliche Menschenwürde. Pythagoras, einer der größten Menschheitserzieher, hörte nicht auf, seinen Schülern die „Goldene Regel" zu künden: „Habe jederzeit Ehrfurcht vor dir selbst!" Kant hat im gleichen Sinn gelehrt: Reichtum und Schönheit, Witz und Talent mögen in der Welt immerhin von Nutzen sein, aber sie können auch zum Bösen mißbraucht werden. Das einzige, das auf dieser Welt ohne jede Einschränkung gut genannt werden kann, ist die innere lautere Gesinnung. In dieser moralischen Gesinnung liegt unsere Menschenwürde. Ein Mensch ohne diese moralische Gesinnung hätte keinen Wert, auch wenn er die höchsten Stellungen bekleidete und die bewundertsten Taten setzte. Wir können an das herr-

liche Schriftwort erinnern: „Was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, dabei aber seine Seele verlöre[4])?“ Soll die Existenz eines Eremiten wertlos sein, dessen Leben fern vom Getriebe der Welt wie ein heiliges Feuer einfach für Gott verglühte? Ist jene Mutter eine „Ballastexistenz“ geworden, die nun nichts mehr arbeiten kann, sondern nur noch mit ihrem liebenden Herzen für ihre Kinder da ist? Gibt es heute nicht einen Überfluß von solchen, die reden, aber einen Mangel an solchen, die zuhören können?

Richtiges Altern

Das richtige Altern ist eine Kunst, vielleicht von allen Künsten, die wir im Leben erlernen sollen, die allerwichtigste. Diese Kunst besteht zunächst darin, daß wir das Alter, wenn es an uns herankommt, annehmen, daß wir innerlich nicht dagegen remonstrieren, daß wir nicht nach außen hin so tun, als wären wir immer noch bei „voller körperlicher und geistiger Rüstigkeit“. Es ist einfach Gehorsam für die Wahrheit, daß wir uns und anderen nichts vorheucheln. Ich kannte einen Geistlichen, der keine Taufe oder Trauung in die Kirchenbücher eintrug und uns sagte, das sei er nicht gewöhnt, das habe er immer seinem Sekretär übertragen. Bei seinem frühen Tode stellte sich heraus, daß er wegen eines Gehirnleidens längst nicht mehr zum Schreiben fähig war. Wir haben ihm sein Getue als Hochmut ausgelegt und ihn sehr ungerecht behandelt. Aber warum sollten wir auch unser jeweiliges Lebensalter verleugnen? Ist die Kindheit der wertvollste Lebensabschnitt? Oder die Jugend? Oder das Alter? Nein, der menschliche Lebenslauf ist ein organisches Ganzes, in dem du die einzelnen Teile so wenig ablösen kannst, wie in einem Gemälde die einzelnen Farben, das Licht und den Schatten, sie alle gehören zusammen, sie alle sind für das Ganze notwendig. Das Alter ist nicht der Weg zum Nullpunkt, zum Ende und zum Aufhören, es ist vielmehr die Vollendung und Krönung, die Wanderung hin zum großen Tag, dem alles entgegengeht und an dem die Entscheidung fällt. Ohne Alter wäre in der Gesellschaft kein aequilibrium, die zentrifugale Kraft der Jugend und die zentripetale Kraft des Alters sind gleicherweise notwendig für die Entwicklung und Erhaltung jeder menschlichen Gesellschaft.

Wer aber das Alter annimmt, muß auch die Unpäßlichkeiten und Leiden geduldig annehmen. Er darf also kein „Dauerjammerer“ werden, der seiner Umgebung jeden Tag die Litanei seiner Beschwerden vorbetet. Er merke sich, was der Engländer Adam Smith über die Sympathiegefühle gesagt hat: Deine Mitmenschen werden mit Sympathie Anteil nehmen an deinen kleinen Freuden und an deinen großen Leiden. Deine großen Freuden erregen leicht Neid, deine kleinen Leiden aber halten sie für zumutbar und das ständige Klagen darüber für eine aufdringliche Belästigung[5]).

Hat aber einer sein Alter mit Würde aufrichtig angenommen, lebt er nun wirklich seinen Lebensabschnitt, so hört die Konkurrenz mit seinem Kaplan auf, der ja einen anderen Abschnitt lebt. Wie aber beide Lebens-

[4]) Mt 16, 26; Mk 8, 36.
[5]) Theory of moral sentiments, London 1759.

abschnitte einander fordern und ergänzen, so sind nun auch Pfarrer und Kaplan aufeinander angewiesen, sie bilden ein Team, sie neiden einander die Erfolge nicht, sowenig sie die Lernerfolge den Kindern mißgönnen. Nur wer noch im Alter nach Jugendart wirken möchte, wird im Konflikte verbleiben.

Sinn des Alters

Das Ziel, zu dem das Menschenleben reifen soll, ist die Weisheit. Lebensweisheit wird erst dann möglich, wenn man das Ganze des Menschenlebens zu überschauen vermag. Die einzelnen Teile gewinnen in dieser Schau oft einen ganz anderen Wert: vieles, was uns früher bedeutsam erschien, wird jetzt klein, manches würden wir nicht mehr tun, vieles sehen wir als Irrweg. Platon sagte in seiner späten Lebensrückschau: „Meine Augen begannen erst klar zu sehen, da das Licht meiner körperlichen Augen stumpf geworden war." Schopenhauer sieht das Jugendalter wie eine Bergwanderung hinauf zum Gipfel, das Manns- und Greisenalter aber als ein Abstieg auf der gegenüberliegenden Bergseite. Wie sich erst jenem der Blick in die „Jenseite" öffnet, der bereits auf dem Gipfel angekommen ist, so kann erst jener das Ewige im vollen Gewicht werten, bei dem das rein Subjektive und Vergängliche zurückzutreten beginnt. Da entsteht etwas von der Schau sub specie aeternitatis.

In dieser Schau wird man nun zum Beispiel die ganze Technik anders beurteilen. Auch der reife Mensch bejaht sie, weil sie einen zweifachen Segen gebracht hat. 1. Die maschinelle und verbilligte Erzeugung von Konsumgütern machte diese Güter auch für solche erreichbar, die sonst nie an sie hätten denken dürfen, wie Autos, Fernsehgeräte, Waschmaschinen usw. Wir gönnen diese Güter allen und wollen sie nicht auf die Reichen beschränken. 2. Die Maschine verkürzt die Arbeitszeit in einem solchen Ausmaße, daß nun auch die Arbeiter nicht mehr reine Arbeitssklaven sind, sondern reichlich Möglichkeit für ihre geistige Entfaltung haben. Der reife Mensch aber sieht doch, daß die Technik kein einziges wirklich menschliches Problem löst. Die echten Fragen sind: 1. Was soll ich mir vom reichen Angebot an Waren kaufen? Das ist keine technische Frage mehr. Du kannst dich falsch entscheiden. Für Tausende wäre es vielleicht besser gewesen, sie hätten sich nie ein Auto oder ein Fernsehgerät gekauft. 2. Was mache ich mit meiner freien Zeit? Auch das kann die Technik nicht lösen. Wirtschaftsminister Professor Ludwig Erhard sagte: „Wir sind in Deutschland mit der Not fertig geworden. Unsere jetzige weit schwierigere Aufgabe ist es, mit dem Wohlstand fertig zu werden." Eine solche Schau verleiht eine gewisse Souveränität gegenüber der Technik und bewahrt vor dem Verfall in die Technik.

Eine ähnliche Souveränität verleiht diese reife Schau auch auf dem Gebiete der Kunst, wo die Diskussion über die „moderne Kunst" zwischen Alt und Jung besonders heftig ist. Thomas von Aquin sagt sehr einfach: „Schön ist das, dessen Anblick erfreut" (pulchra enim dicuntur, quae visa placent)[6]). Er sagt aber nicht, daß es dem Kaplan, dem Pfarrer, dem Bischof oder dem Papst gefallen muß. Es ist also möglich, daß ver-

[6]) S th I, q 5, a 4 ad 1um.

schiedene Menschen verschiedenes für schön finden. Kant sagt gut: „Es gibt keine Beweise für das Schöne, es gibt nur eine Kritik des Geschmackes." Weil aber Kirchen und Bilder über die jetzigen Generationen hinaus bestehen werden, wird man gut tun, hier auf den Geschmack der Jugend besonders zu achten. Sie wird besser spüren, was eine kommende Generation vielleicht noch für schön halten wird. Wer aber weite Zeiträume überschaut und erlebt hat, wie der „neue" Pfarrer jeweils die Renovation der Kirche durch seinen Vorgänger als „Kitsch" abgelehnt hat, der wird sich hüten, den Geschmack irgendeiner Zeitepoche zu dogmatisieren. Es ist mehr als fraglich, ob viele der heutigen Werke vor dem Gericht der Geschichte so lange bestehen werden als die Werke von Leonardo da Vinci, Raffael oder Michelangelo. Keiner dieser Bewunderer solcher Werke wird sich darum seines Geschmackes schämen müssen.

Ähnlich ist es in den Fragen der Liturgie, deren Formen im Zusammenhang mit dem Konzil ganz besonders starken Wandlungen unterworfen sein dürften. Nichts ist natürlicher, als daß jedes Zeitalter Gott in seiner Form und auch in seiner Sprache anbetet. Wenn etwas auf der Welt echt und durchglüht sein soll, so gewiß das Gebet des einzelnen und das Gebet der Kirche. Georg Schilling hat in einer umfassenden Untersuchung gezeigt, wie schnell die Gewohnheit auch das Große und Heilige zur bloßen Schablone machen kann[7]). Neue Formen sind schon aus psychologischen Gründen stets zu begrüßen, weil sie uns die Welt des Heiligen neu erkennen und tiefer erleben lassen. Aber auch hier dürfen wir nicht glauben, daß gewisse Neuerungen Patentlösungen für ewige Zeiten sein werden. Das Leben ist ständige Transzendenz und nie endendes Bemühen. Betsingmesse, zum Volk gekehrter Altar, Kommunion unter beiden Gestalten, Konzelebration und ähnliche Bestrebungen sind von der Gefahr der Gewohnheit genau so bedroht wie das lateinische Hochamt oder das lateinische Brevier. Solche Gedanken werden uns immun machen vor jeder hochmütigen Aburteilung des Alten.

Autorität

Die Lebensweisheit verleiht dem Alter von selbst eine gewisse Autorität. Weil nämlich alles Gegenwärtige nur aus seiner Geschichte verstanden werden kann, versteht derjenige auch die Gegenwart besser, der mehr von der Vergangenheit weiß. Es ist bezeichnend, daß der junge Präsident Kennedy in seiner schweren Entscheidung über die Kuba-Frage den Altpräsidenten Eisenhower um seinen Rat bat. Nikolaus Kopernikus, Giordano Bruno, Karl Marx und Lenin waren deshalb so erfolgreiche Revolutionäre, weil sie in der Geschichte so fundiert waren. So gesehen besteht zwischen Jugend und Alter kein Bruch, weil alles Neue stets im Schoße des Alten empfangen und aus ihm geboren wird. Cicero konnte sagen: „Genau wie ich einen jungen Menschen schätze, in dem eine Spur von Alter ist, billige ich einen alten Menschen, der noch das Aroma der Jugend hat." Papst Johannes XXIII. zeigt in seiner unglaublichen Beweglichkeit, in seinem sorglosen Hinwegschreiten über alte Formen und in seiner Weite gegenüber anderen Meinungen mehr Jugend als mancher

[7]) Die Welt im Widerstreit zwischen Erlebnis und Gewohnheit, Frankfurt a. M., 1941.

junge Kaplan. Jugend und Alter dürfen darum nicht einfach mit den Geburtsdaten gemessen werden, sondern mit der geistigen Aufgeschlossenheit.

Wenn aber auch das Alter Autorität verleiht, so heißt das nicht, daß wir über veraltete europäische Formen in der Ausübung von Autorität nicht hinwegschreiten sollten. Der mittelalterliche Feudalismus wird auch in diesen Formen der modernen Demokratie Platz machen müssen. Ich fragte einen Kanonikus in Los Angeles, wie er unseren Klerus, den er von seinen Europareisen her gut kannte, eigentlich beurteile. Er kannte den österreichischen Klerus weniger, wohl aber den deutschen. Von den deutschen Geistlichen aber sagte er: „Sie kommen mir genauso vor wie unsere Leichenbestatter." Wir sind in den Augen des Amerikaners zu steif im Betragen, zu distanziert vom Volk, zu gravitätisch im Betonen unserer geistlichen Würde. Es wäre in den USA unmöglich, dem anderen die Autorität merken zu lassen. Der Generalvikar von Chicago verhandelte mit den vorsprechenden Pfarrern wie mit Freunden, bot ihnen eine Zigarre an und besprach dann fast unvermerkt auch den „amtlichen" Fall. Ein in den USA schon durch viele Jahre als Professor wirkender Ordensmann gestand mir, er möchte auf keinen Fall mehr nach Europa zurück, weil er den hier herrschenden „Zwirn" nicht mehr ertragen könnte. Diese Atmosphäre des demokratischen Zusammenlebens mildert die Gegensätze zwischen Jung und Alt. Im Priesterseminar St. Mary of the Lake der Diözese Chicago studieren etwa 400 Theologen. Jeder hat sein eigenes Zimmer, jeder ein eigenes Badezimmer mit WC, jeder einen gesonderten Abstellraum für sein Gepäck, und zwar sind es genau dieselben Räume, die auch jeder der Professoren bewohnt. Weil die Kapläne in den Pfarrhöfen in der Regel vollständig freie Station haben, wird das Verhältnis durch die leidigen Streitereien über Kost-, Bedienungs- und Heizgeld nicht getrübt. Es ist sicher, daß auch bei uns zur Besserung der Wohnungsverhältnisse für die Kapläne noch sehr viel geschehen müßte. Es geht nicht an, die Sache mit der Behauptung abzutun: „Bei uns hat der Kaplan schon immer in diesem Zimmer gewohnt." Dann ist es endlich Zeit, daß auch seine Wohnung einmal verbessert wird. Während die Arbeiter, Briefträger und Postmeister ringsum auf Pfarrgrund ihre schönen Häuser aufbauen, kann man es einem Akademiker nicht einfach in perpetuum zumuten, in einem einfenstrigen, dunklen, gegen den Hof zu gelegenen Zimmer zu hausen, während der Pfarrer vielleicht 4 Zimmer zu seiner Verfügung hat. Wenn man für Pfarrheime, Kinos, Zentralheizungen usw. viele tausende Schillinge ausgibt, so ist nicht einzusehen, warum man einem Kaplan nicht eine Zweizimmerwohnung mit Fließwasser einrichten kann. Wenn wirklich selbständige, geweihte, verheiratete Diakone (Laienkatecheten usw.) kommen werden, wird man ganz andere Investitionen für hierarchisch niedriger gestellte Geistliche machen müssen. Es ist immer vergiftend, Askese auf Kosten der Untergebenen zu betreiben.

Herzensgüte

Die reifste Frucht des Menschenlebens, nach der wir durch ständigen Kampf gegen alle Verbitterung streben sollen, ist die Herzensgüte. Wer

sich eingesteht, daß auch er so oft im Leben versagt hat, daß auch er seinen Idealen in so vielen Dingen untreu wurde, daß auch er selbst in der Jugend von Abenteuerlust getrieben den Vorgesetzten viel Ärger bereitet hat, wird auch seinem engsten Mitarbeiter gegenüber in allem nachsichtig und gütig sein. Diese Güte wird nicht aufhören trotz des so oft verletzenden Verhaltens immer noch an den guten Kern bei seinem Mitbruder zu glauben. Das gute Einvernehmen und das Wohl des seelsorglichen Eifers wird einem mehr wert sein als die leidigen Schillinge für Wäsche oder Beheizung. Spürt aber der Kaplan dieses Wohlwollen, so ist damit schon jedem künftigen Konflikt der Boden entzogen. Zu einem Pfarrer kam ein Abbrändler in wirklich armseligen Verhältnissen. Weil der Pfarrer nichts hatte, sein unglückliches Pfarrkind aber auch nicht ohne jede Hilfe wegschicken wollte, ging er zu seinem Kaplan und bat um ein Darlehen von 1000 Schilling. Er hat seinem Kaplan das Geld nie zurückgezahlt, er hat ihm auch später noch vielen geldlichen Schaden gemacht, aber der Kaplan hat ihm nichts nachgetragen, weil er auch gegen ihn stets von derselben Herzensgüte war, weil er ihm nie ein Kostgeld verrechnet hat, weil er seinen Mitarbeiter gegen alle äußeren Angriffe immer ehrlich verteidigt hat und die Zielsetzungen seines Kaplans unterstützte, wo er nur konnte. Noch nach 40 Priesterjahren wanderte dieser ehemalige Kaplan zum Grab seines über alles geliebten Pfarrers wie zu einem Heiligtum. Diese Herzensgüte überwindet jeden Altersunterschied. Platon wurde mit 18 Jahren Schüler des 60jährigen Sokrates. Die selbstlose Güte seines Lehrers hat ihn aber so getroffen, daß er am Lebensende noch beten konnte: „Ich danke euch, ihr Götter, daß ich als Mensch geboren wurde und nicht als Tier. Ich danke euch, daß ich als Grieche geboren wurde und nicht als Barbar. Ich danke euch aber ganz besonders dafür, daß ich zu einer Zeit geboren werden durfte, wo ich Sokrates zum Lehrer hatte." Dasselbe wiederholt sich bei der Lebensrückschau so mancher Priester, die ihrem einstigen Pfarrer eine Liebe bewahren weit über das Grab hinaus. Wo die Flamme der Herzensgüte aufleuchtet, dort schwindet jede Kritik, dort erlischt auch jede Bitterkeit, dort kann gar kein echter Streit aufkommen. Wer würde auch seiner Mutter nachtragen, daß sie schulmäßig nicht gebildet war oder daß sie manchmal etwas verlangte, was gar nicht richtig war? So führt uns auch diese Untersuchung über die Gegensätze von Jugend und Alter im Klerus hinauf zu jener letzten Weisheit, in der alle Fragen ihre wirkliche Lösung finden: „Jetzt aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, am größten von ihnen aber ist die Liebe[8])."

[8]) 1 Kor 13, 13.

Unsere seelsorgliche Auseinandersetzung mit den modernen Suchtgefahren

Von Robert Svoboda

Innerhalb der katholischen Kirche sind die Bemühungen um eine sachgerechte Auseinandersetzung mit den Suchtgefahren in zwei internationalen Arbeitsgemeinschaften zusammengefaßt: in der Internationalen katholischen Liga gegen den Alkoholismus, deren Vorsitzender Bischof Dr. Köstner, Klagenfurt, ist, und in der Sectio Sobrietas der Caritas Internationalis, Rom, unter Vorsitz von Bischof Hasler, St. Gallen. Beide haben ihr Sekretariat am Sitz der Schweizerischen Caritaszentrale in Luzern (Löwenstraße 3). Die Liga faßt die einzelnen nationalen Abstinentenverbände auf katholischer Seite zusammen und vertritt diese auch innerhalb des interkonfessionellen Weltbundes gegen den Alkoholismus (Generalsekretariat in Lausanne). Es ist bekannt, daß unsere Abstinentenverbände seit je eine schwierige Position hatten, mit manchen Mißverständnissen und Vorurteilen selbst heute noch zu rechnen haben, und wohl auch in der Gefahr sind, mit ihrem kämpferischen Elan und manchen Formulierungen in katholischen Kreisen anzustoßen. Aber gerade in der jüngsten Zeit versucht man, diese Anliegen in die allgemeine religiös-sittliche Problematik und pastorale Aufgabenstellung einzuordnen. Ist ja in den letzten Jahren deutlich geworden, mit welch übermächtigen Problemen wir es auf diesem Gebiet zu tun haben. Nach dem Elendsalkoholismus der ersten Nachkriegsjahre, vorbereitet durch die Ventilpraxis und die Zustände während des Krieges, hat sich später im Rahmen der Konjunktur und des Wohlstandes eine hemmungslose Genußsucht entwickelt, die seelsorglich längst zu einem schweren Notstand geworden ist.

Nach dem Informationsdienst der Deutschen Hauptstelle gegen die Suchtgefahren in Hamm (Oktober 1962) wurden im Jahre 1961 in der Deutschen Bundesrepublik fast 22 Milliarden DM für Alkohol und Tabak ausgegeben. Der Bierabsatz stieg in 10 Jahren (1951 bis 1961) von 48 Liter je Einwohner auf 102,4 Liter, also um 113 Prozent, der Verbrauch von Reinweingeist in Branntwein um 98 Prozent von 1,07 Litern auf 2,12 Liter. Finanziell ausgedrückt beträgt die Jahresausgabe für Bier bei der Gesamtbevölkerung 8.805,150.000 DM (pro Einwohner 156,76 DM) und für alkoholische Getränke überhaupt 14.029,800.000 DM (pro Einwohner 249,78 DM). Hinzu darf man wohl gleich rechnen die Ausgaben für Tabakwaren in der Höhe von 7.738,000.000 DM (pro Einwohner 139,54 DM). Hinter diesen Zahlen verbergen sich entscheidungsschwere Tatsachen. Die Zahl der Alkoholkonsumenten ist heute, im Verhältnis zur Einwohnerzahl, größer als vor 50 Jahren. Damals waren es die erwachsenen Männer, die tranken; inzwischen sind Frauen und Jugendliche als neue Alkoholverbraucher aufgetreten. Diese Verlagerung auf bisher unberührte Bevölkerungsteile hat besondere Bedeutung für die biologische und pädagogische Entwicklung des Volkes. Die neue Geselligkeit hat den Alkoholkonsum aus der Gaststätte und der Öffentlichkeit in die Häuslichkeit und Familie verschoben. Gerade das Fernsehen ermöglicht und verlangt in

den Familien ganz neue Freizeitformen, die — unterstützt durch die massive Reklame — überreichlich mit Alkohol und Nikotin durchsetzt sind.

Gewiß hat die Kirche demgegenüber ein System ausgesprochener Suchtkrankenfürsorge entwickelt, da nach vorsichtigen Schätzungen damit gerechnet werden muß, daß wenigstens ein Prozent der Bevölkerung suchtgefährdet ist. Im Rahmen des Deutschen Caritasverbandes waren Anfang 1962 in 71 Fürsorge- und 125 Auskunftsstellen für Suchtkranke 59 hauptamtliche und 25 nebenamtliche Fürsorgekräfte an der Arbeit, unterstützt von 1250 ehrenamtlichen Helfern. Die 23.410 Betreuten der katholischen Suchtkrankenfürsorge, zu denen noch 22.316 minderjährige Kinder in den Familien zu rechnen sind, stellen allerdings nur einen Bruchteil des Aufgabenbereiches dar. Andererseits ist es bittere Tatsache, daß eine Reihe der Fürsorgestellen infolge Personalmangels unbesetzt sind und ihr dringlicher Ausbau an dieser Schranke zum Stillstand kommt. Mit dieser Situation und den daraus sich ergebenden Aufgaben befaßte sich — aufbauend auf einem wissenschaftlichen Symposion Ende Mai 1962 in der Universität Freiburg/Schweiz — ein internationaler Kongreß der Sectio Sobrietas in Rom vom 30. September bis 3. Oktober 1962. Ausgezeichnet durch einen Eröffnungsgottesdienst mit Ansprache von Kardinal Bea, ergaben die Kongreßverhandlungen im Saal der Anima wertvolle Anregungen, die in der anschließenden Resolution zusammengefaßt sind. Über die eigentlich seelsorglichen Gesichtspunkte und Aufgaben soll der darauffolgende Abschnitt dann näheren Aufschluß geben.

I. Resolution

Die aus acht europäischen und außereuropäischen Ländern in Rom zusammengekommenen Mitglieder der Sectio Sobrietas in der Caritas Internationalis und der Liga Catholica Internationalis contra Alcoolismum haben zur Kenntnis genommen, daß der Alkoholmißbrauch in den letzten Jahren in einem Ausmaß zugenommen hat, daß daraus größte Gefahren entstehen für den einzelnen, die Familien und ganze Länder.

Die Besorgnisse steigern sich, weil nach den neuesten Forschungen der dauernde Genuß auch kleinerer und mittlerer Alkoholmengen zu schweren gesundheitlichen, wirtschaftlichen und moralischen Schädigungen führt. Der heute vielfach feststellbare Wohlstandsalkoholismus entspringt dem praktischen Materialismus und macht den Menschen mehr und mehr unfähig, sich höhere Lebensgüter anzueignen. Die Hingabe an primitive Genüsse und Vergnügen macht viele zu Sklaven ihrer Leidenschaften. Sie zerstört ebenso die Fähigkeit zu echter Freude wie die religiöse Ansprechbarkeit des Menschen.

Besondere Gefahren entstehen für Kinder, Jugendliche und jene Erwachsenen, die aus bestimmten Gründen dem Alkohol gegenüber überempfindlich sind. Gerade die letzten setzen sich nach den gemachten Erfahrungen angesichts der heutigen Beanspruchung des Nervensystems auch der Gefahr aus, als Verkehrsteilnehmer sich und andere schwerstens zu gefährden, ganz abgesehen von den bei Alkoholikern sich steigernden Betriebsunfällen.

Im Hinblick auf das Religiöse zeigt es sich, daß unter dem Einfluß des Alkohols kein Gebot Gottes und der Kirche von schweren Übertretungen ausgeschlossen ist. Hierbei ist bisweilen die Angetrunkenheit sogar gefährlicher als die völlige Berauschung. Dieser Alkoholgenuß führt, durch die modernen Trinksitten erleichtert, vielfach zu gefährlichen Gewohnheiten, ja unter bestimmten Voraussetzungen zu einer ausgesprochenen Sucht, die meist nur durch kostspielige Heilkuren wieder zurückgedrängt werden kann.

Angesichts dieser Tatsache bittet die Versammlung alle Gutgesinnten, dem Alkoholproblem in Zukunft eine bessere Beachtung zu schenken. Im einzelnen wäre zu fordern:

1. Alle Volkserzieher, insbesondere auch die Priester, müssen die moderne Alkoholfrage, das Wesen und die Wirkung des Genusses geistiger Getränke gründlich und vorurteilslos studieren. Es ist dafür zu sorgen, daß in die Ausbildung der Theologen und des Ordensnachwuchses auch eine gute Orientierung über die Alkoholfrage eingebaut wird.
2. Die Prediger, Katecheten, Lehrer und vor allem die Eltern werden gebeten, die Kinder und Jugendlichen eindringlich vor den drohenden Gefahren zu warnen. Mindestens bis zum Abschluß der Pubertät sollte völliger Verzicht auf alle Reiz- und Rauschmittel gefordert werden.
3. Die Prediger sind dazu anzuleiten, den Gläubigen importune, opportune die Haltung von Zucht und Maß als ernste Christenpflicht zu verkünden. Gleichzeitig sollen diese angeleitet werden, sich durch frohen Verzicht auch auf bestimmte erlaubte Genüsse dazu fähig zu machen, dem Andrang des Unerlaubten leichter zu widerstehen. In dieser Hinsicht muß die Seelsorge vor allem das Freitagsopfer fördern, jene lobenswerte Gewohnheit, im Hinblick auf das Kreuzopfer Christi an jedem Freitag auf Alkohol, Tabak und andere erlaubte Dinge zu verzichten. Das Freitagsopfer wird besonders dann segensreich wirken, wenn das Ersparte kirchlichen oder caritativen Zwecken zugeführt wird.
4. Alkoholiker müssen bereits in den Frühstadien erfaßt und einer besonderen Heilbehandlung zugeführt werden. Alkoholiker können nach jahrzehntelangen Erfahrungen zwar abstinent, nicht aber mäßig leben. Sie sind deshalb zu völligem Verzicht auf den Genuß geistiger Getränke anzuhalten. Auch sollen die Hausgenossen dazu gebracht werden, dem Gefährdeten durch Wort und Beispiel behilflich zu sein, die für ihn nötige Lebenshaltung kompromißlos durchzuführen.
5. Die Gläubigen sind auf die Verantwortung hinzuweisen, die sie auf sich laden, wenn sie durch ihre gesellschaftlichen Sitten einen Gefährdeten zum Alkoholgenuß zwingen. Anzustreben ist jene echte Gastfreundschaft, die auf den andern Rücksicht nimmt im Sinne des Pauluswortes aus dem Römerbrief (14, 20 f.): „Es ist zwar alles rein, doch Sünde ist es dem, der durch sein Essen Anstoß gibt. Es ist auch recht, kein Fleisch zu essen und keinen Wein zu trinken, noch sonst etwas zu tun, woran dein Bruder Anstoß nehmen könnte." Die gleiche Verantwortung und Rücksichtnahme auf den andern verlangt der sich immer mehr steigernde Verkehr auf unsern Straßen. Hier haben die

Werte und Forderungen der Internationalen Katholischen Liga für alkoholfreien Verkehr ihren Platz.

6. Mit Nachdruck zu verkünden sind die geistigen Werke der Barmherzigkeit: „Die Sünder zurechtweisen", „die Unwissenden lehren", „den Zweifelnden recht raten" usw. Viele Gläubige sind befähigt und von Gott dazu berufen, auch in der Sorge um alkoholgefährdete Mitmenschen caritativ zu wirken und dadurch nicht minder ihre eigene Vervollkommnung anzustreben wie die des von ihnen Betreuten. Alle diese Aufbauwerke müssen ohne Pharisäismus, aus echter Gottes- und Nächstenliebe geübt werden.
7. Die hochwürdigsten Herren Bischöfe werden gebeten, soweit dies nicht schon geschehen ist, Kommissionen von Laien und Priestern einzusetzen, um das Alkoholproblem in ihren Diözesen zu studieren und die Ergebnisse an die Gläubigen zu vermitteln.
8. Auch die Caritas muß sich in allen Ländern um die rettende, aber auch um die vorbeugende Hilfe ernstlich bemühen.
9. Von den Gesetzgebern ist zu verlangen, daß alle Gesetze und Verordnungen nicht nur Rücksicht nehmen auf wirtschaftliche Faktoren, sondern vor allem auf die Menschen. Aus diesem Grunde muß das Steuerwesen, die Verkehrsgesetzgebung usw. auch Rücksicht nehmen auf die Lage der Gefährdeten und ihrer Familien.
10. Heute, wo der Kampf gegen den Hunger in der Welt als besonders notwendig erkannt wurde, ist es eine Pflicht der sozialen Gerechtigkeit, nicht das „Brot der Armen" zu vertrinken, sondern es in christlicher Nächstenliebe den Bedürftigen zuzuwenden.

Dies alles geschehe im Sinne des Pauluswortes (Gal. 5, 22 ff.): „Die Früchte des Geistes aber sind: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Langmut, Sanftmut, Treue, Mäßigkeit, Enthaltsamkeit, Keuschheit. Wider dergleichen ist das Gesetz nicht. Die aber Christi sind, haben ihr Fleisch gekreuzigt mit seinen Lastern und Lüsten."

II. Der Beitrag der katholischen Seelsorge zur Überwindung der Suchtgefahren

Die Bekämpfung des Alkoholismus und der Suchtgefahren überhaupt wird seit längerem auf mehreren Ebenen versucht:

1. vom Standpunkt und mit den Mitteln der Abstinenzbewegung — also durch Aufklärung, Ideenpropaganda, Forderung nach gesetzlichen Schutzmaßnahmen und Aufbau einer schlagkräftigen Kampforganisation;
2. im Sinne der Jugendbewegung — kulturell, durch das Schaffen und gewinnende Beispiel einer suchtfreien Geselligkeit, durch einen entsprechenden Lebensstil in den Jungfamilien;
3. caritativ durch die Fürsorge mit dem Ziel, die eigentlich Suchtkranken zu heilen und ihre Familien zu betreuen, um das bereits entstandene Elend zu lokalisieren und zu sanieren;
4. über die engeren Fachkreise hinaus auf breiterer Grundlage pädagogisch in den Schulsystemen, jugendpflegerisch in den erreich-

baren Kreisen, sozialpolitisch durch entsprechende Querverbindungen, medizinisch mit Hilfe der Ärzteschaft usw.;

5. persönlich auf der Ebene von Mensch zu Mensch in der Einzelbewährung der Verantwortungsbewußten, im Schoß der Familie und der nachbarlichen Geselligkeit, in der Seelsorge engeren und weiteren Sinnes.

Es braucht hier nicht näher aufgezeigt zu werden, was bisher von den katholischen Seelsorgern in den genannten Bereichen geleistet wurde. Sehen wir nur, welche Sinngebung sie damit verbunden, welche Lehren sie aus der Erfahrung für die Zukunft gewonnen, und welche Anliegen sie neuerdings auf dem Herzen haben.

I. Der Katholik weiß sich weltanschaulich in einem festen System geborgen. Darum fällt bei ihm auch die Alkoholfrage nicht aus dem Rahmen; sie wird ihm nicht zu einer „verkappten Religion". Auch der Abstinent lebt im Katholizismus in einer großen Ehrfurcht vor der Schöpfung, voll Vertrauen zu ihren Lebensgesetzen. So weiß er um ihre intakt gebliebenen Bestände, um ihre Regenerationskraft und Selbstsanierungsmöglichkeiten, um die Bedeutung elementarer Entfaltungen. Er ist deshalb etwas behutsam in der Feststellung von Übeln und erst recht in generellen Diskriminierungen. Um so ernster nimmt er die persönlichen Entscheidungen aus echter Willensfreiheit, die Sünde, die Schuld mit ihren Folgen, die Not, die Verantwortung dafür und die Aufgabe für den Menschen. Das erfahrungsbeschwerte Wissen um die Erbsünde vertieft unsere Ernsthaftigkeit im Denken über den Entscheidungscharakter des menschlichen Tuns. Die Eschatologie entwertet die diesseitigen Aufgaben und Güter nicht, sondern gibt ihrem Gebrauch auch transzendente Bedeutung. Durch die Erlösungswirklichkeit und Heilsgewißheit steht sie im Zeichen zuversichtlicher Bejahung und Lebensfreude.

Auf diesen Voraussetzungen baut unsere seelsorgliche Suchtbekämpfung auf. Wir überschätzen zunächst nicht die Aussagen der Mediziner über die pathologischen Erscheinungen im physiologischen Bereich; natürlich sind sie ernst zu nehmen, aber ihre Schaubilder und Statistiken haben bei uns nie ganz durchgeschlagen, und in zwei Nachkriegszeiten haben wir ja selber erlebt, wie sogar eine malaise générale in eine neue Lebenswoge überging. Stärkere Beachtung fand schon der Psychiater und Psychotherapeut; wenn er aber — wie etwa Forel — monistisch befangen oder — wie die Analytiker — in eine Triebexklusivität verstrickt war, ging seine Forschung an der substanziellen Seele vorbei und blieb so weithin ungültig. Ebenso fällt es unserer ausgewogeneren Denkungsform schwer, sich einer einseitigen Überbetonung anzuschließen und etwa mit dem Schlagwort „Lebensreform" nur Diätfragen in den Vordergrund zu stellen. Bei dem Formgefühl und Kulturwillen, der den Katholizismus immer wieder zu künstlerischen Leistungen führte, widerstrebt ihm ein Formalismus, der sich etwa mit der — gewiß symbolkräftigen — Haltung der Abstinenz begnügen möchte. Es geht der Seelsorge auch hier um „das Zeichen der Menschwerdung" und um den Menschen selber, und zwar zunächst unter pädagogisch-ethischem Gesichtspunkt. Deshalb liegt unserer katholischen Suchtbekämpfung nicht so sehr

an technischen Leistungen, sondern an persönlichen Entscheidungen; wir werden um eine innere Haltung befragt: um die Liebe, um die Sorge für den Bruder, um das Opfer. Diese Forderung verkleinert natürlich unsere Gruppen in einer Zeit schockierter Isolierung gerade der Besten, wo sich — vorerst noch — positive Kollektivströmungen schwerer tun. Der ethische Ausgangspunkt vermittelt aber andererseits die Möglichkeit einer Arbeitsgemeinschaft mit den Personal- und Fachverbänden, auf die zweifellos ein starker Einfluß ausgeübt werden konnte. Deshalb gelang es auch immer wieder, von den kirchlichen Führungsstellen — Papst und Bischöfen — eindeutige und ausdrückliche Kundgebungen, Weisungen und Hilfsmaßnahmen zu erbitten, die sich im Kirchenvolk sicherlich weithin auswirken. Infolge der besonderen Struktur unseres kirchlichen Lebens mit seiner Rhythmik im Kirchenjahr, mit seinen Anlässen und Anrufen, namentlich im Advent und in der Fastenzeit, ist es uns möglich, breiteste Kreise der Gläubigen anzusprechen, wie es etwa mit dem Fasten- und Freitagsopfer geschehen ist. Auch die neuen Bestimmungen zum Eucharistischen Nüchternheitsgebot respektieren die Grenzen gegenüber dem Alkoholischen. Der Katholik darf der Überzeugung sein, daß sein Widerstand gegen die Suchtgefahren für ihn meritorisch und für andere heilsmittelnd ist; er wird gnadenhaft und wieder — wie in der Urkirche — ein Teilbestand christlicher Charismatik. Er besitzt theologische Würde und Macht.

Es ist gewiß ein Beitrag zu unserem Anliegen, der in seiner grundlegenden Bedeutung gar nicht überschätzt werden kann, wenn die Kirche unabdingbar an der Würde des Menschen festhält, an der Majestät der Persönlichkeit, am Wert des kostbaren einzelnen — auch dort, wo er sich selber nicht verteidigen und selbst schützen kann: etwa im Mutterschoß, gegenüber der Indikation, der Euthanasie, dem Scandalum, der Verführung und Gefährdung. Es wird gewiß stets neu gegen den Mißbrauch der Freiheit in der modernen Formaldemokratie und pluralistischen Gesellschaft zugunsten der Unbeschränktheit jeglicher Korrumpierung energisch Stellung zu nehmen sein. Unsere Abstinenzbewegung hat ebenso immer wieder stärkste Auftriebe erhalten von charismatischen Persönlichkeiten, wie P. Matthews, Pfarrer Neumann, P. Elpidius, die in der Kirche echte Beachtung und starkes Echo gefunden haben. Wir wissen darüber hinaus um den Wert der intaktgebliebenen Minderheit; an ihr und nicht an den brüchig gewordenen Teilen einer Generation, entscheidet sich das Gesamtschicksal dieser Generation, und die Lehre und Praxis der Kirche bezüglich des Apostolates hat diese wichtige Geschichtswahrheit gern bestätigt. Doch muß zugegeben werden, daß unsere Bemühungen um die Abschirmung der Jugend vor dem Ärgernis, um Bewahrung und Bewährung, gerade in dieser Zeit, die so viele Dämme niederbrechen sah und alle Linien zerfließen ließ, nicht genügend Schutzkraft hatten. Namentlich die Stützung der Familie, um ihre bergende Heimkraft und ihre Ausheilungsreserven zu sichern, ist nicht gelungen. So bleibt es nach wie vor notwendig, organisatorische Arbeitsstellen der Suchtbekämpfung aufzubauen und in Gang zu halten.

In diesem Sinne braucht es gewiß unsere aktive Internationale Katholische Liga gegen den Alkoholismus und unsere Sectio „Sobrietas" innerhalb der Internationalen Caritas. In Deutschland haben wir auch die Katholische Arbeitsgemeinschaft für Volksgesundung, die sich die Suchtbekämpfung zur besonderen Aufgabe setzt (Sitz in Freiburg/Br.). Unsere Hoheneck-Zentrale in Hamm führt die Geschäfte der genannten Arbeitsgemeinschaft sowie der „Sobrietas", des Kreuzbund-Verbandes abstinenter Katholiken und des Kinder-Aufrechten-Apostolates. Als geistige Leitstelle treten in regelmäßigen Fristen Studienkonferenzen zusammen. Es ist nicht meine Aufgabe, mit statistischen Angaben und propagandistischen Erfolgsnachrichten aufzuwarten; wichtiger ist es, aus den Erfahrungen Arbeitshinweise für die Zukunft zu geben.

II. Eine schmerzliche Erfahrung für jeden Ethiker ist die, daß ihm heute keine öffentliche Meinung als Hilfsmacht zur Seite steht. War früher das Kapital eine doch etwas isolierte Gegen-Seite, so macht uns mehr und mehr der Staat als solcher zu schaffen: ich brauche nur zu erinnern an die Senkung der Zigaretten- und Alkoholsteuern, an den Toto, die Spielbanken. Mit der Häufung der fiskalischen Aufgaben steigt auch die Geldbedürftigkeit des Staates, und dieser ist seit je sehr unbedenklich gewesen in der Beschaffung notwendiger Mittel. Seine Ausgaben für allgemeine Gesundheits- und Familienpflege sind wie ein schauerlicher Zehent aus tragisch umwitterten Einnahmen. Andererseits war es gerade die Ventilpraxis des Staates, der mit seinen Einschränkungen normaler Bedürfnisse die gierige Stauungssüchtigkeit der letzten Jahre entfachte. Wir müßten deshalb in unserer Sozialarbeit unsere Ideologie auf ihre Gültigkeit und Formulierung überprüfen, um in der Demokratie stärker durchzudringen und eine öffentliche Meinung zugunsten des gesunden Maßes und der Jugendbewahrung zu schaffen. Es besteht sonst Gefahr, daß die Formaldemokratie — ohne gültige Staatsdoktrin, wie sie ist — zu Willkür, Bedenkenlosigkeit, Fehlausgaben und Selbstkorruption führt. Ihre spärlichen, verklauselten Schutzgesetze sind angesichts ihrer inneren Schwäche unwirksam, wenn ihnen das Volk keine Gefolgschaft leistet.

Weiter müssen wir die Erfahrung machen, daß die mehr als vorübergehende Erfassung und Aktivierung größerer Gruppen heute schwerer fällt; es ist vielleicht nicht mehr an der Zeit, Massenorganisationen zu unseren Zwecken aufzubauen. Der moderne Individualismus, die Furcht vor Bindung und exponierter Stellungnahme, die Schockierung Enttäuschter und Wundgewordener bildet eine Wand. Spätidealismus der Veteranen trägt manche Aktionen mit letzter Kraft, aber er wartet vergebens auf Nachfolger. Gerade der Führungskreis unserer Verbände schmilzt in einer harten Nachwuchskrise zusammen. Eine durchgreifende Jugend- und Kinderarbeit unserer Bewegung ist vorerst noch in den Anfängen; vielleicht bricht sie wieder durch, elementar, wie in der Jugendbewegung der ersten Nachkriegszeit. Zweckgebundene Fachorganisationen oder Arbeitsstellen können jedenfalls nie ersetzen, was Personalverbände zu leisten haben. Diese personelle Bedrohung unserer Bestrebungen ist wohl nicht zuletzt bedingt durch das Versagen der Familie. Sie ist selber Gefahrenherd geworden. Der langjährige Zwangs-

zölibat der Eheleute, die Kinderfeindlichkeit moderner Ehestrategen Hunger und Heimzerstörung haben die Eltern vielfach unsicher und knieweich werden lassen. — Es ist nicht einmal sicher, ob ein Kind bei seiner Mutter ungefährdet geborgen ist. Das Rauchen der Frau, die Drogensucht der Mädchen, der gesellige Alkoholismus, der gehäufte Frühsexualismus entfalten sich vielfach im Schoße der Familie! Es ist auf die Dauer nicht durchzuhalten, daß Schule und Seelsorge allein arbeiten.

Es ist gelungen, unsere Anstalten für Suchtkranke und die caritative Fürsorge bedeutsam aufzubauen. Mancher Fortschritt in der Sozialpolitik und in der chemischen Therapie ist darin eingebaut worden. Die Ärzteschaft steht unseren Bemühungen aus einem innerfachlichen Ethos weithin näher als früher. Die öffentliche Gesundheitsfürsorge zeigt sich vielfach aufgeschlossen. Es hat aber auch den Anschein, als ob die psychische Hygiene — namentlich soweit sie von den USA her ferngesteuert und auf die Psychoanalyse festgelegt ist — noch nicht die erwartete Hilfe leistet, im Gegenteil manchmal — besonders, wo sie popularisiert wird — bedeutsame Hemmungen für die Sanierung aufwirft; wir werden jedenfalls zielstrebiger um eine universalistische Psychotherapie ringen müssen.

Unter den technischen Mitteln der Suchtbekämpfung liegt das Versammlungswesen mit dem Zweck der Aufklärung seit Jahren etwas brach — zum Teil aus Mangel an zugkräftigen Sprechern, zum andern Teil infolge der allgemeinen Versammlungsmüdigkeit. Auch unser Schrifttum, speziell auf wissenschaftlicher Grundlage, hat sich noch nicht genügend entfaltet. Vor allem ist es offensichtlich noch nicht gelungen, in Film, Fernsehen und Rundfunk wirksam einzudringen — der dort übliche Jargon ist uns nicht günstig. Unsere Bemühung war erfolgreicher in gut gesetzten Aktionen, von denen die jährliche Fasten-Erziehungswoche, die Werbung für das Freitagsopfer, die Jugendschutzwochen, der Kampf gegen Schmutz und Schund in der Literatur u. a. zu erwähnen wären. Der Süßmost hat sich gegenüber dem Alkohol-Trinkzwang gesellschaftlich zwar grundsätzlich durchgesetzt; es scheint aber gleichwohl noch immer nicht geglückt zu sein, ein auch die Männer ansprechendes Volksgetränk durchzusetzen. Durch die Internationalisierung der Entspannungsformen und Geselligkeitskultur — namentlich durch Besatzung und Film — sind zusätzlich neue Anliegen entstanden, denen wir uns wohl noch nicht genügend gestellt und gewachsen gezeigt haben. In zunehmendem Maße setzen wir uns mit den Gefahren des Alkohols am Steuer, im Verkehr auseinander — bei uns besonders in der Schwerpunktaktion zur Karnevalszeit und darüber hinaus in der Internationalen Katholischen Liga für alkoholfreien Verkehr.

III. Unter den seelsorglichen Aufgaben im engeren Sinne möchte ich zur Methodenfrage zunächst den Anruf zur ernsthaften Sorge und zu mutiger Unverzagtheit hervorheben. „Die Liebe Christi drängt uns!“ Nichts darf uns entmutigen, einschläfern oder beirren, wenn es um die Sorge für unsterbliche Seelen geht; erst recht nicht, wenn wir dabei der Dämonie ins Antlitz widerstehen müssen. Es ist der Mut einer Minderheit, die aber — seit der Suche Abrahams nach 10 Gerechten — immer wieder geschichtsentscheidend werden kann, und darum ihr Sendungsbewußtsein

nicht einbüßen darf. Es ist keine Schande, auf unserem Sachgebiet sogar Reste von Kreuzzugsstimmung lebendig zu halten. Es müßte uns stärker gelingen, davon auch die Jugend selbst erfassen zu lassen. Wenn die Generation über 21 uns darin entglitten ist, so sollten wir — wie auch im Religiösen — zielbewußt bei der Schuljugend einsetzen. Die Generation von morgen wird nicht nur bekenntnisklarer, sondern auch schutzfähiger geformt werden müssen. Das Aufrechten-Versprechen ist nicht überholt!

Um unsere Kräfte sinnvoll und erfolgreich einzusetzen, empfiehlt sich wohl die Weiterführung bewährter Aktionen. Bei ihnen war die innerkirchliche Arbeitsgemeinschaft aller berufenen Stellen schöne Selbstverständlichkeit. Sie sollte weiterhin gepflegt werden! Es gibt so viel Gemeinsames — an Not, wie an Helferwillen —, daß unnötige Zersplitterung unserer geringen Mittel und Möglichkeiten verfehlt wäre. Wenn unsere Arbeit einmal wieder von starken Volksbewegungen getragen sein wird, werden diese dann ohnehin ihre eigengesetzliche Dynamik entfalten. Das soll kein Hindernis dafür sein, jeweils in den zugeordneten Volksteil frei und spezifisch hineinzusprechen, um ihn wenigstens vereinzelt aufrufen zu können. Wenn sich auch die Geselligkeitsweisen sehr vermischten, gibt es doch noch viel eigentümliche Kulturpflege, auf die in den einzelnen Gegenden auch die Konfessionen unmittelbar Einfluß nehmen können. Ein Münchener Oktober-Fest allerdings oder ein NATO-Großflughafen ist uns allen miteinander über den Kopf gewachsen. Wir werden kämpferisch bleiben und kämpferischer werden müssen. Hoffentlich haben wir nicht den Mut verloren, um etwa dem Nikotinkonsum oder dem Massen-Sexualismus noch nachhaltiger entgegenzutreten. Aber darüber dürfen wir nicht vergessen, daß unsere Bewegungen dann ihre besten Erfolge erzielten, wenn sie positive Arbeit entfalten konnten — in der Kultur- und Gemeinschaftspflege, im Lied und Brauchtum, in der Förderung der Pfarrgemeinden und neuer Jungfamilien, in mitreißenden Volkslosungen. Möge es uns wieder — wie nach 1920 — gelingen, das Bild einer neuen, reinen und starken Christenheit vor Volk und Welt zu stellen! Die katholische Seelsorge weiß um dieses Zielbild vor ihrem Herrn Jesus Christus!

Inhaltlich stützt sich unsere Verkündigung — ähnlich der persönliche Zuspruch in der individuellen Pastoral — bekanntlich vorwiegend auf folgende Grundgedanken:

a) reparativ: Mißbrauch — auch und erst recht eines gefährlichen Genußgiftes wie des Alkohols — ist eine Sünde; objektiv eine Störung der Ordnung Gottes und ein verkehrter Gebrauch seiner Gaben, subjektiv eine Schuld, vielleicht durch innere Schwäche oder äußere Umstände gemildert. Diese Beleidigung Gottes und die darauf folgenden Schäden für den Menschen dürfen nicht leicht gewertet und einfach hingenommen werden.

Auch der Alkoholiker trägt Verantwortung — für die Selbstschädigung wie für die sozialen Verheerungen seiner Umgebung, besonders an Familie, Frau und Kind. Er muß deshalb nachdrücklich angehalten werden, diese Verantwortung zu sehen und zu üben. Da er dies nicht allein bewältigen kann, müssen die Mitchristen ihm durch Haltung, Wort und Beispiel behilflich sein.

Das Ärgernis der Verführung — ob in Gedankenlosigkeit oder in Bosheit — ist gerade im Bereich der Suchtgefährdung besonders häufig, fast selbstverständlich, und ebenso wirksam. Um so mehr bedarf es des Gegenbeispiels der freiwilligen Schicksalsgemeinschaft in Bruderliebe, Mitverantwortung und helfender Sorge. Dafür kann schon die persönliche Abstinenz notwendig oder genug sein.

Jeder Notstand ist ein Anruf an den Mitchristen, an den Nächsten, an den barmherzigen Samaritan. Dieser wird schuldig, auch wenn er nur vorübergeht. Passivität, pharisäisches Aburteilen, sich distanzieren — das ist keine Hilfe. Wenn einer von uns vor die vielfältigen Schäden des Alkoholismus gestellt ist, kann er der aktiven Auseinandersetzung damit nicht mehr entgehen. Daher das Drängende, manchmal sogar Heftige, Unduldsame unserer Bemühungen. Immer wieder gibt es verlassene oder übersehene Not, der man nicht unbefangen oder selbstverständlich gegenübersteht. Die Suchtgefahren stehen ja seit je unter einem Odium und sogar im Zeichen des Widerspruchs, der Verhöhnung. Wer ein ganz persönliches, freies Zeichen setzen will, wer eine Herausforderung annehmen kann, wird in den Schatten und in das Zwielicht dieser Sorge eingehen können. Sein Widerspruch wird in der Liebe gesegnet sein.

So wird Abstinenz und Suchtkrankenfürsorge schließlich auch verbindend zur Gemeinschaft Gleichgesinnter. Als intaktgebliebene Minderheit mit der Verpflichtung zur Integrität, zu Zucht und Maß, zu Verantwortung und Pionierarbeit, zu caritativem Apostolat bildet sich gesegnete Gemeinschaft, der zuzugehören würdig und lohnend ist.

b) constitutiv: Jede christliche Haltung soll bestehen können vor der Überprüfung auf die Möglichkeit und Ausrichtung zur Vollkommenheit. Heilige Vorbilder und Prediger der ernsthaften Buße, des Verzichtes und der Zucht ermuntern seit je zur Nachfolge und zum Apostolat der Sühne. In ihrer Nachfolge weitet sich unsere caritative Bemühung zur persönlichen Aszese in gemäßer Lebenshaltung und Selbstverwirklichung.

Gegenüber den zweifellos vorhandenen Gefahren der Mißdeutung und Fehlentwicklung können andererseits die persönlichen Werte der Abstinenz und des zugeordneten Apostolates nicht übersehen werden. Hier verwirklicht sich ein Typ der wahrhaftigen, schlichten, einfachen, anspruchslosen, echten, verläßlichen, treuen, sorgenden, opferbereiten Persönlichkeit, wie er gerade inmitten der pluralistischen Massengesellschaft mit erhöhtem Lebensstandard beispielhaft nötig wird. Neben der Macht dieses Beispiels bleibt die des Opfers und der Sühne gegenüber der vielfältigen Säkularisierung durch ein militantes Heidentum doppelt bedeutsam. So entfaltet sich aus dem bescheidenen Ansatz der Tugend der Mäßigkeit folgerichtig die größte Tugend der Gottes- und Selbst- und Nächstenliebe in täglicher Befragung und Bewährung.

Es wird uns ein Anliegen sein müssen, diese geistigen Grundlagen zu vertiefen, dem Menschen unserer Tage verständlich zu machen und in gemäßer Weise zu vertreten.

Pastoralfragen

Sanatio in radice und Legitimierung der Kinder. Emil hat sich im Jahre 1942 von seiner Frau Walpurga scheiden lassen und standesamtlich seine Kusine Maria geheiratet. Dieser Verbindung entstammt unter anderen ein Sohn namens Peter, der getauft und von der Mutter christlich erzogen wurde. Bei einer Volksmission bekehren sich die Eltern. Da die rechtmäßige Gattin Emils vor einem halben Jahre gestorben ist, nimmt der Pfarrer nach Einholung der Dispens vom Hindernis der Blutsverwandtschaft die Trauung der Zivilehegatten vor. Nachher erinnert er sich, daß er auf das Hindernis des crimen (c. 1075 n. 1) vergessen hat und sucht um sanatio in radice an, die vom Ordinariat auch gewährt wird. Peter ist über die Bekehrung seiner Eltern erfreut. Er hat die Mittelschule mit Erfolg absolviert, zeigt gute Anlagen und möchte Priester werden. Kann er ohne Dispens in das Diözesanseminar aufgenommen werden und die heiligen Weihen empfangen?

Die Kirche verlangt für ihre Weihekandidaten Ehelichkeit der Abstammung. Sie befürchtet, daß das schlechte Beispiel der Eltern auf die unehelichen Kinder nachteilig wirken könnte, und sucht durch ihre Forderung die göttliche Institution der Ehe zu schützen. Die unehelich Geborenen werden daher als Irreguläre (mit einem Mangel Behaftete) nach geltendem Recht (c. 984 § 1) vom Empfang der Weihe ausgeschlossen. Im kirchlichen Altertum und im frühen Mittelalter war diese Irregularität unbekannt. So konnten zum Beispiel nach Hieronymus selbst adulterini (aus Ehebruch Stammende) Priester werden (c. 8 D. 56). Im Hochmittelalter ist aber unter dem Einfluß des germanischen Rechtes (wo die Unehelichen als rechtlos galten und ihnen selbst der Eintritt in die Zünfte verwehrt war) eine Verstrengerung des kirchlichen Rechtes eingetreten (vgl. c. 5 X 1, 18 Alexander III.; c. 18 X 1, 17 Gregor IX.; c. 1 in VI 1, 11 Bonifaz VIII.).

Ehelich sind nach c. 1114 die in einer kirchlich gültigen oder wenigstens für gültig gehaltenen Ehe (sog. Putativehe) gezeugten oder geborenen Kinder. Es gelten demnach auch solche Kinder als ehelich und können zu Priestern geweiht werden, die zwar im Ehebruch gezeugt, aber nach Abschluß der neuen kirchlichen Ehe mit der ehebrecherischen Frau geboren wurden. Dies gilt aber nicht, wenn einem Elternteil wegen Ablegung der feierlichen Ordensgelübde oder wegen Empfanges der höheren Weihen der Gebrauch der vorher geschlossenen Ehe zur Zeit der Zeugung des Kindes verboten war. Wenn Zweifel über die Vaterschaft bestehen, dann gelten infolge einer Präsumtion jene Kinder als ehelich, die wenigstens sechs Monate nach der Trauung oder noch innerhalb von zehn Monaten nach Auflösung der ehelichen Lebensgemeinschaft geboren wurden (c. 1115 § 2). Unehelich sind solche Kinder, die nicht in einer kirchlich gültigen oder wenigstens für gültig gehaltenen Ehe gezeugt oder geboren sind (c. 1114). Die uneheliche Geburt kann offenkundig (zum Beispiel aus dem Trauungsbuch ersichtlich) oder geheim sein. Sie wird behoben entweder durch Legitimation oder durch die feierliche Ordensprofeß (c. 984 n. 1).

Die Legitimation unehelicher Kinder kann erfolgen a) durch nachfolgende Ehe von Rechts wegen, b) durch nachfolgende Ehe und eine besondere Verfügung, c) durch eine besondere Verfügung ohne nachfolgende Ehe.

Ad a) Es ist gleich, ob die nachfolgende Ehe eine gültige oder bloß eine Putativehe ist, ob sie neu geschlossen oder ob sie konvalidiert wurde, ob sie vollzogen wurde oder nicht. Voraussetzung aber ist, daß die Eltern zur Zeit der Empfängnis oder der Schwangerschaft oder der Geburt des Kindes zur Eheschließung miteinander befähigt gewesen

sind (c. 1116). Hiebei genügt es nach einer Erklärung der Interpretationskommission nicht, daß das Hindernis zur Zeit der Eheschließung von selbst entfallen ist (6. 12. 1930, AAS XXIII, 1931, 25).

ad b) Wenn beim Abschluß der Ehe durch die Kindeseltern ein trennendes Hindernis vorlag, dann ist zur Legitimierung der Nachkommenschaft noch eine besondere Verfügung notwendig. Diese ist ohneweiters gegeben bei einer Dispensation auf Grund der ordentlichen Gewalt oder kraft einer Gewalt, die auf einem allgemeinen Indult beruht (zum Beispiel auf Grund der Quinquennalvollmachten). Ausgeschlossen von dieser Legitimation sind die aus einem ehebrecherischen oder sakrilegischen Verhältnis stammenden Kinder (c.1051).

ad c) Auch durch eine päpstliche Sonderverfügung ohne Eheabschluß der Kindeseltern ist eine Legitimation möglich.

Die Legitimation durch nachfolgende Ehe bewirkt, daß diese Kinder den ehelichen, von einigen Ausnahmen abgesehen, gleichgestellt sind (c. 1117). Nur können solche nicht Kardinäle (c. 232 § 2 n. 1), Bischöfe (c. 331 § 1 n. 1), gefreite Äbte und Prälaten (c. 320 § 2) und höhere Obere einer Ordensgenossenschaft (c. 504) werden. Dasselbe gilt auch für die von Rechts wegen nach c. 1051 legitimierten Kinder. Wenn die Legitimierung durch päpstliches Reskript ohne Eheabschluß der Kindeseltern erfolgte, ist die Legitimationsurkunde maßgebend. Die durch nachfolgende Ehe legitimierten Kinder gelten laut Entscheidung der Kodex-Interpretationskommission vom 13. 7. 1930 (AAS XXII 1930, 365) bezüglich ihrer Zulassung in das Klerikalseminar als ehelich.

Zum obigen Falle ist zu sagen, daß Peter als filius adulterinus weder durch die nachfolgende Eheschließung seiner Eltern noch durch die Konvalidation deren Ehe bzw. Heilung in der Wurzel legitimiert wird. Diese Art der Legitimierung wäre nur möglich, wenn er ein filius naturalis wäre, das heißt, wenn seine Eltern zur Zeit der Empfängnis, der Schwangerschaft oder der Geburt des Kindes eine kirchenrechtlich gültige Ehe hätten schließen können (c. 1116). Dem stand aber nicht nur das Hindernis des bestehenden Ehebandes, sondern auch das der Blutsverwandtschaft 2/2 und des crimen entgegen. Die sanatio in radice der wegen Nichtbeachtung des crimen ungültigen Eheschließung der Eltern hatte für deren Sohn keine legitimierende Wirkung. Er könnte also nur durch speziellen päpstlichen Gnadenakt legitimiert werden. Hätte sich der Vater Emil geweigert, sich kirchlich trauen zu lassen, dann hätte die Ehe überhaupt nicht saniert werden können, da die Kirche eine Ehe, die ungültig geschlossen wurde, wegen eines Hindernisses des Naturrechtes oder positiv göttlichen Rechtes nicht in radice saniert, nicht einmal von dem Augenblick an, da das Hindernis durch Tod der rechtmäßigen Gattin Walpurga aufhörte (c. 1139 § 2).

Graz — Josef Trummer

Mitteilungen

John Henry Newman, Kirchenvater der Neuzeit (Ausgaben, Übersetzungen, Literatur)

„Immerfort habe ich eine Zeit weitverbreiteten Unglaubens erwartet, und in der Tat sind die Wasser all die Jahre hindurch gestiegen wie eine Sintflut. Ich sehe die Zeit kommen, nach meinem Tode, da nur noch die Gipfel der Berge gleich Inseln in der Wasserwüste zu sehen sind." Aus der Diagnose seiner Zeit heraus ist Newman

zu dieser Erwartung gekommen. Nach seiner Überzeugung mußte der Liberalismus folgerichtig zum Agnostizismus und schließlich zum Chaos führen: „Die nächste und übernächste Generation nach uns wird eine furchtbare Zeit erleben. Der Teufel ist losgelassen." Mit Recht zählt daher Walter Nigg Newman zu den „prophetischen Denkern" des 19. Jahrhunderts und widmet ihm einen sehr lebendig geschriebenen Essay, in dem er das Drama seines Lebens vor unseren Augen entrollt[1]). Auch wenn man dem Autor nicht in allem folgen kann, vor allem nicht in seiner Rechtfertigung der Via Media und in der Darstellung der Konversion, eine Entscheidung, die er zwar respektiert, aber — von protestantischer Sicht her verständlich — als „tragisches Ereignis" interpretiert, so wird man doch anerkennen müssen, daß die Aktualität Newmans aus seiner Darstellung überaus deutlich wird.

Gerade weil Newman die Schwierigkeit der Situation der Kirche mit so wachen Augen sah wie wenige zu seiner Zeit und weil er selbst die Spannung zwischen moderner Welt und Kirche erlebte, hat er es einmal ausgesprochen, „daß die Kirche ebenso für Konvertiten bereitet werden müsse wie Konvertiten für die Kirche". Aus einer hervorragenden Kenntnis Newmans, vor allem der „Entwicklung der christlichen Lehre" heraus hat jüngst Günter Biemer die Anliegen des englischen Kardinals an die Kirche selbst formuliert[2]). Es sind vor allem die hohe Wertung des Bischofamtes, die Mündigmachung der Laien, die Freiheit der theologischen Forschung und die brüderliche Begegnung mit den getrennten Christen. Newman hat uns gezeigt, was die Voraussetzung einer kommenden Einheit ist: „Der erste Schritt für irgendeine Aussicht auf Einheit inmitten unserer Trennungen ist für religiöse Menschen allesamt der, nach dem Evangelium zu leben."

Wenn an den Anfang unserer Übersicht über die Newman-Literatur der letzten Jahre zwei Darstellungen gestellt wurden, die sich an weitere Kreise wenden, so deshalb, weil sich gerade an ihnen die Berechtigung des Wortes Erich Przywaras von „Newman, dem Kirchenvater der Neuzeit" erweist. Newman kann deshalb der Kirchenvater der Neuzeit genannt werden, weil er in der gleichen Situation stand wie wir und mit den gleichen geistigen Problemen zu ringen hatte wie wir. Daher seine Aktualität, daher die Fülle von Publikationen über ihn. Die wichtigste wissenschaftliche Literatur der Jahre 1957—1962 soll hier besprochen werden. Es wurde eine Auswahl getroffen, ein Anspruch auf Vollständigkeit wird nicht erhoben.

1) Ausgaben. Das wichtigste Ereignis für die Newman-Forschung ist das Erscheinen der ersten Bände der kritischen Ausgabe der Briefe und Tagebücher Newmans[3]). Es handelt sich um den XI. und XII. Band der geplanten Gesamtausgabe; die beiden Bände enthalten die Briefe und Tagebuchnotizen vom Oktober 1845 (dem Monat der Konversion) bis zum Dezember 1848. Von den über 20.000 erhaltenen Briefen Newmans ist bisher nur der kleinere Teil veröffentlicht worden (von Anne Mozley und Wilfrid Ward); hier wird nun endlich eine Ausgabe vorgelegt, die allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügt. Sie wird vom derzeitigen Leiter des Newman-Archivs zu Birmingham, Father Ch. St. Dessain, besorgt.

---

[1]) Walter Nigg, John Henry Newman, in: Prophetische Denker, Artemis-Verlag, Zürich und Stuttgart 1957, S. 131—219.

[2]) Günter Biemer, Newman an das Vaticanum II — John Henry Newmans „Entwicklung der christlichen Lehre" für heute, in: Wort und Wahrheit, Wien 1961, S. 409—419.

[3]) The Letters and Diaries of John Henry Newman. Volume XI Littlemore to Rome (October 1845 to December 1846), Volume XII Rome to Birmingham (January 1847 to December 1848). Edited by Charles Stephen Dessain. Verlag Nelson and Sons, London 1961 bzw. 1962.

Die Einzigartigkeit der Briefe Newmans liegt darin, daß sie von einer gewinnenden persönlichen Herzlichkeit sind, gleichwohl aber den Adressaten in eine Bewegung hineinnehmen, die zu Gott führt. Man lese einmal die Briefe an T. F. Knox (XI, 92), an Mrs. Giberne (XI, 101), an seinen Freund Henry Wilberforce (XI, 129 und 294) oder an seine Schwester Jemima (XII, 116). Ebenso wie Newman am Leben seiner Freunde teilnimmt, läßt er sie seine innersten Regungen miterleben, von tiefster Wehmut (Verlassen des geliebten Littlemore XI, 125) und brennender Sorge (um die Gemeinschaft von Maryvale XII, 243) bis zu köstlichem Humor (Französische Sitten, XI, 245). Newman ist geduldig, wo er es mit religiösen Zweifeln zu tun hat, fest, wenn es um das Bekenntnis seines katholischen Glaubens geht (an Pusey XI, 127); er bleibt vornehm, wenn man ihn kränkt (an Dalgairns XI, 143 und 148), er ist behutsam, wenn er mahnen muß (XI, 156). Alle seine Briefe sind menschliche Dokumente, Zeugnisse eines sensiblen, aber innerlich reichen Menschen.

In den vorliegenden Bänden sind vor allem jene Briefe von Bedeutung, die über seine Konversion Rechenschaft geben: die Briefe an seine Schwester Jemima (XI, 16), an Spencer Northcote (XI, 109) und an Mrs. Bowden, die vor dem gleichen Schritt stand (XI, 140). Immer wieder betont Newman, daß er so klar erkannt habe, welches die wahre Kirche sei, daß er seinem „sense of duty" habe folgen müssen. Aufschlußreich sind auch die Briefe, die sein kurz nach der Konversion erschienenes Buch über die „Entwicklung der christlichen Lehre" betreffen: an Lord Adare (XI, 238) und an Dalgairns (XI, 274 u. ö.; XII, 4 u. ö.), auf den er wegen seiner Sprachkenntnisse besonderes Vertrauen setzt, da sich wegen der Mißverständnisse in Rom die Notwendigkeit einer guten französischen Übersetzung herausstellt. Schließlich wirft die kritische Ausgabe auch auf die Kontroverse wegen der Herausgabe der „Heiligenleben" durch F. W. Faber ein neues Licht (Briefwechsel mit Bischof Ullathorne XII, 305 ff.). Im Anhang ist der Artikel wiedergegeben, in dem der Priester E. Price diese „Heiligenleben" in heftigem Tone angegriffen hatte und man versteht, daß Newman sich und die Ehre seines Oratoriums dadurch verletzt fühlte. Dennoch ist es eigenartig, zu bemerken, wie Newman in dieser Zeit seine eigene Meinung mit der von Faber identifiziert, der sich in seinem Konvertiten-Übereifer doch ohne Zweifel zu Übertreibungen in seiner Darstellung der Heiligenleben hinreißen ließ, die zu Recht in England Anstoß erregten. Man wird den Eindruck nicht los, daß Newman — um nur ja seinen Mitbruder zu decken — seine eigene bessere Überzeugung verleugnet und sich dadurch selbst untreu wird.

Da keine Woche — oft kein Tag — verging, wo nicht ein Brief oder mehrere geschrieben wurden, haben wir hier zugleich eine einzigartige Form der Biographie vor uns. In Band XI werden wir von Littlemore über Maryvale nach Rom geführt und erleben die Schicksale des Konvertiten mit, der äußerlich manche Enttäuschung erfahren muß, zugleich aber einen tiefen inneren Frieden gewonnen hat. Die Freude, jener Kirche anzugehören, in der einst Ambrosius, Augustinus und Karl Borromäus wirkten, spricht in einzigartiger Weise aus den Mailänder Briefen. Band XII bringt die Entscheidung Newmans, Oratorianer zu werden, sein „Noviziat" in Rom und die Gründung des Oratoriums in England.

Neben der Ausgabe der Briefe und Tagebücher plant das Birminghamer Oratorium auch eine kritische Ausgabe der unpublizierten philosophischen und theologischen Entwürfe Newmans. Wenn man auch diesen Entwürfen keine übertriebene Bedeutung beimessen darf, so sind sie doch geeignet, schwierige und umstrittene Stellen in den publizierten Werken Newmans zu erhellen. Besonders wichtig ist ein 116 Seiten um-

fassendes Manuskript, dem Newman den Titel „Discursive enquiries on metaphysical subjects" gegeben hat. Die darin enthaltenen Notizen stammen zum Großteil aus den Jahren 1859 und 1860 und stellen die ersten Vorarbeiten für die Grammar of Assent dar; doch sind zuletzt noch verschiedene Notizen („Sundries") aus den Jahren 1874 bis 1876 und 1887/88 angefügt. Der umfangreichste und bedeutendste Entwurf dieser Notizensammlung trägt den Titel „Proof of Theism". Auf ihn hat meines Wissens Erich Przywara zum erstenmal hingewiesen; eine eingehende Analyse hat der Rezensent vorgelegt, wobei er dank dem Entgegenkommen der Oratorianer Auszüge veröffentlichen konnte (Newman-Studien IV, 27 ff.). Nunmehr ist das Fragment „Proof of Theism" ungekürzt publiziert worden[4]). Es handelt sich um die ausführlichste Darlegung des Newmanschen Aufweises der Existenz Gottes aus dem Gewissen. Adrian Boekraad und Henry Tristram, der verstorbene langjährige Leiter des Newman-Archivs zu Birmingham, haben dem Text einen ausführlichen und präzisen historischen und philosophischen Kommentar beigegeben. Sehr klar wird darin der Gedankengang Newmans (er nennt ihn „proof") von den metaphysischen Gottesbeweisen (die Newman als „demonstrations" bezeichnet und die er durchaus nicht ersetzen will) abgegrenzt. Man könnte ihn einen „existentiellen Gottesbeweis" nennen; er ist nichts anderes als eine „realisation of what we are". Im Anhang dazu sind noch einige andere Notizen und Briefe Newmans, die im Zusammenhang mit der „Grammar of Assent" stehen, veröffentlicht. Wir können nur wünschen, daß die kritische Ausgabe aller noch unveröffentlichten Aufzeichnungen Newmans bald folgen möge.

2) Übersetzungen. Wir dürfen uns glücklich schätzen, daß die Hauptwerke Newmans nun fast alle in deutscher Übersetzung vorliegen. Das Verdienst gebührt neben den Anregern und Übersetzern zwei Verlagen: der Schwabenverlag Stuttgart bringt sämtliche Predigtbände Newmans heraus, der Grünewaldverlag Mainz die systematischen Werke und eine Auswahl aus den Briefen und Abhandlungen.

In der Reihe des Schwabenverlages sind nach den acht Bänden der „Pfarr- und Volkspredigten" nun die „Predigten zu Tagesfragen" (Sermons on Subjects of the Day) und die „Predigten zu verschiedenen Anlässen" (Sermons on Various Occasions) erschienen[5]). Die „Predigten zu Tagesfragen" stammen zum Großteil aus den Jahren 1841—1843, also aus der Zeit, in der Newman um die Erkenntnis der wahren Kirche zu ringen begann. Das Hauptthema dieser Predigten ist daher die Kirche, deren Wesen immer klarer hervortritt. Der Weg Newmans führte schließlich zur Trennung von seiner Gemeinde und seinen anglikanischen Freunden; so ist die letzte dieser Predigten vom 25. September 1843 ein „Abschied von den Freunden". Es ist die menschlich ergreifendste aller Predigten Newmans, die mit den Worten schließt: „O meine Brüder, ihr gütigen und liebreichen Herzen! Ihr, meine liebenden Freunde! Solltet ihr einen Menschen kennen, dessen Schickung es war, euch durch Schrift und Wort des Mundes zu solchem (christlichen) Tun zu verhelfen . . ., dann denket an ihn in der kommenden Zeit, auch wenn ihr ihn nicht mehr höret, und betet für ihn, daß er in allem den Willen Gottes erkenne und allzeit bereit sei, ihn zu erfüllen." Die „Predigten zu verschiedenen Anlässen" stammen aus der katholischen Zeit Newmans, genauer aus den Jahren 1856 bis 1873. Sie stehen unter keiner eigenen Thematik,

---

[4]) Adrian Boekraad und Henry Tristram, The Argument from Conscience to the Existence of God according to J. H. Newman. Editions Nauwelaerts, Louvain 1961.

[5]) John Henry Newman, Predigten zu Tagesfragen, Band IX, Predigten zu verschiedenen Anlässen, Band X der Gesamtausgabe Schwabenverlag Stuttgart 1958 u. 1961. Übersetzt von der Newman-Arbeitsgemeinschaft der Benediktiner von Weingarten.

wie schon der Titel andeutet. Die bedeutendste unter ihnen ist vielleicht die über „Voraussetzungen für den Glauben“: Das Hinhorchen auf das Gewissen und das sehnsüchtige Ausschauen nach der Offenbarung. In dieser Predigt findet sich die gründlichste Analyse des Gewissens, die Newman gegeben hat, zugleich eine Stelle von großer sprachlicher Schönheit. Die Übersetzung, für die die Newman-Arbeitsgemeinschaft der Benediktiner in Weingarten verantwortlich zeichnet, ist sinngetreu und flüssig. Als Ergänzung erschien im gleichen Verlag die Übersetzung der „Autobiographical Writings“, deren Originalausgabe 1956 erschienen war[6]). Diese Tagebücher sind neben der „Apologia pro vita sua“ wohl die beste, weil authentische Einführung in Newmans Leben und Denken. Die Tagebücher sind ein einziges großes Gespräch mit Gott. Im Gespräch mit Gott entfaltet Newman sein Leben — angefangen von den Studienjahren zu Oxford über die Jahre des Ringens um die Glaubenswahrheit bis zu den Jahrzehnten der Enttäuschung und Mißerfolge, die er als Katholik erleben mußte. In diesem Ringen mit Gott fielen die eigentlichen Entscheidungen seines Lebens.

In der Ausgabe des Grünewaldverlages erschienen 1960 als V. Band der gesammelten Werke die Vorträge „Vom Wesen der Universität“; eine Besprechung in dieser Zeitschrift erfolgte bereits[7]). 1962 folgte als VII. Band der „Entwurf einer Zustimmungslehre“ (Grammar of Assent)[8]). Johannes Artz hat die Übersetzung Theodor Haeckers, die nicht immer zuverlässig war, überarbeitet. Wie gewissenhaft er dabei vorging, zeigen die Anmerkungen, wo die Begründung für die betreffende Übersetzung zentraler Termini Newmans gegeben wird. Artz hat dabei auch die gesamte einschlägige Literatur einbezogen. Damit liegt nun auch das Hauptwerk Newmans über das Verhältnis des Glaubens zum Wissen in einer sorgfältigen Übersetzung vor. 1963 soll die „Entwicklung der christlichen Lehre“ in der von Günter Biemer bearbeiteten Übersetzung Theodor Haeckers als VIII. und letzter Band der Reihe erscheinen.

Schließlich sei noch auf den Band 85 der Herder-Bücherei hingewiesen, der unter dem Titel „Ausschau nach Gott“ eine gut getroffene Auswahl von Predigten Newmans aus seiner anglikanischen Zeit bringt[9]). Walter Strolz geht in seinem Vorwort der Frage nach, warum uns diese Predigten so tief berühren: einmal weil das Wort Gottes die ganze Predigt durchstimmt, zum anderen weil wir spüren, daß hier ein Mensch zu uns spricht, der sein ganzes Sein in die Hand Gottes gelegt hat. Hier ist existentielle Theologie, die aus dem Vollzug des Glaubens hervorgeht und zur Realisierung des Glaubens hinführen will.

3) Literatur. Die beste Newman-Biographie, die des französischen Oratorianers Louis Bouyer, liegt nun in englischer Übersetzung vor[10]). Diese Biographie kann nicht genug gerühmt werden. Man bewundert die Kenntnis des umfangreichen Werkes Newmans wie aller Begleitumstände seines Lebens ebenso wie die Meisterung des Stoffes, die Hervorhebung des Wesentlichen, den blendenden Stil. Es geht Bouyer um ein Herausarbeiten der spezifischen Geistigkeit Newmans. Als die entscheidenden Wendepunkte seiner geistigen Entwicklung erscheinen die Bekehrung des Fünfzehn-

[6]) John Henry Newman, Selbstbiographie nach seinen Tagebüchern. Eingeleitet und herausgegeben von Henry Tristram. Schwabenverlag Stuttgart 1961.

[7]) Theologisch-praktische Quartalschrift, Linz, 109. Jg., 1961, S. 265.

[8]) John Henry Newman, Entwurf einer Zustimmungslehre. Durchgesehene Neuausgabe der Übersetzung von Theodor Haecker. Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1962.

[9]) John Henry Newman, Ausschau nach Gott. Ausgewählt und eingeleitet von Walter Strolz, ins Deutsche übertragen von Gertrud Jahn. Herder-Bücherei, Band 85, Freiburg i. Br. 1961.

[10]) Louis Bouyer, Newman — His Life and Spirituality. London, Burns and Oates 1958.

jährigen, die Verinnerlichung durch eigene Krankheit und den Tod der geliebten Schwester und schließlich die Konversion des Vierundvierzigjährigen. Das Bekehrungserlebnis von 1816 wird anders und wie uns scheint, richtiger und tiefer gedeutet als von Bremond. Besonders geglückt erscheint uns auch die Charakterisierung der frühen Dichtungen und der Pfarr- und Volkspredigten. Das heikle Kapitel der Enttäuschungen und Prüfungen nach dem Übertritt zur katholischen Kirche wird ebenso behutsam wie freimütig behandelt. Bouyer arbeitet heraus, wie der Kirche durch die Kaltstellung Newmans („Man hat mich in den Schrank gestellt, aber man kann mich nicht daran hindern, herauszuschauen") schwerer Schaden erwuchs, wie aber Newman selbst daran gewachsen ist („Heiligkeit geht vor Frieden"). Man möchte wünschen, daß diese Biographie auch in deutscher Sprache erscheint, etwa als Zusatzband zu den Gesammelten Werken im Grünewaldverlag.

Die Newman-Forschung hat sich in den letzten Jahren sehr intensiv mit der Frage nach den philosophischen Quellen seines Denkens beschäftigt. Dabei hat sich — und das war für viele überraschend — herausgestellt, daß neben dem Platonismus der alexandrinischen Väter und der vor allem durch Butler vermittelten, aber auch verwandelten englischen Tradition Aristoteles und Cicero als Hauptquellen zu nennen sind. Diese Erkenntnis verdanken wir in erster Linie Franz Michel Willam und seinem Werk: „Aristotelische Erkenntnislehre bei Whately und Newman[11])." Willam ist zwar kein Philosoph „vom Fach", aber dafür ein sehr lebendiger und origineller Denker, weshalb man ihm manche Pfundurteile gerne nachsieht (etwa: „Der große Schritt, den Kant macht, besteht darin, daß er die erkenntniskritischen Einsichten, die das physikalische Forschungsverfahren lieferte, zu Gunsten und Nutzen der von Aristoteles begründeten Metaphysik verwendet", S. 21).

Willam hat einige Schriften des jungen Newman ausgegraben, die teils unpubliziert sind, teils bisher kaum beachtet wurden. Es sind dies der Essay des Zwanzigjährigen „Über die analoge Natur der Schwierigkeiten in der Mathematik (Physik) und jener in der Religion" und der Lexikon-Artikel über Cicero, den Newman im Jahre 1824 über Bitte des Führers der Oxforder Noetiker, Whately, der damals großen Einfluß auf ihn hatte, schrieb. In dem Essay spricht Newman zum erstenmal von dem „Beweis durch Erbringung von Probabilitäten"; in dem Cicero-Artikel behandelt er ausführlich Ciceros Fassung des deduktiven und des reduktiven Beweisverfahrens, wobei beim letzten die „coacervati loci", die „angehäuften Beweisansätze", eine entscheidende Rolle spielen. Willam weist ferner nach, daß Newman bis zuletzt an der Bedeutung der Folgerung („inference") aus konvergierenden Wahrscheinlichkeiten („converging probabilities") festgehalten hat (Grammar of Assent, 1870 und Brief an Wiliam Froude, 1879). Er sieht klar, daß Newman zwar in der Fassung des deduktiven Syllogismus der präziseren aristotelischen Formulierung („wenn . . ., dann") den Vorzug gibt, in der Fassung des „Probabilitäten-Beweises" aber der Formulierung Ciceros, die nicht nur von Aristoteles, sondern auch von der akademischen Skepsis abhängig ist. Zu wenig wird die entscheidende Bedeutung, die Newman dabei dem Illative Sense zubilligt, betont. Auch sollte man auf den Abgrund hinweisen, der Newman von der Skepsis trennt: ist er doch überzeugt, daß der Mensch rechtmäßigerweise einer durch Probabilitäten bewiesenen Tatsache seine Zustimmung gibt, während der Skeptiker die Enthaltung vom Urteil, die Verweigerung der Zustimmung fordert. Für Newman ist der Probabilitäten-Beweis die vorzügliche Beweismethode im ganzen Bereich des

[11]) Franz Michel Willam, Aristotelische Erkenntnislehre bei Whately und Newman, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1960.

Konkreten. Daß England eine Insel ist oder daß er einmal sterben müsse, ist für ihn ebenso durch Probabilitäten erwiesen, wie die Wahrheiten des Glaubens. Wenn man diese bezweifelt, dann kann man mit gleichem Recht auch die Wahrheiten der Naturwissenschaften in Zweifel ziehen. Willam ist der Überzeugung, daß Newman damit Auffassungen der modernen Physik vorweggenommen hat und ruft Weizsäcker und Heisenberg zu Zeugen an.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß Willam die Bedeutung des Zentralbegriffs der Grammar of Assent, des „Illative Sense", zu wenig herausstellt. Der Illative Sense ist es ja, der nach Newman die Probabilitäten abschätzt und damit auch entscheidet, ob die Zustimmung gegeben werden solle oder nicht. Um den von Newman geprägten Begriff des Illative Sense ist viel herumgerätselt worden. Dabei identifiziert Newman ausdrücklich den Illative Sense mit der phronesis des Aristoteles, teilt ihm nur einen weiteren Bereich (den ganzen Bereich des Konkreten) zu. Außerdem betont Newman immer wieder den Zusammenhang zwischen Illative Sense und Gewissen, worin das spezifisch Neue seines Verständnisses der menschlichen Erkenntnis und ihrer Verankerung in der menschlichen Persontiefe liegt. Immerhin ist Newman hier sehr wesentlich von Aristoteles, und zwar dem Aristoteles der Nikomachischen Ethik abhängig, wie der Rezensent nachgewiesen hat (Newman-Studien IV, 91—94). Trotzdem wird man Newman keinen Aristoteliker nennen können, da ihm die Metaphysik des Stagiriten fremd geblieben ist. Auch Willams Versuch, die Potenz-Akt-Lehre wenn nicht bei Newman, so doch wenigstens bei Whately nachzuweisen, bleibt mehr als problematisch, da man den Satz „Power cannot be without a subject and nothing can act where it is not" kaum so übersetzen kann: „Jede Potenz hat einen Träger und nichts (keine Potenz) kann einen Akt setzen, wo sie nicht ist" (S. 112).

Das Werk von Willam hat uns bereits tief in die Problematik des letzten Hauptwerkes Newmans, des „Entwurfes einer Zustimmungslehre" (Grammar of Assent) eingeführt. Dieses Werk steht in den letzten Jahren im Zentrum der Newman-Forschung. Der holländische Kapuziner Dr. Zeno hat eine umfangreiche Einführung in dieses schwierige Werk geschrieben[12]). Der Autor untersucht gewissenhaft die einzelnen Termini, wobei er allerdings gerade dem Begriff des Illative Sense nicht voll gerecht wird: er betont einseitig die Stelle, an der Newman den Illative Sense „the reasoning faculty as exercised by giftes, or by educated, or otherwise well-prepared minds" nennt und bezeichnet sie als Definition im strikten Sinne, was sie sicher nicht sein soll. Der Illative Sense wird von Zeno als eigene „Fähigkeit" verstanden, während Newman doch eigentlich den Geist selbst in seinem persönlichen Vollzug meint. Durch das überstarke Festhalten an einzelnen Formulierungen verliert Zeno gar zu sehr das Ganze des Werkes aus dem Auge und übersieht daher den entscheidenden Zusammenhang zwischen Illative Sense und Gewissen. Dr. Zeno mißt die Lehre Newmans jeweils an der scholastischen Doktrin und weist auf, daß Newman zu Unrecht des Skeptizismus und Idealismus (im Sinne Berkeleys) bezichtigt wurde. Dagegen meint er, daß Newmans Ausdrücke nominalistisch klingen. Er kenne keine echten Universalien, sondern nur Verallgemeinerungen („What is called a universal, is only a general"), wie ihm überhaupt ein Verständnis der Abstraktion als eines Erfassens des unwandelbaren Wesens eines Dinges abgehe. Mit dieser These hat sich J. H. Walgrave, auf dessen Werk wir später noch gründlicher eingehen, ausführlich auseinandergesetzt[13]).

[12]) Dr. Zeno, John Henry Newman — Our Way to Certitude. Verlag E. J. Brill, Leiden 1957.
[13]) J. H. Walgrave, Newman — Le développement du dogme, Verlag Casterman, Tournai-Paris 1957.

Walgrave gibt zu, daß Newmans Abwertung des Universale logicum nominalistisch sei, macht aber darauf aufmerksam, daß Newman von der inneren Erfahrung ausgeht und daß nach ihm der Geist in der konkreten (inneren) Erfahrung absolute Werte erfaßt, freilich nicht im Wege der Abstraktion, sondern einer „real apprehension", die der Erfassung des Universale metaphysicum im scholastischen Sprachgebrauch und der Wesensschau im phänomenologischen Sinne entspreche. Man könne Newman daher nicht einen Nominalisten im vollen Sinne des Wortes nennen (Walgrave, S. 93 bis 99). In einem Anhang veröffentlicht Zeno erstmalig die gesamte — für das Verständnis der Grammar of Assent wichtige — Korrespondenz Newmans mit seinem philosophischen Gewährsmann Charles Meynell.

Auch die drei größeren Monographien, die der IV. Band der Newman-Studien enthält, setzen sich vorwiegend mit der Thematik der Grammar of Assent auseinander (der Band enthält außerdem noch drei kürzere Untersuchungen von F. M. Willam, J. Artz und R. Grosche). Eine aus dem Jahre 1941 stammende Arbeit des jetzigen Münchner Kardinals Julius Döpfner hat das Verhältnis von Natur und Übernatur in den Schriften Newmans zum Gegenstand[14]). Newman wird — bei aller Anerkennung seiner Eigenständigkeit in der Formulierung — der großen augustinischen Tradition eingeordnet, in der in erster Linie die faktische Einheit von Natur und Übernatur und die „natürliche" Hinordnung des Menschen auf seine Teilnahme am göttlichen Leben betont wird.

Die erste der beiden philosophischen Monographien, eine Arbeit des Rezensenten[15]), bringt in ihrem historischen Teil die längst fällige Behandlung des Verhältnisses Newmans zur englischen Philosophie (Bacon, Locke, Shaftesbury, Butler, Hume, Paley, schottische Schule, Liberalismus), wobei auch Descartes wegen seines entscheidenden Einflusses auf diese einbezogen wird. Im zweiten, systematischen Teil wird untersucht, wie sich nach Newman das Wesen der menschlichen Person darstellt. Es wird herausgearbeitet, daß sie durch das Erkenntnisvermögen, das Gedächtnis, den freien Willen und das Gewissen als Personzentrum konstituiert wird.

Bei der zweiten philosophischen Monographie des Bandes von Franz Wiedmann handelt es sich wie bei der Arbeit des Rezensenten um eine bei Helmut Kuhn in München eingereichte Doktordissertation; ihr Gegenstand ist die Theorie des realen Denkens nach J. H. Newman[16]). Wiedmann untersucht hier die für das Verständnis Newmans zentralen Begriffe des „real" und des „to realize". In der komplexen Bedeutung dieser Begriffe erweist sich wiederum, wie eng Newman den Zusammenhang von Ethik und Noetik gesehen hat. Denn „to realize" bedeutet sowohl „erkennen" (des konkreten Objektes) wie auch „verwirklichen" im umfassenden und damit auch ethischen Sinne. Wiedmann weist nach, wie Newman diese enge Verbindung von Ethik und Noetik rechtfertigt: für ihn sind sowohl das Erkennen als auch das Handeln im Gewissen verankert. In einem abschließenden Teil zeigt Wiedmann, wie auch Newmans Erziehungsideal immer den ganzen Menschen, für den Glauben und Wissen, Erkennen und Handeln keine unversöhnlichen Gegensätze sind, im Auge behält. — Wie Kardinal Döpfner geht auch Wiedmann besonders dem patristischen Element im Denken Newmans nach; immer vergleicht er sein Denken mit dem Augustins.

[14]) Julius Döpfner, Das Verhältnis von Natur und Übernatur bei John Henry Newman, in: Newman-Studien IV, Verlag Glock und Lutz, Nürnberg 1960, S. 269—330.

[15]) Günter Rombold, Das Wesen der Person nach John Henry Newman, in: Newman-Studien IV, S. 9—143.

[16]) Franz Wiedmann, Theorie des realen Denkens nach John Henry Newman, in: Newman-Studien IV, S. 144—248.

Wie fruchtbar Newmans Beitrag zum Verständnis der Eigenständigkeit des Glaubens gegenüber dem Wissen geworden ist, läßt sich allenthalben feststellen. Wir verweisen nur auf den jüngsten Band des Münchner Fundamentaltheologen Heinrich Fries „Glauben — Wissen[17])". Fries betont vor allem die personale Struktur des Glaubens, er findet seine Grundgestalt in den beiden Sätzen ausgesprochen „Ich glaube an Dich" und „Ich glaube Dir" (im Gegensatz zu: „Ich weiß etwas"). „Der Kern des Glaubens ist die Bejahung und Anerkennung des Du als Person und die darin gegebene Erkenntnis der sich offenbarend erschließenden Person." Wir erinnern an das Wort Newmans, Glaube sei Hingabe (surrender). Heinrich Fries hatte ja auch in einem früheren Werk Newmans Analyse des Glaubens eingehend dargestellt[18]).

Neben der Grammar of Assent steht Newmans „Entwicklung der christlichen Lehre" aus dem Jahre 1845 im Zentrum des Interesses. Durch die Studien zu diesem Werk ist Newman zur Anerkennung der Rechtmäßigkeit der katholischen Kirche gekommen. Um so interessanter ist die geistvolle Studie des Anglikaners Owen Chadwick, Professor in Cambridge, über Newmans Auffassung von der Entwicklung der Glaubenslehren im Vergleich zur katholischen Tradition[19]). Chadwick setzt die Auffassung Newmans in Gegensatz zu der von Bossuet (die von vielen seiner Oxforder Freunde geteilt wurde), nach der die kirchliche Lehre immer gleich bleibe und eine Dogmatisierung nur eine Frage der Formulierung sei. Auf der anderen Seite sah sich Newman der Aufweichung des Begriffes der Tradition durch die von liberalem Gedankengut beherrschten Latitudinarier gegenüber. Newman sieht in der Entwicklung der christlichen Lehre eine immer tiefere Durchdringung der ursprünglichen, durch Christus geoffenbarten Idee, die sukzessive in ihren verschiedenen Aspekten erblickt, doch nie vom menschlichen Geist völlig durchdrungen wird. Newmans Gedanken berühren sich in manchem mit denen der Tübinger Schule, vor allem von Möhler, dessen Werke zwar nicht von Newman, aber von einigen seiner Freunde eifrig studiert wurden. Diese Entwicklung der christlichen Lehre verlangt aber auch eine oberste unfehlbare Lehrautorität, die eine falsche Entwicklung, eine Korruption der Lehre verhindert. Ihre Entscheidung steht am Ende eines langen geschichtlichen Prozesses, bei dem sich immer mehr herausstellt, welche Entwicklung gesund ist und welche nicht (dieser letztere wesentliche Punkt wird von W. G. Ward gestrichen, weshalb seine Lehre als eine Karikatur der Newmanschen wirkt). Chadwick hebt Newmans Lehre auch von derjenigen der spanischen Theologen ab, die die Lehrentwicklung als logische Konklusion aus den in der Offenbarung gegebenen Prämissen ansehen, so daß die Kirche jetzt explicite lehrt, was sie immer implicite geglaubt hatte. Ohne Zweifel hatte Newman eine lebendigere Vorstellung von geschichtlichen Entwicklungen als die Spanier, doch lassen sich viele Äußerungen Newmans anführen, die dem „implicite-explicite" nahekommen, was Chadwick nicht sieht. In einem letzten Kapitel beschäftigt sich der Cambridger Professor mit der schlechten Aufnahme, die das Buch in Rom fand. Die Darstellung beschränkt sich auf die Jahre nach dem Erscheinen; eine Fortführung bis in die Gegenwart würde ein anderes Bild ergeben. Chadwick berücksichtigt zu wenig, daß die katholische Theologie um die Jahrhundertmitte einen Tiefstand erreicht hatte, der viele Mißverständnisse erklärt (selbst der heilige Thomas stand damals in Rom nicht in Gunst). Auf keinen Fall

[17]) Heinrich Fries, Glauben — Wissen. Morus-Verlag, Berlin 1960.
[18]) Heinrich Fries, Die Religionsphilosophie Newmans, Schwabenverlag Stuttgart 1948.
[19]) Owen Chadwick, From Bossuet to Newman — The Idea of Doctrinal Development, Cambridge University Press 1957.

kann man zu dem Schluß kommen, Newmans Auffassung lasse sich mit der traditionellen katholischen nicht in Einklang bringen; richtig ist, daß sich in ihr ein vertieftes Geschichtsverständnis geltend macht, das vor dem 19. Jahrhundert einfach nicht zu erwarten war.

Eine Newman-Synthese. Am Schluß unseres Überblickes über die Newman-Literatur soll auf das bereits erwähnte Werk von dem belgischen Dominikaner J. H. Walgrave eingegangen werden[13]). Sein Gegenstand ist ebenfalls die „Entwicklung der christlichen Lehre". Indem Walgrave jedoch aufweist, daß Newman die Dogmenentwicklung nur als einen Sonderfall der Entwicklung von Ideen betrachtet, wird daraus der großangelegte Versuch einer Zusammenschau der Philosophie Newmans. Walgrave zielt die Mitte seines Denkens an. Er findet sie in der Lehre vom Gewissen. Unter dem Einfluß des Gewissens bildet der Illative Sense, den Walgrave vorzüglich als „dynamische Funktion des lebendigen Geistes" bestimmt, die ersten Prinzipien, von denen das ganze Denken eines Menschen ausgeht. Das grundlegende Prinzip ist für Newman die Überzeugung, daß die Vorsehung Gottes alles regiert. Ebenso wie die Bildung der ersten Prinzipien selbst steht auch die Fortentwicklung des Denkens aus ihnen unter dem Einfluß des Illative Sense. Wie Newman die Entwicklung im Individuum begreift, so auch innerhalb der Gesellschaft, also auch im Christentum: in der ursprünglichen Idee des Christentums sind alle Aspekte impliziert, die später herausgearbeitet werden. Die Kontinuität der ersten Prinzipien bleibt also gewahrt. In einem Punkte allerdings unterscheidet sich die Lehrentwicklung in der katholischen Kirche von anderen Entwicklungen: die Kirche besitzt eine unfehlbare Autorität, die letztgültig entscheidet, welche Entwicklungen mit der ursprünglichen Offenbarung übereinstimmen und welche nicht.

Walgrave stellt die Lehre Newmans nicht nur dar, er nimmt auch kritisch zu ihr Stellung (übrigens nicht nur zu ihr, sondern auch zur gesamten neueren Newman-Literatur). Vor allem kritisiert er Newmans Methode: Newman gehe, um die Gewißheit der menschlichen Erkenntnis der Offenbarung zu erweisen, stets nur vom gläubigen Subjekt aus. Das sei, da Newman andere Wege nicht ausschließe, zwar kein theoretischer, aber ein praktischer Psychologismus. Walgrave macht kein Hehl daraus, daß er selbst eine metaphysische Begründung vorzieht. Man wird bei der Lektüre des überaus gründlichen und kenntnisreichen Werkes den Eindruck nicht los, daß hier jemand spricht, der im Sinne Newmans eine „notional apprehension" vorzieht, während Newman doch ganz der Denker der „real apprehension" und des „real assent" war. Am deutlichsten wird das wohl bei der Behandlung des „Gottesbeweises aus dem Gewissen" (Walgrave, S. 229 ff. und 374 ff.): der Autor möchte Newman unter allen Umständen in die Tradition einordnen, möchte seinen „Beweis" in eine syllogistische Fassung bringen (S. 234), um dann festzustellen, daß das Argument zwar seinen Eindruck nicht verfehle, aber nicht schlüssig sei. Wir glauben, daß hier Boekraad in dem genannten Werk[4]) richtiger sieht, wenn er sagt, daß Newman keinen metaphysischen, sondern einen existentiellen Beweis vorlegt. Und was die Berechtigung der Methode Newmans anlangt, so geben wir dem französischen Dominikaner B. D. Dupuy recht, der in einer ausführlichen Rezension des Buches Walgraves[20]) anerkennt, daß Newman vom Subjekt ausgeht, aber hinzufügt, daß für Newman die ursprüngliche Reflexion des Subjekts die Erkenntnis des Objekts einschließt. Am klarsten

---

[20]) B. D. Dupuy, Bulletin d'histoire des doctrines: Newman. In: Revue des Sciences Philosophiques et theologiques, Tome XLV, Paris 1961, S. 125–176.

wird das an dem Fragment „Proof of Theism" (das Walgrave allerdings noch nicht kannte). Newman geht vom Gewissen aus: für ihn ist das „conscientiam habeo, ergo sum" die absolute, unantastbare Gewißheit. Das Gewissen, das eine unbezweifelbare Erstgegebenheit des Bewußtseins ist, schließt eine Sanktion und damit auch einen Richter und ein Gericht ein. „It is these feelings, which carry the mind out of itself and beyond itself, which imply a tribunal in future, and reward and punishment which are so special . . . I say this not from any abstract argument from the force of the terms but from the peculiarity of that feeling to which I give the name of Conscience."

Man kann bei Newman nicht von einem Psychologismus sprechen, sondern nur von einem Personalismus. Newman bildet zwar kein metaphysisches System, aber er gibt den Ansatz zu einer Metaphysik der menschlichen Person. Der Rezensent glaubt, das im IV. Band der Newman-Studien nachgewiesen zu haben[15]).

Linz a. d. D. Günter Rombold

Römische Erlässe und Entscheidungen

Bericht von Peter Gradauer

Änderungen in der Papstwahlordnung. Die Wahl des Papstes war wegen ihrer Wichtigkeit schon öfter Gegenstand der päpstlichen Gesetzgebung. Seit dem 8. Dezember 1945 ist das Papstwahlgesetz „Vacantis Sedis Apostolicae" in Kraft. Der gegenwärtig regierende Papst Johannes XXIII. hat nun durch das Motuproprio „Summi Pontificis electio" vom 5. September 1962 einige Bestimmungen der vorhin genannten Apostolischen Konstitution außer Kraft gesetzt bzw. geringfügig abgeändert und ergänzt. Anlaß dazu waren wohl die unliebsamen Vorfälle beim Tode des Papstes Pius XII., so besonders der Skandal um den Leibarzt des Papstes, Galeazzi-Lisi, sowie auch einige Rundfunkübertragungen aus dem Sterbezimmer des Papstes, die damals Aufsehen und Verärgerungen hervorgerufen hatten. Durch die jetzt erlassenen Bestimmungen sollen derartige Vorkommnisse für die Zukunft unterbunden werden.

Die wichtigsten der 20 neuen Bestimmungen lauten:

1. Beim Ableben des Papstes und nach dessen Tode ist es niemandem erlaubt, in dessen Privatgemächern irgendwelche fotografische oder Tonbandaufnahmen zu machen. Wer aber nach dem Tode des Papstes aus Gründen der Dokumentation solche Aufnahmen zu machen wünscht, muß dazu um die Erlaubnis des Kardinal-Kämmerers bitten, der jedoch die Erlaubnis nur für fotografische Aufnahmen geben darf, die den toten Papst mit den päpstlichen Gewändern bekleidet zeigen.

2. Nach der Beendigung der feierlichen Exequien wird die Menge der Gläubigen aufgefordert, die Peterskirche zu verlassen; der Leichnam des Papstes wird sodann durch das sogenannte Martha-Tor zur Beisetzung in die Krypta der Vatikanischen Basilika getragen. Dabei dürfen nur die jeweils ersten Kardinäle eines jeden Ordo, der Kardinal-Erzpriester von St. Peter, der letzte Kardinal-Staatssekretär des verstorbenen Papstes, einige Kanoniker von St. Peter und die Verwandten des Papstes teilnehmen sowie einige Handwerker, die zur Versiegelung des Sarges notwendig sind.

3. Wenn zur Zeit des Ablebens des Papstes das Amt des Kardinal-Kämmerers unbesetzt ist, muß ihn das Kardinalskollegium nach den hiezu aufgestellten Normen sogleich wählen. Vorher werden dessen Agenden vom Dekan des Heiligen Kollegiums geführt.

4. Während der Abhaltung des Konklaves dürfen die Privatgemächer des Papstes von niemandem bewohnt werden.

5. Die Prälaten der Apostolischen Kammer unterstehen während der Sedisvakanz dem Kardinal-Kämmerer.

6. Die Kardinäle, die Konklavisten und auch alle anderen, die zu Dienstleistungen beim Konklave herangezogen werden, müssen einen Eid schwören nach Formeln, die im Motuproprio enthalten sind und in denen besonders die Pflicht zur Verschwiegenheit betont wird.

7. Jeder am Konklave teilnehmende Kardinal darf einen, oder wenn er den Kardinal-Kämmerer darum bittet, zwei Begleiter ins Konklave mitnehmen; kranken und besonders pflegebedürftigen Kardinälen darf vom Kardinal-Kämmerer zusammen mit dem ersten Kardinal der einzelnen Ordines ein dritter Begleiter bewilligt werden.

8. Über die Eigenschaften der Konklavisten, die sich durch Rechtschaffenheit der Sitten, besondere Klugheit und aufrichtige Ergebenheit gegen den Apostolischen Stuhl auszeichnen müssen, sollen die damit betrauten Kardinäle vor dem Eintritt ins Konklave eine eingehende Prüfung anstellen und sie dann zulassen sowie nach dem Eintritt überwachen.

9. Den Konklavisten wird strenge aufgetragen, das Geheimnis hinsichtlich aller Vorgänge der Papstwahl im Konklave genauestens zu wahren. Daher soll alles, Worte, Schriften, Zeichen und anderes, vermieden werden, was zur Verletzung führen könnte. Die dieses Gesetz übertreten, verfallen der Exkommunikation latae sententiae, die dem Apostolischen Stuhl reserviert ist.

10. In Zukunft genügt für die Wahl wieder, wie es schon durch Jahrhunderte vorher gehalten worden ist, die Zweidrittelmehrheit der Stimmen. Nur wenn die Zahl der anwesenden Kardinäle nicht durch drei teilbar ist, wird zur Gültigkeit der Papstwahl um eine Stimme mehr erfordert.

11. Allen Kardinälen wird unter Erinnerung an die Gehorsamspflicht aufgetragen, daß sie zur sicheren Wahrung des Geheimnisses alle über das Ergebnis einer jeden Abstimmung gemachten Aufzeichnungen dem Kardinal-Kämmerer oder einem der drei ersten Kardinäle der einzelnen Ordines übergeben. Diese haben die Aufzeichnungen in einen Umschlag zu geben, zu versiegeln und im Archiv zu hinterlegen. Der Inhalt darf nur auf Geheiß des Papstes gelesen oder veröffentlicht werden.

12. Nach Konklave-Schluß obliegt es dem Kardinal-Kämmerer das amtliche Protokoll anzufertigen, welches von dem jeweils ersten Kardinal der drei Ordines gutzuheißen ist und welches das Stimmenergebnis der einzelnen Wahlgänge festhalten muß. Dieses Protokoll ist in versiegeltem Umschlag im Archiv aufzubewahren. Es darf von niemandem eingesehen werden, wenn es nicht der Papst ausdrücklich erlaubt.

13. Ebenso wird verboten, daß jemand, auch wenn er im Range eines Kardinals ist, schon zu Lebzeiten des Papstes und ohne sein Wissen Vorschläge ausarbeitet für die Wahl seines Nachfolgers, Werbung betreibt für eine bestimmte Stimmenabgabe oder in privaten Zusammen- oder Übereinkünften darüber etwas beschließt.

14. Wenn der neue Papst gewählt ist und er zur Wahl seine Zustimmung gegeben hat, ist das Konklave rechtlich geschlossen. Dann sollen alle Prälaten zum neugewählten Papst Zutritt haben, die mit ihm das besprechen müssen, was nun notwendig geregelt werden muß. (AAS, 1962, Nr. 11, S. 632–640.)

Die schon verschiedentlich geäußerte Befürchtung, daß durch die neue Ordnung in Hinkunft auch der berühmte Ofen in der Sixtinischen Kapelle, in dem die Stimmzettel verbrannt werden, und die aus dem Schornstein qualmende „fumata“ wegfallen, besteht nicht zu Recht, da die Abschaffung der Verbrennung und die gleichzeitige Anordnung der Archivierung sich nur auf die privaten Aufzeichnungen der Kardinäle (Nr. 87) und nicht auch auf die amtlichen Stimmzettel (Nr. 86) bezieht.

Vom Missionsfeld

Die Kirche in Afrika heute

Von Johann Bettray

I. „Uhuru, Uhuru! Freiheit, Freiheit!“ war der Gruß der Bewohner Tanganjikas vor der Befreiung. Ähnlich riefen es alle afrikanischen Völker vor und während der ersten Zeit der jungen Freiheit. Sicher werden sie es heute noch ebenso rufen, aber, nach den Erfahrungen der ersten Zeit, wahrscheinlich weniger enthusiastisch, weniger leidenschaftlich. Es dürfte nicht wenige geben, die sich heute nach den Fleischtöpfen der Kolonialzeit sehnen. Die Tatsache der politischen Freiheit von fast ganz Afrika liegt vor, unwiderruflich. Das Rad der Geschichte läßt sich nicht zurückdrehen. Es ist ein gigantischer Prozeß, der sich seit 1956 vollzogen hat;

denn die wenigen Staaten, die vorher die Freiheit erlangt hatten oder sie überhaupt besaßen, lassen sich an einer Hand abzählen. Liberia, der von schwarzen Rückwanderern aus Amerika an der West-Südküste am 26. Juli 1847 gegründete Staat blieb über hundert Jahre der einzige frei gewordene Staat Afrikas. Ägypten ist zwar seit 1922 unabhängig, blieb aber praktisch im Verband des englischen Imperiums. Ähnlich Südafrika, das seit 1910 eine unter der Oberherrschaft Englands stehende eigene Regierung hat. Äthiopien war, wenn man von der kurzen Spanne der italienischen Okkupation absieht, nie abhängig. Bis 1951 waren diese Staaten (mit den angegebenen Einschränkungen) die einzigen unabhängigen Staaten Afrikas. Dann begann das sichtbare Abbröckeln des Kolonialismus. 1951 wurde Libyen frei (24. Dezember). 1952 wird Eritrea als autonomes Bundesland an Abessinien angeschlossen (11. September). 1953 Ägypten (15. März). Dann bleibt es bis 1956 ruhig. In diesem Jahr kam es zur Befreiung des Sudan (1. Jänner), Marokkos (2. März) und Tunesiens (20. März). 1957 wird nur Ghana frei (6. März). 1958 sieht die Befreiung Guineas (2. Oktober). Im gleichen Jahr konstituiert sich die RAU (1. Februar). Abgesehen von Ghana und Guinea waren die bis dahin frei gewordenen Staaten stärkstens von islamitischen und arabischen Elementen des Nordens oder Nord-Ostens bestimmt. Negerafrika war weniger in Erscheinung getreten. Das wurde mit dem Jahre 1960 anders. Dieses wird mit Recht als das „Jahr Afrikas" in die Geschichte eingehen, erlangten doch damals 17 ehemalige Kolonialgebiete die politische Freiheit. Kamerun (1. Jänner), Togo (27. April), Mali (20. Juni), Senegal (20. Juni), Kongo-Leopoldville (30. Juni,) Madagaskar (1. Juli), Somalia (1. August), Dahomey (1. August), Niger (3. August), Obervolta (5. August), Elfenbeinküste (6. August), Tschad (11. August), Zentralafrikanische Republik (13. August), Kongo-Brazzaville (15. August), Gabon (17. August), Nigeria (1. Oktober), Mauretanien (28. November). Damit war außer Algerien ganz Französisch-Afrika frei. Britisch-Afrika in einigen westlichen Teilen. Frankreich hatte die Zeichen der Zeit wohl erkannt. Es bemühte sich von Anfang an, den frei gewordenen jungen Staaten in geduldiger und großzügiger Art weiterzuhelfen. Stellt man die neue deutsch-französische Freundschaft in diesen Zusammenhang hinein, bedenkt man die Wirtschaftskraft dieser europäischen Industriestaaten, hält man sich die zentrale Lage Afrikas innerhalb der fünf Kontinente vor Augen, dabei auch seine Nähe bei Europa, so versteht man leicht die Möglichkeit Europas, Afrika in seinem Vorwärtsstreben zu helfen, aber auch die Gefahr, die darin liegt, wenn Afrika Europa geistig und wirtschaftlich entfremdet würde.

Im Jahre 1961 wurden drei Staaten frei: Sierra Leone (27. April), Süd-Afrika, das sich unter dem 31. Mai aus dem Commonwealth löste und sich zur Republik erklärte; Tanganjika (9. Dezember). Das Jahr 1962 ist für vier Länder das Jahr der Freiheit: Burundi (1. Juli), Ruanda (1. August), Algerien (3. August), Uganda (9. Oktober). Von den englischen Gebieten warten noch Kenya und die Zentralafrikanische Union (Rhodesien und Nyassaland) auf die Befreiung. Eine sehr eigentümliche Stellung nehmen die spanischen und portugiesischen Gebiete Afrikas ein. Mozambique, Angola und Portugiesisch Guinea sowie einige Inseln sind auch heute noch trotz aller Bemühungen der UNO dem kleinen Portugal verbunden; ebenso Spanisch-Sahara und Spanisch-Guinea dem Lande des Caudillo. England verwaltet neben den genannten Gebieten im Osten und Süden nur noch das kleine Gambia im äußersten Westen.

Afrika hat eine Nord-Süd-Erstreckung von fast 8000 Kilometern, eine Ost-West-Erstreckung von 7600 Kilometern. Es umfaßt eine Fläche von 29,921.000 Quadratkilometern und ist damit dreimal so groß wie Europa. In diesem kompakten Riesenkontinent wohnen 243,093.375 Menschen. Das bedeutet, daß die Bevölkerungsdichte pro Quadratkilometer 8,1 beträgt. Die Unterscheidung der Bevölkerung in „Weiß- und Schwarzafrika" darf gemacht werden, wobei man unter „Weißafrika" neben jenen, die im Laufe der letzten Jahrhunderte besonders im Süden eingewandert sind, vor allem die Berberiden, die Mediteranen und Orientaliden Völker des Nordens versteht. Der äthiopide Typ ist als eine „Kontaktform" zwischen Weiß und Schwarz anzusehen. Bei den Schwarzen werden Palänegride (Kongo, südwestliche Küstengebiete), Nilotide (Teile von Kenya und Uganda, Sudan, Zentralafrika, Tschad), Kafride (der ganze Osten bis Südosten, Angola, Zentralafrika, Madagaskar) und Sudaniden unterschieden. Hinzu kommen Alttypen in Madagaskar (Palämongolide), in Südwestafrika (Khoisanide), in Zentralafrika (Pygmide).

Legt man die politische Karte auf diese Bevölkerungsgliederung, erkennt man sofort die äußerst willkürlich vorgenommene politische Teilung Afrikas, wie sie durch den Kolonialismus zustande gekommen ist und in der Zukunft wohl noch große Schwierigkeiten mit sich bringen wird. Aber auch dann, wenn man die Aufspaltung dieser großen Rassengruppen in die zahllosen kleineren Stämme untersucht, ergibt sich politisch kein günstigeres Bild. Ebensowenig wenn man bedenkt, daß von den Bewohnern Afrikas 800 bis 1000 Sprachen gesprochen werden. Für den Kongo-Leopoldville werden allein 518 Bantusprachen erwähnt. Das hängt mit dem Urwald und seinem geringen Verkehr zusammen. Dort, wo der Verkehr günstiger ist, haben sich auch

größere Sprachengruppen entwickelt, auch Verkehrssprachen wie das Arabische, Kisuaheli, Haussa und Mande neben anderen kleineren Gruppen.

II. Afrika ist zu einer großen Arena in religiöser Hinsicht geworden. Im besonderen nehmen sich die Bemühungen des Christentums und des Islams wie ein gigantischer Wettlauf aus. Die katholische Kirche ist im Norden des Landes eindeutig im Nachteil. Algier hat Hunderttausende von Katholiken durch die Rückwanderung verloren. Ähnlich ist es in Tunis. Dort gab es 1951 noch 211.000 Katholiken, 1962 aber nur noch 100.000. Ägypten hatte 1951 noch 200.000 Katholiken, 1962 nur noch 150.000. Auch in Libyen, Marokko und Somalia ist die Zahl der Katholiken zurückgegangen. Es muß leider angenommen werden, daß auch im Sudan, in dessen Süden die Kirche eine blühende Entwicklung hatte, bald ähnliche Dinge passieren werden. Ist doch dort eine regelrechte Christenverfolgung im Gange. Es ist zwar richtig, daß die Statistiken über die Erfolge des Islam unter den Schwarzen Afrikas mit größter Vorsicht aufgenommen werden sollten. Dennoch wird man mit mindestens 100 Millionen Islamiten rechnen müssen. Im Sudan, in manchen Gebieten West- und Ostafrikas macht der Islam geradezu alarmierend bedrohliche Fortschritte. Der Kampf geht um die „noch" verbliebenen zirka 83 Millionen Menschen mit Naturreligion. Um diese ringen auch die Protestanten. Wenn die Zahlen richtig sind, wären 23 Millionen Protestanten in Schwarzafrika ein gewaltiger Fortschritt.

Die katholische Kirche steht aber auch nicht schlecht da. Eine Gesamtstatistik gibt für 1961 in den Propagandagebieten 22,048.376 Katholiken an. Hierin nicht enthalten ist die Zahl der Katholiken Nordalgeriens. Die große Mehrheit der dortigen Franzosen wurde repatriiert, so daß die demographische Struktur dieses Landes völlig verändert wurde. Man zählte in Gesamtalgerien 1951 877.244 Katholiken, von denen aber nur 13.975 in Propaganda-Algerien wohnen. 1961 war die Zahl der Katholiken in Propaganda-Algerien auf 58.387, die Gesamtzahl auf 948.393 gestiegen. Für Tunis werden 1962 noch 100.000 Katholiken gezählt, für Ägypten 150.000, für Äthiopien weist die Statistik im Jahre 1961 in den Propagandagebieten und Gebieten der Ostkirche insgesamt 124.830 Katholiken oder 6,2 Prozent der Bevölkerung auf, eine Zahl, die aber vom statistischen Amt der Propaganda eher skeptisch betrachtet wird. Wenn die Zahlen der Katholiken für Port. Afrika (2,550.400) im Jahre 1962 nicht zu optimistisch sind, wenn man diese insgesamt 3 Millionen zählenden Katholiken jenen der Propagandagebiete hinzuzählen darf, so ergäbe das einen Totalbestand von über 25 Millionen. Indessen darf diese Statistik nach oben korrigiert werden. Denn aus einer am 26. Jänner d. J. von der Propaganda herausgegebenen Statistik ergibt sich durch Vergleich mit der obigen Zahlen zugrunde gelegten Statistik vom 14. November 1962, daß zum Beispiel in Westafrika fast 1 Million Katholiken mehr berechnet werden konnten. Für das Zentrum ist eine Steigerung von mehr als 1,2 Millionen festzustellen. Für Südafrika ist die Liste der Vergleichszahlen nicht vollständig, aber auch hier ein Wachstum von über 191.000. Im Osten ein Zuwachs von über 616.000. Für Inselafrika wird ein Wachstum von über 96.000 angegeben. Man darf also heute mit rund 28 Millionen Katholiken rechnen, eine Zahl, die gut begründet ist.

III. Wie ist es nun mit der Organisation der Kirche Afrikas? Ein oberstes Netz von Organisation ist durch die sechs Apostolischen Delegaturen und drei Apostolische Internuntiaturen gegeben. Delegaturen sind errichtet in Dakar, Lagos, Leopoldville, Pretoria, Nairobi, Tananarive. Internuntiaturen in Monrovia, Addis Abeba und Dakar für Senegal. Träger dieses Amtes in Dakar ist Erzbischof Maury, zugleich Delegat für Westafrika.

Auf einer Pressekonferenz von Anfang Jänner dieses Jahres zu Rom machte der schwarze Erzbischof Hyazinth Thiandoum von Dakar bekannt, daß es in Afrika 299 Bischöfe gibt, von denen 69 Schwarze sind. Insgesamt zählt man 73 afrikanische Bischöfe, müssen doch auch einige weiße Bischöfe Afrikas in diese Aufstellung mit einbezogen werden. Die afrikanische Kirche ist in 20 Bischofskonferenzen gegliedert, die wiederum in 9 regionale Konferenzen zusammengefaßt sind. Diese sind in einer Vollversammlung geeint, an deren Spitze Kardinal Rugambwa, Bischof von Bukoba in Tanganjika, steht. Der schwarze Erzbischof Baptist Zoa von Yaunde und der weiße Bischof (Holländer) Josef Blomjous von Mwanza-Tanganjika sind Sekretäre dieser Plenarkonferenz der afrikanischen Bischöfe für die französische bzw. englische Sprachengruppe. Ihnen stehen zwei Sekretäre zur Seite. Die Konferenz entstand zu Beginn des Konzils und kam bis jetzt dreimal zusammen. Einzigartig die Tatsache, daß man analog den Konzilskommissionen eigene Kommissionen für die Behandlung der entsprechenden Fragen innerhalb der Konzilsmitglieder aus Afrika bildete, die die einzelnen Fragen vom afrikanischen Standpunkt aus behandeln sollten. Die einzelnen kirchlichen Regionen decken sich so ziemlich mit den früheren politischen Gliederungen, eine Regelung, die einerseits bestimmt ist von der gemeinsamen Vergangenheit, Schule, Sprache Erziehung, andererseits aber auch von den besonderen Verhältnissen.

Wie rasch die Zahl der afrikanischen Bischöfe wuchs, erkennt man aus den Jahren ihrer Ernennung. Der älteste von ihnen ist Josef Kiwanuka, Erzbischof von Rubaga in Uganda (seit 1939). Sein madagassischer Amtsbruder Ramarosandratana ist schon gestorben. Er wurde zusammen mit Erzbischof Kiwanuka geweiht. Die nächsten Weihen oder Ernennungen afrikanischer Bischöfe fanden statt: 1940 einer, 1946 einer, 1947 zwei, 1948 zwei, 1949 einer, 1950 zwei, 1951 drei, 1952 drei, 1953 einer, 1954 einer, 1955 vier, 1956 vier, 1957 sechs, 1958 drei, 1959 vier, 1960 zwölf, 1961 zwölf, 1962 zehn. Die einheimischen Bischöfe verteilen sich auf folgende Staaten oder Gebiete: Ägypten sechs, Basutoland zwei, Burundi zwei, Camerun drei, Congo-Leopoldville zehn, Congo-Brazaville einer, Dahomey einer, Elfenbeinküste einer, Eritrea-Äthiopien vier, Gabon einer, Ghana drei (nicht einberechnet der schwarze Bischof Josef Bowers, der aus Amerika stammt), Guinea einer, Kenya zwei, Madagaskar drei, Mali einer, Nigeria fünf, Nyassaland einer, Obervolta zwei, Ruanda drei, Senegal zwei, Sudan einer, Tanganjika acht, Togo einer, Uganda zwei, Union Südafrika sieben. Man sieht sofort, daß sich das Hauptgewicht der Kirche auf Zentralafrika verteilt. An der Spitze steht Ruanda, wo von vier Bischöfen drei Afrikaner sind. Von den afrikanischen Bischöfen ist einer Kardinal (zugleich residierender Bischof) Laurean Rugambwa, einer Patriarch (Sidarouss Stephanos I. Alexandrien), 20 Erzbischöfe, 34 residierende Bischöfe, 17 Auxiliarbischöfe. Neben 56 residierenden Bischöfen gibt es also 17 Koadjutoren.

Wenngleich die Mehrung des afrikanischen Klerus nicht so rasch vorangeht wie die Ernennung der schwarzen Bischöfe, so darf man aber auch von ihm sagen, daß er ständig wächst. Während 1949 insgesamt 7500 Priester in den Propagandagebieten Afrikas wirkten, von denen 1080 Afrikaner waren, hat sich die Zahl der Priester in denselben Gebieten im Jahre 1961 auf 12.562 erhöht: von diesen sind 2277 Afrikaner. Man kann also ein langsames Wachstum des afrikanischen Klerus gegenüber dem auswärtigen Klerus feststellen. Nimmt man noch den einheimischen Klerus jener Gebiete hinzu, die nicht der Propaganda unterstehen, so kommt man auf über 2500 afrikanische Priester. In Afrika wirken demnach für rund 28 Millionen Katholiken zwischen 14.000 und 15.000 katholische Priester. Der zahlenmäßige Einsatz des Klerus ist beträchtlich, wie man sieht, aber man muß dennoch feststellen, daß die Zahl der Priester nur die Hälfte jener ausmacht, die notwendig wären, um nur die Katholiken und Katechumenen betreuen zu können. Die „Gefahr der Erstickung" ist also bei weitem nicht behoben. Die Verteilung der afrikanischen Priester in den Propagandagebieten ist wieder aufschlußreich für die Schwerpunktbildung des Christentums in Afrika. Die Propaganda gibt für ihre Gebiete im Jahre 1959 im Norden nur 32 einheimische Priester an. Im Westen 264, im Zentrum 736, im Süden 297, im Osten 533, auf den Inseln 220.

Der priesterliche Nachwuchs? Wir halten uns hier an einen Bericht des Petruswerkes vom Mai 1962. Allgemein ist zu sagen, daß der priesterliche Nachwuchs in Afrika, verglichen etwa mit jenem vieler europäischer Länder, durchaus zufriedenstellend ist. So gut wie die Situation etwa in Japan ist, wo die Zahl der einheimischen Priester jener der Seminaristen in höheren Studien gleich ist, ist sie allerdings in Afrika nicht. Aber sie ist nicht einmal um ein Drittel geringer. Das Petruswerk gibt in seinem Bericht 41 große Seminarien mit 1806 Studenten an. Fünf dieser Seminarien sind unabhängig von der Propaganda. Kleine Seminarien besitzt Afrika 165. In diesen bereiten sich nach dem gleichen Bericht 18.328 Schüler auf die höheren Studien vor. Elf der kleinen Seminarien sind unabhängig von der Propaganda. Es ist aufschlußreich, daß von den 10 größten Subsidia extraordinaria (nach der gleichen Darstellung) allein sechs auf Afrika entfallen, und da wiederum drei auf das Zentrum, zwei auf den Osten und eines auf den Süden. Also genau entsprechend der zahlenmäßigen Stärke des Christentums

Weiter wirken am Aufbau der afrikanischen Kirche mit: 4676 Brüder, 21.437 Schwestern und 81.364 Katechisten (Angaben von 1959). Die genaue Aufschlüsselung der Brüder und Schwestern in auswärtige und einheimische wird leider nicht geboten. Aber bereits 1960 sprach man allein in den Gebieten der Propaganda von mindestens 8000 afrikanischen Schwestern.

Die Kirche besteht aus Klerikern und Laien. Sozusagen zwischen ihnen steht der Ordensstand. Er ist der besondere Stand der Nachfolge Christi. Die Qualität des Christentums muß sich notwendig darin zeigen, ob eine Christenheit auch das Ordensleben hervorbringt. Nun ist es in Afrika so, daß die Missionare meist aus Orden oder Kongregationen kommen. Der Anschluß an die Gemeinschaft dieser Väter oder Mütter im Glauben wäre also verständlich. Ein Testfall für die Wirkung des Christentums aber ist es, ob der Schwarze auch Verständnis für das beschauliche Leben hat. Tatsächlich haben die Benediktiner klösterliche Niederlassungen in Angola, in beiden Kongo, in Ruanda-Urundi, Transvaal, Tanganjika, Kamerun und auf Madagaskar. Trappistenniederlassungen finden wir in Kamerun, Kongo, Uganda, Madagaskar. Die Karmelitinnen haben Klöster in Senegal, Kamerun, Kongo, Ruanda, Kenya, Südafrika und Mada-

gaskar. Trappistinnen sind im Kongo, Benediktinerinnen in Kamerun und Kongo. Diesen Gruppen gehören auch die verschiedenen Niederlassungen der Kleinen Brüder und Schwestern des Charles de Foucauld an. Die meisten dieser Gründungen datieren aus den letzten Jahren. Alle bemühen sich, schwarze Kandidaten in ihre Gemeinschaft aufzunehmen und vor allem das Ordensleben weitgehend den Verhältnissen und der Lebensart der Schwarzen anzupassen.

IV. Vor welchen Aufgaben steht die afrikanische Kirche heute? Sie steht im großen Strom des aufbrechenden Afrika. Und gerade die katholische Kirche hat die Aufgabe, echte Antworten auf die heutigen Notwendigkeiten zu geben. Vermag sie das? Es ist gewiß nicht schwer, zahlreiche Zeugnisse eines echten und nicht selten heroischen Christentums zu finden. Aber darüber hinaus wird man die Worte von Exzellenz Gantin, Erzbischof von Cotonou in Dahomey zu beachten haben: „Viele Christen folgen einem doppelten Glauben und einer doppelten Moral." „Sie glauben an Christus, aber vergewissern sich auch des Schutzes der Clangottheiten. Sie akzeptieren die christliche Moral in ihren großen Linien, aber was den Begriff der menschlichen Persönlichkeit, des Kindes oder der Frau betrifft, paßt sich ihre Uffassung spontan den Gebräuchen des Stammes an ... Dieses unechte Christentum läuft Gefahr, ein Leben hervorzubringen, das ein großes Hindernis ist für ein Leben, das dem Evangelium entspricht." Man wird dieses Wort sehr weit auf Zentralafrika ausdehnen müssen, denn Berichte aus Uganda, Kongo, Kamerun sagen übereinstimmend dasselbe. Die Folgerung der Mutlosigkeit oder des Rückschlusses auf minderwertiges Arbeiten der Missionare aus diesen Tatsachen wäre allerdings verfehlt. Viele dieser Phänomene wird man auf die augenblickliche Situation mit ihrer Unruhe, ihrem überschäumenden Nationalismus zurückzuführen haben. Einige akute Fragen in Afrika seien hervorgehoben.

1. Die Lage der Kirche in den überwiegend islamitischen Ländern ist nicht leicht. Der Islam ist Staatsreligion, d. h. es besteht eine politische und kulturelle Verbindung dieser jungen Staaten mit der Religion des Propheten. Das Missionswerk ist praktisch abhängig von der Gutwilligkeit der örtlichen Autorität. Ein Fanal war die Übernahme der Kathedrale von Algier durch den Islam. Tiefe Besorgnis weckt die Verfolgung im Sudan. Persönlichkeiten allerdings wie Erzbischof Duval von Algier, der im unseligen algerischen Krieg eine so hervorragende Rolle gespielt hat, ferner die schulische und karitative Tätigkeit der Kirche in Nordafrika geben die Hoffnung, daß die Kirche respektiert bleiben wird. In seinem Vorbereitungsschreiben zum Konzil an seine Diözesanen gibt Erzbischof Duval die Marschroute für die Zukunft an: „Die fundamentale Richtung des Apostolates muß die Ehrfurcht vor dem Menschen sein ..., eine Liebe ohne Eigeninteresse, eine universale Liebe mit der logischen Konsequenz, sich besonders um die Kleinen, Armen, Verlassenen zu kümmern, um jene, die leiden ... Im Glanze unserer Bruderliebe wird die heutige Welt das finden, was sie unbewußt sucht: die Offenbarung der unendlichen Liebe Gottes." Besonders delikat ist die Lage der Kirche in Ägypten. Der Bischof von Tebe Luksor, Msgr. Ghattas, ein Ägypter, Hirte von 14.748 Katholiken unter drei Millionen Bewohnern, lebt mit seinen Gläubigen unter Islamiten und Orthodoxen. Er fordert den ernsten Versuch, mit den Muselmanen in ein Gespräch zu kommen. Er sieht größere Möglichkeiten dafür durch die Tatsache, daß Ägypten heute frei ist und meint, es wäre gut, wenn zu Rom eine permanente Kommission für die Beziehungen zwischen Katholiken und Islamiten bestände. 150.000 Katholiken Ägyptens sind eine verschwindende Minderheit. Wenn man aber mit den drei Millionen Kopten des Landes zu größerer Einheit kommen könnte, hätte man auch gegenüber dem drückenden Einfluß des Islams stärkeren Schutz.

2. Vom 25. bis 28. Mai 1962 fand zu Rom unter der Präsidentschaft des Dichters und Publizisten Alioune Diop ein Kongreß der „Afrikanischen Kulturgemeinschaft" statt. Der französische Jesuit Pater Jean Daniélou nahm daran teil. Am Schluß des Kongresses gab man eine Denkschrift heraus: „Die afrikanische Persönlichkeit im katholischen Leben". Aufbauend auf der Tatsache der psychologischen und kulturellen Eigenständigkeit einer Rasse und deren einzelnen Vertreter, ausgehend von der Aufnahme aller Rassen und Kulturen in die katholische Kirche, forderte man eine „Übersetzung der christlichen Botschaft" in die afrikanische Geistigkeit auf allen Gebieten. Man sprach von einer spezifischen Berufung der afrikanischen Heiligkeit, die für die Kirche ihre besonderen Werte hat und erklärte: „Es gibt einen Typ der Geistigkeit, der besonders afrikanisch ist, wenngleich bis jetzt nur sehr wenige Afrikaner kanonisiert sind. Diese müssen mit Hilfe ihres Beitrages aus dem geistigen Erbe Afrikas das Erbe der allgemeinen Kirche bereichern." Man möchte die Formung christlicher Gebete im Anschluß an altes afrikanisches Geistesgut, die Aufnahme der Martyrer von Uganda in den allgemeinen Heiligenkalender der Kirche, die Auswertung des afrikanischen Totenkultes und seiner geistigen Elemente für die Verehrung der Heiligen, die stärkere Betonung afrikanischer Geistigkeit in den Seminarien und Katechistenschulen. Vergleicht man diese Forderungen mit obigen Worten des Erzbischofs Gantin, so wird man jedenfalls ihre Wichtigkeit nicht abstreiten wollen. Ihre Verwirklichung

aber wird noch ernstes und gediegenes Studium voraussetzen müssen. Der Umschwung zugunsten der „Négritude" ist ja überhaupt etwas sehr Auffallendes bei den Afrikanern. Daß solche Forderungen heute gestellt werden, ist nicht selbstverständlich. Lange Zeit schien es nämlich so, als wenn die Afrikaner ihre eigene Kultur preisgeben wollten. Heute kündet sich eine Rückbesinnung auf die eigenen kulturellen Werte an, ohne daß darin eine einfache Rückkehr zu alten Stammesorganisationen und Gebräuchen liegen könnte. Man kann jedenfalls nicht den Missionaren einseitig den Vorwurf machen, daß sie sich zu wenig um die Förderung afrikanischer Eigenart gekümmert hätten, da sie doch gerade in diesen Bereichen nicht selten von den Schwarzen Widerstand erfuhren, die hinter solchen Absichten leicht den Versuch witterten, sie in ihrer Rückständigkeit zu erhalten. Wenn es heute Männer wie Diop und Senghor gibt, dann sind auch sie nicht anders zu erklären als durch die Begegnung mit dem Westen und mit dem Christentum und durch die Weckung ihres Afrikanertums durch die christlichen Werte.

3. Unter den vielen Afrika heute bedrängenden Fragen kommt der sozialen Frage eine immense Bedeutung zu. Es sei erinnert an die Auflösung der alten Stammesgemeinschaften, wie sie vor allem durch die nicht auf Menschen Rücksicht nehmende Zusammenballung von Industrien und Städten zustande gekommen ist. Dadurch geschah es, daß die Familie, die an sich schon durch Polygamie und das Problem der Mitgift großen Gefahren ausgesetzt ist, schwerstens bedroht wurde. Leben doch Hunderttausende von Männern von ihren Familien getrennt. Sie stehen im leeren Raum, sowohl geistig wie auch sozial. Hier mag meist die Ursache dafür liegen, daß der Alkoholismus und das Verbrechertum eine akute Gefahr für den schwarzen Menschen darstellen. Auch das Problem der Evoluierten, jener Menschen mit Schulbildung, aber ohne Möglichkeit sie richtig einzusetzen, spielt sozial eine große Rolle, insofern diese Kreise es sind, die für radikale Strömungen anfällig sind. Mit der Bildung von Industrien und dem Emporwachsen von Städten ist auch das Problem der Landflucht und damit eine direkte Gefahr für die Landwirtschaft Afrikas in großen Gebieten gegeben. Und doch müßte man sich darüber klar sein, daß die Landwirtschaft die wirtschaftliche Grundlage Afrikas darzustellen hat. Und trotz mancherlei Fortschritte bleibt der Analphabetismus immer noch eine ungelöste Schwierigkeit. Elend und Krankheiten der verschiedensten Art bedrohen das Leben der Afrikaner auch heute noch, ja, im Augenblick sogar wieder stärker. Das sind die verschiedensten Übel, die in den sozialen Sektor hineinfallen. In diesen gewaltigen Komplex gehört auch die Rassenfrage hinein, die zwar nicht für ganz Afrika akut ist, aber auch nicht auf Südafrika, ebensowenig wie auf die Spannungen zwischen Schwarz und Weiß, beschränkt ist. Die Kirche ist sich aller dieser Problemc bewußt. Eine Schilderung ihrer Lösungsversuche müßte sehr breit und im einzelnen geschehen, doch reicht dafür nicht der Raum. Ein wichtiges Wort in dieser Richtung, das eine allgemeine Lösung angibt, sprach Msgr. Malula, Bischof von Leopoldville, als er sich zur materiellen Hilfe der europäischen Katholiken für Afrika äußerte: „Die Übung der materiellen Liebe darf nicht auf Kosten der geistigen Liebe geschehen. Gewiß sind die Notwendigkeiten auf menschlichem Gebiet enorm. Aber es gibt andere, wichtigere und dringendere, sie sind religiösen Charakters: Aufbau von Kirchen (oder Kapellen), Unterhalt der Katechisten, der Katechumenate und neuer Institutionen, die sich um das geistige Wohl der Afrikaner kümmern." Uns scheint diese Antwort nicht übertroffen werden zu können. Wenn den Afrikanern die geistige Ausrichtung fehlt, gibt es auch keine Klarheit in den Fragen der materiellen Not.

4. Daß in allen diesen Dingen den Laien eine besondere Rolle zukommt, ist mehr als klar. Zunächst jenen Laien, die unmittelbar und direkt Mitarbeiter in der Evangelisierungsarbeit sind, den Katechisten. Sie haben in der Vergangenheit der Kirche Afrikas unendlich viel Gutes getan. Sie waren Bahnbrecher des Missionars in heidnischen Gebieten, ihre Begleiter, ihre Stellvertreter. Die Katechisten waren treue Katholiken, tüchtige Missionare und lebten ihren Landsleuten ein christliches Familienleben vor. Kein Wunder, wenn ihre Familien es waren, aus denen die ersten Priester und Ordensberufe hervorgingen. Wohl ging ihre Bedeutung im Laufe der Zeit etwas zurück, doch sind sie auch heute noch, wie ihre Zahl beweist, unersetzlich. Eine Lösung der dringenden Personalfrage im kirchlichen Raum durch verheiratete Diakone ist möglich, scheint aber im afrikanischen Episkopat noch diskutiert zu werden. Bedenkt man, daß die meisten Theologiestudenten nicht zum Ziele des Priestertums kommen und nach Abbruch der theologischen Studien in einen Beruf wechseln, der dem erstrebten Ziel wenig entspricht, ja der Kirche oft genug verlorengehen, so wird man dieser Frage doch wohl positiv näher treten müssen. Laien sind auch notwendig für das katholische Schulwesen. Bei mancherlei Problemen des Missionsschulwesens führt die Missionsschule, wenn sie christlich geleitet wird, aber doch zu einer Vertiefung des Christentums. Wenn die einzelnen Grade mehr und mehr Laien übertragen werden könnten, wären viele Priester für ihre eigentliche Aufgabe der Seelsorge und Missionierung

frei. So könnte der Übelstand vermieden werden, daß, wie im Kongo, 50 Prozent aller Priester mit Schulfragen okkupiert sind.

Doch genügt auch das nicht. Wenngleich aus manchen Teilen Afrikas nach der Befreiung nicht gerade ermutigende Nachrichten über den kulturellen Fortschritt gekommen sind, im Gegenteil sogar solche, die von einem starken Rückschlag berichten, und das deshalb, weil es an den leitenden europäischen Laien fehlte, so wird sich das Rad der Geschichte, wie gesagt, nicht zurückdrehen. Afrika wird letztlich nicht in Barbarei zurückfallen. Dafür war die kulturelle Begegnung mit Europa zu intensiv, studieren heute zu viele Afrikaner an westlichen Hochschulen, sind die afrikanischen Führer zu sehr mit dem brennenden Wunsch erfüllt, ihre Länder voranzubringen. Der Ruf nach Laien bedeutet heute vor allem Ruf nach Ärzten, Juristen, Volkswirtschaftlern, Technikern und Experten für die verschiedensten Erwerbszweige, tüchtigen Politikern, Sozialwissenschaftlern, Gewerkschaftsfunktionären und ähnlichen Fachleuten. Man hat den europäischen Mächten, nicht selten zu Recht, immer wieder den Vorwurf gemacht, sie vernachlässigten die Heranbildung der schwarzen Intelligenzschicht. Tatsache ist aber dennoch, daß das Universitätswesen Afrikas seit wenigen Jahren einen mächtigen Aufschwung genommen hat. Die katholische Kirche ist hier aus Mangel an Mitteln und Gründen äußerer Hemmung noch zurück. Außer der Universität der Oblatenmissionare in Roma-Basutoland und Lovanium bei Leopoldville, gibt es keine katholische Universität. Wohl liegen mehrere Pläne zur Errichtung neuer katholischer Universitäten vor. Möchte es wenigstens gelingen, die vorhandenen staatlichen Universitäten mehr und mehr mit christlichen Professoren zu beeinflussen.

5. Da sind noch andere Fragen, die als Probleme oder Wege der afrikanischen Kirche vor uns liegen. Die Kirche hat angesichts der an vielen Orten zerfallenden alten afrikanischen Gesellschaftsordnung in ihrer Liturgie eine ausgezeichnete Möglichkeit, dem Gemeinschaftssinn und Bedürfnis der Schwarzen entgegenzukommen. Dazu sagte Msgr. van Cauwelaert, Bischof von Inongo-Kongo: „Die Liturgie braucht einen stärkeren Gemeinschaftssinn. Alle Zeremonien des Kultes müssen Ausdruck einer Einheit der Gemeinschaft der Gläubigen mit Christus sein ... In den Akten des Kultes darf es keine Barriere zwischen dem Priester ... und den Gläubigen geben. Alles muß vollständig verständlich sein ... Jede Funktion soll die Gläubigen an den Sinn ihrer Sendung erinnern. Sie muß ihnen die Kraft geben, der Welt die Botschaft unseres Heiles in der Einheit mit Christus zu verkünden und ihr familiäres und soziales Leben zu heiligen. Dabei muß sich die Liturgie an die Gebräuche und Gewohnheiten der Afrikaner anpassen." Zum gleichen Problem sagte Msgr. Malula: „Wenn uns das nicht gelingt (der Einbau afrikanischer Riten in das christliche Rituale), dann tragen wir zum Werden religiöser und prophetischer Sekten bei, die einen schwarzen Christus und einen Messias der schwarzen Rasse fordern." Daß diese Gefahr nicht eingebildet ist, beweist die Tatsache, daß die Früchte von 150 Jahren protestantischer Missionsarbeit in Afrika vom Sektenwesen vernichtet zu werden drohen und daß es auch katholische Sekten in Afrika gibt. Es sollte eine so organische Verbindung der christlichen Zeremonien und afrikanischem Brauchtum vorhanden sein, daß die Afrikaner gar nicht das Bedürfnis hätten, etwa nach einer christlichen Hochzeitsfeier in der Kirche dann „ihre" Hochzeit zu feiern. Religion und Leben müssen sich völlig durchdringen.

6. Daß auch das ökumenische Problem für Afrika akut ist, ist mit der Existenz von 23 Millionen Protestanten und ca. 14 Millionen Orthodoxen genügend bewiesen. Zumindest was die Protestanten betrifft, leben diese oft mit den Katholiken zusammen, so daß viele afrikanische Bischöfe das Problem der Spaltung unmittelbar und direkt spüren. Daß hier etwa eine Erklärung des Konzils über die Stellung der nichtkatholischen Christen guten Willens innerhalb des mystischen Leibes sehr viel zur Besserung der Beziehungen der Konfessionen helfen könnte, liegt auf der Hand.

7. Für die gesamte afrikanische Kirche ist ein neuer missionarischer Geist erforderlich. Das ergibt sich aus der Lage der Kirche. Man hat in der Vergangenheit nicht versäumt, dem einzelnen klar und deutlich zu sagen, was er zu tun hat, damit er gerettet werde. Aber man hat (nicht nur in Afrika) versäumt, die einzelnen Christen mit einer größeren Verantwortungsfreude gegenüber ihren Mitchristen und den Nichtchristen zu erfüllen. Um das zu erreichen, brauchen die einzelnen Gläubigen ein tieferes Kirchenbewußtsein. Sie müssen die wahre Natur der Kirche und ihre Verantwortung gegenüber der Welt erkennen. Sie müssen wissen, daß sie die Seele der Welt sind. Wenn sie ihrer Sendung weniger entsprechen, machen sie sich schuldig am Ruin der Welt.

Wenn wir das Ganze abschließen, so können wir vielleicht ein doppeltes Moment besonders hervorheben. Einmal das, was ein Trappistenabt seinen Missionaren bei der Gründung eines Klosters in Zentralafrika sagte: Die Mönche müßten tief durchdrungen sein von der Überzeugung, daß Mönchtum und Christentum sich nicht in einer afrikanischen Kultur von gestern,

welche dahinstarb, verwurzeln lasse, sondern in jener von morgen, die im Werden begriffen sei und sich durch eine langsame Verbindung alter afrikanischer Kulturwerte und abendländischer Zugaben bilde. — Zum anderen jenes, das mit der universalen Kirche gegeben ist, ja mit der einswerdenden Welt, ein Element, das von Bischof van Cauwelaert so ausgedrückt wurde: „Die Zeiten, in denen wir leben, sind für das Reich Gottes providentiell, . . . niemals war die Welt so wie heute bereit, unsere Botschaft aufzunehmen . . . Die Welt ist auf der Suche nach dem Prinzip einer universalen Einheit, das einzige Mittel, sie vor einer Katastrophe zu bewahren. In einer Weltkultur, die von der modernen Technik beherrscht ist, angesichts des Aufstiegs der farbigen Völker, fühlen wir uns wie jene Handvoll jüdischer Christen vor dem mächtigen Römischen Reich, das die Welt beherrschte und sich dem Fortschritt der barbarischen Völker entgegenstellte. Wie damals jene, bringen wir, gestützt einzig und allein auf unseren Glauben, eine universale Botschaft: Die Einheit, die frei macht und voll ist von Hoffnung für alle Menschen guten Willens."

Aus der Weltkirche

Von Norbert Miko

Das II. Vatikanische Konzil

Der letzte Bericht wurde geschrieben, als das II. Vatikanische Konzil mitten in der Debatte über das liturgische Schema stand. Inzwischen wurde die erste Konzilssession beendet. Überblicken wir die Ergebnisse dieser Session. Eine kurze chronologische Darstellung des Ablaufs der ersten Sitzungsperiode sei vorausgeschickt.

Nachdem die Konzilsväter sich mit dem liturgischen Schema beschäftigt hatten in einem Ausmaß, daß allgemein ein Abbruch dieser Debatten gewünscht wurde, kam das Schema „Von den Quellen der Offenbarung" vor die Väter. Dieses Schema wurde binnen kurzer Zeit ein Gegenstand ernsthafter Auseinandersetzungen. Die beiden Gruppen, die sich schon bei den Debatten um gewisse liturgische Fragen angedeutet hatten, traten nun mit aller Klarheit auf: einerseits die Kardinäle Ottaviani und Ruffini, gefolgt vom italienischen und einem Großteil des spanischen Episkopats; andererseits Kardinal Bea und der Episkopat Mittel- und Westeuropas, aber auch der Großteil der Missionsbischöfe.

Das vorgelegte Schema, das von der vorbereitenden theologischen Kommission unter dem Vorsitz von Kardinal Ottaviani (nach der theologischen Konzipierung von P. Tromp S. J.) ausgearbeitet worden war, hatte alles an sich, um das Konzil in Bewegung zu bringen: Es griff heiße bibelwissenschaftliche Streitfragen auf (zum Beispiel eine oder mehrere Offenbarungsquellen; Inspiration; Geschichtlichkeit mancher Berichte der Heiligen Schrift). Es ist kein Geheimnis, daß schon vor dem Zusammentritt des Konzils ein hartes Ringen zwischen Professoren der Päpstlichen Lateranuniversität und dem Päpstlichen Bibelinstitut in Rom stattgefunden hat. Während des Konzils wurden von beiden Seiten Flugschriften an die Väter verteilt.

Kardinal Bea war viele Jahrzehnte Rektor des Bibelinstitutes gewesen. Es ist klar, daß er als Fachmann gerade bei diesem Schema zum Antagonisten der Formulierungen der theologischen Kommission werden mußte. Er konnte es abschätzen, wieweit die biblische Forschung inzwischen den traditionellen Auffassungen entlaufen war. Als Vorsitzender des Sekretariates für die Einheit der Christen hatte er darüber zu wachen, daß keine Formulierung gemacht wurde, die den Graben gegenüber den nichtkatholischen Christen verbreitert hätte. Der Grundintention des ganzen Konzils — dem seelsorglichen Aspekt — widersprach die allzu juridische Fassung des Schemas. Die ernste bibelwissenschaftliche Forschung wäre nicht nur gehemmt, sondern für lange Zeit unmöglich gemacht worden. Alle diese Gründe wurden von einer großen Mehrheit der Väter immer und immer wieder vorgebracht. Als es klar war, daß an eine Mehrheit für das

Schema nicht zu denken war, wurde am 20. November darüber abgestimmt, ob nach der Debatte über das Schema als Ganzes noch in die Spezialdebatte eingegangen werden sollte. Ottaviani und seine Gruppe waren für Fortsetzung der Debatte, Bea und sein Flügel für einen Abbruch. Auf Grund der Abstimmung, die zwar 1368 Stimmen für den Abbruch und 822 dagegen gebracht hatte, aber nicht die erforderliche Zweidrittelmehrheit, hätte nun weiter debattiert werden müssen. Die Lösung der Schwierigkeit brachte der Heilige Vater persönlich, der die Zurückziehung des vorliegenden Schemas veranlaßte. Außerdem berief er eine neue Kommission, gemischt aus Mitgliedern der theologischen Kommission und des Sekretariates für die Förderung der Einheit der Christen. Den Vorsitz sollten die Kardinäle Ottaviani und Bea innehaben. Diese Kommission hat die Aufgabe, das Schema über „die Offenbarung", wie es nun offiziell heißt, vorzubereiten. Die Vorgänge im Konzil und die Handlungsweise des Heiligen Vaters haben also einen Zustand herbeigeführt, der als sensationell bezeichnet werden muß. Vielleicht liegt in dieser Tatsache das Hauptergebnis der ersten Konzilssession. Ich komme weiter unten nochmals darauf zu sprechen.

Nach den spannungsgeladenen Debatten über die „Quellen der Offenbarung" beschäftigten sich die Väter mit einem Schema, das die Gemüter wieder beruhigte: mit den sogenannten „Massenmedien": mit Presse, Film, Fernsehen, Rundfunk, etc. Das von der zuständigen Kommission ausgearbeitete Schema wurde ohne lange Debatten angenommen und die Kommission nur ersucht, den Text zu straffen. Es ist zu hoffen, daß diese grundsätzlichen Überlegungen sowohl für die katholische Presse wie auch für die Stellungnahme der Katholiken bei derartigen Fragen eine klare Haltung ermöglichen werden. Vor allem, daß die katholischen Journalisten von der manchmal entwürdigenden Lage befreit werden, in byzantinischer Manier das zu loben und das zu tadeln, was oben gelobt und getadelt wird. Ein Großteil der Einflußlosigkeit und relativen geistigen Dürre der katholischen Publikationsmittel ist ja auf die geringe Bewegungsfähigkeit der katholischen Journalisten und Publizisten zurückzuführen. Auch von diesem an sich nicht so bedeutenden Schema können also gewaltige Wirkungen für eine neue Sicht der Würde des Laien, der eigenen persönlichen Gewissensverantwortung in Dingen des öffentlichen Lebens und Wirkens ausgehen — im letzten wird auch das ein gewichtiger Beitrag zur Festlegung des Begriffs der Kirche sein.

Damit sind wir beim nächsten Schema, das vor die Konzilsväter gebracht wurde: über die Kirche. Eigentlich lagen zum gleichen Thema 3 Schemata vor: eines von der Kommission der orientalischen Kirchen bearbeitet; eines von der theologischen Kommission verfaßt („De ecclesia"); schließlich eines „über den Ökumenismus", das vom Sekretariat für die Förderung der christlichen Einheit vorbereitet worden war. An diesem Beispiel wird klar, wie richtig der Zusammentritt der Bischofsversammlung ist. Die Vorbereitenden Kommissionen hatten ohne viel Rücksicht aufeinander ihre Vorlagen ausgearbeitet. Vielfach kam es zur Doppelarbeit, vielfach zu Schemata, die einander widersprachen. Die Zentralkommission, die die Aufgabe hatte, die verschiedenen Dinge zu koordinieren, war auf Grund der großen Zahl ihrer Mitglieder wohl zu schwerfällig, um dieser Aufgabe gerecht zu werden. Das von der Kommission der orientalischen Kirchen vorgelegte Schema „Über die Einheit der Kirche" fand im allgemeinen eine günstige Aufnahme und wurde am 1. Dezember mit 2068 Ja, 36 Nein und 8 leeren Stimmzetteln als Ganzes gutgeheißen und der Kommission zur weiteren Behandlung übergeben.

Im Anschluß daran übergab das Präsidium des Konzils gegen den Vorschlag von Kardinal Ottaviani das von der theologischen Kommission ausgearbeitete Schema „Über die Kirche" an die Väter. Kardinal Ottaviani hatte zu bedenken gegeben, daß das Schema mit seinen elf Kapiteln viel zu umfangreich wäre, um in der kurzen Frist bis 8. Dezember noch durchberaten zu werden. Er schlug vor, dafür das Schema über die Gottesmutter in Angriff zu nehmen. Daß das Präsidium anders beschloß, läßt zwei Schlüsse zu: einmal, daß man in der relativ kurzen Zeit das vorgelegte Schema als unbrauchbar darlegen wollte, um dann in der Konzilspause die verschiedenen Meinungen über dieses Zentralthema besser aufeinander abstimmen zu können; zum zweiten, daß man die Mariologie nur im Zusammenhang mit der Lehre von der Kirche zu behandeln gewillt ist.

Die letzte Woche der ersten Konzilssession war gekennzeichnet durch eine tiefgreifende Kritik am Schema „De ecclesia": es wäre zu juristisch, einige Punkte wie der Ökumenismus, das Ordensleben und der Passus über die Laien seien einzig vom theologischen Standpunkt aus behandelt worden. Das Schema müßte mehr biblisch begründet werden. Das in der Kirche vorherrschende Autoritätsprinzip sollte ergänzt werden durch das Subsidiaritätsprinzip. Während dieser letzten Tage und sicherlich bedingt durch die aufgetretenen Gegensätze und die sich zum Teil überschneidenden noch ausständigen Schemata wurde die Errichtung einer eigenen Koordinierungskommission bekanntgegeben: an deren Spitze steht der Kardinalstaatssekretär

Cicognani. Die Kommission hat die Aufgabe, in der Pause zwischen den zwei Sitzungsperioden, also zwischen dem 8. Dezember 1962 und dem 8. September 1963, die noch ausstehenden Arbeiten zu koordinieren. Von den bisherigen 70 Schemata werden durch Weglassung bzw. Zusammenlegung 20 übrig bleiben: 1. Die Offenbarung, 2. Die Kirche, 3. Maria, 4. Das Depositum Fidei, 5. Die sittliche Ordnung, 6. Ehe, Familie, Keuschheit und Jungfräulichkeit, 7. Die soziale Ordnung und die Gemeinschaft der Völker, 8. Die orientalischen Kirchen, 9. Der Klerus, 10. Die Bischöfe und die Diözesanverwaltung, 11. Die religiösen Orden, 12. Die Laien, 13. Das Sakrament der Ehe, 14. Die Liturgie, 15. Die Seelsorge, 16. Die Erziehung der Priesterkandidaten, 17. Die katholischen Schulen und Hochschulen, 18. Die Missionen, 19. Die Kommunikationsmittel, 20. Die Förderung der Einheit der Christen.

Während der Debatten über das Schema „De ecclesia" kamen von der liturgischen Kommission das Vorwort und 46 Artikel zum ersten Kapitel vor das Konzilsplenum. Sie wurden mit überwältigender Mehrheit angenommen: Am 7. Dezember stimmten von 2118 Konzilsvätern 1922 mit Ja, 11 mit Nein und 180 mit „placet iuxta modum". Auf diese Weise wurde wenigstens ein Schema in seinem wichtigsten Teil fertiggestellt: es wurde vor allem die Zuständigkeit der Bischöfe bzw. regionalen Bischofskonferenzen für liturgische Reformen festgestellt — unter der Auflage einer letzten Gutheißung durch den Heiligen Stuhl; und es wurde die berechtigte Hereinnahme der Muttersprache in jene Teile der Liturgie festgelegt, die direkt das Volk betreffen. Vor allem die erste Bestimmung ist von weittragender Bedeutung, weil sie schon auf die kommende, auch formaljuridisch festzulegende Kompetenz der nationalen oder regionalen Bischofskonferenzen hinweist. Am Schluß der 36. Generalkongregation, am 7. Dezember 1962, erschien der Heilige Vater in der Peterskirche und hielt eine kurze lateinische Ansprache, in der er den Konzilsvätern für ihre Arbeit dankte.

Der offizielle Abschluß der ersten Session fand dann am 8. Dezember 1962 statt. Im Anschluß an das Hochamt, das vom Erzpriester der Petersbasilika gefeiert wurde, richtete Papst Johannes eine lateinische Ansprache an die Konzilsväter. Er erinnerte darin an den Verlauf der ersten Sitzungsperiode: „Es ist verständlich, daß es in einer so großen Versammlung einige Zeit erforderte, bis eine Übereinstimmung in Fragen erreicht war, die unbeschadet der Liebe Anlaß gaben zu Meinungsverschiedenheiten, über die man sich zwar keineswegs verwundern muß, die aber die Gemüter beunruhigten. Dies geschah nach Gottes vorsorglichem Ratschluß, damit die Wahrheit ins volle Licht gerückt und vor der gesamten menschlichen Gesellschaft die Freiheit der Kinder Gottes, die in der Kirche herrscht, offenkundig werde." Der Heilige Vater kam dann auf die Fortsetzung der Konzilsarbeiten zu sprechen, die auch während der Sitzungspause statthaben soll. Schließlich erwähnte er die Früchte, die man sich vom Konzil erhoffe: „Früchte für die katholische Kirche, Anregungen für unsere Brüder, die ihren Namen in Liebe von Christus herleiten, neue Beachtung von seiten so vieler, die Kinder alter und glorreicher Kulturen sind, denen das christliche Licht nichts nehmen will, vielmehr, wie es früher in der Geschichte vorgekommen ist, überaus fruchtbare Keime religiöser Kraft und menschlichen Fortschritts zur Entfaltung bringen könnte."

In Ergänzung zu diesen Ausführungen des Heiligen Vaters vom 8. Dezember 1962 erschien am 6. Jänner 1963 ein Schreiben des Papstes an die Bischöfe: „Mirabilis ille", das allerdings erst am 8. Februar publiziert wurde. In diesem Schreiben mahnt der Papst die Bischöfe, die Zeit bis zum 8. September für das Konzil gut auszunützen: Vor allem liegt eine große Verantwortung auf der neuerrichteten Kardinalskommission unter Vorsitz von Kardinalstaatssekretär Amleto Cicognani und dem Generalsekretär samt den 5 Untersekretären, die die Materien für die 2. Session vorzubereiten haben. Die Bischöfe, die Kommissionen angehören, werden gebeten, den Kommissionssitzungen beizuwohnen, alle Bischöfe mögen die Konzilskorrespondenz sorgfältig erledigen. Zur Unterstützung der Bischöfe sollen Geistliche ihres Sprengels, die durch Gelehrsamkeit und Tugend hervorragen, als Mitarbeiter herangezogen werden. Der Heilige Vater ermahnt schließlich alle Gläubigen, durch Gebet am Gelingen des Konzils teilzunehmen. Er warnt vor unnötigen liturgischen Neuerungen. „Es genügen jene, die von der kirchlichen Obrigkeit gutgeheißen sind und an die wir bis anhin gewöhnt sind." Aus dem weltweiten Echo, das das Konzil gefunden hat, aus der Anwesenheit auch nichtkatholischer Beobachter, schließt der Heilige Vater auf gute Aussichten für die Zukunft: „Dies ist Gegenstand der geheimnisvollen Ratschlüsse Gottes, und hierin sollen wir bereits das erste Dämmern jenes ersehnten Tages erblicken, dessen Anbrechen Christus der Herr mit inbrünstigem Gebet und Vertrauen also begrüßte: ‚Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Schafstall sind. Auch diese muß ich herbeiführen ... und es wird eine Herde und ein Hirt sein.'"

Die Konzilsarbeiten wurden dann auch nach Weihnachten wieder aufgenommen. In Rom sind sowohl die Koordinierungskommission, wie auch die Gemischte Kommission zu Arbeits-

sitzungen zusammengetreten. Aber auch außerhalb Roms ist der Episkopat nicht müßig. Die Bischöfe sind vor allem eifrig daran, den Klerus und die Gläubigen über den bisherigen Gang der Konzilsverhandlungen zu informieren. Die kommenden Konzilsaufgaben waren aber auch Gegenstand von Verhandlungen großer Konferenzen, zum Beispiel der deutschsprachigen Konzilsväter in München am 5. und 6. Februar 1963.

Was sind nun die Ergebnisse oder die hervorstechendsten Merkmale der ersten Konzilssession? An greifbaren, positiven Ergebnissen liegt wenig vor. Von den vorgelegten fünf Schemata (Liturgie; Quellen der Offenbarung; Massenmedien; Einheit der Kirche; Kirche) wurde kein einziges abgeschlossen, zwei wurden sogar als unbrauchbar zurückgewiesen. Allein beim ersten Schema über die Liturgie wurde ein Teil, und zwar der grundsätzliche und entscheidende Teil, fertiggestellt und bedarf nur mehr der päpstlichen Bestätigung. Man darf aber die positiven Ergebnisse nicht nach der Zahl der aufgearbeiteten Schemata bemessen.

Die Bischöfe mußten einander erst kennen lernen. Dieses Zusammenwachsen des Episkopates, die Bildung großer Bischofskonferenzen, wie zum Beispiel der afrikanischen, die Erörterung der jeweiligen Situation und Notwendigkeiten ist eines der wichtigsten positiven Ergebnisse. Darum war die erste Session sozusagen Versuchsfeld für ein Konzilsplenum von über 2000 Mitgliedern. Auch Verhandlungstechniken müssen gelernt werden.

Ein ungeheuer positives Ergebnis war die Anwesenheit der nichtkatholischen Beobachter. Zwar muß man sich hüten, daraus falsche oder voreilige Schlüsse zu ziehen. Aber schon allein die Tatsache, daß Beobachter gekommen sind, ist ein Zeichen der geänderten Situation. Es kann nicht ausbleiben, daß die Begegnung früher oder später zu einem echten Dialog wird. Schon jetzt kann man sehen, wie sehr im katholischen Bereich die Rücksichtnahme auf die nichtkatholischen Christen zu einer ständigen Selbstkontrolle bei der Behandlung der verschiedenen Schemata führt. Umgekehrt wird bei den Nichtkatholiken so manches Mißverständnis beseitigt werden können.

Als positives Ergebnis kann man dann (im Gegensatz zum 1. Vatikanischen Konzil) die Überwindung politischer Schwierigkeiten betrachten. Wer hätte noch vor einem Jahr daran gedacht, daß die Bischöfe aus den Ländern hinter dem „Eisernen Vorhang" in relativ großer Zahl zum Konzil kommen könnten, vor allem auch, daß die russisch-orthodoxe Kirche offizielle Beobachter entsenden würde? Von keinem Staat kamen Einmischungsversuche — seit Nizäa das erste Mal!

Neben diesen, schon auf den ersten Blick zu erkennenden positiven Ergebnissen möchte ich noch auf drei Tatsachen hinweisen, die mehr negativ zu sein scheinen, im Tiefsten aber äußerst wichtige Neuerungen für die Kirche bringen können.

Da ist zuerst das Ringen des Weltepiskopates mit der Kurie. Es wurde in der letzten Zeit gerne und oft gegen die Kurie geschrieben. Die Kritiker des „römischen Zentralismus" vergessen aber nur zu leicht, daß der geradezu phantastische Aufstieg, den die katholische Kirche seit dem 1. Vatikanischen Konzil genommen hat, zum weitaus größten Teil ein Werk des Papsttums und der römischen Zentralstellen war. Wenn man die geringe Einflußmöglichkeit des Papsttums um 1870, die Abhängigkeit der Landesepiskopate von ihren jeweiligen Regierungen vergleicht mit der heutigen Weltgeltung der Kirche, mit dem weiteren Horizont auch der Landeskirchen — man denke an die zahlreichen Hilfswerke internationalen Ausmaßes —, so kann einem der Unterschied nicht entgehen. Wenn diese geänderte Situation auch auf Ursachen zurückgeht, die zum größten Teil von außen kamen, wie Wegnahme des Kirchenstaates, Untergang der europäischen Monarchien, so ist die Leistung der kirchlichen Zentralbehörden doch über jeden Zweifel erhaben.

Aber die Welt ist in einer ständigen Umänderung begriffen: die heutige Zeit verlangt nach raschen Entscheidungsmöglichkeiten für die Bischöfe. Vor allem aber ist die Lage in den ehemaligen Kolonialgebieten sehr delikat. Die Kirche wird dort zwar wertvolle Hilfe beim Aufbau einer neuen modernen Kultur und Zivilisation leisten können, aber es handelt sich nicht um „Abendland" — viele Denkkategorien der jungen Völker unterscheiden sich von unseren, es wird gut sein, wenn den einzelnen eingeborenen Episkopaten ein möglichst großer Spielraum gelassen wird. Auch im „Abendland", im Gebiet der weißen Bevölkerung, wird eine möglichst große Dezentralisierung nur nützlich sein können. Die Tendenz geht hier vor allem auf eine Stärkung der nationalen und regionalen Bischofskonferenzen hinaus. Das wird im innerlichen Bereich vor allem für Fragen liturgischer Art (zum Beispiel gemeinsame neue liturgische Formen; Herstellung von liturgischen Büchern für einen geschlossenen Sprachraum etc.) bedeutsam werden, aber auch für die wirksame Zusammenarbeit auf kulturellem und politischem Gebiet (zum Beispiel Theater, Fernsehen, Rundfunk, Presse): man vergesse nicht, daß die Schonzeit, die die Kirche nach diesem letzten Krieg hatte, allmählich zu Ende geht. Die An-

zeichen mehren sich, daß gerade auf dem kulturellen Sektor harte Auseinandersetzungen bevorstehen. Die Kirche muß hier einerseits beweglich genug sein — also sich nicht auf die Zentrale allein stützen —, andererseits wäre eine Arbeit der einzelnen Diözesen vergeudete Kraft.

Eine andere bedeutsame Tatsache ist das Umdenken, das im Weltepiskopat sichtbar wurde: während der größte Teil des italienischen Episkopats und zahlreiche Spanier wie gebannt noch immer auf die Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts blicken, hat der übrige Episkopat die Angst vor Luther verloren und damit den Komplex überwunden: Es gibt für die Kirche heute wichtigere Probleme, vor allem, daß das Auseinanderklaffen zwischen individueller Frömmigkeit und sozialem Unverständnis aufhört, das besonders in Italien, Spanien und Südamerika zu sehen ist und das den eigentlichen Grund für die geringe Achtung bildet, deren sich die Kirche in diesen Ländern sowohl in den Intelligenzkreisen, wie bei den breiten Schichten erfreut.

Verbunden mit dem Aufhören des gegenreformatorischen Denkens wird ein neues Gefühl der Freiheit in der Kirche einziehen. Wer während des Konzils in Rom war, konnte es förmlich spüren, daß da Dinge im Kommen sind, die für die Kirche, aber auch für die Menschheit als ganze, von größter Bedeutung sein werden. Man hatte plötzlich eine Ahnung, daß das Wort Evangelium Frohbotschaft bedeutet. Dieses Wort, das seit Kaiser Konstantin vielfach nur mehr Formel war, weil Kirche und Offenbarung Mittel für den Staat und sein Wohlergehen wurden oder weil die Kirche in Zeiten ihrer äußeren Macht sich des staatlichen Armes bediente, um ihre Aufgaben zu erfüllen! Auf dem 2. Vatikanischen Konzil war nun etwas spürbar: daß die Kirche nicht nur eine juridische Gemeinschaft ist — man hatte das Empfinden, daß das erste Mal seit vielen Jahrhunderten ein freier Ton angeschlagen werden konnte. Es wurden zahlreiche Stimmen laut, die nicht nur von den Pflichten der Gläubigen, sondern auch von ihren Rechten sprachen. Die freie Gewissensentscheidung des einzelnen wurde wiederholt apostrophiert. Seinen Niederschlag wird dieses neue Denken sowohl im Schema von der Kirche wie auch in den Grundsätzen über religiöse Toleranz finden.

Es ist unmöglich, das in Worte zu fassen, was man kommen spürte, aber es war wie ein Aufatmen! Manche wunderten sich über das Interesse der Weltpresse am Konzilsgeschehen. Dieses Interesse erlosch ja nicht einmal während der Kubakrise. Nur Menschen, die das Konzil für irgend einen Frömmigkeitskonventikel gehalten haben, konnten sich wundern. In Wirklichkeit wird auf diesem Konzil Weltgeschichte gemacht, und zwar im Grundsätzlichen. Das spürt die Menschheit. In einer Zeit, da der einzelne im Zuge der Technisierung und der damit verbundenen „Organisierung" aller Lebensbereiche, der Beschneidung der individuellen Freiheiten sich immer mehr dem „Kollektiv" ausgeliefert sieht, hält er Ausschau nach Stützen für seine Menschlichkeit. Gibt ihm die Kirche diese Stütze, so ist der Mensch des Atomzeitalters für Christus nicht verloren. Man hatte das Empfinden, daß die Menschen schon lange auf ein befreiendes Wort gewartet hatten — es ist ein nicht zu ermessendes Glück, daß es unter Johannes XXIII. gesprochen wurde.

Mit dem mehr lockeren Verhältnis von kirchlicher Zentrale und den einzelnen Landeskirchen, sowie dem Abbau des bisherigen streng konservativen und streng formal juridischen Denkens eng verbunden ist die Forderung, die auf dem Konzil erhoben wurde, an die Stelle des Autoritätsprinzips das Subsidiaritätsprinzip zu setzen. Ein Prinzip, das von der kirchlichen Soziallehre schon längst vertreten wird, das aber im hierarchischen Gefüge der Kirche bisher wenig Beachtung gefunden hat. So wie der Obrigkeitsstaat der Vergangenheit angehört, so wird auch die Obrigkeitskirche einmal eine historische Reminiszenz sein. Es wird allerdings die Praxis schwieriger zu ändern sein als die Theorie. Aber gerade dieser Punkt wird die Annäherung der Christen mehr fördern als jeder andere!

Erkrankung des Heiligen Vaters

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel wirkte am Ende der ersten Konzilssession die Nachricht von der Erkrankung des Heiligen Vaters. Er hatte noch am 25. November den polnischen, anschließend den österreichischen Klerus empfangen und war am Nachmittag dieses Sonntags ausgefahren. Am Montag, 26. November, erfuhr man dann von der Erkrankung des Papstes: zu seinem schon länger währenden Prostataleiden und einer Magenerkrankung war eine akute Erkältung gekommen. Dem Heiligen Vater gingen aus Anlaß seiner Erkrankung aus allen Teilen der Welt, aus katholischen und nichtkatholischen Kreisen herzliche Genesungswünsche zu. Schon am 7. Dezember konnte er wieder in St. Peter erscheinen, um die 36. Generalkongregation mit einer kurzen Ansprache zu beschließen. Am 8. Dezember schloß er die erste Sitzungsperiode des Konzils und am 9. Dezember nahm er drei Heiligsprechungen vor. Die Besserung im Befinden des Heiligen Vaters hat inzwischen angehalten, wenngleich ständig ein Arzt in seiner Begleitung ist und man weiß, daß sein Zustand keineswegs als ausgeheilt zu betrachten ist.

Weihnachtsansprache des Heiligen Vaters

In seiner Weihnachtsansprache kam der Heilige Vater naturgemäß auf das Konzil zu sprechen, das den Gesang der Engel „Gloria in excelsis Deo" in so mannigfachen Riten erklingen ließ: „Wer es miterlebt hat, wer sein wohlklingendes Echo vernahm, wird jenes ‚Ehre sei Gott in der Höhe' nicht vergessen können, auf das mehr als 2000 Bischöfe, die hier am Feste der Unbefleckten Empfängnis, der im Glanz dieses besonderen Merkmals der Auserwählung erstrahlenden Mutter Gottes und unserer Mutter, aus aller Welt versammelt waren, nicht nur in der gewöhnlichen Volksweise, sondern im wunderbaren gregorianischen Choral geantwortet haben." Der Papst kam dann auf den Frieden der Welt zu sprechen, auf seine Radioansprache vom 25. Oktober — er erneuerte diesen Aufruf. „Auf diese Einladung (Verhandlungen zu führen) kommen wir um so lieber und bereitwilliger zurück, als untrügliche Zeichen hoher Anerkennung Uns die Gewißheit geben, daß es nicht Worte waren, die in den Wind gesprochen wurden, sondern Herzen und Verstand gerührt haben und nun neue Aussichten auf brüderliches Vertrauen und lichtvolle Ausblicke auf wahren sozialen und internationalen Frieden eröffnen." Als dritten Punkt hebt der Heilige Vater die Brüderlichkeit der Bischöfe beim Konzil hervor: „Das was wirklich geschehen ist, hat bei weitem jede Erwartung übertroffen. ‚Der Herr hat das gemacht und es ist wunderbar in unseren Augen.' Gott hat das Gebet der ihm geweihten Seelen, der Kirche, der Kranken und Leidenden angenommen und erhört ... Das charakteristischste Ereignis des Ökumenischen Konzils war das spontane, von nahezu allen unerwartete Sich-Öffnen des Sinnes für Einheit, besser würde man sagen: für eine bewußte, anerkannte und gut aufgenommene Ausrichtung auf die christliche Brüderlichkeit ..."

Freilassung des ukrainischen Erzbischofs Slipyj

Am 10. Februar 1963 wurde Erzbischof Josef Slipyj, Metropolit der Ukrainer von Lemberg, vom Heiligen Vater in Privataudienz empfangen. Diesem Empfang kommt größte Bedeutung zu: Der Metropolit, der 1944 sein Amt angetreten hatte, war seit April 1945 in sowjetischen Gefängnissen und Lagern gewesen. Er hatte sich, zusammen mit dem übrigen unierten ukrainischen Episkopat geweigert, die Union mit Rom zu lösen. Was die russische Regierung bewogen hat, den Metropoliten nun freizulassen und ihm einen Paß auszustellen, ist der Außenwelt unbekannt. Der Heilige Vater betrachtete das Ereignis als äußerst bedeutsam. Er schrieb auf das Bild, das er dem Metropoliten schenkte: „Felix hora quando Jesus vocat de lacrimis ad gaudium Spiritus." Die Bedeutung des Empfanges wurde unterstrichen durch das feierliche Geleite, das Kardinalstaatssekretär Amleto Cicognani und Kardinal Gustavo Testa dem Gast gaben.

Literatur

Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingesandten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalt dieser Schriften. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, werden Besprechungen veranlaßt. Eine Rücksendung der Bücher erfolgt in keinem Fall.

Arrighi Giovanni, Christus unter den Fernstehenden. Apostolatserfahrungen in Ferien- und Kurorten. (228.) Seelsorger-Verlag Herder, Wien 1962. Leinen S 98.—, DM/sfr 16.50.

Barden William O.P., Das Geheimnis der Liebe. (83.) Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1962. Leinen DM 4.80.

Biser Eugen, Gott ist tot. Nietzsches Destruktion des christlichen Bewußtseins. (310.) Kösel-Verlag, München 1962. Leinen DM 19.80.

Blöchlinger Alex, Die heutige Pfarrei als Gemeinschaft. (339.) Benziger-Verlag, Einsiedeln-Zürich-Köln 1962. Leinen sfr 19.80.

Brosch Hermann Joseph, Das Übernatürliche in der katholischen Tübinger Schule. Sonderdruck. (X und 187.) Ludgerus-Verlag Hubert Wingen KG, Essen 1962. Kart.

Considine P. Daniel S.J., Gott liebt uns. (384.) Verlag Ars sacra, München 1962. Kunstleder DM 12.80.

Dreißen Joseph, Christus-Leitbild der Frau. (311.) Verlag Ferdinand Schöningh, 1962. Leinen DM 15.80.

Ehl Anton, Die Schwesternseelsorge. Praktische Winke. 3. erw. u. verb. Aufl. (312.) Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1962. Leinen DM 17.80.

Ephemerides Carmeliticae, De contemplatione in schola Teresiana. (792.) Romae apud Teresianum anno XIII-1962 (Piazza S. Pancrazio 5a, Roma 8.) In Italia L 2500, extra Italiam USA Doll. 5.

Färber Karl, Neues Brevier zum inneren Leben. (288.) Verlag Josef Knecht, Frankfurt a. M. 1963. Leinen DM 6.80.

Frodl Ferdinand, Gesellschaftslehre. (419.) Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn-München-Wien 1962. Thomas-Verlag Zürich. Leinen DM 28.—.

Galli Mario von, **Moosbrugger** Bernhard, Das Konzil, Chronik der ersten Sessio. Ein Bild und Textbericht. (144 Seiten, 150 Bilder) Walter-Verlag AG, Olten 1963. Kart. sfr 7.50.

Galli Mario von, **Plate** Manfred (Herausgeber), Kraft und Ohnmacht. Kirche und Glauben in der Erfahrung unserer Zeit. (301.) Verlag Josef Knecht, Frankfurt am Main 1963. Leinen DM 14.80.

Giovanna della Croce O. C. D., Der Karmel und seine mystische Schule. Jahrbuch für mystische Theologie. Jahrgang 1962. (152.) Verlag Heiler, Wien. Kart. DM 15.—, S 75.—.

Giovanna della Croce O. C. D., Johannes vom Kreuz und die deutsch-niederländische Mystik. Jahrbuch für mystische Theologie. Jahrgang 1960/1. (148.) Verlag Heiler, Wien. Kart. DM 10.—, S 52.—.

Hanke, P. Wilhelm C.S.S.R., Kunst und Geist. Das philosophische und theologische Gedankengut der Schrift „De Diversis Artibus" des Priesters und Mönches Theophilus Rugerus. (XVI. und 192.) Hofbauer-Verlag, Bonn am Rhein 1962. Brosch. DM 18.—.

Hanssler Bernhard, Christliches Spektrum. Aufrisse — Gestalten — Lebensmächte. (281.) Verlag Josef Knecht, Frankfurt am Main 1963. Leinen DM 13.80.

Höfer Josef (Herausgeber), Das Collegium Leoninum zu Paderborn. Ein Gedenkbuch. (319.) Verlag F. Schöningh, Paderborn 1962. Kart. DM 19.50, geb. DM 22.—.

Höffner Joseph, Christliche Gesellschaftslehre. (261.) Berckers theologische Grundrisse, Band I. Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer 1962. Leinen DM 12.80, kart. 9.80.

Horatczuk Michael S. J., Kreuz und Gnade. Gedanken zum Kreuzweg unseres Herrn Jesus Christus. (64.) 2. Aufl., Verlag Felizian Rauch, Innsbruck o. J. Kart. S 19.80.

Ingo Hermann, Begegnung mit der Bibel. Eine Einübung. (144.) Patmos-Verlag, Düsseldorf 1962. Leinen DM 10.80.

Jármai Dr. Edith R. S. C. J., Magdalena Sophia Barat, Heilige und Ordensstifterin (Sacré Coeur). (281.) Verlag Herder, Wien 1963. Leinen S 60.—, DM/sfr 9.80.

Kahlefeld Heinrich, Gleichnisse und Lehrstücke im Evangelium. (192.) Verlag Josef Knecht, Frankfurt am Main 1963. Leinen DM 9.80.

Kampmann Theoderich, Das Geheimnis des Alten Testamentes. Eine Wegweisung. (360.) Kösel-Verlag, München 1962. Leinen DM 22.50, kart. DM 19.80.

Karrer Otto, Die Worte Jesu einst und heute. (383.) Verlag Ars sacra, München 1963. Kunstleder DM 15.—.

Klosterneuburg, Chorherrenstift (Herausgeber), Jahrbuch des Stiftes Klosterneuburg. Neue Folge, Band 2. (212, 41 Abb.) Klosterneuburger Buch- und Kunstverlag 1962. Leinen S 170.—, kart. S 135.—.

Kuss Otto, Auslegung und Verkündigung I. Aufsätze zur Exegese des Neuen Testamentes. (384.) Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1963. Leinen DM 24.—, kart. DM 21.—.

Leclerq Jean O.S.B., Wissenschaft und Gottverlangen. Zur Mönchstheologie des Mittelalters. (339.) Patmos-Verlag, Düsseldorf 1963. Leinen DM 26.—.

Lexikon für Theologie und Kirche. Begründet von Dr. Michael Buchberger. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage, unter dem Protektorat von Erzbischof Dr. Michael Buchberger †, Regensburg, und Erzbischof Dr. Hermann Schäufele, Freiburg im Breisgau, herausgegeben von Josef Höfer, Rom, und Karl Rahner, Innsbruck. Siebter Band. Marcellinus bis Paleotti. (12 S. und 1368 Sp.) Verlag Herder, Freiburg 1962. Subskriptionspreis Leinen DM 77.—, Halbleder DM 86.—.

Lortz Joseph, Geschichte der Kirche in ideengeschichtlicher Betrachtung. Band I Altertum und Mittelalter. 21. völlig neubearbeitete Aufl. (XX u. 526.) mit 27 Karten, 22 Bildtafeln und Register. Verlag Aschendorff, Münster 1962. Leinen DM 43.—, kart. DM 38.—.

Mayer Anton, Das Bild der Kirche. Hauptmotive der Ekklesia im Wandel der abendländischen Kunst. (Welt des Glaubens in der Kunst. Band III.) (133.) Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1962. Leinen DM 13.80.

Messerer Wilhelm, Kinder ohne Alter. Putten in der Kunst der Barockzeit. (Welt des Glaubens in der Kunst. Bd. I.) (132.) Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1962. Leinen DM 13.80.

Metz Johannes Baptist, Armut im Geiste. Vom Geist der Menschwerdung Gottes und der Mensch-Werdung des Menschen. (63.) Verlag Ars sacra, München 1962. Glanzeinband DM 6.40.

Meyer Hans, Einleitung in die Philosophie. 2. erw. Aufl. (258.) Verlag F. Schöningh, Paderborn 1962. Leinen DM 17.80, kart. DM 14.—.

Morant Peter, P. Dr., O.F.M.Cap., Das Psalmengebet. Übersetzt und erklärt. (XII und 1212.) Zweite, neubearbeitete Auflage. Verlag Herder, Freiburg 1963. Leinen DM 32.—, Leder DM 45.—.

Müller Otto Verlag Salzburg, Werke und Jahre. 1937—1962. (215.) Verlagsfestschrift mit Beiträgen von A. Böhm, J. Dillersberger, L. v. Ficker, G. Fritsch, W. Killy, K. Rahner, K. H. Waggerl, H. Zand, I. Zangerle.

Noldin, Summa Theologiae Moralis. Vol. I. De principiis. Editio XXXIV quam paravit Godefridus Heinzel S. J. (VII et 335.) Oeniponte 1962 typis et sumptibus Feliciani Rauch.

Parsch Pius, Die liturgische Predigt. Bd. X. Kurzpredigten für die Werktage des Jahres. 2. Aufl. neu überarbeitet von Norbert **Höslinger.** (600.) Klosterneuburger Buch- und Kunstverlag 1963. Halbleinen S 145.—.

Pfliegler Michael, Pastoraltheologie. (424.) Verlag Herder, Wien-Freiburg-Basel 1962. Leinen DM/sfr 36.—, S 225.—.

Plotzke Urban O. P., Not und Gnade der Freiheit. Der verlorene Sohn in Gleichnis und Deutung. (60.) Verlag Josef Knecht, Frankfurt am Main 1963. Kart. DM 3.80.

Premm Matthias, Weltüberwindender Glaube. Eine katholische Laiendogmatik. (XV und 512.) Verlag Augustin Weis, Salzburg 1963. Leinen S 128.—.

Przywara Erich, Frühe religiöse Schriften. Bd. I. (VII und 518.); Religionsphilosophische Schriften. Bd. II. (VIII und 518.); Analogia entis. Metaphysik. Ur-Struktur und All-Rhythmus. (527.) Johannes-Verlag, Einsiedeln 1962. Leinen.

Robert A. und **Feuillet** A. (Herausgeber), Einleitung in die Heilige Schrift. Bd. I. Allgemeine Einleitungsfragen und Altes Testament. (860.) Verlag Herder, Wien 1963. Leinen Subskriptionspreis S 325.—, DM/sfr 54.—, Einzelpreis S 360.—, DM/sfr 60.—.

Roemer Thomas, Kirche — Auftrag und Werden. Ein Werkbuch über die Kirche. (152.) Verlag J. Pfeiffer, München 1962. Kart. DM 5.40.

Schade Herbert, Dämonen und Monstren. Gestaltungen des Bösen in der Kunst des frühen Mittelalters. (Welt des Glaubens in der Kunst. Bd. II.) (152.) Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1962. Leinen DM 13.80.

Schmidt Hermann, Der christliche Gottesglaube Wahrheit oder Wahn? (260.) Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1962. Leinen DM 15.80.

Schneider Oda, Elias, Flammender Zeuge des ewigen Herzens. (94.) Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1962. Leinen DM 4.80.

Schulte, P. Orlandus O.F.M., De primis Archidioecesis Bahiae constitutionibus anno 1707 promulgatis. (XX, 169 u. [78]). Romae 1962. Collegio S. Antonio, Via Merulana 124, Roma (501).

Selzer, P. Alois S.V.D., St. Wendelin. Leben und Verehrung eines alemannisch-fränkischen Volksheiligen. 2. erw. Aufl. (XVI u. 432.) mit der Bildfolge St. Wendelin in Kult und Kunst (147 Bilder) und Kultkarten-Anhang. St.-Gabriel-Verlag, Mödling bei Wien 1962. Leinen S 160.—.

Spülbeck Otto, Der Christ und das Weltbild der modernen Wissenschaft, Grenzfragen aus Physik und Biologie. (336.) 6. verb. u. erw. Aufl. Morus-Verlag Berlin 1962. Leinen DM 22.80.

Suenens, Kardinal Léon-Joseph, Krise und Erneuerung der Frauenorden. (174.) Otto-Müller-Verlag, Salzburg 1962. Kart.

Stangl-Auer-Böckle-Doms-Fleckenstein-Hofmann-Mayer-Teichtweier (Referenten) Priesterlicher Lebensstil in der Gegenwart. (241.) Echter-Verlag, Würzburg 1962. Kart. DM 7.50.

Theuerkauff Christian, Elfenbein in Klosterneuburg. Klosterneuburger Kunstschätze. Bd. 2. (64, 41 Abb.) Klosterneuburger Buch- und Kunstverlag. 1962. Elefantenhaut S 115.—.

Thomas von Aquin, Compendium Theologiae. Grundriß der Glaubenslehre. Deutsch-Lateinisch. (598.) F.-H.-Kerle-Verlag, Heidelberg 1963. Leinen DM 25.80.

Urs von Balthasar Hans, Herrlichkeit. Eine theologische Ästhetik. 2. Bd. Fächer der Stille. (888.) Johannes-Verlag, Einsiedeln 1962. Leinen.

Van Acken Bernhard, Erwachsenen-Katechismus. (267.) 3. völlig umgearb. Auflage. F.-H.-Kerle-Verlag, Heidelberg 1963. Leinen DM 12.80.

Vögtle Anton, Jesu Wirken auf dem Hintergrund seiner Zeit. Einführung in das Neue Testament. I. Die Umwelt Jesu. (Lebendige Kirche, Bildhefte, herausgegeben von P. E. Schnydrig und P. Dr. E. W. Roetheli.) Lambertus-Verlag, Freiburg i. Br., Jahresabonnement (4 Hefte) DM 3.40, Einzelheft DM —.95, ab 11 Stück DM —.90, ab 51 Stück DM —.80, ab 101 Stück DM —.75.

Walleitner Josef, Katholische Glaubenskunde. Lese- und Arbeitsbuch für die Jugend (574.) Salzburger Druckerei und Verlag 1962. Geb. S 45.80

Weikl Ludwig S. J., Sterne in der Hand des Menschensohnes. Ein Beitrag zur Geschichte der pastoralen Bestrebungen unseres Jahrhunderts. (303.) Johann-Michael-Sailer-Verlag, Nürnberg und Eichstätt 1963. Leinen DM 16.80.

Zähringer Konradin, Die Schulbrüder des heiligen Johannes Baptist de la Salle. Orden der Kirche, Bd. 6 (222.) Paulus-Verlag, Freiburg/Schweiz. Leinen DM/sfr 12.80.

Zihlmann Rudolf, Vom Kosmos des Staates. Fragmente zur Wiedergeburt des konservativen Denkens. (111.) Thomas-Verlag, Zürich, Verlag F. Schöningh, München-Paderborn-Wien 1962. Kart. DM 5.80.

Kleinschriften

Verlag Christkönigsbund, Miltenberg am Main.

Die Kirche antwortet auf Fragen der Zeit. I. Allgemeine Fragen. II. Die soziale Frage.
Sturm und Feuer. Die Firmung — Gnade und Auftrag.
Die Firmung in Deinem Leben. Mehr Firmungsbewußtsein.
Erste Begegnung. Jungmann und Mädchen.
Sämtliche von P. Saturnin Pauleser O.F.M. (32.) je DM —.50.

Buchbesprechungen

Philosophie

Die unbeweinte Kreatur. Reflexionen über das Tier. Von Joseph Bernhart. (243.) München 1961, Kösel-Verlag. Leinen DM 14.80.

Bernhart, als Kulturphilosoph in München lebend, ist bekannt durch seine Mitarbeit am „Hochland" und durch eine Reihe meisterlicher Veröffentlichungen. Man darf ihm glauben, daß er viele Jahre um das schwierige Problem „Tier und Mensch" gerungen hat, ehe er dieses Buch niederschreiben konnte. Es gibt sich als Antwortversuch auf die bekümmerten Fragen eines Pfarrers aus dem Bayrischen Walde, der nicht zurecht kommen konnte mit dem unschuldigen Leiden- und Sterbenmüssen des Wildes in harten Bergwintern. Bernhart holt weit aus und zieht alles heran, was die Biologie an Tatsachen und die Philosophie an brauchbaren Gedanken hergibt. Er kommt aber zum Schlusse, daß doch nur die Offenbarung der Schrift, tief genug gedeutet von Großen wie Augustin und Bonaventura, wirklich Licht schenkt, ohne freilich die Dunkelheiten des Geheimnisses völlig zu lichten. So bleibt es bei dem, was St. Paulus (Röm 8) kündet: daß alle Kreatur in die Sünde des Menschen hineingezogen ist und mit ihm der vollen Erlösung harren muß. Das setzt freilich ein Überdauern über das irdische Dasein voraus. In sorgfältigen, zum Teil ganz neuartigen Überlegungen über das Problem „Individuum und Artwesen" glaubt Bernhart auch beim Tiere so etwas wie einen „Wesenskern" seiner Erlebnisfähigkeit annehmen zu müssen, der überdauert. Er hält sich an St. Augustins tiefes Wort: „Wir sehen die Dinge, weil sie sind; aber sie sind, weil Gott sie sieht" (Conf. XIII), und meint: wenn sogar die reine Materie nicht zum Vergehen bestimmt ist, sondern nur umgewandelt wird, wie St. Petrus verheißt, warum soll man dann nicht denken dürfen, daß dies um so mehr für die materie-überlegene „Anima" der „Animalia" gelte. Schließlich fügt Bernhart noch gehaltvolle Kapitel an über das Verhältnis vieler Heiliger zu den Tieren, über Sinn und Grenzen menschlicher Tierliebe überhaupt und über die Tiersymbolik in Bibel und Liturgie, gipfelnd im „Lamm" der Apokalypse.

Ein gutes und schönes Buch. Nicht immer ganz leicht zu lesen, aber gewiß bei jedem aufgeschlossenen Leser nachhaltig wirkend. Dem greisen Verfasser sei aufrichtig gedankt.

Vom Wesen und Ursprung der Dummheit. Von Annie Kraus. (124.) Köln und Olten 1961, Verlag Jakob Hegner. Leinen DM 10.80.

Wer sich zum Thema „Dummheit" ein spritziges Geplauder erwartet, wie es etwa — allerdings geistvoll genug — Léon Bloy in seiner „Exegese der Gemeinplätze" bot, wird sich beim vorliegenden Buche zunächst enttäuscht sehen. Denn die Verfasserin fängt gleich in aller Nüchternheit mit Thomas von Aquin an. Wer aber weiter liest und sich auch nicht durch die naiven Etymologien stören läßt, die Thomas dem alten Isidor von Sevilla entnommen hat, beginnt alsbald zu staunen. Denn Thomas fackelt nicht lange, sondern nennt aus einem echt metaphysischen Tiefenblick heraus das Ding sofort beim eigentlichen Namen. Dummheit im letzten Sinne ist nicht sosehr Geistesschwäche, die im Verstande wohnt, sondern Geistesstumpfheit, die im Willen liegt; nämlich Stumpfheit des Urteilssinnes gegenüber dem letzten Geheimnis der Welt und des Lebens: Gott. Also Gegenstück zur wahren „Weisheit-Sapientia", zum lebendigen Wissenkönnen, ja Schmeckenkönnen um Gott. Und diese Deutung bestätigt nicht nur die deutsche Wortwurzellehre von „dumm" im Grimmschen Wörterbuch, sondern vor allem die Heilige Schrift selber auf vielen Seiten, denen Kraus im Urtexte nachspürt. Die Wurzel dieser „metaphysischen Dummheit" aber sieht Kraus mit Thomas in der „luxuria", verstanden als Lustprinzip im allgemeinsten Sinne. Und wie menschheitsgefährdend diese „metaphysische Dummheit" ist, zeigt Kraus in knappen, aber geradezu aufschreckenden Durchblicken durch die Philosophiegeschichte und Geschichtsphilosophie. Diese sind zugleich ein unwiderleglicher Tatsachenbeweis dafür, daß die thomistische Deutung der Dummheit nicht nur „christlich", sondern „allgemein" gültig ist.

Das kleine Buch fände wohl leichter Zugang zu einem weiteren Leserkreise (was ob seines gewichtigen Inhaltes dringend zu wünschen wäre), wenn es etwas aufgelockerter geschrieben wäre. Aber auf jeden Fall war es echte Schatzgräberei, die Annie Kraus hier geleistet hat. Den Schatz flüssig machen werden dann schließlich auch andere können.

Linz a. d. D. Josef Knopp

Bibelwissenschaft

Vom Alten zum Neuen Testament. Gesammelte Aufsätze. Von Friedrich Nötscher. (Bonner Biblische Beiträge, Bd. 17.) (VII u. 250.) Bonn 1962. Peter Hanstein-Verlag. Brosch. DM 32.—.

Gewiß werden es die Bibelwissenschaftler freudig begrüßen, daß der Verfasser eine Anzahl seiner nach dem zweiten Weltkrieg publizierten Aufsätze nunmehr in einem Sammelbuch veröffentlicht, da manche davon bisher nur schwer zugänglich waren. Daß diese Aufsätze — meistens Beiträge zur Qumran-Forschung — durch ergänzende Literaturhinweise auf den heutigen Stand der Forschung gebracht wurden, erhöht noch den Wert der vorliegenden Veröffentlichung.

Macht und Herrschaft Gottes. Eine bibeltheologische Studie. Von Thomas Blatter. (Studia Friburgensia. Neue Folge 29.) (X u. 148.) Universitätsverlag Freiburg/Schweiz 1962. Brosch. DM/sfr 15.—.

In verdienstvoller Weise unternimmt es der Verfasser, in einer bibeltheologischen Gesamtschau einen Überblick über die Vorstellungen im Alten Testament (dieses wird vorzugsweise behandelt) und Neuen Testamente von der Macht und Herrschaft Gottes zu geben. Ausgehend vom gemeinsemitischen Gottesbegriff, in dem der Gedanke von der Macht Gottes eine wesentliche Rolle spielt (1. Kap.), wird in den folgenden Kapiteln die Idee von der göttlichen Macht anhand der biblischen Gottesbezeichnungen (2. Kap.), der Kraft- und Machtbegriffe (3. Kap.), der biblischen Bilder von der Macht und Herrschaft Gottes (4. Kap.) sowie durch Aufzeigen der verschiedenen Weisen, wie die Bibel über Gott als den Offenbarer seiner Macht (5. Kap.) und über deren Wirkungen (6. Kap.) spricht, umfassend dargestellt. Den organischen Abschluß (7. Kap.) bildet der Hinweis auf Gottes Gerechtigkeit und Liebe als die Motive, auf die alle Äußerungen der Macht und Herrschaft Gottes letztlich zurückgehen. Mit dem logischen Aufbau ist eine klare und durchgegliederte Einzeldarstellung verbunden. Wünschenswert wäre freilich, daß Blatter mehr Spezialuntersuchungen und weniger die (vielfach nur referierenden) Ausführungen in den bekannten Nachschlage- und Sammelwerken herangezogen und — am besten zu Beginn jedes Kapitels — die wichtigste einschlägige Literatur zusammengestellt hätte. Trotzdem sei gerne zugestanden, daß es dem Verfasser weitgehend gelungen ist, eine „umfassende, zusammenfassende und ordnende Darstellung der Macht und Herrschaft Gottes" zu bieten (S. 2), wodurch er die bibeltheologische Literatur um eine zweifelsohne wertvolle Studie bereichert hat.

Graz Franz Zehrer

Elias, Fürst der Propheten. Von Albert Ohlmeyer. (223.) Verlag Herder, Freiburg-Basel-Wien 1962. Leinen DM 16.80.

Der Autor bietet mehr als bloß trockene Exegese des Textes, er „schließt die Schrift auf" und verwendet sie typologisch nach patristischen Vorbildern, mittelalterlichen Theologen und späteren Lehrern, die Wort und Werk des größten der Wortpropheten auf das Leben und Wirken des mystischen Christus deuten und zum persönlichen Gehen „zum Berge Gottes" verwenden. In echt benediktinisch-liturgischer Haltung wird auch das Meßbuch der Kirche herangezogen als „hervorragendes Lehrbuch für die Auslegung der in den Heiligen Schriften verborgenen Heilsgeheimnisse" (78 f.). Die verwendeten Schrifttexte hat Ohlmeyer selber nochmals aus den hebräischen Vorlagen übersetzt. Ob es in 3 Rg 17, 1 nicht doch heißen sollte „aus den Bewohnern von Gilead" statt „aus Thisbe in Gilead"? (30) Wohl hat die LXX „ek Thesbon", aber das hebräische „mittoschabé Gilead" dürfte die vorgeschlagene Übersetzung rechtfertigen. Doch das nebenbei. Sicher hat der Verfasser sein Ziel erreicht: eine Handreichung zu einem tiefgefühlten Miterleben der Sendung und Schicksale des Elias zu geben und einen Weg zu weisen für fruchtbringende Anwendung des Inhaltes in demütig-glaubender Betrachtung. Daß immer wieder die monastische Schau durchbricht, verleiht dem Buch noch höheren Wert.

Linz a. d. D. Max Hollnsteiner

Kirchengeschichte

Ich bin Christ. Frühchristliche Martyrerakten. Übertragen und erläutert von Oda Hagemayer O.S.B. Mit einem Beitrag von Basilissa Hürtgen O.S.B.: Die Martyrer von Lyon. (261.) Düsseldorf 1961, Patmos-Verlag. Leinen DM 18.—.

Die Lektüre dieser ältesten Berichte über die Blutzeugenschaft der Christen hat etwas Faszinierend-Ergreifendes an sich. Die Schilderung erreicht mit dem Martyrium der heiligen Frauen Perpetua und Felicitas ihren Höhepunkt. Schauplatz der blutigen Ereignisse ist das Rhônetal sowie Nordafrika, einst blühendes Christenland. Die Herausgeberinnen bieten neben einer guten deutschen Übersetzung der Akten immer auch eine kurze Einleitung, in der sie kritisch zu den damit zusammenhängenden Problemen Stellung nehmen. Allerdings werden im allgemeinen nur die bei Otto Bardenhewer veröffentlichten Forschungsergebnisse berücksichtigt, während die Patrologie von Johannes Quasten zwar erwähnt, aber ebenso mäßig wie die von Berthold Altaner eingearbeitet wurde.

Die Abschiedsworte des Diakons Flavian haben auch in unserer Zeit Aktualität, wenn wir unseren Blick nach Osten richten und an die Zukunft denken: „Meine sehr geliebten Brüder! Ihr habt dann wahren Frieden mit uns, wenn ihr mit der Kirche Frieden haltet und auch untereinander Eintracht und Liebe bewahrt. Glaubt nicht, daß es etwas Geringfügiges ist, was ich euch sage. Auch unser Herr Jesus Christus hat unmittelbar vor seinem Leiden als letztes Abschiedswort zu seinen Jüngern gesprochen: Das ist mein Gebot, daß ihr einander liebet, wie ich euch liebe."

Kirche und Staat im frühen Christentum. Dokumente aus acht Jahrhunderten und ihre Deutung. Herausgegeben von Hugo Rahner. (493.) München 1961, Kösel-Verlag. Leinen DM 28.—.

In fünf Akten läßt dieses Buch vor uns die spannungsreiche Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat während der ersten acht Jahrhunderte des Christentums abrollen: Die Märtyrerzeit mit ihrem ältesten Kirchengebet für den Staat, das Klemens von Rom verfaßt hat; die Kirche zur Zeit Konstantins, da wir den zum römischen Staat sehr positiv eingestellten Ambrosius Worte sprechen hören, die auch in anderen Situationen trostvoll sein mögen: „Nicht kaiserlich ist es, die Freiheit der Rede zu versagen, und nicht priesterlich, die eigene Meinung zu verschweigen ... nichts aber ist für den Priester so gefährlich vor Gott und so schimpflich vor den Menschen, als nicht frei die eigene Meinung zu verkünden." Im 5. Jahrhundert, dessen Auflösungserscheinungen besonders in Italien spürbar wurden, entwickelt sich in der Kirche des Abendlandes bereits die Lehre von den zwei Gewalten, wie sie bei Gelasius I. hervortritt, während sich die Kirche im Osten immer mehr gegen den aufkommenden Caesaro-Papismus zur Wehr setzt. Schließlich geht der Osten und der Westen den Weg gegenseitiger Entfremdung, der leider ins Schisma führte.

Wir sind dem Herausgeber dankbar, daß er die in gut getroffener Auswahl zusammengestellten Texte wiederum zugänglich gemacht hat, obwohl es sich praktisch nur um eine 2. Auflage des schon 1943 bei Benziger in Einsiedeln erschienenen Werkes „Abendländische Kirchenfreiheit" (= Menschen der Kirche in Zeugnissen und Urkunden, herausgegeben von Hans-Urs von Balthasar, Bd. III) handelt. Es ist aber auch bemerkenswert, wie dem Autor selbst die Problematik der von ihm getroffenen Auswahl im Laufe der Jahre noch klarer geworden ist. Dies kommt besonders im Nachwort (Seite 489 ff.) zum Ausdruck: „Wir haben in diesem Buche doch wohl allzu willig nur auf den einen Partner des weltgeschichtlichen Streitgesprächs zwischen

Kirche und Staat gehört ... die historische Wahrheit ist aber komplexer ... Die Geschichte und die Problematik des „Caesaro-Papismus", um die sich die neueste Forschung so erfolgreich bemüht, ist hier und dort in unserer Darstellung doch wohl etwas „zu westlich" gesehen ... Es geht ja nicht nur immer um die Frontlinien „freie Kirche des Westens" und „östliche Staatsomnipotenz"! Der Verfasser will wohl damit unter anderem andeuten, daß er zum Beispiel in der Beurteilung des Photius noch mehr durch die Brille J. Hergenröthers sieht als durch die F. Dvorniks, dessen Forschungen neue und mildernde Gesichtspunkte zum Vorschein gebracht haben. Schon durch das Nachwort unterscheidet sich der Band von seinem Vorgänger; dazu kommt noch die Hinzufügung der griechischen bzw. lateinischen Originaltexte, die dem gebildeten Leser sofort die Überprüfung der gewiß etwas freien, aber sehr angenehm lesbaren Übersetzung ermöglicht. Ab und zu nur ist aus der vorhergehenden Auflage etwas stehengeblieben, was bei genauerer Durchsicht durch den Verlagslektor getilgt hätte werden können (zum Beispiel Seite 257, Anmerkung 1, im deutschen Text, oder das Wort „neuerdings" (= 1953) auf Seite 229, Anmerkung 87).

Es bleibt aber unzweifelhaft, daß kein ernster Leser die Lektüre zu beenden vermag, ohne vom Stoff aufgewühlt und ergriffen zu sein, ohne erneut auf den bis an das Ende der Tage infolge der Gebrechlichkeit der Menschen bestehenden, nie vollkommen befriedigend zu lösenden Fragenkomplex Kirche und Staat mit Nachdruck hingewiesen zu werden, ohne sich nicht auch nach einem wahrhaftigen Konkordat zu sehnen, das für beide Partner eine verdiente Hilfe zur Bewältigung der oft auch gemeinsamen Aufgaben ist.

Linz a. d. D. Josef Lenzenweger

Religionswissenschaft

Wörterbuch der Religion. Von Anton Anwander. Zweite, neubearbeitete Auflage. (636.) Echter-Verlag, Würzburg 1962. Leinen DM 34.—.

Dieses Buch des bekannten bayrischen Gelehrten und Priesters ist kein Nachschlagewerk im gewöhnlichen Sinn des Wortes, sondern eine Überschau über ein Lebenswerk, in dem sich das Suchen und Forschen im Dienste der Gotteswissenschaft durch ein halbes Jahrhundert widerspiegelt. Das Werk, 1948 erstmals erschienen, in der zweiten Auflage neubearbeitet, ist ein nach alphabetischen Stichwörtern ausgeführter Querschnitt durch das große Sachgebiet der Religion, die mit allen Wissengebieten in Zusammenhang gebracht wird. Fast möchte man meinen, ein solches Unternehmen übersteige die Kraft eines einzelnen Gelehrten. Der Autor hält es „zwar für ein sehr persönliches, aber allgemein brauchbares Buch" (Vorwort), das Weisungen zu geben vermag in vielen und wichtigen Fragen der Erkenntnis und Lebensführung. „Ein Anspruch auf Vollständigkeit liegt mir fern und könnte auch in einem mehrbändigen Werk von einem Autor nicht erfüllt werden." Dieses Bekenntnis muß bei einer Besprechung beachtet und gewürdigt werden. Sonst könnte jemand fragen, warum im Buch, das sich äußerlich als Lexikon präsentiert, I. Döllinger einen Artikel bekam, nicht aber G. Hermes; warum der Jansenismus, nicht aber der Quietismus, der zu gleicher Zeit Frankreichs geistige Welt erregte, auferscheint. Gleichwohl liegt dem Werk ein klarer Plan zugrunde, die Artikel ergänzen sich, zahlreiche Verweisungen verbinden das Ganze. So ist auf kleinstem Raum eine Fülle von Wissen gehäuft, aus jedem Satz strahlt der abgeklärte Geist und die Altersweisheit des Autors. Manche Abschnitte sind geradezu Kabinettstücke der Darstellung, kleine Kunstwerke in Essayform (Aufklärung, Genie, Humor und Ironie, Liebe, Schweigen, Tragik ...). Vortrefflich die Lebensbilder großer Männer (Augustin, Böhme, Dostojewskij, Goethe, Hegel, Tolstoj u. a.), wohltuend die maßvolle, gerecht wägende Würdigung, wenngleich auch subjektive Werturteile nicht ganz fehlen (Richard Wagner). In der Religionswissenschaft ist Anwander in seinem ureigensten Element, da schöpft er aus dem Vollen.

Mancher Wunsch bleibt offen. Im Artikel „Freiheit" droht die Fülle des Materials den Rahmen zu sprengen, innere und äußere Freiheit verfließen ineinander. Der Aufsatz über die Strafe mit der heute vielbesprochenen Frage der Todesstrafe fiel zu kurz aus und überging den Zusammenhang zwischen den alten Menschenopfern und heute noch üblichen Arten der Hinrichtung. (Ein Ersatz dafür ist der ausgezeichnete Artikel über das Opfer.) Die Alten glaubten noch an die heilige, ewig gültige Weltordnung und faßten die Hinrichtung eines Verbrechers als „Justifizierung", als ein Opfer an die Weltgerechtigkeit auf. Heute, im Zeitalter des Positivismus (der einen eigenen Artikel verdient hätte), ist das nicht mehr der Fall, darum wird die Todesstrafe abgelehnt. Es gibt in der Tat keine menschliche Autorität, die sie von sich aus verhängen könnte. Sehr wertvoll sind die Hinweise auf die entsprechende Literatur, die jedesmal beigefügt werden. Nicht Empedokles, sondern Heraklit ist der „weinende" Philosoph, Demokrit der „lachende" Philosoph.

Der Verfasser ist zu beglückwünschen, daß er seinem Wirken und sich selbst mit diesem Buch ein schönes Denkmal setzen durfte.

St. Pölten, NÖ. Karl Schmidt

Kleines theologisches Wörterbuch. Von Karl Rahner und Herbert Vorgrimler. Verlag Herder. (Herder-Bücherei, Band 108/109.) (398.) Freiburg i. Br. 1961, Kart. DM 4.80, sfr 5.80, S 34.60.

Wer sich über den neuesten Stand der Theologie auf den verschiedenen Gebieten (mit Ausnahme von Bibel-, Kontrovers- und Fundamentaltheologie) ganz kurz und verläßlich informieren will, dem sei dieses „Taschenbuch" empfohlen. In knappgehaltenen und trotzdem sehr inhaltsreichen Artikeln werden jeweils die neuesten Erkenntnisse und Meinungen (diese gelegentlich wohl etwas zu peremptorisch) dargelegt. Freilich gehört zur fruchtbaren Lektüre des Buches schon eine gewisse Vertrautheit mit der Gedankenwelt und der Sprache Karl Rahners. Der Optimismus der Verfasser, es genüge, daß der Leser „eine gewisse Anstrengung nicht scheut", dürfte übertrieben sein. Eine Popularisierung der Theologie, eine rasche, leicht verständliche Antwort auf Gegenwartsfragen, gebrauchsfertig zubereitet, darf man vom vorliegenden Band jedenfalls nicht erwarten; das ist offenbar auch nicht beabsichtigt. Störend wirkt vor allem für den Nichttheologen die gelegentliche Schwierigkeit des Stils (bedingt auch durch die knappe Form und den reichen Inhalt) und die Fülle großteils neuer Fachausdrücke. Durchaus entbehrlich wären Fremdwörter wie inappellabel (182) oder Faktizität (238) sowie Neubildungen wie das mehrfach vorkommende „Bleibendheit" (95, 116, 234).

Wels, OÖ. Peter Eder

Dogmatik

Entstehungsgeschichte des Erbsündedogmas. Von Julius Groß. Band I: Von der Bibel bis Augustinus. (386.) München-Basel 1960, Ernst-Reinhardt-Verlag. Leinen DM 26.—.

Es handelt sich um eine großangelegte, auf drei Bände geplante Untersuchung über die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Erbsündedogmas, deren erster Band hier vorliegt. Der Autor untersucht die einschlägigen Bibeltexte, die Ansichten der lateinischen und griechischen Kirchenväter, vor allem die des heiligen Augustinus. „Frei von bekenntnismäßiger Bindung soll diese Arbeit einzig der Erforschung der Wahrheit, das heißt des Geschichtlich-Tatsächlichen dienen" (S. 11). Die Arbeit ist geleitet von der „Überzeugung, daß auch ja gerade in religiösen Dingen der Vernunft die Rolle des Sichtens, Prüfens und Ordnens zukommt" (11).

Der Autor kommt im wesentlichen zu folgendem Ergebnis: „Die Erbsündenlehre ist unbiblisch. Dagegen ist die Lehre vom Erbtod als biblisch, jene von einer gewissen sittlichen Erbverderbnis als paulinisch zu bezeichnen. Die Erbverderbnislehre des Paulus aber ist nichts anderes als der zeit- und ortsgebundene begriffliche Ausdruck seines besonders starken und schmerzlichen Erlebens jenes Zwiespaltes zwischen niederem und höherem Streben, das wir alle kennen" (68). — „So endete die Kontroverse mit einer Niederlage der pelagianischen Lehre von bonum naturae und einem Sieg der augustinischen Gnaden- und Erbsündentheologie ... Augustinus siegte, weil er einen mächtigeren Bundesgenossen hatte, nämlich das religiöse Gefühl, den Mystizismus der christlichen Massen" (293). „So kam es, daß das religiöse Gefühl die Menschheit einmal mehr auf einen jener zahlreichen Irrwege führte, von denen sie erst nach jahrhundertelangem, schmerzlichem Tasten und Suchen wieder zurückfindet" (294).

„Wenn es etwas Ruhmvolles ist, die Erbsündelehre erdacht zu haben, so kann dieser Ruhm Augustinus ... nicht streitig gemacht werden" (368 f.). „Wohl zum ersten Male in der Dogmengeschichte ist mit der Dogmatisierung der augustinischen Erbsündelehre ein Theologem zum Glaubenssatz erhoben worden, das in keiner der beiden Offenbarungsquellen weder in der Schrift noch in der Überlieferung eine objektive Grundlage hat. Augustinus ist somit im Vollsinn des Wortes der Vater des Erbsündedogmas. Dadurch, daß die Kirche wesentliche Teile der zeit- und ortsbedingten Erbsündetheologie Augustinus' zur Würde von Dogmen ... erhob, hat sie weder der Menschheit noch sich selber einen Dienst erwiesen ... Mit seiner Erbsündenneuerung hatte er (Augustinus) einen eklatanten Sieg errungen — aber nicht nur über die Pelagianer, sondern auch über Vernunft und Menschlichkeit" (375).

Diese Zitate und Werturteile kennzeichnen genügend die grundsätzliche Haltung des Autors, machen aber auch verständlich, wieso Groß nicht nur zur vollen Ablehnung des katholischen Dogmas, sondern selbst der Erbsündenlehre Luthers gelangt. Die „reine" Vernunft, die in der fleißigen und auf ungewöhnlicher Literaturkenntnis basierenden Untersuchung am Werke sein will, erweist sich nämlich leider als keineswegs „rein", sondern als sehr voreingenommen. Daher kann das Untersuchungsergebnis den katholischen Leser auch nicht mehr überraschen.

Jesus und wir Menschen des XX. Jahrhunderts. Von Jean Guitton. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. theol. Käthe Neulinger. (431.) Graz-Wien-Köln 1961, Verlag Styria. Leinen S 136.50, DM 22.—.

Kann man heute noch an Jesus glauben? —, fragt der Autor. Er gibt darauf keine billige Antwort, sondern setzt sich mit dem Phänomen Jesus ernstlich auseinander, dem gegenüber es nur 3 mögliche Lösungen gibt: zwei negative und eine positive. Die historisch-kritische These: dem Menschen Jesus wurden nach seinem Tode göttliche Ehren erwiesen. Die mythische These: der Mythos vom sterbenden und auferstehenden Gott hat sich auf ein historisch völlig belangloses Wesen niedergelassen. Diese beiden negativen Lösungsversuche bereiten dermaßen Schwierigkeiten, daß sie der Vernunft nicht akzeptabel erscheinen. Nach langer Überlegung wird die Ratio offen für die positive Lösung: Christus ist der Sohn Gottes. Die Konvergenz der Gründe führt zu diesem personalen Totalentscheid im Sinne des Glaubens.

Das Buch ist eine Apologetik besonderer Art, ein Christusbuch, das zum Mitdenken einlädt und eigene Gedankenarbeit nicht erspart. Es hat einen lockeren Aufbau: Abhandlungen wechseln mit Dialogen und Briefstellen. Der Autor will stets mit seinen Gegnern im Gespräch bleiben; daher nimmt er deren Argumente sehr ernst. Alles in allem: der Rechenschaftsbericht eines zeitgenössischen Philosophen über die Gründe seines Glaubens an Jesus.

St. Pölten, NÖ. Karl Pfaffenbichler

Moraltheologie

Sühne. Eine theologische Untersuchung. Von Peter Eder. (XIX u. 261.) Verlag Herder, Wien-Freiburg-Basel 1962. Kart. S 108.—, DM/sfr 17.—.

Der Ruf nach Sühne, besonders nach stellvertretender Sühne hat in der Neuzeit viel Resonanz gefunden. Hatte schon die Herz-Jesu-Verehrung Idee und Praxis der Sühne populär gemacht, so wurde durch Privatoffenbarungen (zum Beispiel Fatima) die Bewegung noch mächtig gefördert. Dazu kamen die wiederholten Aufforderungen der Päpste zur Sühne. Auch die Literatur setzte sich dafür ein. Organisationen sorgten für die Vertiefung und Verbreitung des Sühnegedankens und der Sühnepraxis. Man denke nur an den „Rosenkranz-Sühne-Kreuzzug", der weite Kreise erfaßt hat und auch im Rundfunk schon praktiziert wurde. Um nun Idee und Übung der Sühne „vor Verflachung und Abgleiten ins Sentimentale" zu bewahren, ist es sehr dankenswert, daß einmal eine solide wissenschaftliche „Untersuchung", man könnte mit Recht sagen „Darstellung" von Theorie und Praxis der Sühne vorgelegt wurde.

Das Buch behandelt die Probleme: Sünde, Strafe, Sühne, Stellvertretung, Pflicht der Sühne. Es folgt ein praktisch-pastoraler Teil über die Sühnewerke, Sühnegesinnung, Sühneleiden. Besonderer Nachdruck wird auf die Sühnegesinnung gelegt. Von allen Sühnewerken gilt: „Gott kommt es nicht auf unser Leiden an, sondern auf unsere Liebe." (S. 209.) — Der Verfasser hat mit seinem Werk eine riesige Arbeit geleistet und viel Licht über die „Sühne" gebracht. Alles in allem: ein Buch, das mit Liebe und Eifer geschrieben wurde und größte Verbreitung verdient.

Sein oder Nichtsein. Die Frage des Selbstmordes. Von Georg Siegmund. (211.) Paulinus-Verlag, Trier 1961. Leinen DM 14.80.

Immer wieder steht man vor dem traurigen Fall eines Selbstmordes. Wer kann ihn begreifen und beurteilen? Der Kanonist kann höchstens sagen, ob das kirchliche Begräbnis zu verweigern ist oder nicht. Auch dabei ist ein gerechtes Urteil in vielen Fällen unsicher, und die Ordinariate sollten daher mit der Verweigerung recht sparsam sein. Es ist Sache des Neurologen, Psychiaters, Psychologen, Soziologen, sich mit dem Selbstmord zu befassen. Aber auch der Seelsorger kann daran nicht vorbeigehen. Dieses Problem wurde relativ wenig durchleuchtet. Es ist ein Verdienst des Autors, ein „weitgespanntes problemgeschichtliches Panorama" des Freitodes von der Antike bis zur Gegenwart entrollt zu haben, um womöglich seine Wurzeln bloßzulegen. Es bleibt immer noch genug Unerforschtes. In den meisten Fällen sind die Täter krank oder akut geistesgestört. Nur in Ausnahmefällen handelt es sich um Verbrecher. Vielfach liegt erbliche Belastung vor oder eine Wahnidee. Nach der Statistik beeinflußt auch die Jahreszeit und das Klima labile Naturen und Nerven. Nicht zu vergessen die Einflüsse der Literatur (Goethes „Die Leiden des jungen Werthers") und Philosophie (Existenzialismus, Pessimismus).

Es ist ein trauriges Kapitel, das in diesem Buch behandelt wird. Der Seelsorger wird manches daraus lernen können.

Linz a. d. D. Ferdinand Spießberger

Kirchenrecht

Code of Oriental Canon Law. The Law on Persons. (XVI. u. 342.) Ford City, Pa. 1960. The Law on Marriage. (220.) Chicago Universe Editions 1962. English Translation and Differential Commentary. Von Victor J. Pospishil.

Das erste Werk gibt Einblick in das Personenrecht, jenen Teil des neukodifizierten orientalischen Kirchenrechtes, der die größte Selbständigkeit aufweist gegenüber dem Recht des lateinischen Ritus. In 813 Canones werden die orientalischen Riten, die allgemeinen Normen des Personenrechtes, Klerus und Hierarchie, Religiosen- und Laienrecht behandelt. Methodisch ist das Werk ähnlich wie H. Jones' „Gesetzbuch des kanonischen Rechtes" aufgebaut: die einzelnen Canones werden übersetzt und dann kommentiert mit bewußter Hervorhebung der Besonderheiten des orientalischen Rechtes. Als sehr brauchbar erwies sich dabei die schlagwortartige Zusammenfassung der behandelten Canones und die in Klammern beigefügte Verweisung auf Parallelstellen des lateinischen Kirchenrechtes, was eine rasche Orientierung und Konfrontierung ermöglicht. Besonders berücksichtigt werden die Verhältnisse der in Amerika und Kanada wohnenden Katholiken orientalischer Riten. Alle, die aus Interesse oder von Amts wegen sich mit dem orientalischen Kirchenrecht befassen, werden mit Nutzen nach diesem gründlichen Kommentar greifen.

Das zweite Buch ist eine Sonderausgabe des orientalischen Eherechtes aus dem Buch „Interritual Canon Law Problems in the United States and Canada", das der Autor 1955 publizierte, das aber bereits vergriffen ist. Die Bedürfnisse der praktischen Seelsorge und die Fragen des interrituellen Rechtes stehen im Vordergrund. Exkurse über die Ehedisziplin der nicht unierten orientalischen Kirchen sind eingestreut. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus bleiben einige Wünsche offen. Neben einigen einschlägigen Aufsätzen vermißt man bei der Literatur A. Hage: Les Empechements de Mariage en Droit canonique oriental (Beyrouth 1954). Eine eingehendere Befassung mit den Problemen wäre angezeigt gewesen bei mixta religio, beim bedingten Eheabschluß, bei der solutio matrimonii in favorem fidei. Über die englische Übersetzung der Canones möchten wir uns kein Urteil erlauben. Bei Can 86 § 1, 1 findet sich jedoch ein nicht unwesentlicher Fehler (vgl. Can. 1095 § 1, 1 CJC). Die Eheassistenz einschränkenden Bestimmungen (im Originaltext: nisi per sententiam fuerint excommunicati vel interdicti vel suspensi ab officio aut tales declarati) übersetzt Pospishil mit „provided they have not been excommunicated or interdicted or suspended from office, or been so declared by sentence". Damit scheint bereits die einfache, als Tatstrafe eintretende Zensur die Gültigkeit der Eheassistenz zu irritieren, was nicht dem Gesetzestext entspricht. Richtig ist zu übersetzen: „provided they have not been excommunicated or interdicted or suspended from office **by sentence** or been so declared."

Bei einer Neuauflage, die wegen der praktischen Verwendbarkeit dieses Eherechtes bald zu erwarten ist, wird der Autor manche Unebenheiten ausgleichen, um den Praktikern auch einen wissenschaftlich hieb- und stichfesten Kommentar in die Hand zu geben.

A Study of the Juridic Status of Laymen in the Writing of the Medieval Canonists. Von Ronald J Cox. (X u. 106.) The Catholic University of America. Canon Law Studies No. 395. Washington 1959.

Der Laie in der Kirche stellt eine zeitgemäße Frage dar und wird sicherlich bald den kirchlichen Gesetzgeber beschäftigen. Cox befaßt sich mit der Stellung des Laien im Schrifttum der mittelalterlichen Kanonisten. Ihre negativ gefärbte Haltung den Laien gegenüber hat in den historischen Vorgegebenheiten, in den Streitigkeiten um das Eigenkirchenrecht und die Laieninvestitur ihre Wurzeln. Das Buch zeichnet kein vollständiges Bild der Laien, es sind nur Teilbereiche, die näher beleuchtet werden. Die Stellung der Laien im Verhältnis von Kirche und Staat wurde bewußt ausgeklammert (S. VII). Ob nicht doch bereits in der behandelten Zeit Ansätze eines mehr positiv ausgerichteten Laienrechtes zum Durchbruch gelangten? Gesichtspunkte etwa, die im Laien nicht bloß ein Regierungsobjekt für die Kleriker sehen, sondern ihm auch schon gewisse Rechtsbefugnisse einräumen? Ein Blick in W. M. Plöchls Geschichte des Kirchenrechts — ein Werk, an dem Cox nicht hätte vorübergehen dürfen — hätte da manchen Aufschluß geboten. Trotz der aufgezeigten Ergänzungsbedürftigkeit ist die Schrift geeignet, den Bearbeiter eines einschlägigen Sachgebietes auf wissenswerte Tatsachen hinzuweisen.

Mautern, Steiermark Bruno Primetshofer

Missionswissenschaft

Missiologisch Bestek, inleiding tot de katholieke missiewetenschap. Von Dr. Alphons Mulders. (454.) Uitgeverij Paul Brand N. V. Hilversum/Antwerpen 1962, Leinen hfl. 29.50.

Der verdiente und bejahrte Altmeister der Missionswissenschaft, Inhaber des missiologischen Lehrstuhles in Nijmegen, bekannt durch seine große „Missionsgeschichte" (deutsch 1960), setzte mit diesem neuesten Werk den bekrönenden Schlußstein auf sein reiches Lebenswerk. Er nennt es bescheiden Bestek (Baubeschreibung) und Inleiding (Einleitung). Schon die Empfangshalle ist imponierend, zeigt sie doch auf 135 Seiten den Entwicklungsgang der Missionswissenschaft vom Mittelalter an bis zu den letzten Päpstlichen Missionsenzykliken. Mit imponierendem Fleiß und klugem Abwägen wird die Literatur durch die Jahrzehnte hindurch verzeichnet.

Über die „Problematik der Missionswissenschaft" — vergleichbar dem Stiegenhaus unserer Barockklöster — gelangen wir in vier Prunkräume der Bel-Etage. In der „fundamentalen Missionslehre" schauen wir alles, was bis jetzt an Gediegenem, Wertvollem und Wichtigem über die Mission aus Schrift, Väter und Glaubenslehre erarbeitet wurde. Die „normative Missionslehre" informiert uns über Missionsrecht, Missionsmethode, Missionsmoral in ihrer ganzen Breite und Fülle mit allen Einzelheiten zum Beispiel Einheimischer Klerus. Es schließt sich an die „Einführung in die Missionsgeschichte". Den Abschluß bildet die „Einführung in die Missionskunde".

Das große Werk ist unentbehrlich für den Missionswissenschaftler, der darin eine polyglotte Literatur findet mit allen wertvollen Arbeiten in allen Weltsprachen. Darüber hinaus leistet es beste Führungsdienste durch reiche Textierung allen missionarisch Interessierten, seien es Priester oder Laien, Professoren oder Katecheten, die alle das Werk mit größtem Nutzen lesen und verwenden werden. Man kann sich über den zu erhoffenden Erfolg nur freuen, dem Verfasser herzlich gratulieren und eine baldige deutsche Übersetzung wünschen.

Geht hin in alle Welt. Die Missionsenzykliken der Päpste Benedikt XV., Pius XI., Pius XII. und Johannes XXIII. Herausgegeben von E. Marmy und I. Auf der Maur O.S.B. (201.) Freiburg/Schweiz 1961, Paulus-Verlag, Leinen sfr/DM 9.80.

Es gab schon lang vereinzelte Ausgaben der Missionsenzykliken, aber sie waren entweder sprachlich veraltet und unzutreffend oder nicht leicht zugänglich. Dem ist in diesem gutgestalteten, handlichen, buchtechnisch erstklassigen und nicht teuren Werk Abhilfe geschaffen worden. Was den Gebrauch der Enzykliken schwierig machen könnte, ist tunlichst vermieden durch ein ausführliches Sachregister. Die Stichwörter bieten eine bereits fertige Disposition, so daß verschiedene Themen leicht zu bearbeiten sind. Der Text lehnt sich immer an den lateinischen Urtext an, obwohl auch deutsche Wiedergaben hinzugezogen wurden. Die Sprache ist dem modernen Empfinden angepaßt. Den einzelnen Enzykliken ist eine Gliederung vorangestellt, die im Text wiederholt wird. Die Gesamtausgabe ist fortlaufend numeriert, was die Zitation erleichtert. Man kann dem Werk nur weiteste Verbreitung wünschen.

Mödling/Wien Joh. Bettray

Una Sancta und Ökumene

Kirche, Papst, Maria (178.); **Ehe, Moral und Volksfrömmigkeit** (179.); **Bibel, Sakramente und Liturgie** (176.). Antworten auf Fragen katholischer und evangelischer Christen. Von Max Brändle. (Tyrolia-Taschenbücher 11, 12, 18.) Innsbruck-Wien-München 1962. Tyrolia-Verlag. Kart. je S 36.—, DM/sfr 5.80.

Die Schweizer sind praktisch veranlagt, das zeigt sich auch auf theologischem Gebiet. Interessante Fragen theologisch-religiöser Natur, die an den „Briefkasten" einer großen Schweizer Tageszeitung von Christen beider Konfessionen gerichtet wurden, werden hier von einem bekannten katholischen Schweizer Prediger und Theologen beantwortet, klar, sachlich, klug, mit großem Einfühlungsvermögen in die Seele der Christen der anderen Konfessionen, mit Sympathie und Liebe für den „Bruder in Christo jenseits des Zaunes". Manche Fragen und Antworten, zum Beispiel um die Engelweihe von Einsiedeln, werden wohl nur einem kleinen Kreis von Lesern etwas sagen, die allermeisten angeschnittenen Fragen sind aber von allgemeinem Interesse. Auch theologisch Gebildete können noch manches Neue erfahren. Eine Apologetik neuer Art wird hier geboten, nicht mit „schlagender" Widerlegung und einseitiger Schönfärberei, sondern mit offenem Blick für die tatsächliche Wirklichkeit. Im ganzen genommen, sind diese Bändchen sehr brauchbar und nützlich für die persönliche Weiterbildung religiös interessierter Laien, besonders aber für Aktivisten-, Jugend-, Männer- und Frauenrunden, die damit lebendig gestaltet werden können; sie können darum den aktiv in der Seelsorge Stehenden warm empfohlen werden.

Zeichen unter den Völkern. Von Mario von Galli S.J. (156.) Mainz 1962, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 10.80.

In der Zeit, da das 2. Vatikanische Konzil tagt, wird das Thema „Kirche" wieder lebhaft diskutiert, und das nicht nur von den Katholiken, sondern auch von den Christen anderer Konfessionen. Unser derzeit regierender Heiliger Vater hat dieses nicht neue, aber etwas vergessene Wort wieder neu in Erinnerung gerufen und als einen Programmpunkt hingestellt, daß die Kirche ein signum elevatum, ein hoch aufgerichtetes Zeichen unter den Völkern sei oder wieder werden solle. Der Verfasser des vorliegenden Buches, Redakteur der „Orientierung" in Zürich und des „Christlichen Sonntags", bekannt auch als Radiokommentator über das Konzil, geht diesen Gedanken nach in sechs Kapiteln, die ganz von diesem Geheimnis durchdrungen sind — und denen Rundfunkansprachen im Bayerischen Rundfunk und im Südwestfunk zugrunde liegen.

Die behandelten Themen lauten: Über die Kirche — Das Weltamt der Laien — Der Christ und die öffentliche Meinung — Das Wirken des Heiligen Geistes in unserer Zeit — Der Christ und die Entwicklungshilfe — Das kommende Konzil. Aus allen Zeilen spricht ein sehr frischer, wohltuender Optimismus, der gerade unserer aufgewühlten und geängstigten Zeit so nottut. Priestern und aufgeschlossenen Laien wird die Lektüre dieses Buches zu einer neuen, zuversichtlichen Schau unserer Zeitverhältnisse und der Kirche verhelfen, wofür dem Autor tiefer Dank gebührt.

Linz a. d. D. Peter Gradauer

Wahrheit und Toleranz. Von Jacques Maritain. Mit einem Nachwort über „Jacques Maritain und die Politik" von Paulus M. Engelhardt O.P. (Thomas im Gespräch/4) (68.) Heidelberg 1960. F.-H.-Kerle-Verlag. Kart. DM 3.80.

Die Dominikaner der Albertus-Magnus-Akademie in Walberberg haben Maritains Schrift „Truth and Human Fellowship" (geschrieben 1957) ins Deutsche übersetzt. In besonderer Berücksichtigung der Mentalität Amerikas (aber für Mitteleuropa genauso aktuell, wenn nicht aktueller) wird die Frage gelöst, wie man in der Diskussion um die Koexistenz der Wahrheit die eigene Überzeugung wahren und gleichzeitig die Überzeugung der anderen tolerieren kann. Jeder Skeptizismus wird als Grundlage demokratischer Toleranz abgelehnt. Für österreichische Leser ist die Auseinandersetzung mit der „relativistischen Rechtfertigung der Demokratie" Hans Kelsens (des doktrinären Schöpfers der österreichischen Verfassung) besonders interessant.

Toleranz besteht nach Maritain darin, von der eigenen Wahrheit voll überzeugt zu sein und zugleich dem Partner das Recht zuzugestehen zu widersprechen und seine eigene Wahrheit zu sagen. „Intellektuelle Liebe" ist möglich und übernimmt den Gedanken des anderen so weit, daß er das eigene Denken befruchtet. Besonders angewandt werden die dargelegten Grundsätze auf die Philosophie und auf die Religionsbekenntnisse: Maritain fordert die „Gefährdetschaft der Gläubigen". Das Nachwort berichtet über die Stellungnahme Maritains zu weltpolitischen Fragen seit der Jahrhundertwende.

Geistig interessierte Leser werden (besonders wenn sie ökumenisch orientiert sind) durch die Lektüre viele neue Einsichten bekommen.

Linz a. d. D. Karl Böcklinger

Mysterium Kirche in der Sicht der theologischen Disziplinen. Herausgegeben von Ferdinand Holböck und Thomas Sartory O.S.B. Otto-Müller-Verlag, Salzburg 1962. 2 Teile. (XXX u. 1093.) Leinen S 377.—, DM 58.—.

Es ist in den Jahrzehnten seit dem Vaticanum I viel über die Kirche geschrieben worden, aber kaum jemals geschah dies in so umfassender Weise wie in diesem Doppelband. Zwölf Gelehrte, durchwegs Autoritäten in ihrem Fach, haben sich zu einer Gemeinschaft zusammengetan, um das „Mysterium Kirche" je von ihrem Arbeitsgebiet aus zu durchleuchten. Wir haben es also in diesem Werk sozusagen mit einer Enzyklopädie der Lehre von der Kirche zu tun. Es ist zunächst für Katholiken geschrieben, denen der Geheimnischarakter ihrer Kirche in vertiefter Form nahegebracht werden soll, weil sein Verständnis im Laufe der Zeiten manchmal verdunkelt worden ist. Das Werk wendet sich aber offensichtlich auch an die Nichtkatholiken, die getrennten Brüder, ja an alle Menschen, auch an solche, die außerhalb jedes kirchlichen Denkens stehen. Wohltuend berührt daher beim Lesen der herzliche Ton sowie das Fehlen jedweder verletzenden Polemik oder unfreundlichen Haltung gegenüber Andersdenkenden. Überall ist zu spüren, wie man Brücken bauen möchte zu den Außenstehenden, um deren Verständnis für die Kirche zu wecken. Kardinal König hat dem 1. Band ein Geleitwort mitgegeben, das selbst bereits als Beitrag zu werten ist. Im Anschluß an das Rundschreiben „Aeterna Dei" Johannes' XXIII. lenkt er darin die Aufmerksamkeit auf den großen Papst Leo I., dessen „Sehnsucht und Sorge" ja ebenfalls der Einheit der Kirche galt, die durch die Nestorianer und Monophysiten bedroht war. Somit ist den Autoren des Werkes der Weg gewiesen. Ist es doch nicht zuletzt im Hinblick auf das im Oktober 1962 eröffnete Konzil geschrieben worden. Es erschien kurz vor Konzilsbeginn, und sicher ist es kein Zufall, daß ebenfalls im Monat Oktober die Kirchenversammlung von Chalzedon tagte, auf der Leos Lehrbrief über die beiden Naturen in Christus die Entscheidung herbeiführte.

Der Schwerpunkt des ganzen Werkes ruht im 1. Band, in dem die Hauptfragen erörtert werden, um die es hier geht, wenngleich auch die Beiträge des 2. Bandes noch viel Schönes und Wesentliches zu dem Gegenstande beizusteuern wissen. Das Herzstück des Buches ist der Beitrag von Ferdinand Holböck (Salzburg): Das Mysterium der Kirche in dogmatischer Sicht. Er schreibt dort: „Es kann gar nicht genug betont werden, daß die Kirche in ihrem innersten Wesen ein Glaubensgeheimnis ist. (S. 208.) Damit ist das Leitmotiv für die Durchführung des Themas

angegeben. Tiefgreifend und umfassend, aber in ganz einfacher, gemütvoller Sprache, fern von schulmäßiger Pedanterie wird das Wesen und Geheimnis der Kirche aus den Glaubensquellen erhoben. Vorausgeschickt ist diesem Beitrag die fundamentaltheologische Begründung der Kirche aus der Feder von Heinrich Fries (München). Er deutet an, daß die Kirche als Vermittlerin der Offenbarung selbst zur Offenbarung gehört. Die Kirche ist vor der Schrift entstanden, die als Niederschlag der geisterfüllten apostolischen Predigt gewissermaßen von ihr in Auftrag gegeben ist und ihr als Eigentum gehört. Überlieferung und Nachfolge sind das Wesentliche ihrer Sendung (ihr Formalprinzip), nicht die sola scriptura. Eine höchst interessante Gegenüberstellung haben wir vor uns in den Beiträgen von Karl Thieme (Mainz) und Rudolf Schnackenburg (Würzburg), von denen jener das Mysterium der Kirche im Alten Testament zu erheben sucht, während dieser es aus den Schriften des Neuen Testamentes zum Aufleuchten bringt. Der Gefahr, daß sich die einzelnen Beiträge teilweise überschneiden könnten, waren sich die Mitarbeiter von vornherein bewußt. Aber reizvoll ist es, zu beobachten, wie auch dort und da Gegensätzlichkeiten aufblitzen, wenn bei einer Antithese von zwei Sachverhalten der eine Autor dieses, der andere jenes Glied mehr hervorhebt. Der Beitrag Thiemes, der durchaus keine leichte Lektüre genannt werden kann, ist geschrieben unter dem Eindruck der Katastrophe, die das Judentum im letzten Kriege getroffen hat. Durch sie wurde ein „verbessertes Klima" zwischen dem Alten und dem Neuen Bundesvolk (zwischen Juden und Christen) geschaffen. Der Verfasser zeigt zunächst, wie in dem Gottesvolk des Alten Testamentes (Israel I) die Kirche bereits im Glauben vorgebildet war, wie aber die Juden, die das Evangelium nicht annehmen wollten (Israel II) trotzdem von Gott nicht endgültig verstoßen wurden. Ja, aus Röm 11, 26 folgert er, daß „ganz Israel einmal gerettet wird; und es wird eine Herde und ein Hirt sein." (S. 74.) Ihm sind die Juden von heute (Israel II), die annoch den Glauben verweigern, das „futurum Corpus Christi mysticum" und dürfen auch von Christen heute noch „Gottesvolk" genannt werden, weil Gottes Ratschlüsse der Auserwählung unwiderruflich sind. Schnackenburg stellt dieser Darstellung das Bild der Kirche des Neuen Testamentes gegenüber, indem er alle Schriftstellen über die Kirche, die in den Büchern des Neuen Testamentes zu finden sind, getreulich sammelt, sorgfältig prüft, ihren Sinn genau abwägt und sie wie Steinchen zu einem Mosaik zusammensetzt, bis das Bild der ecclesia in seiner ganzen Schönheit sichtbar wird. Hiebei benützt er zur Erklärung auch ausgiebig und kenntnisreich die neuentdeckten Qumramschriften. Wiederum spielt das Begriffspaar Kirche-Reich Gottes und die eschatologische Erwartung der Kirche im Neuen Testament in seinen Gedankengängen eine bedeutende Rolle. Auch er kommt auf die Problematik im Verhältnis des alten zum neuen Bundesvolkes zu sprechen, hebt aber hervor, daß die Kirche, die legitime Erbin des Alten Testamentes, eine eschatologische Neuschöpfung ist; sie ist das wahre Israel Gottes, während das alte Israel wegen seines Unglaubens zu diesem neuen Gottesvolk nicht mehr gehört. (S. 165.) Josef Wodka (St. Pölten) stellt in seinem Beitrag zunächst fest, daß die Voraussetzung für die Kirchengeschichtsschreibung ein richtiger Begriff von der Kirche ist, und daß die christliche Religion der Geschichte erst einen Sinn verleiht. Er verfolgt dann durch die Jahrhunderte den jeweiligen Kirchenbegriff, welcher der damaligen Geschichtsschreibung zugrunde lag, woraus ein sehr buntes, nicht immer erfreuliches Bild entsteht. Im Verlaufe seiner Darlegungen gewinnt er seinem Thema „Das Mysterium der Kirche in kirchengeschichtlicher Sicht" immer neue Aspekte ab. Er weicht dabei auch heiklen Fragen nicht aus (Ärgernis und Tragik in der Kirchengeschichte) und findet mutige Worte zu dem Thema „Reform und Erneuerung der Kirche".

Den 2. Band eröffnet Alphons Auer (Würzburg) mit einer moraltheologischen Abhandlung über „Kirche und Welt", wobei er zunächst den vielschichtigen Begriff „Welt" nach seinen verschiedenen Bedeutungen untersucht und die Aufgabe der Kirche gegenüber dem, was man jeweils Welt nennt, skizziert. Wir können den reichen Inhalt dieses Beitrages nur schlagwortartig andeuten. Er stellt die Kirche und ihre jeweilige Aufgabe gegenüber: dem Kosmos; der gottfeindlichen Welt im Sinne des Neuen Testamentes; der Politik; der Kultur; der zu einigenden Menschheit; der Laienwelt und Laienspiritualität. Insbesondere zeigt er, einer Überschneidung mit dem vorhergehenden Beitrag geschickt ausweichend, wie sich die Kirche den verschiedenen politischen Systemen anzupassen hat, ohne in ihnen aufzugehen, daß sie also einer Verschmelzung mit weltlichen politischen Bereichen, mit Staat und Gesellschaft, aus dem Wege gehen muß. Am wenigsten scheint sich das Kirchenrecht zu eignen für den Aufweis des Mysteriencharakters der Kirche. Dennoch weiß Alphons Stickler aus der Ordensfamilie Don Boscos (Rom) diesem Gegenstand sehr bemerkenswerte Aspekte abzugewinnen, besonders in den Ausführungen über die Antithesen Rechtskirche-Liebeskirche, Amtskirche-Geistkirche. Carl Frans Pauwels (Nijmegen, Holland) hat sich, um Wiederholungen zu vermeiden, aus den zahlreichen Themen, die die Pastoraltheologie bieten würde, die Verkündigung des Mysteriums der Kirche ausgewählt.

Er geht aus von der Forderung: „Das Geheimnis der Kirche muß immer wieder verkündigt werden." (S. 656.) Und zwar muß es gepredigt werden einmal einer noch ungläubigen Welt, dann den gläubigen Menschen außerhalb der Kirche und endlich der katholischen Kirchengemeinschaft selber. Zu dieser Verkündigung, wie sie heute geschieht, nimmt der Autor in kritischer Weise Stellung. Er fordert von den Hörern den „sensus catholicus", ein Mitleben, Mitdenken und Mitfühlen mit der Kirche. Hiebei spricht er eine sehr klare Sprache und nennt die Dinge beim richtigen Namen. Er unterscheidet eine dreifache Art des Sprechens über die Kirche: eine, die das Mysterium positiv darlegt, ferner eine apologetische, die besonders seit der Reformation üblich geworden sei. Die dritte Art des Sprechens, die „der leichten Selbstironie", die sich, wie der Verfasser meint, „die katholische Kirche wohl leisten kann", scheint auf den ersten Augenblick aus dem Rahmen dieses Buches herauszufallen. Aber vielleicht müssen in einem so umfassenden Werke auch solche Dinge gesagt werden. Ein Abschnitt, der von den Formen der Predigt über das Mysterium Kirche handelt, rundet diesen Beitrag ab. Sehr dankbar ist die Aufgabe, der sich Raphael Schulte O.S.B. (Gerleve, Westfalen) unterzogen hat, nämlich: das Mysterium der Kirche aus ihrem Kult zu erheben. Er läßt die liturgischen Texte sprechen sowie die Kirchenväter und vor allem das Rundschreiben „Mediator Dei". Ausgehend von der Schöpfertat Gottes und dem Sündenfall stellt er das Opfer der Kirche dar, durch das sie Christi Opfertat immer wieder erneuert. Im Kult der Kirche zeigt sich am schönsten ihr Wesen und damit ihr Geheimnis. Ihr Gottesdienst ist ein wahres commercium cum Deo. Dies erweist er an den Symbolen „Leib Christi" und „Braut Christi", an den heiligen Sakramenten im einzelnen sowie an Ehe und Jungfräulichkeit.

P. Josef Neuner S.J. (Poona, Indien), selbst in der Heidenmission tätig, dürfte wohl auf Grund seiner Erfahrungen in besonderer Weise befähigt sein, über das geheimnisvolle Wirken der Gnade des Heiligen Geistes in den Missionsländern zu sprechen. Sein Anliegen ist die Katholizität, die „Allgemeinheit" der Kirche, die als vorderhand unerreichbares Fernziel nur ersehnt und erbetet werden kann, angesichts der Tatsache, daß es bisher nur gelungen ist, einen kleinen Bruchteil der außereuropäischen Völker für Christi Kirche zu gewinnen. Der Verfasser führt uns durch die Geschichte der Missionen mit ihren tragischen Konflikten (Ritenstreit in China) und leitet aus diesen Erfahrungen die Folgerungen für die zukünftige Missionsarbeit ab. Last, not least bringen die beiden letzten Beiträge fesselnde Ausführungen über die Kirche im Verhältnis zu den getrennten Brüdern. Emmanuel Lanne O.S.B. (Rom) behandelt die Frage der Möglichkeit, die von Rom getrennten Ostkirchen wieder zur ursprünglichen Einheit zurückzuführen und gibt uns ein Bild von den teilweise sehr fruchtbaren Diskussionen mit orthodoxen Gelehrten. Der Mittelpunkt ihrer theologischen Studien scheint jetzt Paris zu sein, wohin sich unter dem Druck des Kommunismus die ostkirchliche Theologie geflüchtet hat. Endlich schreibt Thomas Sartory (Nieder-Altaich) über die Gespräche mit Vertretern der Kirchen, die irgendwie auf Luther und Calvin zurückgehen, wobei vor allem der deutschsprechende Raum berücksichtigt wird. Der Verfasser hält es für das beste, den Kirchenbegriff der Reformatoren aus ihren primären Lehrstücken zu erheben und fragt: Warum kommt reformatorisches Christentum zu den Aussagen über die Kirche, die wir von seinen Vertretern vernehmen? (S. 927.) Immer wieder läßt er Luther und Calvin selbst zu Worte kommen und stellt ihren Lehren die katholische Auffassung gegenüber. Er kommt zu dem Schluß, daß zwar die Christen beider Bekenntnisse, Katholiken und Evangelische, durch tiefgreifende, kirchenspaltende Lehrunterschiede getrennt sind, daß sich aber andere Lehrpunkte, die man als kirchentrennend erachtet, nur als terminologische Mißverständnisse erweisen, bei denen eine Einigung möglich wäre. (S. 1088.) Mit Ausnahme des Beitrages von Carl Frans Pauwels ist allen Arbeiten eine Bibliographie in Auswahl beigegeben.

„Das Buch ruft nach einer Antwort", steht auf dem Schutzumschlag zu lesen. Sicher wird die hier ausgestreute Saat zu ihrer Zeit Frucht bringen. Hoffen wir: dreißigfältige, sechzigfältige, hundertfältige Frucht!

St. Pölten, NÖ. Karl Schmidt

Die Kirche — Volk Gottes. Von Hans Asmussen / Ernst Finke / Heinrich Groß / Ignaz Backes / Helmut Echternach / Erwin Hesse / Wolfgang Lehmann. (Peter-Paul-Bücherei.) (265.) Stuttgart 1961. Schwabenverlag. Brosch. DM 10.80.

Damit werden die Vorträge veröffentlicht, die auf der Herbsttagung der „Sammlung" 1960 gehalten wurden, auf der einander nahestehende katholische und evangelische Theologen sich mit dem Wesen der Kirche auseinandersetzten. Die „Sammlung" wurde 1954 gegründet und will sich als ein Ruf innerhalb der evangelischen Christenheit verstehen, sich des unverkürzten Evangeliums bewußt zu sein.

Im Thema „Die Kirche — Volk Gottes" konnten sich besser wie in einer anderen Analogie die beiden Theologien von der Kirche begegnen. Die Lehre von der Kirche hat nicht nur als allgemeiner Gegenstand auf dem gegenwärtigen Konzil besondere Aktualität, sondern auch deshalb, weil heute in ihr das Schwergewicht des konfessionellen Gegensatzes liegt. Seit Möhler und erst recht seit „Mystici Corporis" Pius XII. konzentriert sich die katholische Theologie auf das Wesen der Kirche unter dem Bild des mystischen Leibes Christi, auf die Kirche als „verlängerten Christus". Die protestantische Kritik sieht darin eine gefährliche Vermischung von Gott und Mensch, Christus und Kirche. Auch bedeutende katholische Autoren wie Congar erblicken darin die Möglichkeit eines Mißverständnisses in der Richtung einer Art von ekklesiologischem Monophysitismus; die tatsächliche Wirklichkeit der Kirche könnte zuwenig ernst genommen erscheinen. Der biblische Begriff vom Volke Gottes, den D. Koster in seinem Buch „Ekklesiologie im Werden" (1940) scharf hervorhob, wird nun für besonders geeignet erachtet, das Denken über die Kirche vom Himmel wieder auf die Erde zu holen und die Kirche zu erfassen als heilsgeschichtliche Größe im ständigen und fortschreitenden Vollzug, als gründend im Gottesbund, als Polarität von Institution und Charisma, als eschatologische Vorläufigkeit und als Unterwegs auf die Basileia hin. Das Bild vom „geheimnisvollen Leib Christi" bleibt selbstverständlich gültig, es bedarf aber einer Ergänzung. Der Inhalt der beiden Analogien, Leib und Volk, soll und muß in Einklang gebracht werden.

Die einzelnen Vorträge, die unter dieser Zielsetzung stehen, sind von evangelischer Seite: H. Asmussen, Die Wahrheitsfrage und der Liberalismus; E. Fincke, Ein neuer Kirchenbegriff im Werden; H. Echternach, Der Beitrag der Reformation zur Lehre der Kirche; W. Lehmann, Unterordnung als Bedingung des Glaubens. Auf katholischer Seite: H. Groß, Volk Gottes im Alten Testament; I. Backes, Das Volk Gottes im Neuen Bund; E. Hesse, Um die Einheit der Christen (Predigt).

Aus allen Vorträgen klingen beste Intention auf beiden Seiten, sich zu verstehen, und ehrliches Bemühen, die ganze Wahrheit von der Kirche mit ihrer dynamischen Fülle zu enthüllen. Eine Empfehlung des Buches, das von lebendiger und zeitgemäßer Kirchentheologie Zeugnis ablegt, versteht sich von selbst.

Wien Josef Pritz

Pädagogik und Katechetik

Junge Menschen begegnen sich. Kameradschaft — Freundschaft — Liebe. Von Ingeborg Rocholl-Gärtner. (196.) München 1961. Kösel-Verlag. Kart. DM 9.80.

Gärtner schreibt vor allem für die Jugend, die die Schule verläßt und den Weg ins Leben antritt. Nach Lersch Ph. gewährt sie zunächst einen tiefen Einblick in das menschliche Wesen, in seine Vielschichtigkeit. Auf diesem Hintergrund zeichnet sie die Entwicklung der Geschlechtskraft ab. Klärend spricht sie dann über den männlichen und weiblichen Menschen, über die Begegnung Jugendlicher, über die Ehe, das Schöpfungsgeheimnis und die Jungfräulichkeit. Eine Gewissenserforschung am Schluß gibt praktische Anregungen zur Selbstkontrolle.

Vorliegende Arbeit hebt sich von Durchschnittsbüchern dieser Art durch scharfsinnige Bezugnahme der Einzelfragen auf die Sinnfülle des Lebens, durch den klaren Blick aufs Ganze ab. So ist der Mensch keusch, „wenn die Geschlechtskraft so in das Ganze des Lebens eingefügt ist, daß sie ihren Sinn wirklich erfüllt" (33). Die tiefe psychologische Schau macht die Ausführungen überzeugend, die ethisch-theologische Korrektheit sehr wertvoll. Es ist staunenswert, welch tiefe Einsicht Gärtner vor allem dem modernen Mädchen in die Grundzüge der Begegnung Jugendlicher in dieser verworrenen Zeit gewährt. Es spricht eine wissende Frau mit großer Beobachtungs- und Einfühlungsgabe und gründlicher psychologischer, psychiatrischer und theologischer Schulung. Das Urteil sei nicht eingeschränkt, auch wenn man nicht soviel vom Graphologen in der Partnerwahl oder vom Psychotherapeuten bei etwaigen Schwierigkeiten erwartet wie die Autorin oder wenn man manche tiefenpsychologische Reminiszenzen nicht so ernst nimmt wie sie. Das alles weist aber auf die Gründlichkeit und Vielseitigkeit in den behandelten Fragen hin.

Man kann nur wünschen, daß dieses Buch in die Hände vieler Jugendlicher kommt, denen es Richtung gibt, um sich im verwirrenden Leben eher zurechtzufinden, und auch in die Hände der Eltern und Erzieher, die ihr Urteil und ihre pädagogischen Zweifel an den Ausführungen dieses Werkes eher zu klären vermögen.

Freising, Bayern Alois Gruber

Bildung und Schule. Wege zur Überwindung einer Krise. Von Alfons Plankensteiner, (198.) Wien 1960, Verlag Herder. Kart. S 57.—, DM/sfr 9.80.

Ein für unsere Zeit notwendiges Buch. Jeder, der sich über die Erziehung der Jugend von heute Gedanken macht oder aus Beruf und Berufung mit der Schule zu tun hat, spürt ernste Probleme. Das größte Problem jeglicher Bildung ist heute, daß die Allgemeingültigkeit eines zu erstrebenden Menschenbildes weithin geschwunden ist und damit notwendig auch das Bildungsziel der Schule und der Erziehung überhaupt nicht klar umrissen werden kann. Der Verfasser stellt diese Probleme vom Standpunkt unserer österreichischen Mittelschule aus dar, zeigt aber nicht nur diese Probleme und ihre Ursachen auf, sondern gibt auch konkrete Reformvorschläge, durch deren Verwirklichung manches gebessert werden könnte. (Die Konkretisierung dieser Reformvorschläge ist bekanntlich noch schwieriger als die Darstellung der Probleme!) Man ist herzlich froh, viele Wahrheiten so klar begründet und eindeutig formuliert zu bekommen; man muß dankbar dafür sein, weil man in mancher Hinsicht zum Nachdenken und zur Gewissenserforschung kommt.

Die Wichtigkeit der religiösen Weltanschauung zur Gewinnung eines gültigen Menschheitsideales und damit des objektiv richtigen Bildungszieles wird wiederholt herausgestellt, nur hätte ich mir in dieser Hinsicht noch stärkere Akzentuierung gewünscht. Auch sollte nach meiner Meinung das Ausleseprinzip noch stärker betont werden, da doch zu viele unsere Mittel- und Hochschulen bevölkern, denen nach Begabung und psychischer Einstellung echte Bildung nie aufgehen wird. Das Urteil über die Katecheten (S. 35) ist wohl doch zu allgemein und hart. Nach der Bibel ist die Arbeit nicht Fluch und Strafe für die Sünde (S. 100). Der Arbeitsauftrag, Kultur und Zivilisation, wird auch für den Paradieseszustand gegeben. Dieses ist kein „Schlaraffenland". Nur die „Disteln und Dornen im Acker", also Mißerfolg, Widerspenstigkeit der Materie und Möglichkeit zu Katastrophen, sind Sündenfolge. Die Lokalisierung von Himmel und Hölle als „oben und unten" (S. 152) wird wohl nur im Volksschulalter geduldet, weil in diesem Alter keine Vorstellung vom Weltenraum vermittelt werden kann. In den Mittelschulen bemüht sich sicherlich jeder Religionslehrer, diese kindlichen Vorstellungen zur richtigen Auffassung hin zu klären.

Linz a. d. D. Josef Wilhelm Binder

Die Botschaft der Gleichnisse Jesu. Von Franz Mussner. (Schriften zur Katechetik, herausgegeben von Josef Goldbrunner, Bd. I.) (102.) München 1961, Kösel-Verlag. Leinen DM 8.50, kart. DM 6.50.

Eine gut fundierte und lebensnahe Erklärung der Gleichnisse Jesu wird im Bibel- wie auch im Katechismusunterricht von Nutzen sein. Prof. Mussner will mit seinem Büchlein den Katecheten diese Aufgabe leichter machen. Die Auslegung der 23 Gleichnisse ist in jeder Hinsicht gut, sowohl in der biblisch-historischen Erklärung als auch in der Anwendung auf unsere Lebens- und Zeitverhältnisse. Außerdem werden die einleitenden Gedanken über das Wesen des Gleichnisses und seine Auslegung vielen willkommen sein. Auch Prediger dürften mit Nutzen nach dem Büchlein greifen, da die Mehrzahl der ausgewählten Gleichnisse uns in den Sonntagsperikopen begegnet. Professor Goldbrunner hat mit diesem ersten Bändchen seiner neuen Schriftenreihe für Katecheten einen guten Anfang gemacht.

Stift St. Florian Johannes Zauner

Liturgik

Eucharistiefeier in der Pfarrgemeinde. Vorträge der Pastoralliturgischen Werkwoche zu Trier. (248.) Trier 1961. Paulinus-Verlag. Kart. DM 6.80.

Vom 27. bis 30. November 1960 fand unter dem Vorsitz des hochwürdigsten Herrn Bischofs Dr. Matthias Wehr in Trier eine Pastoralliturgische Werkwoche statt, auf der bedeutende liturgische Fachleute, darunter auch J. A. Jungmann, 12 Vorträge über die Eucharistiefeier in der Pfarrgemeinde hielten. Immer wieder tritt die Frage in den Vordergrund: Wie gestalte ich den Gottesdienst? Es werden alle wichtigen Fragen dieses Themas behandelt, von der Sprache bis zum Gesang, der Predigt, den Lesungen und dem Opfermahl. Mit Recht wird bei der so großen äußeren Beteiligung des Volkes an der Liturgie wieder die Stille wenigstens nach der heiligen Wandlung empfohlen (Prof. Dr. B. Fischer). Sehr gut und richtig sind die Ausführungen Prof. Dr. Knauers über den Kommentator, der nicht das ganze liturgische Geschehen überblenden soll. Im Vortrag Pfarrer Massings wird ein partikuläres Reskript der Hl. Ritenkongregation an den Erzbischof von Liverpool zitiert, das auch in zwei deutschen Diözesen veröffentlicht wurde, nämlich daß der Rosenkranz außerhalb der hl. Messe zu verrichten sei. Die Hostien für die hl. Kommunion bei der hl. Messe, wenigstens bei Braut- oder Kommunionmesse, mitzukonsekrieren, wird im Anschluß an die Enzyklika „Mediator Dei" dringend empfohlen (Dechant Waßmuth). Mit einem klugen und väterlichen Wort schloß Bischof Wehr die Tagung, an der 300 Priester und 200 interessierte Laien teilnahmen.

In diesem Büchlein werden Fragen behandelt, die nicht bloß Trier angehen, sondern die ganze Kirche betreffen. Deshalb kann es von allen Seelsorgern und interessierten Laien mit Nutzen gelesen und benützt werden.

Laienliturgik. Von Basilius Senger O.S.B. (259.) Kevelaer 1962. Verlag Butzon & Bercker. Leinen DM 12.80.

Da die Stellung der Laien in der Kirche immer mehr an Bedeutung gewinnt, ist es auch am Platze, sie soweit als möglich in die theologische Wissenschaft einzuführen. Das geschah schon für Dogmatik und Moral. Der eifrige Benediktiner von Gerleve, Basilius Senger, hat nun für sie auch eine Laienliturgik verfaßt, die mit gründlicher Wissenschaftlichkeit und liebevoller Hingabe geschrieben ist. Der Autor bemüht sich, die Laien in alle Fragen der Liturgik einzuführen. Dabei sollte man allerdings Wünsche und Anregungen nicht zur Diskussion stellen, wie die heilige Kommunion unter beiden Gestalten oder ihren Empfang in die offene Hand (S. 110), die Albe als Kleidung für die Ministranten und die Schola (S. 114—116). Auch bei der Übersetzung des „et cum spiritu tuo" sollte man den hebräischen Pleonasmus nicht mitübersetzen, sondern kurz „Und mit dir!". Einige kleine Bemerkungen: Die Osterkerze wird nach der erneuerten Ordnung der Karwoche nicht mehr im Exultet geweiht, daher steht sie auch nicht mehr dem Diakon zu (S. 39). Richtig sollte man sagen: Die rote Farbe steht den Märtyrern zu und den Aposteln, soweit sie Märtyrer sind. „Lichtmeß ist zugleich ein Herren- und Marienfest" (S. 225). Nach dem neuen Rubrikenkodex ist es aber nur ein Fest des Herrn. Der Satz „Die schwere Sünde macht unwürdig zu einem gültigen Gotteslob" (S. 148) könnte falsch ausgelegt werden. „Die Liebesreue muß mit der festen Absicht verbunden sein, möglichst bald das Sakrament der Buße zu empfangen" (S. 150) verlangt um das „möglichst bald" zuviel. Nach Duden sind Chrisam und Subdiakonat sächlichen Geschlechtes.

Von diesen kleinen Mängeln abgesehen, ist das Buch ein ausgezeichneter Versuch, die Laien in die Liturgik einzuführen und mit dem Inhalt unserer heiligen Liturgie vertraut zu machen. Auch dem vielbeschäftigten Seelsorger kann es für Jugendstunden und liturgische Kreise gute Dienste leisten, um die Gläubigen zur sinnvollen und fruchtbringenden Anteilnahme an der Liturgie zu führen.

Enchiridion Liturgicum complectens theologiae sacramentalis et dogmata et leges iuxta novum Codicem Rubricarum. Auctore Radó Polycarpo O.S.B. 2 tomi (XVI et 1522.) Herder Romae-Friburgi Brisgoviae - Barcinone 1961. Leinen Lire 10500, DM 84.—, brosch. Lire 8800, DM 70.40.

Ein umfangreiches Handbuch in lateinischer Sprache. Aber das Latein ist so ausgezeichnet, wie es nur ein ungarischer Professor schreiben kann, klar, präzis, flüssig und leicht verständlich. Fachausdrücke sind in Klammern deutsch und ungarisch beigesetzt. Das Werk wird für die Zukunft von größter Bedeutung sein. Denn wenn das Konzil in der Feier der Liturgie und Spendung der heiligen Sakramente Änderungen bringt, hat man hier die letzte Zusammenfassung der Liturgie der Vergangenheit. Aber das Werk ist auch ganz aktuell, weil es auf den modernsten Stand der Forschung gebracht ist und die neueste liturgische Gesetzgebung und Literatur noch verarbeitet. Freilich ist diese seit der Beendigung des Werkes (1960) noch weiter gegangen, so daß einige Punkte überholt sind. Bei der Größe des Werkes gibt es auch einige Punkte, mit denen man nicht einverstanden sein muß. Es genügt die Applikation bei der heiligen Messe noch vor der Konsekration des Kelches (S. 324). Auch die Binationspraxis ist derzeit leichter, als der Autor angibt (S. 333). Singmesse ist bei uns ein spezieller Begriff, missa cantata nennen wir Amt. Auf Seite 360 ist die Rede von einer Präfation zu Ehren des kostbaren Blutes. Auch die Aufzählung der Kreuzwegablässe (S. 453) ist nicht vollständig. Aber das sind nur Kleinigkeiten im Vergleich zur Größe des Werkes. Es nennt sich theologia sacramentalis, es ist also eine Zusammenfassung der dogmatischen Lehre, der kirchlichen Gesetze und liturgischen Bestimmungen über die heiligen Sakramente. Es ist eine Losschälung der Sakramentenlehre aus den übrigen theologischen Disziplinen und ein einheitlicher, vollständiger Traktat über die heiligen Sakramente. Dabei werden neben den angeführten Disziplinen auch moralische Fragen behandelt. Dadurch ist auch die Methode der Darstellung bestimmt. Die dogmatischen Partien werden noch in Thesenform dargestellt, während rechtliche, moralische und pastorelle Fragen in Regeln oder Axiomen gelöst werden. In diesen faßt der erfahrene Pastoralprofessor der Budapester Universität ungemein brauchbare praktische Grundsätze zusammen.

Das Enchiridion Liturgicum behandelt folgende Gegenstände: Allgemeine Liturgik: Definition, liturgische Formen, die östlichen und westlichen Liturgien und die allgemeine Lehre über die Sakramente. Im speziellen Teil folgt auf das heilige Meßopfer und das Breviergebet die Lehre über die heiligste Eucharistie und die übrigen Sakramente. Am Schlusse findet sich eine umfangreiche, ausgezeichnete Heortologie, die mit größter Offenheit und Kenntnis zeigt,

wie oft heidnische Gebräuche der Römer und Germanen in unseren christlichen Festen fortleben. Den Abschluß bildet noch eine Abhandlung über kirchliche Geräte und Gewänder, bei denen ich das Rationale vermisse. Bei jedem Abschnitt gibt es auch eine ausführliche Biographie. 50 Seiten Sachindex machen den Gebrauch des Handbuches leicht und angenehm. Personen- und Ortsindex unterblieben wohl aus Platzmangel.

Das Werk ist eine wertvolle Zusammenfassung der gesamten Liturgik und Sakramentenlehre, so daß es trotz seines Umfanges und der lateinischen Sprache jedem Theologen, Priester und auch dem Seelsorger wegen seiner praktischen Grundsätze beste Dienste leisten kann.

Stift St. Florian, OÖ. Franz Linninger

Auf dem Weg zu Liturgischer Frömmigkeit. Das Werk des Markus Adam Nickel (1800 bis 1869) als Höhepunkt pastoralliturgischer Bestrebungen im Mainz des 19. Jahrhunderts. Von Günter Duffrer. (Quellen und Abhandlungen zur Mittelrheinischen Kirchengeschichte, Band 6.) (156.) Speyer 1962, Verlag der Jaegerschen Buchdruckerei. Kart. DM 16.—.

Die beiden „Mainzer Theologenschulen" um Bischof Colmar (1760 bis 1818) einerseits und Bischof Ketteler (1811 bis 1877) andererseits brachten Persönlichkeiten hervor, die sich auf dem Gebiet der Liturgie einen klangvollen Namen gemacht haben: Johann Baptist Lüft (1801 bis 1870), Johann Baptist Heinrich (1816 bis 1891. Herausgeber Guérangers „L'année liturgique" in deutscher Übersetzung), Christoph Moufang (1817 bis 1890), Joseph Selbst (1852 bis 1919). Diese als Dissertation an der Gregoriana in Rom vorgelegte Arbeit wollte ursprünglich die oben genannte „liturgische Linie" kräftiger nachziehen und im Zusammenhang darstellen. Dabei stellte sich heraus, daß außer den genannten Männern vor allem der Mainzer Seminarregens und „Pastoralliturgiker" Markus Adam Nickel (1800 bis 1869) besondere Beachtung verdient. So rückten schließlich er und sein Werk „als Höhepunkt pastoralliturgischer Bestrebungen im Mainz des 19. Jahrhunderts" in den Mittelpunkt der Untersuchung.

Die geistesgeschichtlichen Voraussetzungen für das Werk Nickels bilden: Die „katholische Aufklärung", die (hier auf dem Gebiet des Kultes) viel Gutes gebracht, es aber nur falsch begründet hatte; der es trotz aller Sehnsucht im religiösen Bereich nicht gelang, zum Eigentlichen in der Liturgie vorzudringen: zum Mysterium. Sie formte die Liturgie dem Menschen zu und nicht den Menschen zur Liturgie hin. Dazu gehört unter anderem die Meßerklärung von V. A. Winter (1810). (S. 23 f.) Die Mainzer „dogmentreue" Aufklärung, die sich schon damals mühte, das Volk „mitten ins Heiligtum" zu führen durch das Mitlesen der liturgischen Texte (Meßbuch von Johann Caspar Müller, 1787. Gesangbuch von Ernst Turin, 2. Aufl. 1787; Zeitangabe für erste Auflage fehlt. Brevierreform der „Mainzer Ritenkongregation", 1788). (S. 24—33.) Die Mainzer Restauration unter Bischof Colmar, der „an Stelle des kurfürstlichen Mainz . . . ein kirchliches Mainz" setzte, bald ein Knabenseminar gründete und diese Anstalt mit Vorliebe zu einer Schule für Arme machte, in die auch „der aus armen Verhältnissen stammende Markus Adam Nickel den Weg fand", und unter Regens Liebermann (1759 bis 1844), der im Mainzer Seminar „einen Mittelpunkt der Gottesgelehrsamkeit und priesterlichen Lebensführung" begründete (S. 33—50). Weitere geistige Bindungen und Zusammenhänge bestehen zu Bischof Sailer (1751 bis 1832), dessen Werke einmal nach ihrer pastoralliturgischen Bedeutung systematisch untersucht zu werden verdienen, zu Thomassin und der französischen Schule sowie zur Liturgiewissenschaft im 19. Jahrhundert (S. 50—59).

Das Werk Nickels besteht in der Verlebendigung des Gotteswortes, das „Heilskraft" besitzt und in der Liturgie und Predigt wirkt (S. 60—78); in der Erschließung des Kirchenjahres, damit „die Geschichte Jesu die Geschichte der Christen werde" (S. 79—93. Vgl. „Mediator Dei", Ausg. Herder, Freiburg 1948, Nr. 163); in der Hinführung zum Gottesdienst, den Nickel als den „Tisch des Wortes" und „Tisch des Brotes" versteht und in den sich die Gläubigen mit den liturgischen Texten „lebendig einschalten" sollen (S. 100—108); in der Vermittlung des kirchlichen Gebetslebens und in der Hinführung zu den kirchlichen Riten und Zeremonien (S. 111—132). Im Jahre 1841 erscheint Nickels erste zweibändige Missale-Ausgabe, 1845 die zweite, verbesserte Auflage, 13×18×3 cm, Dünndruckpapier, 746 Seiten. Moufangs „Officium divinum", das bisher als Vorläufer der heutigen Volksmeßbücher galt, erschien 1851. „Die Tatsache, daß . . . die Vermittlung aller liturgischen Bücher ohne Ausnahme für das gläubige Volk ein Novum seiner Zeit darstellt, zeigt ohne Zweifel die echte Eigenständigkeit" Nickels. Zum Schluß geht Duffrer noch der auffallenden Tatsache nach, daß Nickels Werk so schnell in Vergessenheit geriet (S. 133—147).

Die vorliegende Arbeit stellt das Schaffen Nickels in das rechte Licht und schließt damit eine Lücke in der Liturgiegeschichte des 19. Jahrhunderts. Sie erhellt mit wertvollen liturgie-

und geistesgeschichtlichen Klarstellungen die „erste Phase der Liturgischen Bewegung" und bietet zudem eine zuverlässige Wegweisung in die Tiefe: zu liturgischer Frömmigkeit.

Linz/Donau Franz Schmutz

Hagiographie

Meine Schwester Therese. Von Céline Martin. (258.) Leinen S 58.—.

Therese von Lisieux, wie sie wirklich war. Von P. François de Sainte-Marie. (168 Seiten Abbildungen, 78 Seiten Text.) Leinen S 185.—. Beide Bücher Herold-Verlag, Wien 1961.

Als wertvolle Ergänzung der autobiographischen Schriften der heiligen Theresia v. Lisieux bietet uns ihre um vier Jahre ältere Schwester Céline Erinnerungen an die Heilige und Aussprüche von ihr aus dem Alltag heraus, geordnet nach sachlichen Gesichtspunkten oder in zeitlicher Reihenfolge aus den Tagen der letzten Krankheit (Juli bis September). Im Stile des damaligen Zeitgeschmackes lernen wir die Naivität der Umgebung kennen, in der Therese lebte, und bewundern, was die Gnade in der Enge dieses Klausurklosters vermochte, da sie der jungen Karmelitin eine Weitsicht verlieh, die in jeder Lage die Perspektive der Ewigkeit erreichte.

Das zweite Werk illustriert in Wort und Bild die Aufzeichnungen Célines und ist ein einzigartiges Dokument für die „Geschichte einer Seele". Die Bilder aus dem Karmelarchiv von Lisieux waren bisher unveröffentlicht geblieben, weil sie nach dem Urteil der Photografin (Céline Martin) nicht „gelungen" waren. Um so größer ist heute ihr Wert für uns. Da jede Platte mehrere Minuten belichtet werden mußte, erklärt sich die mangelnde Schärfe in der Wiedergabe wie die eigenartige Starrheit des Gesichtsausdruckes auf einigen Photos. Das Buch schenkt uns das wahre Gesicht der Heiligen, deren Gestalt wie kaum eine zweite in Bild und Literatur verzeichnet worden ist.

Linz/Donau Theresia Alpi

Eine Offenbarung göttlicher Liebe. Von Juliana von Norwich. Herausgegeben von Sr. Anna Maria Reynolds C.P. Aus dem Englischen („A Shewing of God's Love") übersetzt von Ellen Sommer von Seckendorff. (151.) Verlag Herder, Freiburg i. B. 1960, Pappband DM 7.80.

Die „Offenbarungen" der mittelalterlichen Mystikerin Juliana von Norwich sind bei uns noch viel zuwenig bekannt. In England erfreuen sie sich einer stets wachsenden Beliebtheit, und manche ihrer Formulierungen wurden sogar von der modernen Dichtung übernommen. Um es gleich vorwegzunehmen, es handelt sich um die Übersetzung einer Übersetzung. Der mittelenglische Text wurde ins Neuenglische, der neuenglische sodann ins Deutsche übertragen. Man muß daher von vornherein damit rechnen, daß man in dem Buch nicht mehr dem ganzen ursprünglichen Glanz begegnen wird. Dennoch ist das schön ausgestattete Buch recht lesenswert geblieben. Die frische und ursprüngliche Art Julianas wird auch den ansprechen, der sich sonst weniger für mystische Gedankengänge interessiert.

Eine gute Einleitung, die mehr als ein Drittel des Buches ausmacht, macht uns mit den Lebensumständen Julianas vertraut und würdigt den literarischen Wert ihrer Aufzeichnungen. Die Offenbarungen und Visionen wurden Juliana relativ jung zuteil. In 16 Schauungen hat sie das Leiden Christi erlebt. Die überzeugende Schilderung dieser Erlebnisse macht das Buch zu einer geeigneten Lesung für die Fastenzeit. Viele Stellen muten modern an und wirken überraschend für eine mittelalterliche Autorin. Zugleich zeugen sie von einem kerngesunden Menschenverstand. Sehr modern sind Julianas Ansichten über das Bittgebet formuliert. Im Kap. 19 heißt es: „Alle Dinge, die geschehen, würden auch geschehen, wenn wir nie darum beteten; doch ist Gottes Liebe so groß, daß er uns zu Teilnehmern an seinen Wohltaten macht..." Obwohl ich keine Gelegenheit hatte, die englische Ausgabe des Buches einzusehen, glaube ich sagen zu können, daß die Übersetzung ins Deutsche leider nicht sorgfältig genug ist. In der Einleitung (S. 53) wird zum Beispiel ein Abschnitt aus Kap. 24 in einer kaum verständlichen Übersetzung geboten. Im Text der Offenbarungen selbst (S. 137) wird die gleiche Stelle ganz anders und viel klarer wiedergegeben. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß die englische Herausgeberin diese Zeilen zweimal auf so verschiedene Art und Weise übersetzt hat. Auch andere Flüchtigkeiten kann man leider entdecken.

Wels, OÖ. Rudolf Zinnhobler

Die Offenbarungen der heiligen Birgitta von Schweden. Ausgewählt und eingeleitet von Sven Stolpe. Übersetzt von Robert Braun und Siegfried Huber. (265.) Verlag Josef Knecht, Frankfurt am Main 1961. Leinen DM 14.80.

Seinem Roman „Frau Birgitta lächelt" läßt der schwedische Konvertit nun die Offenbarungen der großen Tochter des Nordens folgen. Nach einer gediegenen Einleitung über Leben

und Werk der Stifterin des Birgittenordens wählt er Gesichte aus, die sich auf die Heilige und ihre Angehörigen beziehen, läßt die Geschichte über Christi Geburt und Leiden folgen und schließt mit den Botschaften an Fürsten und Fürstinnen, an die Avignoneser Päpste (Klemens VI., Urban V., Gregor XI.) an Bischöfe und Priester, an die Ritterschaft. Gegen den sittlichen Verfall der Zeitgenossen, gegen den Niedergang des Ordenslebens spricht Birgitta eine eindringliche, ja drohende Sprache, viele Vergleiche aus der Natur und dem sozialen Milieu verwendend in klarem, logischem Aufbau, entsprechend der Geistesverfassung des 14. Jahrhunderts. Für Kirchenhistoriker und Freunde der Mystik ist das Buch interessant.

Anna-Maria Taigi, Seherin und Prophetin, Beraterin von Päpsten und Fürsten. 1769—1837. Von P. Albert Bessiéres S.J. Berechtigte Übertragung aus dem Französischen von Rudolf von der Wehd. (216.) Credo-Verlag, Wiesbaden 1961. Leinen DM 9.80, kart. DM 8.40.

Sie war ein Genie des Herzens. Eine Familienmutter mit sieben Kindern, eine ausgezeichnete Gattin, eine liebevolle Schwiegermutter, Beraterin und Trösterin hoher geistlicher und weltlicher Personen, besonders aber den einfachen Leuten verbunden als einfache Frau aus dem Volke. Heroisch in Armut und Gehorsam, Buße und Sühneleiden. In einer geheimnisvollen Sonne, die von Dornen gekrönt war, schaute sie die künftigen Schicksale einzelner, der Kirche und Völker.

Das Buch schöpft aus den Akten des Seligsprechungsprozesses und bevorzugt die französische Geschichte (Taigi und Lätizia, die Mutter Napoleons). Pius VI. wird mit Pius VII. verwechselt (S. 81), Kaiser Josef II. fälschlich des Wortbruches gegen den Papst geziehen (S. 34).

Sankt Notburga. Eine Heilige aus Tirol. Eine Bildgeschichte in drei Teilen. Von Wolfgang von Pfaundler. (314.) Verlag Herold, Wien-München 1962. Gebunden S 174.—.

Der erste Teil (5—77) behandelt die Legende. Es ist keine Heiligenbiographie im herkömmlichen Sinn. Der Verfasser läßt die Tradition sprechen. Die schriftliche Überlieferung wie die Bildtradition beginnen erst am Anfang des 17. Jahrhunderts. Orte, Bräuche, Prozessionen, Gebete, Gedichte und Lieder, die mit dem Leben der Heiligen im Zusammenhang stehen, werden angeführt. Der zweite Teil (77—181) spricht von der Verehrung der heiligen Notburga, die im 15. Jahrhundert beginnt und sich bis in unsere Tage erstreckt. Sie äußert sich in der Errichtung von Kirchen, Altären und Kapellen zu Ehren der Heiligen, in Wallfahrten und Andachtsübungen. Schauplatz der Verehrung ist Tirol, Salzburg, Bayern, Steiermark, Kärnten, Ober- und Niederösterreich, Slowenien, Kroatien und Istrien. 1862 wurde Notburga heiliggesprochen. Diesen zwei Teilen sind viele und schöne Lichtbilder beigegeben. Der dritte Teil (181—190), die Forschung, bringt die Ansichten rationalistischer Volkskundler (Adolf Pichler, Renk, Schmidt), die der Vita der heiligen Notburga mythologische Grundlagen unterschieben (germanische Erdmutter, Fruchtbarkeitsmotiv und Mondmotiv für die Sichel). Da die Heilige im Jahre 1313 gestorben ist, ist eine so weite Rückerinnerung über 1000 Jahre als phantastisch zu bezeichnen. Jedenfalls haben diese Forscher dem frommen Glauben der Tiroler keinen Dienst erwiesen.

Das Werk ist sehr fleißig gearbeitet. Sein Hauptwert besteht im zahlreichen, ausgezeichneten Bildmaterial.

Schwanenstadt, OÖ. Franz Neuner

Luise von Marillac. Die unermüdliche Helferin des heiligen Vinzenz von Paul. Von Jean Calvet. Aus dem Französischen übersetzt von Angela Rozumek. (252.) Räber-Verlag, Luzern 1962. Leinen DM 13.80.

Der Räber-Verlag Luzern bietet uns die sprachlich sauber durchgeführte Übersetzung der seinerzeit bei Aubier in Paris unter dem Titel „Sainte Louise de Marillac par elle meme" erschienene Biographie der heiligen Ludowika. Wohl die erste ausführliche Lebensbeschreibung dieser gottbegnadigten Dienerin der Nächstenliebe, die wir bisher gewissermaßen nur im Schatten des heiligen Vinzenz v. Paul kennengelernt hatten. Bisher gab es nur spärlichen Stoff, allzu dürftige Abhandlungen über das Leben der heiligen Mutter Ludowika. Das große Verdienst des Schriftstellers Monsignore Jean Calvet besteht darin, daß er die heilige Ludowika in ihrer Eigenpersönlichkeit vor uns erstehen ließ und in mühsamer Forschung ihrer Familienabstammung nachspürte. Die Marillacs waren ein angesehenes, frommes und adeliges Geschlecht, wenngleich es in ihrer Geschichte auch so manche unangenehmen Zwischenfälle gab, wie zum Beispiel die Fehde mit Kardinal Richilieu. Der Vater Ludwig von Marillac war dreimal verheiratet. Dennoch hatte seine Tochter Louise, die spätere Heilige, „keine Mutter". Calvet glaubt, dieses Familiengeheimnis mit dem Hinweis einigermaßen aufzuhellen, daß er in der „armen Demoiselle", der nachmaligen Ziehmutter der kleinen Louise, ihre „natürliche Mutter" entdeckt haben will. Eine Hypothese, die durchaus glaubwürdig erscheint. Es ist bemerkenswert, daß der Vater gesteht, seine Tochter Louise sei ihm als Trost in den Prüfungen seines Lebens geschenkt worden.

Die einzelnen Phasen ihrer Kindheit und Jugend weisen tatsächlich so manche providentielle Züge auf, die man nicht übersehen kann. Dazu gehört auch die Verehelichung mit Anton Le Gras und das daraus folgende Erlebnis der Mutterschaft, das gewissermaßen der Ausgangspunkt der größeren ideellen Mutterschaft für so viele arme Kinder ihrer Lebensaufgabe geworden ist.

Der Verfasser schildert auch das reiche aszetische Innenleben der Heiligen, das durch ihren geistlichen Leiter, den heiligen Vinzenz, streng, aber auch klug und väterlich in die Zügel genommen wurde. So bekommen wir aus dem Briefwechsel zugleich tieferen Einblick in das persönliche Naturell beider Heiligengestalten. Wenn zum Beispiel Vater Vinzenz seine treue Mitarbeiterin ob ihrer bekannt guten Lateinkenntnisse neckt, indem er bei Anführung eines Zitates bemerkt: „Ich übersetze nicht, bei Ihren großen Lateinkenntnissen ist das nicht notwendig!", so stoßen wir hier auf eine Seite des heiligen Vinzenz, die zwar nebensächlich, aber doch bemerkenswert ist. Das Buch wird seinen Weg über den Kreis der großen Vinzenz-Gemeinde hinaus finden. Wie das wahre Christentum der Kirche zum fruchtbaren Baum der köstlichsten Früchte der Nächstenliebe wird, das zeigt diese Biographie.

Linz/Donau Franz Baldinger

Johannes Chrysostomus oder Goldmund, der unliebsame Mahner. Von C. V. Gheorghiu. Deutsch von Hans Flesch-Brunningen. (300.) Köln 1960, Verlag J. P. Bachem. Leinen DM 14.80.

Auch die Heiligen sind Kinder ihrer Zeit und ihrer Umwelt; sie sind aber auch Künder einer anderen, jenseitigen Wirklichkeit, in der sie leben. Diese natürlichen und übernatürlichen Komponenten im Leben des großen Kirchenlehrers Johannes Chrysostomus hat der in Frankreich lebende rumänische Verfasser — wir kennen und schätzen ihn wegen seines zeitkritischen Romans „25 Uhr" — ausgezeichnet freigelegt. In der Beschreibung der vordergründigen Ereignisse verrät er hervorragende historische, hagiographische und psychologische Kenntnisse; es ist, wie wenn ein großer Maler starre, stilisierte Mosaiken zu blutvollen, lebendigen Gestalten im modernen Genre auflöste. Und wie der Goldgrund des Göttlichen aufleuchtet! Gheorghiu sah im Leben des Heiligen die unerbittliche Erfüllung des Paluswortes „Wenn ich den Menschen noch gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht" (Gal 1, 10). So hat der Heilige mit seinem ganz und gar dem Absoluten verpflichteten Geist die Ritzen und Sprünge des morschen oströmischen Imperiums durchdrungen und gesprengt. Das unbestrittene Verdienst des Autors liegt darin, den modernen Leser immer wieder an den Absolutheitsanspruch Gottes zu erinnern.

Kirchberg, Tirol Josef Sterr

Verschiedenes

Dreifach ist der Weg gewiesen. Von Riccardo Lombardi S. J. (196.) Friedrich Pustet, Regensburg 1960. Kart. DM 6.50.

Aus dem Buch spricht ein durch und durch religiöser Mensch, erfüllt von bedingungsloser Liebe zu Gott und zu den irrenden Menschen, denen sein Erbarmen und seine Angst gilt. Das Buch hat eine Sendung für alle, die guten Willens sind, für ehrlich Suchende. Daher mag es kommen, daß im ersten Teil (Orientierung im Universum) sehr vereinfacht wurde, was gebildete (und nicht schon gutwillige) Leser bestimmt zur Kritik herausfordern wird.

Richtig warm wird es beim Lesen und Durchbetrachten des zweiten und dritten Teiles. Freilich, das persönliche Überzeugt- und Hingerissensein (vielleicht auch persönliches Charisma) wird durch die Druckerschwärze und Übersetzung nicht so transparent, wie es im persönlichen Vortrag und in der Predigt geschieht.

Doch ist dieses Buch in seiner Einfachheit und Entschiedenheit aufrüttelnd und tröstend für den, der nicht sein Herz verhärtet.

Linz a. d. D. Josef Wilhelm Binder

Stillere Weihnacht. Weihnachtserzählungen und Gedichte österreichischer Autoren, Verlag Wilhelm Ennsthaler, Steyr. (200.) S 58.—, DM/sfr 9.80.

Ein geschmackvoll ausgestattetes, wertvolles Bändchen mit Beiträgen sehr bekannter österreichischer Autoren. Es bietet dem Einzelleser einige besinnliche Stunden zur Weihnachtszeit und ist eine willkommene Hilfe für den, der für einen kleineren oder größeren Kreis von Zuhörern eine weihnachtliche Stunde gestalten soll.

Linz a. d. D. Josef Wilhelm Binder

Nachtgedanken der Politiker, Manager und Prälaten. Von Johannes Schasching S. J. (196.) Innsbruck-Wien-München 1961, Tyrolia-Verlag. Kart. S 36.—, DM/sfr 5.80.

Ein Buch, das nachdenklich macht. Vieles wird hier ausgesprochen, was jeder Mensch, der sich um das „Menschsein" von heute Gedanken macht und sich um die Stellung des Menschen im „wirklichen Raum" = Gottesreich sorgt, als Problem spürt, ohne es so klar formulieren zu können. Meisterhaft ist die Form, in der diese „Nachtgedanken" die Probleme transparent an

die Oberfläche bringen, befreiend die Art, in der sie vorgebracht werden — in einem, das Herz tröstenden christlichen Optimismus. Für jeden Menschen zu empfehlen, der Verantwortung für die Zeit, mehr: für den Menschen, noch mehr: für Gottes Reich in den Menschen spürt.

Linz a. d. D. Josef Wilhelm Binder

Die christliche Brüderlichkeit. Von Joseph Ratzinger. (125.) München 1960, Kösel-Verlag. Leinen DM 8.80, kart. DM 6.80.

Christus hat uns aufgetragen, uns gegenseitig „Brüder" zu nennen. Der Verfasser spricht zuerst vom Gebrauch des Brudernamens außerhalb des Christentums in alter und neuester Zeit. Dadurch wird die Eigenart des christlichen Bruderbegriffes erst recht deutlich gemacht. Er gründet in der Tatsache der Gotteskindschaft und der Einverleibung in Christus. Diese Tatsache scheidet uns seinsmäßig von allen Ungetauften, überwindet aber innerhalb der Christusgemeinschaft alle trennenden Gegensätze von Rasse und Klasse, die sonst die Menschen so sehr zerspalten. Auch die hierarchische Gliederung innerhalb der Kirche hebt das Brudersein zwischen Priester und Laien, Vorgesetzten und Untergebenen nicht auf. Aus der innigen Brüderlichkeit der Christen folgt aber in keiner Weise, wie das im weltlichen Bereich so oft der Fall ist, eine Feindseligkeit gegen Außenstehende, für die wir ja gerade als Christen verantwortlich sind. Das Buch gäbe Priestern und Laien manches zu denken.

Linz a. d. D. Igo Mayr

Der Mensch unter der Herrschaft Gottes. Versuch einer Theologie des Menschen nach dem heiligen Franziskus von Assisi. Von Sigismund Verhey OFM. (212.) Düsseldorf 1960. Patmos-Verlag. Leinen DM 16.—.

Steht der Mensch nach Franziskus unter der Herrschaft Gottes, so liegt das Wesen der Sünde in der menschlichen Selbstherrlichkeit. Darum ist Christi Tod am Kreuze nicht nur als Erlösungstat, sondern auch als Beispiel vollkommener Unterwerfung unter Gottes Herrschaft zu werten und alles Streben des erlösten Menschen muß diesem Ziele dienen. Dazu ist Buße nötig, die uns Gottes Barmherzigkeit üben läßt und die als barmherzige Tat unsererseits den Menschen vor der Selbstherrlichkeit des „Nuraufsichbedachtseins" schützen soll, indes die evangelische Metanoia den Menschen der Kirche als Verwalterin des Gotteswortes unterwirft. In dieser Sicht erscheint die Bußstrenge des Heiligen, sein und seiner Jünger Verlangen nach dem Martertod nicht als falscher Heilsegoismus, sondern als Dienst an der Gemeinschaft der Erlösten.

Der Verfasser verdient doppelten Dank: für die Sichtung und Auswertung aller Quellen sowie für die mutige Kritik, die er als Franziskaner an veralteten Auffassungen übt aus Liebe zum Ordensstifter und zur Ordensstiftung.

Schwaz (Tirol) Bonifaz Madersbacher

Das Geheimnis unseres Christus. Die heilige Eucharistie. Von Karl Rahner. **Heilige Jungfrauschaft.** Worte aus den ersten christlichen Jahrhunderten über das jungfräuliche Leben. Von Abt Raimund von Einsiedeln. **Vom Geheimnis des ewigen Lebens.** Von Joseph Bernhart. **Gott kommt zu uns.** Von Otto Karrer. **Epistel über das Gebet.** Von Heinrich Suso Braun. **Immaculata.** Gedanken zum Fest der Unbefleckten Empfängnis. Von Abt Raimund von Einsiedeln. Alle Sammlung Sigma (32). Verlag Ars sacra, Josef Müller, München 1959—1962. Bibliophile Ausgabe, japanisch gebunden, mit farbigem Bütten-Umschlag und zweifarbigem Text auf Bütten. In Geschenkausstattung DM 2.50.

In erhabener sprachlicher Form ist Karl Rahner die Darstellung kostbarsten katholischen Glaubensgutes und lebendigen theologischen Wissens um das Geheimnis der heiligsten Eucharistie gelungen.

Abt Raimund von Einsiedeln bietet eine Sammlung von kostbaren Aussprüchen über die Jungfräulichkeit, die den Evangelien, den Apostelbriefen und vor allem den Schriften der Kirchenväter entnommen sind. Diese Auslese eignet sich sehr gut zur besinnlichen Lesung und Betrachtung für alle, die im jungfräulichen Stand Christus nachfolgen wollen.

Linz a. d. D. Theresia Alpi

Joseph Bernhart sucht in seiner warmen, verständnisvollen Art, Trauernde zu trösten und vor allem das Rätsel des Todes zu deuten. Echten Trost finden wir nur im Glauben an ein ewiges Leben. Mit dem Kapitel „Kein Auge hat es gesehen" klingt daher dieses Trostbüchlein aus.

Otto Karrer schenkt uns in den Kapiteln: Gott kommt zu uns — Gott will uns einen — Gott bleibt bei uns — Gott will von uns Entscheidung, in seiner lebendigen und liebenden Sprache eine Sinndeutung des Weihnachtsfestes, die weit in den Alltag hineinreicht.

Linz a. d. D. Dr. Johann Obernhumer (†)

Die herzhaften Worte, die hier P. Heinrich Suso Braun über das Gebet zu sagen weiß, haben es verdient, in so vornehmer Ausstattung festgehalten zu werden. Nicht nur der Fromme, der ohnehin genug Anleitung für sein Beten findet, wird mit Freude nach solch einem Geschenk greifen. Gerade der Fernstehende, der Zögernde sollte sich durch diese geistvoll und liebenswürdig geschriebene Epistel sowie durch die angeführten Beispiele aus dem Munde großer Beter zu Gott erheben lassen.

Linz a. d. D. Igo Mayr

Abt Raimund schildert in festlicher Sprache Maria als das reine Ebenbild Gottes, entflammt unser Herz für unsere Liebe Frau und Mutter und bindet uns in der Auslegung der Weiheformel in Treue an unsere Himmelskönigin. Damit bietet er auf wenigen Seiten Gedanken und Affekte, die jeder echten Marienminne eigen sein müssen, damit sie überräumlich und überzeitlich sei.

So finden wir in allen diesen Bändchen wieder bestätigt, daß sich die Sammlung „Sigma" nicht allein durch erlesene Ausstattung, sondern ebenso durch tiefe Gedanken auszeichnet.

Linz a. d. D. Josef Häupl

Jugend und Kirche in neuer Begegnung. Weihnachts-Seelsorger-Tagung 2. bis 5. Jänner 1962. Herausgegeben von Prälat Dr. Karl Rudolf. (163.) Herder, Wien 1962. Kart. S 48.—, DM/sfr 7.80.

Jeder denkende, verantwortungsbewußte Mensch macht sich heute Sorgen darüber, wie die Jugend in unserer vielfach veränderten Welt leben, bestehen und zur Erkenntnis der echten, bleibenden Lebenswerte gelangen kann. Für den Seelsorger ist die Jugendfrage ein drängendes Problem, eine heilige Aufgabe: Jugend ist junge Kirche und junges Gottesvolk. Diese Jugend, die naturgemäß im Suchen und Werden ist, braucht Hilfe, Stütze, Führung. Um diese Aufgabe erfüllen zu können, bedarf es zuerst einer klaren Erkenntnis der formenden Kräfte unserer Welt, des Verstehens der jugendlichen Psyche und der immer wieder überprüften Möglichkeiten, wie man dieser Jugend helfen kann. Nach diesen drei Gesichtspunkten wurde bei der Weihnachtstagung 1962 eine Art Bestandsaufnahme versucht. Leben läßt sich aber nicht einfach und eindeutig systematisieren und analysieren. Aus diesen Gründen läßt sich auch nicht einfach ein Rezept für die Jugendseelsorge aufstellen, doch lassen sich klarere Einsichten und Richtlinien gewinnen. Entscheidend ist, so klingt es aus den im Druck vorliegenden Referaten auch immer wieder durch, vielleicht mehr als früher die geheiligte Priesterpersönlichkeit. Wo diese spürbar ist, geschieht in jeglicher Art der Seelsorge auch Hilfe an der Jugend, da die Lebensräume doch ineinander greifen. Wichtig ist und bleibt auch ein christlicher Optimismus, anders ausgedrückt, Vertrauen zum Wirken der Gnade auch in einer äußerlich manchmal sehr wenig anziehenden Jugend und die echt priesterliche Seel-sorge, gleichbedeutend mit einer wachen, bekümmerten Liebe zu diesen Suchenden und Ringenden.

Damit die Welt glaube. Briefe an junge Menschen. Von Hans Küng. (100.) Verlag J. Pfeiffer, München 1962. Kart. DM 4.30.

Das Büchlein will vor allem in richtiger, verstehender, christlicher Liebe das Gemeinsame und Trennende zwischen Katholiken und evangelischen Christen herausstellen, greift aber in einigen Themen über diesen Rahmen hinaus.

Die Darstellung ist sehr ansprechend, auch die Ausstattung für junge Menschen anziehend.

Vom Inhalt her gibt es aber ein großes Bedenken anzumelden: Seite 31 bis 48 wird über die heilige Messe geschrieben als ehrwürdige Gedenk- und hochgestimmte Dankfeier, nirgends aber ist herausgestellt, daß das Wesen der Messe in der Gegenwärtigsetzung des Kreuzesopfers besteht. Vielleicht wurde dieses Verstehen als beim Leser selbstverständlich vorausgesetzt und nur auf die Entwicklung der liturgischen Form Bezug genommen; trotzdem hätte diese fundamentale Wahrheit dann wenigstens als „vorausgesetzt" apostrophiert werden müssen.

Der Lübecker Christenprozeß 1943. Von Else Pelke. Mit einem Nachwort von Stephanus Pfürtner, Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz. (275.) Leinen DM 16.80.

Drei katholische Priester und ein evangelischer Pastor werden von den NS-Behörden wegen angeblichen Landesverrates nach langer, zermürbender Gefangenschaft an einem Tag hingerichtet. Man verurteilte sie offiziell nicht wegen ihrer christlichen Lebenseinstellung — wie gleicht doch die NS-Zeit dem Bolschewismus! —, sondern als Staatsfeinde. Natürlich muß im Grunde jeder gläubige Christ Staatsfeind sein, wenn eine Staatsideologie zugleich Weltanschauung Christus- und Gott-feindliche Weltanschauung ist.

Wie weit muß aber der innere Widerstand gegen ein solches „Staats-"system auch zum äußeren Kampf führen, wie weit darf dies sein? Es ist eine schwierige Gewissensentscheidung. Ist die äußere und damit äußerste Widerstandshaltung (denn ein Gewaltregime treibt notwendig zum äußersten Widerstand) verpflichtend, dann trifft ein schwerer Vorwurf indirekt die vielen, die dieses Äußerste nicht gewählt haben. Vielleicht ist man, sagen wir ehrlicher, sind wir daher reserviert und befangen diesen Kämpfern gegenüber, so daß ihr Leiden und Sterben in den KZs und den Hinrichtungsstätten der NS-Zeit auffallend wenig deutlich herausgestellt wird, weil damit Fragen aufgeworfen werden, die unser damaliges Verhalten noch einmal vor ein inneres, sehr schwer endgültig zu formulierendes Urteil fordern?

Unabhängig davon, ob es zu einem Heiligsprechungsprozeß für die Hingerichteten kommt, wegen des evangelischen Glaubensbruders werden in dieser Beziehung komplizierte Fragen aufgeworfen: sie sind auf jeden Fall bewundernswert in ihrer geläuterten Ganzhingabe an Christus, in ihrer wahrhaft übernatürlich ausgerichteten Lebens- und Todesauffassung. Das Buch zeigt wie manche moderne Heiligenbiographie, daß sie Menschen waren, die erst durch ein geradezu „unmenschliches" Erleiden von Gott zur Vollendung geführt wurden. So bringt dieses Buch nicht nur Erschütterung und Bewunderung für diese christliche Heldenhaftigkeit, sondern auch einen Trost: Immer wieder zeigt sich gerade in der menschlichen Schwachheit Gottes überwältigende Gnadenkraft.

Verräter oder Martyrer? Dokumente katholischer Blutzeugen der nationalsozialistischen Kirchenverfolgung geben Antwort. Von Franz Kloidt. (235.) Patmos-Verlag, Düsseldorf 1962. Kart. DM 8.80.

Nur nebenbei bemerkt: Unter den fünfzehn Blutzeugen wird auch der evangelische Pastor Stellbrink aus Lübeck gewürdigt. In der ausführlichen Einleitung zeigt der Verfasser die Schwierigkeit auf, diese „Blutzeugen" der modernen Geschichte in rechtem Lichte zu sehen; es wurde ja von der Gegenseite alles getan, um zu beweisen, daß sie nicht aus „odium fidei", sondern als gemeine Staatsverbrecher hingerichtet wurden. Deshalb wird aus den Dokumenten (und gerade wegen dieses Bemühens um dokumentarische Beweise ist das Buch wertvoll) immer wieder aufgezeigt, daß schließlich nicht das Ertapptwerden über irgendeinem Gesetzesvergehen zum Todesurteil führte, sondern die Erkenntnis der damaligen Machthaber, daß ein wahrhaft religiöser Mensch in Gegensatz und Gegnerschaft zum herrschenden System kommen mußte. Für die ältere Generation, die erwachsen und mündig die Zeit des Nationalsozialismus miterlebt hat, sind diese „Dokumente" wiederum Anlaß zu einer ziemlich peinvollen Gewissenserforschung, ob man nicht — mit sicherlich nicht ganz beruhigtem Gewissen — zuwenig offen und energisch gegen den herrschenden Ungeist aufgestanden ist; diese Haltung hätte allerdings zu einer offenen Christenverfolgung geführt, wie der „Fall Reinisch" sehr deutlich zeigt. Trostvoll ist die Erkenntnis, daß nicht alle dieser Blutzeugen „zum Martyrer geboren" waren, sondern in vielen bittersten Stunden der Einsamkeit und Verlassenheit durch besondere Gnade Gottes zum bewußt und starkmütig dargebrachten Opfer ihres Lebens heranreiften. Gottes Kraft zeigt sich immer in der Schwachheit des Menschen am stärksten.

Führer durchs Taschenbuch. Überblick und Kritik. Schöne Literatur. Von Rudolf Malik und Erika Meditz. 2. Band. (169.) J. Pfeiffer, München 1961. Kart. DM 5.40.

Wie im ersten Band werden auch hier die Werke im Bereich der Schönen Literatur besprosprochen, die in einer der bekannten Taschenbuchreihen erschienen sind. Es sind wahrhaftig eine stattliche Zahl, und jeder Literaturbeflissene, besonders wenn man anderen raten, aber auch, wenn man sich selbst rasch informieren will, wird den Verfassern für die mühsame Arbeit dankbar sein. Das Büchlein ersetzt tatsächlich in mancher Beziehung eine Geschichte der modernen Literatur. Die kurzen Charakteristiken der verschiedenen literarischen Richtungen und der einzelnen Schriftsteller sind klar und präzis, bei dem geringen Raum ein wahres Kunststück. Der Nachschlageapparat ist sehr praktisch und genau.

Gewiß könnte man bei diesem oder jenem Werk eines Schriftstellers einmal eine andere Einstufung wünschen — das wird sich nie ändern lassen; man kann eben einmal auf diesen oder jenen Punkt mehr Gewicht legen. Durchwegs aber ist die Kritik und Bewertung treffsicher und klar präzisiert.

In der Einleitung ist höchstens ein kleiner Schönheitsfehler: Gerade der Kritiker muß auch der Kritik ihren Raum gönnen!

Bis der Tag anbricht. Die existentiellen Fragen des Menschen in der modernen Literatur. Von Rudolf Malik. (416.) Verlag J. Pfeiffer, München 1961. Leinen DM 16.80.

Das Suchen und Ringen nach den entscheidenden Erkenntnissen, aber auch überzeugungsstarke Aussagen über die eigentlichen Lebensgrundlagen, Sinn und Ziel alles Seins, sind um

fünf Ordnungskreise — Suche, Glaube, Kirche, Mensch, Tod — aus bedeutenden Werken der modernen Weltliteratur herausgestellt. Erschütternd und befreiend wirkt die Erkenntnis — die Auswahl ist klug getroffen und die verbindenden Texte machen die Zielstrebigkeit transparent —, daß sich Menschen schöpferischen Geistes aus allen Lagern um die Klärung der tiefsten Lebensfragen mühen; ein Trost, wenn man in einer Zeit zu leben fürchtet, wo die große Zahl nur stets auf der Flucht vor den letzten Erkenntnissen und wesentlichen Entscheidungen befindlich erscheint.

Wer sich um diese Fragen müht, ist kein Verlorener, mag sein Standpunkt im Augenblick da oder dort zu finden sein. Ein Trost für uns alle, denn schließlich sind es doch die Inseln des Geistes, die im scheinbar uferlosen Meer materialisierter Verflachung entscheiden. Für den geistig aufgeschlossenen Leser ein wertvolles Buch zur Besinnung, für die Oberstufe höherer Schulen auch als Vorlesebuch gut verwendbar.

Erkenne dich selbst. Eine Selbstbesinnung für junge Christen. Von Robert Claude S.J. Übersetzt und überarbeitet von Dr. P. Georg Dufner O.S.B. (208.) Rex-Verlag, Luzern-München 1962. Kart.

Ein Betrachtungsbuch für Studenten liegt vor uns. Das Buch hat, laut Angabe des Verlages, in der französischen Originalsprache schon 14 Auflagen erlebt und ist in mehrere Sprachen übersetzt worden. Ein Pluspunkt für die Jugend von heute! Ein großer Erfolg für den Verfasser! Das Anliegen des Buches ist klar und richtig gesehen: die Menschen, und daher auch die Jugend von heute, sind „flüchtig", besinnliches Lesen und Nachdenken auf allen Gebieten ist vernachlässigt. Man will sich niemandem, auch nicht dem eigenen Nachdenken „ergeben", man ist immer auf der Flucht, vor sich selbst, auch vor Gott. Daher die Rettung für den Menschen, für den jungen Menschen, Mut zur Besinnung, zum ruhigen Überlegen und Nachdenken, zum Alleinsein mit Gott.

Die einzelnen Kapitel führen behutsam und doch zielbewußt zu einem echten, religiösen Innenleben, sie sind besonders der Welt junger Studenten angepaßt, sie entbehren auch nicht eines warmen Gefühlstones. Das Gemüt spielt ja eine große Rolle auch beim religiösen Erleben — es gelingt dem Romanen leichter, diese Töne auszudrücken, bei einer Übersetzung kann da naturgemäß nicht alles mitschwingen.

Linz/Donau Josef Wilhelm Binder

Zeichen und Botschaft. Von Karl Forster, Karl Fröhlich, Georg Waldmann. Verlag J. Pfeiffer, München 1961. (104.) 12 Kunstdrucktafeln. Kart. DM 4.80.

Ein Jahr nach dem Eucharistischen Weltkongreß 1960 erschien dieses Taschenbuch in der Reihe der Pfeiffer-Werkbücher für die Gemeindearbeit. Es enthält 13 Radiopredigten, die im Bayerischen Rundfunk zur Vorbereitung auf den Kongreß gehalten wurden und die Ansprache von Kardinal Wendel beim Eröffnungsgottesdienst vor der Feldherrnhalle in München. Das schmale Bändchen ist nicht ein Erinnerungsstück an das Erlebnis des Massenkongresses. Es wurden darin Gedanken gesammelt, die weit über den aktuellen Anlaß hinausgehen. Die drei Radioprediger stehen in ihrem Verständnis der Eucharistie auf der Höhe der Zeit und können dem Leser die vielfältige Bedeutung dieses großen Geheimnisses nahebringen. Besonders hingewiesen wird immer wieder auf die Konsequenz aus dem Kommunionempfang für den persönlichen Glauben, das Bekenntnis, die christliche Brüderlichkeit und das soziale Leben. Es werden keine theologischen Probleme fruchtlos traktiert, sondern jedes Wort dient dem lebendigen Verständnis und fruchtbaren Vollzug. Es wird auch auf aktuelle Fragen eingegangen. So spricht zum Beispiel Studentenpfarrer P. Waldmann sehr klärende Worte zur Verbindung von Anbetung und Mahlfeier. Seine Gedanken laden immer wieder zur selbständigen Weiterführung ein. Dr. Forster behandelt zum Beispiel die Frage der Massengottesdienste und ihrer Übertragung in Funk und Fernsehen. Er argumentiert sehr geschickt aus dem Vergleich mit der öffentlichen Situation von Golgatha und der intimen Sphäre des Abendmahlssaales. Eine unmittelbar packende Sprache hat Stadtpfarrer Fröhlich. Er schreibt wirklich gesprochenes Wort und ringt um Herz und Geist des Großstadtmenschen.

Wäre ein so tiefes Verständnis der Eucharistie schon 1960 von München aus in alle Welt gedrungen, dann brauchten wir heute nicht zu bangen, ob doch wenigstens eine Flickwerk-Erneuerung der Liturgie zustande kommen wird, dann brauchte nicht mehr so viel Energie verschwendet zu werden, um etwa die Notwendigkeit der Muttersprache in der Messe zu beweisen oder die Dringlichkeit, den Kanon zu reinigen und aus der unwürdigen Verborgenheit des Murmelgebetes zu erlösen.

Linz/Donau Bernhard Liss

Gott unter den Menschen. Was bedeutet Christus uns heute? Von Fulton J. Sheen. Übersetzung ins Deutsche von P. Dr. Hildebrand Pfiffner O.S.B. (160.) Rex-Verlag, Luzern-München 1960. Leinen DM/sfr 10.80, kart. DM/sfr 8.80.

Das Problem jeder Evangelisation: Wie bringe ich Christus den Menschen einer bestimmten Zeitepoche nahe, liegt auch diesem Christusbuch zugrunde. Der berühmte Fernsehbischof Amerikas weiß die Seele des modernen Menschen zu treffen, er bringt wirklich Christus dem Menschen von heute nahe. Das Buch zeichnet sich vor allem aus durch seinen lebhaften Stil, seine Beispiele und Vergleiche aus dem Leben, seine ungekünstelte, einfache Sprache. Die feste Fundierung auf dem Boden des Evangeliums, das manchmal fast zu breit geschildert wird, gibt dem Buch die Kraft der Wahrheit, die durch Einfachheit wirkt. Die Darstellung weicht von anderen Christusbüchern insofern stark ab, weil in jedem Kapitel immer der ganze Christus auftritt und in Beziehung zur modernen Zeit gesetzt wird. Auch die Verbindung mit Maria am Schluß des Buches durch Schilderung der sieben Schmerzen ist eine gute Idee.

Das Buch ist zu empfehlen für Priester, die reiches Material für die Christuspredigt vorgelegt bekommen; besonders wird es suchende Laien ansprechen.

Kremsmünster Leonhard Klinglmair

„Hirtenhund Gottes". Von Elisabeth Marnegg. (168.) Verlag Herold, Wien 1962. Kart. S 48.—.

Hirtenhund Gottes sollen unsere aktiven Christen, Priester und Laien sein, denn sie sollen die Menschen zu Gott führen, wie der gute Schäferhund die Schafe auf den rechten Weg treibt. — Mit einer lebendigen, bildhaften und angenehmen Sprache wird dieses große Anliegen aufgezeigt. Der Christ soll Feuer, Ampel, Brücke, Bleistift sein. Die Verfasserin legt als die großen Grundlinien missionarischer Tätigkeit, die sie jeden Christen als Verpflichtung ans Herz legt, die echte religiöse Existenz, die gelebte Gottes- und Nächstenliebe, die das gesamte Leben durchdringende Freude dar. — Das Buch bietet viele besinnliche Gedanken für Menschen, die in der Katholischen Aktion tätig sind; darüber hinaus ist es vielfach ein Appell an alle Priester und Laien. Es ruft zur Selbsterforschung auf, ob die einfachen Grundideen des Christentums wirklich erfüllt werden. Es wäre bloß wünschenswert gewesen, wenn einige Kapitel noch näher ausgeführt worden wären (zum Beispiel der Bleistift, das Goldene Vlies, die Schachfigur). Das Buch ist für die Seelsorge geschrieben. Es stellt den Laienchristen als wesentlichen Mitarbeiter in der Seelsorge dar und kann viele wertvolle Anregungen bieten.

Linz/Donau Alois Wagner

Die 9. Seligkeit. Licht und Dunkel des Films. Von Roman Herle. (246.) 16 Photos. Verlag Herold, Wien-München 1962. Pappband S 78.—.

Schon 1911 hat sich Petrus Rumler, Chorherr von Klosterneuburg, des Films angenommen und ihn in vorausschauender Weise zur Seelsorge in Beziehung gestellt. Seither ist die Kette der um den Film bemühten Seelsorger nie abgerissen. Die Versuche, Film und Theologie selbst in unmittelbare Beziehung zu bringen, brachen mit dem zu frühen Tod der beiden Avantgardisten P. Dr. Strangfeld S.J. und P. Dr. Leopold Soukup O.S.B., Seckau, jäh ab. Ihre Gedanken aber leben wenigstens teilweise fort in Schülern und Freunden. Zu ihnen ist Dr. Roman Herle zu zählen, der sich im vorliegenden Werk ausdrücklich auf die beiden beruft, wenn er sich bemüht um eine theologische Fundierung des Filmverstehens und um Entschlüsselung noch verborgener Wahrheiten. Er hat recht, wenn er Seite 15 sagt: „In bezug auf den Film muß der Theologe völliges Neuland betreten — oder sich ältester christlicher Weisheit besinnen."

Der Inhalt ist gegliedert in Lichtbilder (Einzelvorträge zum Sachgebiet Film in vielen theologischen Aspekten) und Schattenrisse (Vorstellung von Filmleuten, Regisseuren, Darstellern). Gerade diese Mischung ist charakteristisch für den Verfasser und sein Anliegen. Die Antithese Licht und Schatten gehört zum Film. In sie einzudringen, gibt die letzte Antwort auf die theologischen und psychologischen Fragen des Films. Die Beziehung Film und Mensch — für viele so geheimnisvoll — ist erkennbar, wenn man den über den Menschen hinausgreifenden, ins Transzendente gehenden Film ins Auge faßt. Herles Buch ist dazu ein gläubiger, gescheiter und guter Weggeleiter.

Linz/Donau Ferdinand Kastner

Die neue Oberin. Von Daniela Krein. (210.) Kevelaer 1961. Verlag Butzon & Bercker. Leinen DM 9.60.

Dieses im besten Sinne moderne Buch aus der Feder der bekannten Schriftstellerin, die uns schon mit mehreren wertvollen Klosterbüchern beschenkt hat, schildert in einer ansprechenden, zum Teil humoristisch gehaltenen Erzählung, wie eine schlichte Kranken- und Küchen-

schwester plötzlich als Oberin in ein größeres Haus mit zahlreichen Schwestern, Kindern und Pensionärinnen berufen wird. Von allen Seiten regnet es gute Ratschläge. Sie wird bewußt und unbewußt weitergebildet und erzogen durch Vorgesetzte, Mitschwestern und Untergebene, durch den geistlichen Rektor mit seinen oft sarkastischen, aber doch gesunden und gutgemeinten Äußerungen und nicht zuletzt durch eine junge, lebenslustige Nichte, ein rechtes Naturkind, Vertreterin des gesunden Hausverstandes. Ein Klosteraufenthalt bei ihrer Tante Oberin soll ihr den Ordensberuf beibringen, aber mit offenem Blick erspäht sie alle Schwächen und äußert sie ganz unbefangen, so daß die arme Tante oft nur schwer eine befriedigende Antwort finden kann. Die Oberin selber macht ihre Erfahrungen und entwickelt sich zu einer Musteroberin. Probleme verschiedenster Art werden besprochen, klare Grundsätze vorgebracht und kluge Anweisungen gegeben. Das aus reicher Erfahrung und mit eindringender Psychologie geschriebene Buch, aus dem uns ein frischer, gesunder Optimismus entgegenweht, ist als Lesung (und Geschenk) für angehende, aber auch für ältere Oberinnen sehr geeignet.

Der Christ, die Liebe und das Glück. Von Fulton J. Sheen. (207.) Rex-Verlag, Luzern-München 1962. Kart. sfr/DM 11.80, Leinen sfr/DM 13.50.

Wenn der weltbekannte amerikanische Radioprediger seine Gedanken über das jeden Menschen am meisten interessierende Thema, das Glück, ausspricht, braucht es wirklich keine Empfehlung. Verschiedene für das wahre Glück des Menschen grundlegende Gegenstände, wie Wille, Liebe, Charakter, Vererbung, Religion usw., werden in 59 kurzen Kapiteln geklärt; es werden uns aber keine langweiligen Ausführungen geboten, sondern wir sehen pulsierendes Leben vor uns; aus reichster Lebenserfahrung bekommen wir Antworten auf Fragen, wie sie das heutige Leben dem Menschen stellt, etwa: Was ist Freiheit? Was geht mit unserer Energie vor sich? Wie sind wir so weit gekommen? Ist Religion ein Krankenwagen? Was bedeutet Weihnachten? und dergleichen. Jeder Leser wird dies reichhaltige, geistvolle, anregende Buch mit Befriedigung aus der Hand legen.

In der Geistesschule Christi. Brevier des christlichen Lebens und Apostolates. Von Giovanni Rossi. (134.) Rex-Verlag, Luzern-München 1962. Kart. sfr/DM 5.80.

Das gefällig ausgestattete Büchlein mit dem etwas anspruchsvollen Titel behandelt in drei Abteilungen: In, durch und bei Jesus fast alle Gegenstände des geistlichen Lebens, wie Glaube an Jesus, Liebe zu Jesus, Nachahmung Jesu, Annahme des Willen Gottes, Gebet, Betrachtung, Bruderliebe usw. Es ist geschrieben für gläubige Christen zur Vertiefung ihres religiösen Lebens, etwa nach Art der Nachfolge Christi. Es bringt keine neuen Offenbarungen oder gelehrten Abhandlungen, es werden nur die alten aszetischen Gedanken, Aufmunterungen und Anweisungen dargeboten mit den Worten und aus der Schau Jesu, oft in Form von scharf geschliffenen Sentenzen oder Aphorismen, die uns aufhorchen lassen und zum Nachdenken anregen. Ausführlich kommt dabei das Apostolat zu Wort, „die Hochform der Liebe zu Jesus". Als Betrachtungsbuch recht brauchbar.

Linz/Donau Adolf Buder

Gott ist anders. Gespräch mit seinen Leugnern und Gegnern. (94.) DM 1.40.

Er hat unter uns gewohnt. Gespräch über die historische Existenz des Jesus von Nazareth. (100.) DM 1.40.

Christus oder Chaos. Gespräch am Königssee. (80.) DM 1.20. Von P. Helmut Rössler O.M.I.

Jeden Sonntag. Die lebendige Mitfeier der Sonntagsmesse. (88.) DM 1.20. Von Franz Kramer. — Alle im Verlag Ludwig Auer, Cassianeum, Donauwörth.

Interessante Hefte mit blickfangendem farbigen Umschlagbild. Rössler bevorzugt das lebendige Gespräch zur Darlegung aktueller Wahrheiten. Als erfahrener Volksmissionär und Diasporaseelsorger kennt er die Schlager und auch die echten Nöte der modernen Menschen. Mit eindrucksvollen Tatsachen aus der Natur beweist er die Existenz Gottes und biegt so manche Kleinkinder-Vorstellungen von Gott geschickt zurecht (1. Schrift). Im 2. Büchlein bietet er die (bekannten) Beweise für die geschichtliche Existenz Christi, für die Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit der Bibel. Eine spannend geschriebene Apologetik für jedermann. Das 3. Heft beweist die Gottheit Christi: aus dem Vater geboren vor aller Zeit, ist Jesus von Nazareth wahrer Gott und wahrer Mensch, gesetzt zum Falle und zur Auferstehung. Eine ausgezeichnete, leichtverständliche Christologie.

Wer Kramers Schrift durchstudiert, wird über die Entstehung und den tiefen Sinn der liturgischen Zeremonien belehrt, findet eine Anzahl sehr treffender, praktischer Einführungen in die gleichbleibenden und veränderlichen Teile der Messe und wird es schließlich als einzig sinnvoll empfinden, eben „jeden Sonntag" auch die eucharistisch-sakramentale Begegnung und Verbindung mit Christus zu vollziehen. Unser Feind Nr. 1 beim Gottesdienst ist die Gedankenlosigkeit. Der rückt Kramer ordentlich an den Leib.

Fragen an die Kirche: I. Kann mir die Kirche die Wahrheit sagen? II. Kann mir die Kirche Gnade vermitteln? III. Darf mir die Kirche Vorschriften machen? IV. Was ist von Papsttum und Dogma zu halten? Alle von P. Saturnin Pauleser O.F.M. (32.) Miltenberg am Main 1960, Christkönigsbund. Je DM —.50.

Pauleser überrascht mit einer neuen Reihe: „Fragen an die Kirche". Mit Fragen, die immer wieder diskutiert werden (müssen). Vor allem von und mit der Jugend. Darum auf die Schriftenstände und in die Gruppenabende mit diesen billigen Kleinschriften!

Heft I fragt, ob die Kirche die Wahrheit besitze. Die Antwort liegt im Hinweis auf das kirchliche Lehramt und die Bibel sowie deren Verhältnis zueinander. Pauleser schafft damit Klarheit in den trüben Wassern der Sekten. Auf dem Gesicht des Burschen von Heft II steht die Frage, ob uns die Kirche Gnade vermitteln kann. Die Antwort ist das von Christus gestiftete Priesteramt. Sehr fein werden der heilige Dienst und der Werdegang des Priesters dargestellt. „Darf mir die Kirche Vorschriften machen?" fragt das junge Mädchen auf Heft III. Darauf behandelt der Verfasser das Hirtenamt der Kirche, erst allgemein, dann die Hirtensorge der Kirche in konkreten Fällen (Leichenverbrennung, Index). Heft IV: Was ist von Papsttum und Dogma zu halten? Der Verfasser antwortet mit dem klaren Aufweis der Einsetzung des Papsttums durch Christus und erklärt die Begriffe „Unfehlbarkeit" und „Dogma" so, daß es in Zukunft keine Gänsehaut mehr gibt, wenn wir ihnen begegnen.

Wir warten mit Freude auf Fortsetzung der Reihe!

Kirchberg, Tirol Josef Sterr

Lexikon für Theologie und Kirche. Begründet von Dr. Michael Buchberger. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage, unter dem Protektorat von Erzbischof Dr. Michael Buchberger †, Regensburg, und Erzbischof Dr. Hermann Schäufele, Freiburg im Breisgau, herausgegeben von Josef Höfer, Rom, und Karl Rahner, Innsbruck. 7. Band. Marcellinus bis Paleotti. (12 Seiten und 1368 Spalten.) Verlag Herder, Freiburg 1962. Subskriptionspreis Leinen DM 77.—, Halbleder DM 86.—.

Schon rein äußerlich gesehen übertrifft Band 7 an Fülle und Umfang seinen Vorgänger in der ersten Auflage. Die Fachgruppen wuchsen von 32 auf 47, die Zahl der Mitarbeiter hat sich fast verdoppelt, ihre Namen füllen 10 Spalten. Dem entspricht ein erweiterter und vertiefter Inhalt. Begnügte sich früher die „Moral" mit 4 Stichwörtern auf 9 Spalten, so finden wir sie nun in 12 Stichwörtern auf 28 Spalten behandelt. Die „Mission" verdoppelte sich und der „Mensch" verfünffachte sich sogar, um nur einige Beispiele zu nennen. Die Philosophie kam reichlicher zu Wort (Materialismus, Marxismus, Metaphysik, Nihilismus, Nominalismus, Notwendigkeit, Mitsein, Nichts). Der Musik wurde ein größeres Augenmerk zugewendet (Negro spirituals, Neue Musik, Musik des Mittelalters). Die Fragen der Zeit finden Antwort in vielen neuen Artikeln, wie „Morgenländisches Schisma", „Ökumenische Bewegung", „Orientalisches Kirchenrecht", „Mysterientheologie", „Notae ecclesiae", „Offenbarung", „Orthodoxe Kirche", „Nordische Theologie". Die Leiden der Zeit zeitigten ihren Niederschlag in den Spalten „Neurasthenie", „Neurose", „Narkotika", „Narkoanalyse", „Menschenversuche". Der modernen Naturwissenschaft und ihren Fragen wurde nicht ausgewichen („Modelldenken", „Monogenismus"). In allen Sparten wurde die Literatur auf den neuesten Stand gebracht und die alten Statistiken ergänzt (die Miva besaß 1935 20.000 Mitglieder und 100 Fahrzeuge, 1961 hingegen 200.000 Mitglieder und 2000 Fahrzeuge). Anderes wurde straffer gefaßt oder nicht mehr aufgenommen, und zwar mit gutem Grund, weil die Angaben der ersten Auflage genügen und diese nicht einfach überflüssig werden soll, sondern nebenbei noch Wert hat und Verwendung finden kann. Dieses vortreffliche Ergänzungsprinzip bewährt sich auch bei den sieben Bildtafeln, die durchwegs neue Bilder bringen, zum Beispiel die Marienbilder vom Katakombenfresko bis zur Kohlezeichnung der Stalingrad-Madonna. Neu und aufschlußreich sind auch die 4 Karten. Ein Blatt bringt die kirchliche Einteilung Österreichs nach dem neuesten Stand fast fehlerfrei. Daß man trotz allem dort und da einen Wunsch hegen oder einen Fehler entdecken kann, darf nicht wundernehmen bei einem solchen Werk, das nicht nur inhaltlich, sondern auch drucktechnisch eine Leistung ersten Ranges darstellt. Den Mitarbeitern und Herausgebern wie auch dem Verlag gebührt unser aller Dank.

Linz a. d. D. Josef Häupl

Opium für das Volk. Der Kommunismus: Theorie — Wirklichkeit — Weltgefahr. Von Paul Roth. Aktuelle Pfeiffer-Bücher. (190.) München 1961. Kart. DM 4.80.

Der Verfasser kennt den Kommunismus aus eigener harter Erfahrung. Er verbrachte sieben Jahre seiner Kindheit und später fünf Jahre als Kriegsgefangener in der Sowjetunion. Heute ist

er verantwortlicher Redakteur des „Digest des Ostens". Das Buch ist ganz aus der Praxis für die Praxis geschrieben. Das Kapitel über die kommunistische Theorie nimmt nur gut 20 Seiten ein. Auch dieses Kapitel ist in handfesten, einfachen Sätzen geschrieben. Die anderen zwei Kapitel schildern die brutale Wirklichkeit des Kommunismus in den Ländern, in denen er zur Macht gekommen ist, und die Methoden, wie er in diesen Staaten die Macht an sich gerissen hat. Der aktuelle Inhalt und die frische Art der Darstellung vermögen von der ersten bis zur letzten Seite zu fesseln. Das Buch ist leicht verständlich, ohne oberflächlich zu sein. Kartenskizzen, aufschlußreiche Bilddokumente und statistische Tabellen ergänzen den Text. Für den einzelnen wie für die Schulungsarbeit in der Gruppe kann man das Bändchen wärmstens empfehlen.

Wels, OÖ. Peter Eder

Wenn Sterne rufen. Des Weltraumfahrers Aleksander Ivanov Gespräch mit Lenin. Von Dr. Siegfried Müller-Markus. (86.) Credo-Verlag, Wiesbaden 1960. Kart. DM 3.60.

„Der Mensch, der vielleicht vor Erscheinen dieses Buches in den Kosmos geschossen wird, müßte nicht das Angesicht des Himmels suchen, um den Sieg der Hölle auf dieser Erde vorzubereiten ... hätten wir der Botschaft ... von Fatima ... geglaubt", sagt der Verfasser im Nachwort seiner Schrift, in der er einen fingierten ersten Weltraumfahrer auf seiner einsamen Reise gedanklich mit Lenin disputieren läßt. Unterdes ist tatsächlich die erste Weltraumfahrt eines Menschen gelungen, auf sowjetischem Boden ... Wie vorauszusehen war, nimmt der dialektische Materialismus diesen Erfolg für sich in Anspruch und feiert ihn jubelnd als seinen Sieg. Daß dies aber eher seinen Untergang bedeutet wird in der vorliegenden Broschüre auf Grund exakter mathematisch-physikalischer und philosophischer Beweisführung spannend und mitreißend dargetan.

Der durch ein großangelegtes wissenschaftliches Werk „Einstein und die Sowjetphilosophie" bekannt gewordene gelehrte Verfasser, der in zehnjähriger Kerkerhaft Gelegenheit hatte, sich mit der sowjetischen Physik und Astronomie gründlich zu beschäftigen, bringt Hieb auf Hieb Lenins dialektischen Materialismus zu Fall, in dem er diesem die Fortschritte der modernen Physik entgegenhält, die unter anderem die Erkenntnisse brachte, daß der Kosmos ein Werk höchster mathematischer Vernunft, die Wirklichkeit ein ständig schöpferisches Werk und einzig die Ordnung der Welt, also etwas Geistiges, absolut ist. So ist der Glaube in den Bereich wissenschaftlicher Diskussion getreten und gehört das Wort „Gott" bereits zum Vokabular der Naturwissenschaften. Weder die Atombombe noch die gebändigte Sonnenenergie noch auch Weltraumflüge sind die umstürzendsten Ereignisse der modernen Physik, sondern die Erkenntnis, daß die Wirklichkeit des Kosmos, alle die Sonnen und unendlichen Räume samt ihrer raumzeitlichen Ordnung nicht aus sich selbst und in sich selbst sind, sondern aus einem anderen. Eben aus dem, der allein von sich sagen kann: „Ich bin, der ich bin". Ihn rufen die Sterne. Und so verkündet auch die moderne Physik das Herannahen eines gläubigen Zeitalters.

Graz Leo M. Schölzhorn

Wissenschaft, Politik und Gnosis. Von Eric Voegelin. (93.) München 1959, Kösel-Verlag. Leinen DM 6.80, kart. DM 4.80.

Diese Studie ist das zweite Bändchen einer vom Kösel-Verlag herausgebrachten Reihe von Veröffentlichungen über aktuelle Gegenwartsfragen. Der Verfasser hat sicher nicht unrecht, wenn er im Vorwort schreibt: „Moderne politische Denker und Bewegungen unter dem Titel der ‚Gnosis' behandelt zu sehen, dürfte den Leser überraschen". Um so williger liest man die einführende Erklärung über Wesen und Geschichte der antiken und modernen politischen Gnosis, um dann in den beiden Hauptabschnitten „Wissenschaft, Politik und Gnosis" und „Der Gottesmord" zur Erkenntnis geführt zu werden, daß es sich bei den modernen politischen Massenbewegungen, speziell bei der marxistischen, um eine Phase der gnostischen Sektiererbewegung handelt, die bis in das Mittelalter zurückreicht, der breiten Öffentlichkeit aber bisher weniger oder nicht bekannt wurde. Man wird dieses Büchlein nicht aus der Hand geben, ohne über die Bedeutung des gnostischen Phänomens des Frageverbotes genügend belehrt und sich des schaurigen Willens zum Gottesmord in all seiner Hintergründigkeit bewußt geworden zu sein. Es ist ein kleines, aber aufrüttelndes Buch, das sehr empfehlenswert ist.

Schwaz, Tirol Pax Leitner †

Was ist wahr? Schlagwörterbuch für katholische Christen. Von Alois Stiefvater. (118.) Freiburg-Basel-Wien 1961, Herder. Kart. DM 4.80.

Schlagwörter begegnen uns auch heute noch. Im Betrieb, in den Pendlerzügen, bei der Unterhaltung werden sie nicht selten mit Pathos und scheinbarer innerer Überzeugung vorgetragen. Wer aus dem gewöhnlichen Volke hätte heute schon Zeit, sich eingehend mit diesen religiösen

und weltanschaulichen Fragen zu beschäftigen, das heißt, man will sich nicht Zeit nehmen, und doch möchte man eine klärende Antwort. Vorliegendes Büchlein geht in ganz kurzer Form auf die alltäglichen Einwendungen ein und gibt eine gute Lösung. Eine Übersicht über die behandelten Schlagwörter würde das Büchlein noch wertvoller machen.

Linz a. d. D. Franz Steiner

Der Glaube in der Entscheidung. Versuch einer Antwort auf die Glaubenskrise der heutigen Jugend. Von Hermann Stenger. (36.) Freiburg i. Br. 1961. Seelsorger-Verlag. Brosch. DM 1.80.

In einer Reihe von Kleinschriften will der Seelsorger-Verlag Freiburg i. Br. aktuelle Probleme der Seelsorge umreißen. In dieser Schrift gibt der Verfasser, Theologe und Psychologe zugleich, eine Antwort auf die Glaubenskrise der Jugend von heute und will auch Hilfen zur Glaubensentscheidung aufzeigen. Durch die Umbruchszeit der Pubertät hindurch, die durchaus positiv zu sehen ist, soll eine starke Religiosität im Raume der Kirche reifen. Erschwerend in dieser Glaubensentscheidung wirken Fehlhaltungen der Eltern, die Gottferne der Zeit sowie Mängel in der äußeren Erscheinung und pastorellen Praxis der Kirche. Hilfen könnten Korrekturen in der Unterweisung und Verkündigung bringen, außerdem müßten die Gotteserfahrungen, die Liturgie, Meditation und christliches Zeugnis geben könnten, neu belebt werden.

Wilhering, OÖ. Sylvester Birngruber

Im Spiegel der Zeit. Von Walther Kampe. (326.) Frankfurt a. M. 1961, Verlag J. Knecht. Leinen DM 14.80.

Eine reichhaltige Sammlung interessanter und aktueller Themen aus dem religiösen, sozialen, kulturellen und politischen Leben, zu denen der Limburger Weihbischof im Lauf des letzten Jahrzehntes Stellung genommen hat. Zeitereignisse wie etwa die Versuche mit der Wasserstoffbombe oder ein Finanzskandal oder die Aufhebung der Arbeiterpriester werden zum Anlaß genommen, gewisse sittlich-religiöse Probleme mit den christlichen Grundsätzen zu konfrontieren und die Folgerungen daraus zu ziehen. Da gewisse Fragen immer wieder aufgeworfen werden, behalten sie ihren dauernden Wert. Freimütig und offen werden auch heikle politische Probleme behandelt. Wir erhalten eine zuverlässige Antwort über Fragen wie Protestantenverfolgung in nichtkatholischen Ländern, Religion hinter dem Eisernen Vorhang, Ich und der Fiskus, die Kirche zur Wehrfrage, Geschäft und Moral, neue Evangelien u. v. ä. Da die Fragen mit großer Sachkenntnis und wissenschaftlich zuverlässig beleuchtet werden, behält das Buch seinen Wert. Es kann Schriftleitern, Konferenzrednern und Predigern manchen nützlichen Wink geben, die sich ja gewissen Problemen immer wieder gegenübergestellt sehen.

Linz a. d. D. Adolf Buder

„Mater et magistra". Die Sozialenzyklika Papst Johannes' XXIII: Über die Ordnung des gesellschaftlichen Lebens der Gegenwart im Sinne der christlichen Gebote. Mit einer Einführung in die Soziallehre der Päpste von Leo XIII. bis zu Johannes XXIII. Von Prof. Eberhard Welty O. P. (Herder-Bücherei, Bd. 110.) (151.) Verlag Herder, Freiburg-Basel-Wien 1961. Kart. DM 2.40, sfr 2.90, S 17.30.

Band 110 der „Herder-Taschenbuch-Reihe" legt eine nach dem authentischen lateinischen Text auf Anregung der deutschen Bischöfe hergestellte Übersetzung der neuen Sozialenzyklika „Mater et magistra" vor. Schon ein nur flüchtiger Vergleich mit der bisherigen Übersetzung zeigt, daß sie gut lesbar, sprachlich richtig und im Ausdruck präzise ist. Weiterhin ist sie — wie auch die anderen großen Enzykliken — mit (264) Nummern versehen, so daß in der üblichen Weise zitiert werden kann. (Werden sich auch andere Übersetzungen daran halten?) Zwischentitel erleichtern die Übersicht, die aus der italienischen Übersetzung übernommen wurden. Gut ist die Einführung in die christliche Soziallehre der Päpste von Pater Eberhard Welty O. P., die die Kerngedanken von Rerum novarum und Quadr. anno herausstellt und auch eine knappe Zusammenfassung der dreibändigen Sozialen Summe Pius' XII. gibt. Leider fehlt ein Sachverzeichnis!

„Mater et magistra", die lang erwartete dritte große Sozialenzyklika, kommt in einer Zeit zu uns, die „in schlimme Irrtümer verstrickt und von tiefgehender Unordnung zerstört ist". (Mater et mag. 260.) Die Kirche wendet sich wieder einmal an alle Menschen, die guten Willens sind, ihnen allen möchte sie eine gütige Mutter und eine geduldige Lehrmeisterin sein. — Die Enzyklika darf nicht nur gelesen und studiert werden, es ist der heiße Wunsch des Heiligen Vaters, daß sie praktisch verwirklicht wird. Seine Meinung möge gehört werden: Die Katholiken sollen sich hüten, „ihre Kräfte in ständigen Diskussionen zu verbrauchen und unter dem Schein, das Beste zu suchen, das zu unterlassen, was sie verwirklichen können und darum auch verwirklichen müssen." (Mater et magistra 238.)

Linz a. d. D. Walter Suk

Meier und die Kirchensteuer. Von Hans Erich Russ. (38.) Verlag Veritas, Linz. S 4.—, DM —.65.

In flottem, zum Weiterlesen anregenden Ton führt die Kleinschrift mitten hinein in die vielen Verdrießlichkeiten, die ein Kirchenbeitragsbescheid oft auslöst. Ohne belehrend oder gar aufdringlich zu wirken, vermittelt die Broschüre viel Wissenswertes über den „Reichtum" der Kirche im allgemeinen und den Kirchenbeitrag im besonderen, jene Form der Finanzierung des kirchlichen Aufwandes in Österreich, mit der sich manche Katholiken noch nicht recht abgefunden haben. Natürlich kann die Schrift keine Anleitung zum Selbstberechnen des Kirchenbeitrages sein; das lassen die diözesenweise verschiedenen Beitragsordnungen und die sich jährlich ändernden Tarife (seit Jahren wird der Kirchenbeitrag ständig gesenkt) nicht zu. Der Broschüre ist weiteste Verbreitung, besonders auf den Schriftenständen, zu wünschen.

Linz/Donau — Helmut Slapnicka

Kirchenteppiche in allen Größen · Fachmännische Beratung
Sowie Vorhänge, Decken etc. kaufen Sie günstig und preiswert bei
Linz, Rudigierstraße 9, neben dem Spital der Barmherzigen Brüder, Tel. 28 9 27
Beste Referenzen. Für kirchliche Dienststellen Sonderpreise

Johann Flenkenthaller
KOHLEN – KOKS – HEIZÖL
GEDECKTE GROSSLAGER
Linz, Büro: Landstraße 35 a, Telefon 21 7 42, 22 4 04
Lagerplätze: Frachtenbahnhof, Tor 4, Gleis 6,7,9, Telefon 22 4 04
STEYR, Dr.-Kompaß-Gasse 3–5, Telefon 33 61

Zentralheizungen aller Systeme · Strahlungsheizungen
Lüftungs-, Klima-, Öl- und Gasfeuerungsanlagen
J. L. BACON KG.
Gegr. 1853 **LINZ, Kellergasse 1, Tel. 22 5 93**
Wien V, Schönbrunner Straße 34, Tel. 57 96 21–24



JOSEF CEMBRAN

Linz, Kellergasse 6

MESSWEINE

Weiß- und Rotweine, Dessertweine und Wermut · Eigene Weingärten in Südtirol

SCHUHHAUS
Peneder
LINZ, HAUPTPL. 12

Berufsschuhe
Straßenschuhe
Sportschuhe
Hausschuhe
Motorradstiefel
Gummistiefel

REICHE AUSWAHL

SCHREIBMASCHINEN



MAYER

Fachgeschäft für den gesamten Bürobedarf

Reichhaltiges Lager in Schreib-, Rechen-, Büromaschinen
Vervielfältigungsapparate / Eigene Spezial-Reparaturwerkstätte / Sämtliche Büroartikel / Große Auswahl in Füllhaltern / Reparaturen in eigener Werkstätte

Linz (Donau), Bischofstraße 11

Telefon 25 65 35

K u K

Großhandel
Import, Export

KAMLEITNER u. KRAUPA

EIER-GEFLÜGEL-SEEFISCH-WILD

LINZ, HOPFENGASSE 10, Telefon 25087

HERBSTHOFER

HEIZUNG - LÜFTUNG - WASSER

LINZ/DONAU, SÜDTIROLERSTR. 5 - GEGR. 1870

Besten Schutz bietet Österreichs ältestes Feuerversicherungsinstitut

OÖ. Landes-Brandschaden-Versicherungsanstalt

Linz, Herrenstraße 12 · Tel. 26111

Vertretungen in allen Gemeinden Oberösterreichs

..und erzielen seit Jahren aufsehenerregende Erfolge schon nach kurzer Behandlungszeit ohne unangenehme Begleit- oder Folgeerscheinungen. ● Eine neuartige Ganzheitsbehandlung ohne Apparate, Massage, Diät, ohne Injektionen und Einnehmen durch ein naturgemässes, wissenschaftlich fundiertes Präparat, dessen umwälzende Anwendungsweise in jahrelangen Erprobungen bewährt ist. ● Neu für Oesterreich!

Arthrin

Wir bekämpfen..

Verlangen Sie umgehend die kostenlose, 70 Seiten umfassende Aufklärungsschrift für Leidende an Erkrankungen des rheumatischen Formenkreises «Nie wieder...» mit authentischen Beweisen von dem vom Entdecker, einem in der Fachwelt hochgeschätzten Apotheker, allein beauftragten

Institut für Rheumaleiden Herisau 09 (Schweiz)

Botschaft und Lehre

Veröffentlichungen des Katechetischen Instituts der Universität Graz

Botschaft und Lehre sind verschiedene Dinge. Sie zu vereinen, ist das Ideal jedes Katecheten. Die Wissensvermittlung und der Glaubensaufruf müssen in der Schulstunde zugleich erfolgen; denn der Schüler soll die Glaubenswahrheiten nicht nur wissen, er soll sie leben.

In der neuen katechetischen Schriftenreihe versuchen Wissenschaftler von Rang und erfahrene Praktiker, eine Antwort auf dieses Hauptproblem des Religionsunterrichtes zu erarbeiten. Neben grundsätzlichen Erkenntnissen bieten die Hefte, die ein bis zweimal im Jahr erscheinen werden, unmittelbar für den Schulalltag verwertbare Behelfe.

Heft 1 *Soeben erschienen!*

Die Christusverkündigung in der Schule

Mit Beiträgen von Heinrich Kahlefeld, Georg Hansemann, Klemens Tilmann

103 Seiten, kart., S 42.—.

styria

Oberösterreichische
Glocken- und Metallgießerei
St. Florian

Ges. m. b. H. / St. Florian bei Linz

KIRCHENGLOCKEN
aus echter Bronze in allen Größen
Vertrieb und Montage von
Elektro-Läutemaschinen

Der Beweis unserer Leistungsfähigkeit:
Die Stiftsgeläute für
ADMONT, KREMSMÜNSTER, MARIAZELL,
GÖTTWEIG und die
„PUMMERIN" für St. Stephan

BAUSTOFFE · FLIESEN
BEINKOFER

Baustoffe
Fliesen
Boden-
beläge

Beinkofer & Co.

Linz, Hessenplatz 19

Telefon 22 163
24 355

INDUSTRIEUNTERNEHMUNGEN
A. KAPSREITER
SCHÄRDING

BAUUNTERNEHMUNGEN
KAPSREITER
GES. M. B. H.
WIEN, GRAZ, SALZBURG,
SCHÄRDING, EISENSTADT,
PURKERSDORF, INNSBRUCK
HOCHBAU, TIEFBAU, STRASSENBAU,
KANALBAU, TUNNELBAU, STAHL-
BETONBAU, EISENBAHNOBERBAU

GRANITWERKE SCHÄRDING
ZIEGELEI SCHÄRDING
BRAUEREI SCHÄRDING

Für Kirchen, Klöster und den hochwürdigen Klerus:

STOFFE ALLER ART, WÄSCHE
WIRKWAREN, TEPPICHE,
VORHÄNGE, MÖBELSTOFFE,
DECKEN, BETTWÄSCHE

MARTIN SPORN, *Linz/Donau*

ECKE DOMGASSE-GRABEN / RUF 22 1 32 / GEGR. 1887

Alles für den Raucher

Pfeifen Engler

REISEANDENKEN
SCHACHSPIELE

Inh. E. Schille
Linz, Hauptplatz 22

Elektrische u. Gasfeuerzeuge

Glas- und Porzellanmalerei

Glas- u. Porzellanphotographie

Alle Arten Schilder in Email,

Resopal und Aluminium

Für die Kirchensitze: die schönen, dauerhaften Resopalschilder

Jean Leclercq OSB, einer der bedeutendsten Forscher auf dem Gebiet der frühmittelalterlichen Geistesgeschichte und monastischen Spiritualität, untersucht hier das Verhältnis der mönchischen Disziplin und Spiritualität zum Bildungsstreben der frühmittelalterlichen Welt bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts. Durch eine Konfrontierung des Bildungsprogramms der Klosterschulen und der Klerikerschulen, aus denen die Scholastik hervorgegangen ist, gewinnt er eine Übersicht über alle Probleme, die sich aus der Begegnung mönchischen Gottverlangens und weltlicher Bildung (Philosophie, Wissenschaften, Literatur) ergeben. Es gelingt, eindeutig herauszustellen, daß es das ganze Mittelalter hindurch eine eigenständige Mönchstheologie gegeben hat, die sich in ihrer Intention und Denkform von der Theologie der Scholastiker wesentlich unterscheidet.

Diese Klarstellung wirft auch Licht auf die verschiedenen Etappen der mittelalterlichen Renaissance. So ist das Werk ein wervoller Beitrag zu den Bemühungen, die Kontinuität der antiken Überlieferung durch das Mittelalter hindurch sichtbar zu machen.

Die tiefere Intention dieses Werkes liegt allerdings jenseits der geistesgeschichtlichen Interessen in dem Versuch, zu zeigen, wie eine wesentlich auf die Gottesliebe gerichtete Haltung sich mit einem ernsthaften Bemühen um Bildung und Kultur der Zeit vereinbaren läßt, ohne daß es zu einer Zweideutigkeit oder gefährlichen Zerrissenheit kommt.

JEAN LECLERCQ OSB

Wissenschaft und Gottverlangen

Zur Mönchstheologie des Mittelalters
Aus dem Französischen übertragen von Johannes und Nicole Stöber

339 Seiten
Leinenband
26.— DM
Düsseldorf 1963

Patmos

Anschriften der Mitarbeiter

Prälat DDr. Johann Fischl, o. ö. Univ.-Prof., Graz, Schillerstraße 52, Österreich.

P. Dr. Robert Svoboda, O. S. C., Haus Hoheneck, Hamm/Westfalen, Deutschland.

Prälat DDDr. Josef Trummer, o. ö. Univ.-Prof., Graz, Burgring 6/III, Österreich.

Dr. Günter Rombold, Rel.-Prof., Linz/Donau, Bockgasse 4, Österreich.

DDr. Peter Gradauer, Theol.-Prof., Linz/Donau, Herrenstraße 37, Österreich.

P. Dr. Johann Bettray, S. V. D., Theol.-Prof., Wien I., Seilerstätte 12, Österreich.

Univ.-Dozent DrDr. Norbert Miko, Vorstand des Institutes für Kirchliche Zeitgeschichte in Salzburg, Hellbrunner Straße 13.

Inlandsbezug vom Verlag oder über den Buchhandel. Reklamationen sind an die jeweilige Bezugsquelle zu richten.
Ein Jahresbezug gilt als fortgesetzt, falls die Zeitschrift bis 1. Dezember nicht abbestellt wurde.
Bei Bestellung während des Jahres werden die erschienenen Hefte des Jahrgangs nachgeliefert.

Auslandsbezug über die angeführten Buchhandlungen folgender Länder:

Australien: John Hinton & Co., North Sydney, N. S. W., 50, Miller Street.

Belgien: Ancienne Librairie Desbarax, Louvain, 24, rue de Namur.

Dänemark: Sankt Ansgars Boghandel, Kobenhavn, Bredgade 67.

Deutschland: Verlag Ludwig Auer, Cassianeum, Donauwörth, Bayern.

England: Parker & Son, Ltd., Booksellers, Oxford, 27, Broad Street.

Frankreich: Librairie Saint Paul, Paris 6e, 6, rue Cassette.
Librairie Alsatia, Strasbourg, 50, Rue des Hallebardes.

Holland: Berkhout (W. Smolders), Boekhandel, Nijmegen, P. Brugmanstr. 18.
H. Coebergh, Boekhandel, Haarlem.
Dekker & van de Vegt, N. V., Nijmegen, Oranjesingel.
Meulenhoff & Co., Amsterdam, Beulingstraat 2.
Wed J. R. van Rossum, Utrecht, Achter Het Stadhuis.
Swets & Zeitlinger, Amsterdam, Keizergracht 471.
F. J. Vugts, Boekhandel, Haaren N. B.

Italien: Buchhandlung Athesia, Bozen, Laubengasse 41.
A. Weger's Buchhandlung, Brixen/Prov. Bozen.

Luxemburg: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41 (Österreich).
Librairie Clees-Meunier, Luxembourg-Gare, 15, rue du Fort Elisabeth.
(Postscheck-Nr. 5390, Brüssel 35.02.12.)

Schweiz: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41 (Österreich).

Südamerika: Libreria del Verbo Divino, Córdoba, Avenida Vélez, Sarsfield 74, Argentina.

USA: The Moore-Cottrell Subscription Agencies, North Cohocton, New York.
Stechert-Hafner Inc., Books and Periodicals, New York 3, N. Y., 31 East 10th Street.

Eigentümer und Herausgeber: Die Professoren der Phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Maximilian Hollnsteiner, Linz, Harrachstraße 7. — Verlag und Druck: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41. — Printed in Austria.

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE
QUARTALSCHRIFT

111. JAHRGANG 1963 3. HEFT

PAPST JOHANNES XXIII. IN MEMORIAM

Mit den Strahlen der untergehenden Pfingstsonne ist am 3. Juni 1963 das Leben des Papstes Johannes XXIII. auf dieser Erde verglüht. Er, der in außerordentlicher Weise als ein Werkzeug des Heiligen Geistes erschien, durfte in der Festoktav des pfingstlichen Geistes eingehen in das ewige Licht.

Die Daten und Lebensstationen des nunmehr verewigten Pontifex wurden in dieser Zeitschrift 107 (1959) 7 ff. bereits vermerkt, dürfen aber im Zusammenhang mit seinem Todesgedenken kurz wiederholt werden. Giuseppe Roncalli, geboren am 25. November 1881 in Sotto il Monte (Bergamo) als 4. Kind einer 14köpfigen Bauernfamilie, Studiengang im Heimatseminar und in Rom, Priesterweihe 1904, Sekretär seines Bischofs von 1905 bis 1914, nebenher Seminarprofessor für Kirchengeschichte, zeitweise auch für Patrologie und Apologetik. Im ersten Weltkrieg Wehrdienst als Sanitätssoldat und als Militärpfarrer von 1915 bis 1918. Als Apostolischer Visitator des Balkangebiets und des Vorderen Orients zum Bischof geweiht 1925. Apostolischer Delegat für die Türkei und für Griechenland 1934, Apostolischer Nuntius in Paris 1934/35 bis zur Kardinalsernennung 1953 und Bestellung zum Patriarchen von Venedig. Am 28. Oktober 1958 Erwählung zum Papst.

Trotz dieses bewegten Lebens war Kardinal Roncalli bis zu seiner Erhebung auf den Stuhl Petri eigentlich in der großen Welt ein Unbekannter geblieben. Bei seiner Wahl wußten wohl die meisten nicht mehr, als daß er ein Italiener sei. Bezeichnend in dieser Hinsicht war ja die Bemerkung eines Italieners auf dem Petersplatz bei der Wahlverkündigung „Almeno un'Italiano" (wenigstens ein Italiener). Ein Unbekannter selbst beim Großteil der Italiener war Roncalli, keiner der oftgenannten, aussichtsreichen Kandidaten für den Pontifikat. Deshalb auch die damaligen Prognosen und Vermutungen, die sich in den Schlagworten ausdrückten: „Notlösung", „Kompromißkandidat", „Übergangspapst". Und doch wurde Johannes XXIII. nicht weniger „Gefäß des Geistes" als sein Vorgänger Pius XII., freilich in ganz anderer Art, ein jeder mit der Gnadengabe, die der Herr ihm verlieh. Unbestritten bleibt, daß sich Johannes XXIII. mit seiner Unbefangenheit, mit seiner Unmittelbarkeit, mit seiner sich über traditionelle Schranken beengender Etikette plötzlich hinwegsetzenden Natürlichkeit, Wärme und Menschlichkeit in kurzer Zeit die Herzen der Menschen gewonnen hat. Gerade diese Charaktereigenschaften haben ihm den Weg in die echte Ökumene, in die wahre Katholizität gebahnt. Er bestieg mit dem Bewußtsein den päpstlichen Thron, daß er ein Guter Hirte sein soll für die ganze bewohnte Erde, daß er jene christliche Ära

inaugurieren soll, die tatsächlich Hand ans Werk legt, „ut omnes unum sint". Als weltoffener Christ geht er die schon angefangenen Wege der Verständigung und des Gesprächs zwischen den christlichen Konfessionen weiter und knüpft auch mit Nichtchristen Bande des gütigen Verstehens und der Liebe, so daß sogar weltanschauliche Gegner die Begegnung mit ihm suchen und einen freundlichen Willkommgruß von ihm erfahren, ohne daß dabei die Wahrheit des Evangeliums auch nur im Geringsten verdunkelt wurde. So diente dieser Heilige Vater dem Frieden seiner Kinder, dem Frieden der Welt. Die 111 UNO-Staaten haben zur Ehrung dieses Friedenspapstes ihre Fahnen auf Halbmast gesetzt, was seit Bestehen der UNO erst zum dritten Male geschehen ist. Sogar die „Prawda" hat Johannes XXIII. als Friedenspapst gepriesen, dessen Enzyklika „Pacem in terris" (1963) an die ganze Welt gerichtet ist, an alle Menschen, „die guten Willens sind". Daß der Friede aber auch großenteils auf einer gerechten, sozialen Ordnung beruht, hat der Papst eindeutig erwiesen in seinem Rundschreiben „Mater et magistra" (1961). Diese zwei Rundschreiben sind wohl die bedeutendsten unter den acht, die Johannes XXIII. der Welt geschenkt hat.

Was Johannes XXIII. als Friedenspapst für die ganze Welt ist, das ist er als Konzilspapst für die katholische Kirche. Das 21. Konzil hat zur Aufgabe die innere Neuordnung der Kirche, die Anpassung an die Erfordernisse der Zeit, die Sichtung des Erbes der Vergangenheit. Die bleibenden Werte soll das Konzil der neuen Zeit in die wartenden Hände legen und so Wege suchen zur endlichen Einheit der Christen, ja aller Menschen, „ut omnes unum sint". Das war denn auch der letzte Wunsch, der letzte Wille des sterbenden Papstes. Auf dieser Linie zur Einheit in der Liebe lagen die Besuche so vieler Staatsoberhäupter, wie sie wohl noch kein Papst empfangen konnte, und die 66 Delegationen von Staaten in aller Welt, die den dritten Krönungstag (1961) in Rom mitgefeiert haben.

Hirte der Völker, Papst des Konzils, Vater des Friedens ist der verewigte Johannes XXIII. Das Geheimnis aber, wieso in einer so einfachen bescheidenen Menschengestalt, in einem nicht überragenden Ingenium, „in dieser niedern Hütte solch ein Glanz" wohnen konnte, ist: Er war ein „Gefäß des Geistes", bei dem man das Wirken des pfingstlichen Geistes mit Händen greifen kann, er war ein Werkzeug göttlicher Inspiration, ein Priester voll heiliger Salbung, ein Summus Pontifex, dem sein Brückenschlag in eine unerhört neue Zeit vielleicht einmal den Namen eines Großen der Weltgeschichte eintragen wird. R. I. P.

Hominisation

Von Paul Overhage

1. Inhalt und Umfang des Problems

Das Wort „Hominisation" verwenden die Biologen, um den stammesgeschichtlichen (phylogenetischen) Vorgang zu bezeichnen, der den Menschen als leib-seelisches Wesen aus einer Gruppe vorzeitlicher tierischer Primaten des Tertiär, der langen geologischen Periode vor dem Eiszeitalter, durch kontinuierliche Evolution entstehen ließ. Es handelt sich bei der Hominisation also um nichts Geringeres als um das Werden des Menschen sowohl seinem leiblichen Erscheinungsbild als auch seiner Psyche nach. Das Problem der Hominisation tauchte in seiner ganzen Schwere auf, als der Gedanke einer Evolution des Lebendigen im Verlauf der Erdzeitalter durch Darwins Werk feste Gestalt angenommen hatte. Seither hat sich die biologische Forschung in ihren Vertretern einer unerhörten geistigen Anstrengung unterzogen, um dem Geheimnis des menschlichen Ursprungs mit naturwissenschaftlichen Methoden auf die Spur zu kommen.

Der intensiven Forschung nach dem geschichtlichen Anfang der Menschheit liegt nicht immer bloß der starke Drang des Menschen zugrunde, die Natur, ihre Gesetze und Entwicklung zu enträtseln. Es ist auch nicht nur Neugier oder historisches Interesse, die zur Untersuchung antreiben. Indem der Mensch seinen eigenen Anfang zu entdecken sucht, möchte er, so scheint es bisweilen, zugleich auch Herr über seinen Anfang und damit sein eigener Herr, unabhängig von jeder religiösen Offenbarung, werden. Allerdings ist die Selbstgewißheit der Entdeckerfreude und der erstaunliche Optimismus, wie ihn die erste helle Begeisterung über den Evolutionsgedanken aufbrechen ließ, etwas abgeklungen und hat in den letzten Jahren einer zunehmenden Selbstkritik und Selbstbescheidung, einer sachlichen Darstellung und Diskussion Platz gemacht, zumal mit der Zunahme der Funde und Kenntnisse die Einsicht in den Hominisationsvorgang und seine Verursachung durchaus nicht proportional gewachsen ist. Das in gewaltiger Zeitenferne und schwer durchschaubarer Dämmerung liegende Ereignis der Hominisation läßt sich nicht so einfach und auch nicht so schnell, wie man hoffte, entschleiern. Man wurde sich vielmehr der hochverwickelten Problematik bewußt und fühlt wohl auch schon die Ohnmacht aufsteigen, die Abgründigkeit des Ursprungsproblems ausschließlich mit naturwissenschaftlichen Mitteln und Methoden zu ergründen. Geht es doch bei der Hominisation nicht so sehr um das bloße Herleiten des menschlichen Formtypus von irgendwelchen vorzeitlichen Primaten des Tertiär auf Grund eines Vergleiches übereinstimmender oder ähnlicher Gestaltungen und Verhaltensweisen. Gewiß geben solche vergleichenden Untersuchungen wichtige Hinweise auf den Ablauf oder das Wie des Evolutionsprozesses, der zum Menschen hinführte. Weit wichtiger als dieses „Herleitungsproblem" ist jedoch das „Faktorenproblem", das heißt, die Frage nach den biologischen Ursachen durch die der Mensch zum Menschen wurde.

Lange Zeit hindurch hat man die Ursprungsfrage auf die gestaltlich-anatomische Seite allein reduziert. Man ging nicht vom Wissen um die gesamte Daseinsweise des Menschen, von einer wirklich umfassenden Idee des Humanen aus. Es fehlte deshalb auch das ergriffene Staunen vor der dem Tiere abgehenden Welt- und Wertfülle. Sieht man den Menschen nur in der Perspektive eines zwar belebten, aber rein körperlichen Organismus und erklärt man dieses Sinnenfällige der leiblichen Gestalt zum Maß für den ganzen Menschen, dann wird der Mensch nach Form und Funktion bloß eine Tierart unter anderen, ein Vertreter der Wirbeltiere, der Säugetiere, der Primaten, verwandt mit den Menschenaffen (Pongiden), vor allem mit dem Schimpansen, von ihnen nur durch eine Reihe von Formmerkmalen des Skeletts und der Weichteilanatomie unterschieden, besonders durch den aufrechten Gang, die von der Fortbewegung völlig freigewordenen vorderen Extremitäten, die hohe Schädelkapazität, die gesteigerte Gehirnmasse und den reduzierten Gesichtsschädel. Trotz dieses Abschnürungsverfahrens, das die auch vorhandenen psychischen Unterschiede, besonders das geistgewirkte Verhalten mit Denken, Sprache, Entscheidungsfreiheit, sozialen Institutionen und Kulturgütern, übersah oder vergaß, glaubte man den ganzen Menschen zu erfassen und damit auch Aussagen über die Herkunft und die Entstehung seiner Geistigkeit machen zu können. Es handelt sich aber bei der Hominisation nicht allein um die Entwicklung einer komplexeren Art von Säugetier. Auch nach Erforschung des Werdens der tatsächlich unwidersprochenen leiblichen Verwandtschaft mit den Primaten und nach dem Auffinden gewisser, gestaltlich zu tierischen Vorfahrenformen hin vermittelnder fossiler Vertreter der Australopitheciden des frühen Eiszeitalters (vgl. S. 165) besteht das entscheidende Problem, nämlich das ursächliche Werden eines ganz neuen Lebenstypus, der durch seine Geschichtlichkeit, Geistigkeit und die völlig neuartige Bewältigung des Daseins weit über alles Tierische hinausragt. Dieses wesentlich Menschliche und seine Entstehung macht den Kern des Hominisationsproblems aus. Erfreulicherweise ist inzwischen das Bewußtsein vom Einzigartigen, das im Humanen mit seinen ungeheuren Möglichkeiten vorliegt, und vom Abstand, der tatsächlich zwischen Mensch und Tier besteht, auch in der Biologie lebendig geworden. Man ist sich der Fülle und Schwere der Anforderungen, die einer begründeten kausalen Theorie vom Ursprung des Menschen gestellt sind, bewußt und zieht immer stärker auch das Verhalten in die Untersuchungen ein.

Ein derartiger naturwissenschaftlicher Vergleich von Mensch und Tier, wie überhaupt das Aufsuchen und Auffinden von Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen in Gestalt und im Verhalten bedeutet keine Biologisierung des Menschenbildes, sondern den Versuch, eine Mensch und Tier gemeinsame Welt organischer Strukturen und psychischer Verhaltensweisen zu erfassen. Gewiß läßt sich die Frage nach der Einbeziehung des Menschen in den Rahmen einer Gesamtevolution mit vollem Ernst nur in Hinsicht auf den menschlichen Leib und dessen Entwicklung aus niedrigeren organischen Formen stellen. Weil aber Leib und Leiblichkeit nicht etwas Totes, sondern etwas Lebendiges und Beseeltes besagen, kann und darf auch das Verhalten in die Untersuchung einbezogen werden. Dadurch wird

nicht nur offenbar, welche psychischen Vorgänge und Verhaltensweisen des Menschen, besonders die reichen instinktiven Grundlagen seines Seelenlebens, sich mit denen des Tieres vergleichen oder sogar aus ihnen ableiten lassen, sondern auch, welche sich einer Ableitung widersetzen. Das Geistige am menschlichen Verhalten wird durch den Nachweis aller Einflüsse des Tierisch-Naturhaften gleichsam eingekreist und auf diese Weise schärfer herausgestellt, welche evolutive Wirkmächtigkeit und kausale Dynamik den Organismen als Zweitursachen zukommt, damit nicht zu früh oder unnötig nichtnaturwissenschaftliche Faktoren oder sogar die „causa prima" selbst zur ursächlichen Erklärung bemüht werden. Zweifellos ist die Feststellung von brennendem Interesse, wie weit sich diese Analyse naturwissenschaftlich vorantreiben läßt und wo die biologische Forschung auf eine Grenze stößt.

2. Forschungsergebnisse

Jahrzehnte hindurch wurde von der biologischen Forschung auf den verschiedenen Arbeitsgebieten (Paläontologie, Paläanthropologie, Primatologie, Vergleichende Morphologie und Anatomie, Zoologie, Embryologie, Physiologie, Serodiagnostik, Genetik, Sprach- und Verhaltensforschung) geradezu ein Generalangriff in breitester Front vorgetragen und eine unübersehbare Menge mühseliger und scharfsinniger Untersuchungen mit größter Beharrlichkeit und Energie durchgeführt und geistig verarbeitet, um an das gewaltige Ereignis des menschlichen Ursprungs heranzukommen. Es ist das eine erstaunliche Leistung, die man dankbar anerkennen sollte. Bis zur Stunde wird an der Evolutionstheorie mit höchstem Einsatz, unter intensiver geistiger Anstrengung und in umfassender Weise gearbeitet. Als wichtigste bisherige Ergebnisse und Erkenntnisse der Hominisationsforschung lassen sich vor allem folgende herausstellen:

1. Die gestaltlichen Grenzen zwischen Mensch und den höchsten, fossil überlieferten Primaten beginnen zu zerfließen. Seit der Entdeckung der Australopitheciden Südafrikas („Australopithecus", „Paranthropus"), Ostafrikas („Zinjanthropus" aus der Olduvai-Schlucht) und neuerdings auch Mittelafrikas, nördlich des Tschad-Sees (Coppens 1961), schwindet die Hoffnung, im Bereich des Gestaltlichen ein eindeutiges Kriterium zur Unterscheidung von Tier und Mensch zu finden. Die Australopitheciden sind nämlich Wesen aus dem frühen Eiszeitalter mit aufrechtem Gang, freien Vordergliedmaßen, hominidem Gebiß usw., aber mit kleinem Gehirn und vorragendem Gesichtsschädel, so daß sich bei zahlreichen Knochenresten nicht mehr mit Sicherheit entscheiden läßt, ob sie einem Tier oder einem Menschen zugehören. „Telanthropus" von Swartkrans (Südafrika) ist dafür wohl das eindrucksvollste Dokument. Eine auf rein körperlich-anatomische Merkmale sich gründende Definition des Menschen, die ihn scharf von tierischen Primaten und deren Körperbau abhebt, ist seit der Auffindung dieser vorzeitlichen Formen nicht mehr möglich. Selbst bei der Schädelkapazität bzw. beim Gehirnvolumen, das bei den Menschenaffen der Gegenwart zwischen 320 und 752 ccm (Schultz 1962), bei den Australopitheciden zwischen 482 und etwa 700 ccm und beim Menschen (mit Einschluß der fossilen Vertreter) zwischen 780 und

2100 ccm (beim heutigen Menschen zwischen 800 und 2100 ccm) schwankt, scheint sich mit der Zunahme fossiler Funde ein breiter „Rubicon cérébrale" nicht mehr nachweisen zu lassen. Sicher gibt es auch nach dem Ausgleich der noch bestehenden Differenz ein absolutes Minimum an Gehirnsubstanz, dessen geistige Betätigung notwendig bedarf, aber es läßt sich im Bereich des Gestaltlichen nicht exakt bestimmen, zumal die entscheidende cytoarchitektonische Feinstruktur des Gehirns fossil nie überliefert ist. Das Geistige prägt sich allem Anschein nach im Gestaltlichen nicht so aus, daß eine Leiblichkeit als menschliche in jedem Fall auch empirisch durch die Naturwissenschaft nachweisbar ist, wenigstens soweit sich die Leiblichkeit aus fossilen Resten erschließen läßt. Es sieht so aus, als ob sich die Erscheinung des Geistes zwar an der Leibhaftigkeit des Menschen vollzieht, aber eben an dem, was daran Sprache, Gebärde, Kulturleistung usw., was also erst Vollzug dieser Leiblichkeit ist. Man zieht deshalb jetzt auch in der Biologie ein wesentliches Element des Verhaltens, nämlich die Werkzeugherstellung, heran und definiert den Menschen als „toolmaking primate" (Oakley). Dieses durch fossile Dokumente erschlossene und belegte Zerfließen der gestaltlichen Grenzen zwischen Mensch und Tier läßt sich als Stütze für die Auffassung einer tatsächlichen Evolution der menschlichen Leibesgestalt aus zeitlich vorausgehenden Primatenformen bewerten, die irgendwie auf die Hominisation des Leibes angelegt waren.

2. Es finden sich bei den Verhaltensweisen der Tiere, besonders der Primaten, zahlreiche Gegebenheiten oder Grunddispositionen, die auch beim Menschen anzutreffen sind und als Voraussetzungen menschlicher Sprache und geistgewirkten Verhaltens bezeichnet werden können. Nach Count gibt es eine anatomisch-psychische Wirbeltier-Konfiguration, ein „Wirbeltier-Biogramm", das heißt, ein gemeinsames Muster der Lebensweise auf genetischer Grundlage, das unveräußerlich allen Wirbeltieren, auch dem Menschen, auf Grund ihrer gemeinsamen neurophysiologischen Struktur zukommt, das aber im Verlauf der stammesgeschichtlichen Entwicklung zu verschiedenen Versionen (bei Fischen, Reptilien, Säugern) abgewandelt worden ist. Gleichzeitig wurden den seit alters her bestehenden Strukturen fortlaufend neue hinzugefügt, so daß sich das Biogramm zunehmend reicher ausgestaltete. Diese Auffassung macht mit der Tatsache ernst, daß der Mensch durch eine echte Säugetierkonstitution gekennzeichnet ist, und kann sich auf die Fülle „alter historischer Eigenschaften und Leistungen" stützen, die in großer Mannigfaltigkeit vorhanden sind. Zu ihnen gehören die praktische Intelligenz der Tiere, das heißt, das Erfassen von Beziehungen auf der sinnlichen Ebene, die Gestaltwahrnehmung mit vorbegrifflicher oder „sensorischer Abstraktion", „unartikulierte Erfahrungsübermittlung", die „zentrale Raumrepräsentanz" mit anschaulichem „Hantieren im Vorstellungsraum", losgelöst von der Motorik, das Neugierverhalten mit dem Manipulieren an Gegenständen und der objektivierenden Auseinandersetzung mit der Umwelt, die Fähigkeit zum Lernen, zur Bildung und Verwertung von Erfahrungen, die sozialen Gliederungen auf der Grundlage des Geschlechts, Ranghierarchien, Revierverhalten, Familialismus, rhythmisches Empfinden, Komponier- und

Transponierverhalten, Kommunikation durch „quantitative Symbole" usw. Eigentlich müßte man die gesamte biologisch-psychische Ausrüstung der Tiere aufzählen, die weithin auch der Mensch besitzt: die Sinne, die Reizphysiologie, die angeborenen Fortbewegungsweisen, die Orientierungsmechanismen, die Masse der Instinkte, Stimmungen und Affekte, die angeborenen Auslösemechanismen, das Gedächtnis, die Assoziationsleistungen usw.

Die Fülle dieser psychischen Voraussetzungen menschlichen, geistgewirkten Verhaltens gibt eindrucksvolle Kunde vom seelischen Vermögen und vom Reichtum tierischer Innerlichkeit, aber auch von der tiefen Verankerung im Biologisch-Triebhaften, deren menschlich-geistiges Verhalten zu seiner Verwirklichung bedarf. Sie stellt die Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen der menschlichen Daseinsform mit allem Lebendigen, besonders den Primaten, auch im Psychischen eindeutig heraus und stärkt zusammen mit dem Zerfließen der gestaltlichen Grenzen zwischen Mensch und Tier ebenfalls die Auffassung einer Evolution des beseelten Menschenleibes aus einer Gruppe vorzeitlicher Primaten. Der Mensch wird damit in die organische Natur und die Organismengeschichte im Verlauf der Erdzeitalter eingegliedert und so das Tier und Mensch Gemeinsame, wie auch das Erscheinen des Menschen zu einer bestimmten geologischen Periode, dem Eiszeitalter, und in einer bestimmten, säugerhaft geprägten Leiblichkeit einem Verständnis nähergebracht. Die höheren Primaten der Vorzeit erscheinen dann sowohl der Gestalt als auch dem Verhalten nach als auf die Hominisation hin präorientierte, prähominide Vorstufen (Kälin) oder als den Menschen körperlich und seelisch vorentwerfende oder vorahmende Wesen (Conrad-Martius). Die Welt des Lebendigen wird damit als eine umfassende Einheit begriffen, in der die gleichen fundamentalen Prinzipien wirksam sind.

3. Das Hineinstellen des Menschen in die Natur und das stärkere Bewußtwerden der immer schon erkannten Säugerkonstitution nach Art der höheren Primaten machte zugleich die eigenartige Situation der menschlichen Existenz offenbar: sie vermag sich von ihrer Leiblichkeit weder abzulösen noch auch sich mit ihr einfach zu identifizieren. Die Forschung stieß nämlich im ausgedehnten und mannigfaltigen Bereich des Verhaltens trotz aller Ähnlichkeiten und Entsprechungen immer wieder auf eine deutliche Trennungslinie, eine qualitative Diskontinuität in der Evolution des Lebendigen, die die Eigenständigkeit und Unableitbarkeit menschlichen geistgewirkten Verhaltens aus rein tierischen Vorgegebenheiten hervorhebt. Zwar betrachten manche Forscher bestimmte Voraussetzungen humanen Verhaltens, die sich bei Tieren finden, schon als „Keim des Intellekts", als „Anfang des Denkens" oder als „unbenanntes Denken" und setzen das „einsichtige Handeln" oder die „praktische Intelligenz" des Tieres mehr oder weniger mit geistigem Verhalten gleich. Aber damit geht man am eigentlichen Problem, das das Werden humanen Verhaltens aufwirft, vorbei und setzt schon voraus, was in seiner ursächlichen Entstehung erst zu analysieren ist. Tatsächlich mißlangen alle naturwissenschaftlichen Bemühungen, begrifflich-abstraktes Denken und bewußtes reflexes Begreifen und Urteilen, wie der Mensch

es übt, aus tierischer Intelligenz oder tierischem einsichtigen Handeln, echtes begriffliches Zählen aus „unbenanntem Zählen", bewußtes Lernen und beabsichtigte Weitergabe des Gelernten aus tierischer Lernfähigkeit durch kontinuierliche Evolution in ihrer Entstehung zu erklären. Auch beim Versuch, den Übergang von einem kulturlosen Wesen zum Menschen mit Kultur zu rekonstruieren, stößt man auf die qualitative Diskontinuität. Kein einziges spezifisches Merkmal der Kulturgesellschaft stellt weder nach Form noch Funktion, selbst nicht in seiner primitivsten Ausprägung, ein „direktes Überbleibsel" irgendeines spezifisch sozialen Verhaltensmerkmales der Primaten dar. Auch zwischen der am niedrigsten stehenden menschlichen Gesellschaft und einer nichtmenschlichen Gruppe besteht im sozialen Bereich eine qualitative, spezifische Diskontinuität. Keine der kulturgesteuerten Verhaltensweisen des Menschen ist in ihrer Gestalt völlig naturgegeben und in ihrer Struktur völlig aus der sozialen Sphäre der Tiere herzuleiten. Alle Formen der menschlichen Sozialordnung, wie Ehe, Familie, Ordnung des Geschlechtslebens, Erziehung des Nachwuchses, Organisation politischer Gruppen, Staatenbildungen usw., sind gefundene und durch Übung und Tradition bewahrte Einrichtungen und lassen sich nicht restlos in ihrer vorliegenden Gestalt allein aus der animalen Sphäre begründen.

Bei den immer wieder konstruierten, aufeinanderfolgenden Evolutionsstufen von tierischer Lautäußerung bis hinauf zur menschlichen Sprache verläuft die Diskontinuität zwischen unbewußter, spontaner und bewußter, beherrschter Kommunikation oder zwischen erblich festliegenden Reizgestalten und Lautgebilden zu bewußter Verständigungsabsicht mit Wortschöpfung und freier Verfügbarkeit. Die Laute und Lautkomplexe der Tiere, wie man sie in den „Vokabularien der Tiersprache" oder den „Wörterbüchern der Affensprache" aufgezeichnet findet, sind nämlich nur der unwillkürliche Ausdruck einer von äußeren oder inneren Reizen erzeugten Gemütsbewegung (Hunger, Unruhe, Wut, Schmerz, Lust, Zufriedenheit usw.), ohne daß die Absicht einer Mitteilung an ein anderes Individuum, die für die Sprache wesentlich ist, auch nur wahrscheinlich wäre, auch wenn diese Lautäußerungen als Reize auf andere Artgenossen wirken und bei ihnen zweckmäßige Reaktionen hervorrufen können. Die Kundgabe in der Tierwelt ist weder eine Mitteilung noch eine Frage, sondern Ausdruck einer Stimmung. Tierlaute lassen sich deshalb nur mit entsprechenden menschlichen Lauten, zum Beispiel dem spontanen Schrei, etwa bei Angst oder Schmerz, vergleichen. Der Sprache dagegen liegt ein innerer Sprachsinn, die gegenseitige Verständigungsabsicht zum Zwecke persönlichen oder sozialen Kontaktes und des Erreichens bestimmter Ziele zugrunde, die einem Erkenntnis- oder Fragebedürfnis entspringt. Tierische Lautäußerung ist deshalb keine prähistorische Vorstufe der Menschensprache in dem Sinne, daß sich von ihr aus an einer lückenlos aufweisbaren Entwicklungskette und Stufenfolge alle Schritte, die zur Menschensprache führten, aufweisen ließen. Das charakteristisch Neue und wesensmäßig Verschiedene kann aus den vorhandenen tierlautlichen Beständen nicht bruch- und lückenlos abgeleitet und erklärt werden.

Die Diskontinuität, die zwischen tierischem und menschlichem Verhalten trotz der Fülle von Ähnlichkeiten und Entsprechungen besteht, wird auch von vielen Biologen und Verhaltensforschern gesehen und anerkannt. Sie finden dafür sehr bezeichnende Formulierungen. Im Übergang von tierischer Lautäußerung zur menschlichen Sprache verberge sich, so sagen sie, ein „ungeheurer Entwicklungsschritt" oder ein „gewaltiger Sprung". Sie sprechen von einem „völlig neuen Einsatz" oder von der „Sprache, die keinen Ursprung hat, sondern ein Ur-sprung ist". Pavlov, der bedeutende russische Forscher, setzt an dieser entscheidenden Stelle sein „zweites Signalsystem der Signale der Signale" ein und bezeichnet es als das Instrument der höchsten Orientierung des Menschen, das menschliches Denken und Sprechen erst ermöglicht. Es sei ein „neuer Zusatz", der „ein neues Prinzip in die Tätigkeit der Großhirnhemisphären hineingebracht" habe. Im Hinblick auf die Entstehung anderer geistiger Verhaltensweisen sprechen manche Biologen von einem „Umschlagspunkt" mit nachfolgender „Verfestigung des Seelenlebens", von einer „Zustandsänderung", das heißt, vom Auftauchen „völlig neuer Eigenschaften während der Evolution des Lebendigen", oder von einem „kritischen Punkt in der organischen Evolution", von einer „dritten Dimension" usw. Diese Formulierungen kennzeichnen eindeutig die naturwissenschaftliche Situation und heben, jede auf ihre Weise, die Diskontinuität zwischen tierischem und humanem Verhalten hervor, das aus tierischen Verhaltensweisen abgeleitet werden soll, aber nicht vollständig abgeleitet werden kann.

4. Die Diskontinuität, die zwischen tierischem und humanem Verhalten immer wieder festgestellt wurde, scheint jedoch überbrückbar zu sein, geht man in die Vorzeit zurück, nämlich bis zu den Australopitheciden des frühen Eiszeitalters, besonders „Zinjanthropus boisei" aus der Olduvai-Schlucht in Ostafrika. Diese Form, von der ein Schädel, ein Schien- und Wadenbein, ein Beckenstück, einige Zähne und Stücke vom Schädel eines zweiten Individuums überliefert sind, trägt die typischen Merkmale der aus Südafrika schon bekannten „Paranthropus"-Gruppe von Swartkrans, vor allem die geringe Schädelkapazität, den Scheitelkamm und die auffällige Disharmonie, die zwischen dem kleinen, reduzierten Vordergebiß (einschließlich der Eckzähne) und dem mächtigen Hintergebiß mit großen Backenzähnen besteht. „Zinjanthropus" besitzt das mächtigste, bisher von Australopitheciden und Hominiden bekannt gewordene Gebiß und wird deshalb von seinem Entdecker, Leakey, „Nußknacker-Mensch" genannt. Dieser kräftige Vertreter lag zusammen mit groben, durch wenige Schläge hergestellten Geröllwerkzeugen und aufgeschlagenen Tierknochen in der gleichen Bodenschicht eingebettet. Es ist das ein hochbedeutsamer und sehr erregender Befund, weil Steinwerkzeuge und Nahrungsreste bisher nur mit großhirnigen Formen, also Menschen, zusammen gefunden wurden. Oakley, der wegen des geringen Gehirnvolumens der Australopitheciden zur Erklärung des Auftretens von Werkzeugen in Australopitheciden-Schichten, zum Beispiel von Sterkfontein (Südafrika), bisher gleichzeitig lebende Menschen heranzog, schloß daraus, „daß die weiterentwickelten Australopitheciden Fleisch verzehrten, Jagd auf Jung-

tiere von Säugern machten und Werkzeug-Verfertiger waren". Nach Kurth haben wir schon insoweit umlernen müssen, „als bereits eine Schädelkapazität weit unter der Rubikongrenze . . . die volle Leistungsfähigkeit der humanen Phase erreichen lassen kann". Treffen diese Aussagen zu, dann wäre der kleinhirnige „Zinjanthropus" wohl als ein „missing link" (fehlendes Zwischenglied) im Psychischen zu bezeichnen und würde sehr stark ein Hervorgehen auch des geistigen Verhaltens aus psychischen Gegebenheiten der Tiere nahelegen. Oakley spricht deshalb mit Recht von einer „revolution in our conception of ‚Man'", die unsere bisherigen Vorstellungen sehr erheblich modifizieren würden, wenn sich der Schluß aus dem vorliegenden Befund sichern läßt.

Es mag durchaus möglich sein, daß ein Gehirn von der Größe, wie es die Australopitheciden besitzen, als Instrument menschlicher Geistigkeit tauglich und ausreichend ist. Wir wissen das aber nicht mit Sicherheit. Wir wissen nach den heutigen Kenntnissen nur, daß alle Wesen, die Werkzeuge herstellen, ausnahmslos eine weit höhere Gehirnmasse haben. Das gilt auch für die Vorzeit. Der Befund, wie er bei „Zinjanthropus" vorliegt, bedarf wegen seiner völligen Neuheit deshalb unbedingt einer weiteren und wiederholten Bestätigung durch ähnliche Funde. Ein einmaliges Zusammenliegen von Knochenresten der Australopitheciden mit Geröllwerkzeugen und aufgeschlagenen Tierknochen genügt noch nicht zur endgültigen Sicherung des aus ihm gezogenen, weitreichenden Schlusses. Sollte sich allerdings der Befund an weiteren Stellen wiederholen, dann ist die Annahme eines Kausalnexus zwischen Australopitheciden und diesen Hinterlassenschaften unausweichlich. Die Australopitheciden wären die Werkzeughersteller und die Jäger. Müßte man sie dann als „kleinhirnige Menschen", also als Wesen mit echtem humanem Verhalten, bezeichnen oder würde das noch nicht notwendig sein?

Es besteht ein ziemlicher „consensus omnium", daß ein als Werkzeug hergerichteter Stein ohne weiteres auf menschliches, geistgeprägtes Verhalten zu schließen erlaube. Zweifellos trifft das zu für Steinwerkzeuge, die zahlreiche Retuschen aufweisen und in mehreren Arbeitsgängen geschaffen wurden. Ihrer Entstehung liegt die abstrakte Idee eines Werkzeugs zugrunde, das für einen bestimmten Zweck und für spätere, immer wiederholte Verwendung erfunden und hergestellt wurde. Gleiches kann zwar auch für die groben Geröllwerkzeuge gelten, die nur ein paar Schlägen ihre Entstehung verdanken, aber es besteht bei ihnen nicht dieselbe Sicherheit. Es ist nämlich möglich, daß zu ihrer Anfertigung, wie wir an anderer Stelle (Overhage-Rahner 1963, S. 130—137) ausführlich dargelegt haben, eine Beziehungseinsicht innerhalb der rein sinnlichen, anschaulichen Sphäre, eine „praktische Intelligenz", wie sie die Tiere haben, ausreicht. Diese Produkte wären dann nur gelegentlich und mehr zufällig hergestellt und wieder benutzt worden, soweit sie der sinnlichen Wahrnehmung leicht zugänglich und mehr oder weniger direkt greifbar waren. Vom Schimpansen wird zum Beispiel berichtet, daß er zwei Stöcke, von denen der eine in das hohle Ende des andern glatt hineinpaßt, aneinanderzusetzen und so mit dem verlängerten Werkzeug eine Frucht heranzuangeln vermag, ja daß er das Ende des einen Stockes durch Beißen, Nagen und Kratzen

(Entrinden) dünner macht, bis es sich in das Ende des anderen Stockes einfügen läßt. Bei dieser Werkzeugherstellung liegt noch keine echte humane Leistung vor, weil der Schimpanse das angefertigte Werkzeug nicht als solches, das heißt, als einen für das Erreichen des gleichen Zweckes immer wieder verwendbaren Gegenstand erfaßt. Wir kennen aus der heutigen Tierwelt zahlreiche Leistungen auf instinktiver Grundlage, zum Beispiel Herstellung von Waben mit sechseckigen Fächern bei Bienen oder von Trichtern aus Blättern, die in bestimmter Weise zurechtgeschnitten werden, bei Blattwicklern, aber keinen Fall einer Herrichtung eines Steines. Trotzdem ist die Möglichkeit zu bedenken, daß Tiere mit ihrer Beziehungseinsicht auf der sinnlichen Ebene auf Grund dieser oder erblich festgelegter (instinktiver) Anlage Steine durch ein paar Schläge mit einem anderen Stein herrichten können, die sich zum Beispiel zum Aufreißen der Haut eines Beutetieres, zum Aufschlagen von Knochen oder zum Abkratzen des Fleisches eignen, wie man es von den Australopitheciden behauptet. Über dieses grobe Herrichten, Benutzen und gelegentliche Wiederverwendung hinaus zur Herstellung eines echten Gerätes, die auf abstrakter und reflexer Beziehungseinsicht beruht, wären diese Wesen dann noch nicht fähig gewesen. Sie hätten „die Leistungsfähigkeit der humanen Phase" (Kurth) bzw. den humanen Status mit Traditionsbildung in der Geräteherstellung und der damit möglich werdenden Vervollkommnung der Herstellungstechnik noch nicht erreicht.

Sollte der eben geschilderte hypothetische Fall zutreffen, dann gäbe es eine Zone der Steinwerkzeugherstellung, innerhalb der sich nicht eindeutig feststellen ließe, ob das Produkt tierischer oder humaner Leistung seinen Ursprung verdankt. Innerhalb dieses Bereiches hätte dann einmal die abstrakte und reflexe Beziehungseinsicht, das eigentliche humane Verhalten, eingesetzt und damit auch die handwerkliche Tradition. Dieser entscheidende oder „kritische" Wendepunkt braucht am vorliegenden Werkzeugmaterial, besäßen wir es vollständig, noch nicht einmal erkennbar zu sein. Die Erzeugnisse würden unter Umständen das Bild eines kontinuierlichen Übergangs vermitteln, ähnlich wie die aufeinanderfolgenden leiblich-anatomischen Transformationen zum Menschenleib hin. Und doch liegt an einer Stelle der „Umschlagspunkt". Nach diesen Überlegungen erscheint es nicht notwendig, Vertretern der Australopitheciden, wie „Zinjanthropus", echtes humanes Verhalten zuzubilligen, auch dann nicht, wenn sich der gleiche Befund des Beieinanderliegens von groben Steinwerkzeugen mit Resten von Australopitheciden wiederholt einstellen sollte.

Vielleicht ist die Lösung des Problems, das dieser Befund stellt, von anderer Seite her zu erwarten. Es wurden in der Olduvai-Schlucht in der Nähe des „Zinjanthropus", aber aus einer etwas tiefer gelegenen Schicht, die Reste eines jugendlichen, etwa 12 Jahre alten Individuums geborgen, ebenfalls im Zusammenhang mit eindeutigen Artefakten und Spuren von Jagd. Der Schädel dieses „Kindes" ist aber allem Anschein nach stärker gewölbt und seine Kapazität und damit auch das Gehirnvolumen höher, wie die beiden aufgefundenen Bruchstücke dünnwandiger, hominider Scheitelbeine von größeren Ausmaßen als die der Australopitheciden vermuten lassen. Auch die Gestaltung der Naht zwischen Scheitel- und

Schläfenbein, besonders ihre Krümmung, weist in diese Richtung. Desgleichen legt die Gestaltung der ebenfalls erhaltenen Hand mit großem, opponierbarem Daumen nahe, daß Werkzeuge und Tierknochen wohl auf dieses Wesen zurückgehen. Ein endgültiges Urteil ist jedoch vorerst noch nicht möglich, weil über diesen Fund bisher noch keine ausreichenden detaillierten Informationen vorliegen.

3. Offene Fragen

Für die Hominisationsforschung gibt es an jeder Stelle ihres schwierigen und ausgedehnten Arbeitsfeldes offene Fragen. Wäre wenigstens die Ausgangsform, von der her die Hominisation einsetzte, fossil belegt und durch die geologische Schicht, in der sie gefunden wurde, in ihrer zeitlichen Datierung sicher bekannt, dann würden die Möglichkeiten der Herleitung erheblich zusammenschrumpfen und sich wahrscheinlichere Aussagen machen lassen über die Richtung, die Zwischenstadien, die Etappen der Aufrichtung, der Schädelformung und Hirnvergrößerung, wie über die Geschwindigkeit, mit der sich die Transformation eines Primatenleibes zur hominiden Gestalt vollzog. Die Fülle der sich teilweise sogar widersprechenden Hypothesen über diese Vorgänge und ihre ursächliche Erklärung beweist handgreiflich, daß der Weg des evolutiven Prozesses noch nicht einmal für Teilaspekte oder für einzelne Merkmalskomplexe auch nur annähernd erkannt werden konnte. Das allzu dürftige fossile Material läßt genaue Angaben einfach nicht zu. Aus der langen und kritischen Periode des Tertiär stehen als wichtigste Wegweiser nur zwei in größeren Überresten erhaltene fossile Primaten zur Verfügung, „Proconsul" und „Oreopithecus." „Proconsul" (Mittleres Miozän) ist seinen Gebißmerkmalen nach (zum Beispiel hochragender Eckzahn) eindeutig menschenäffisch (pongid) geprägt, auch wenn sich an seiner Schädelarchitektur gewisse urtümliche (protocatarrhine) Merkmale finden. „Oreopithecus" (Spätes Miozän) besitzt einige hominidentypische Merkmale, kann aber wegen vieler anderer Besonderheiten nicht in die direkte Linie zu den Hominiden hin eingereiht werden. Alle übrigen Primatenreste des Tertiär, unter ihnen auch die „Dryopithecus"-Gruppe des Pliozän, bestehen mehr oder weniger nur aus Zähnen, Ober- und Unterkiefern und müssen auf Grund der Gebißmerkmale wohl ausnahmslos als pongid bezeichnet werden. Es ist deshalb unmöglich, eine gesicherte stammesgeschichtliche Formenreihe durch das Tertiär hindurch bis zum Menschen des Eiszeitalters aufzustellen. Die Forschung kommt über die Hominiden und Australopitheciden des Eiszeitalters nicht hinaus, wobei letzte wegen ihres späten zeitlichen Auftretens und ihrer gestaltlichen Ausprägung keine direkten Vorfahrenformen darstellen können. Wohl faßt man sie als Modelle auf, die eine Vorstellung geben, in welcher Richtung man sich die Gestalt einer Vorfahrenform vielleicht vorzustellen hat.

Wegen dieser paläontologischen Situation ist es nicht weiter erstaunlich oder sonderbar, sondern sogar zu erwarten, daß der „Stammbaum" des Menschen in so mannigfacher Weise gezeichnet wird, besonders wenn man sich noch bewußt bleibt, daß er überhaupt nur indirekt mit Hilfe des

gestaltlichen Vergleichs und der Deutung der Formverwandtschaft als Blutsverwandtschaft konstruiert werden kann. Alle aufgestellten „Stammbäume" stellen nur Denkmöglichkeiten oder Jeweilsgestaltungen dar, die auf Grund des augenblicklichen Standes der Forschung gemacht werden und gemacht werden müssen, aber durch neue Funde jederzeit eine Abänderung erfahren können. Ihre tatsächliche Verwirklichung ist deshalb eine offene Frage.

Eine ebenso offene Frage, weil nicht weniger unbekannt, stellt die „psychische Stammesgeschichte" dar. Ihre Aufhellung und Rekonstruktion kann dazu nur auf Grund des Verhaltens heute lebender Primaten in Angriff genommen werden, weil Verhaltensweisen nicht wie Skeletteile fossil überliefert werden. Ausgüsse des Schädelinnenraumes (endocraniale Ausgüsse) erlauben nur beschränkte Aussagen, zum Beispiel. über das Gehirnvolumen und die Höhe der Gehirnentwicklung (Cerebralisation), und lassen sich bei fossilen großen Primaten allein für die vordere Partie des „Proconsul"-Schädels herstellen. Der seitlich vollständig zusammengedrückte Schädel des „Oreopithecus" gestattet keine Abformung des cavum crani. Die Entwicklung des Primatengehirns läßt sich deshalb noch nicht einmal der Masse und den gröbsten Umrissen nach fossil belegen. Auch in dieser Hinsicht stehen die kleinhirnigen Australopitheciden und großhirnigen Hominiden, die mindestens gegen Ende des frühen oder zu Beginn des mittleren Eiszeitalters nebeneinander lebten, isoliert da. Bei dieser Situation ist es nur zu gut verständlich, daß man hypothetische Phasen der psychischen Evolution in überreicher Zahl und Mannigfaltigkeit aufgestellt hat. Es gibt auf diesem Wissensfeld zahlreiche Hypothesen über die Entstehung der Sprache, der Begriffe, des abstrakten Denkens, des sozialen Lebens, der Werkzeugherstellung und der Kultur. Sie alle vermögen die Diskontinuität, auf die die Forschung, wie wir gesehen haben, bei der Ableitung humanen Verhaltens aus tierischen Vorgegebenheiten immer wieder stößt, nicht einleuchtend und befriedigend zu überbrücken. Der Weg, den die Evolution des Verhaltens eingeschlagen hat, erweist sich ebenfalls als eine einzige große offene Frage.

Auch die Frage nach den Ursachen, die den Prozeß der Hominisation in Gang gebracht, vorangetrieben, gesteuert und zum Abschluß geführt haben, ist noch weithin offen. Für gewöhnlich arbeitet die Kausalforschung mit den Faktoren der populationsgenetischen (Selektions- bzw. Mutations-) Theorie: Mutation, Selektion, Isolation und Populationsgröße. Das Auftreten auslesebevorteilter Mutationen zur rechten Zeit wird dabei meist problemlos als selbstverständlich vorausgesetzt. Dieses entscheidende Geschehen widersetzt sich bisher einer durchdringenden Analyse. Die bei der Hominisation sich stellenden, überaus schwierigen, aber sehr wesentlichen Fragen nach der harmonischen Umkonstruktion, Synorganisation und Integration der sich neu bildenden oder abändernden Strukturen bleiben meist unberücksichtigt. Der Auslese schreibt man für die Hominisation des Leibes und des Verhaltens vielfach geradezu eine Omnipotenz zu, ohne ihre Wirkungen bei langfristigen Evolutionsprozessen oder auch während kürzerer Zeiträume auch nur für einzelne Merkmale darlegen zu können. Die Selektionstheorie bietet nur gewisse Modellvorstellungen, die

aus Einzelbeobachtungen an jetzt lebenden Fortpflanzungsgemeinschaften (Populationen) aufgebaut werden. Ihre Ausdehnung und Übertragung (Extrapolation) auf die großen stammesgeschichtlichen Umwandlungen oder transspezifischen Transformationen im Verlauf der Organismengeschichte, insbesondere der Evolution der Primaten, bleibt hypothetisch, weil die beobachteten erblichen Änderungen (Mutationen) den Rahmen der Art praktisch nicht sprengen und auch keine Summierung (Addition) kleiner Mutationsschritte beobachtet werden konnte. Immer wieder stößt man deshalb in der Literatur auf bloße, nichts erklärende Behauptungen, daß sich zum Beispiel der aufrechte Gang im Verlauf langer Zeiträume über zahlreiche Generationen hinweg auf Grund kleiner, sich addierender, auslesebevorteilter Mutationen allmählich herausgebildet habe. Jedes dieser Worte bezeichnet aber eine offene Frage. Zweifellos spielen die von der populationsgenetischen Theorie herausgestellten Faktoren bei dem ursächlichen Werden der menschlichen Leibesgestalt eine Rolle, aber die mit ihnen arbeitenden Hypothesen zur ursächlichen Erklärung der Hominisation werden der zu bewältigenden Aufgabe aus den eben genannten Gründen nicht gerecht. Die außergewöhnlich hohe Zahl von Hypothesen, ihre Gegensätzlichkeit und ihr rascher Wechsel bezeugen diese Tatsache. Sie sind nichts anderes als Versuche zur Beantwortung einer offenen Frage, zeigen aber, was alles an Analyse und exakter Untersuchung noch zu leisten ist, um zu einer gesicherten und in jeder Hinsicht begründeten, das heißt, auf beobachteten Befunden aufbauenden kausalen Theorie der Hominisation zu gelangen. Dadurch verliert man etwas den Optimismus, daß bald eine echte kausale Lösung des Ursprungsproblems gefunden werde, die dessen Tiefe erschöpft und die uralte und quälende Frage nach dem Ursprung des Menschen zu beantworten vermag.

Eine Evolution der Organismen bis zur leiblichen Gestalt des Menschen hinauf und damit ein „enracinement corporel de l'homme dans la nature" (D'Armagnac) ist zweifellos ein großartiger und des Schöpfergottes würdiger Gedanke. Seine Verwirklichung oder das Faktum der Hominisation, das die Biologie auf Grund zahlreicher Indizien als gesichertes Ergebnis vertritt, ist an sich davon unabhängig, daß die naturwissenschaftliche Forschung trotz der neuen, bedeutsamen und richtungweisenden Funde und Erkenntnisse noch keine gültige und gesicherte ursächliche Erklärung und auch keine klare Einsicht in den Ablauf und die Phasen dieses evolutiven Geschehens zu bieten vermag. Dieses mit allen Forschungsmitteln angestrebte Ziel wird und kann auch die Biologie allein niemals vollständig erreichen, weil — philosophisch-theologisch betrachtet — eine erschöpfende Erklärung der Hominisation, also der Entstehung eines auch metaphysisch neuartigen Wesens, wie es der Mensch ist, durch die naturwissenschaftlichen Methoden der Biologie allein unmöglich erscheint.

Nachwort: Das Thema „Hominisation" ist ausführlich in folgenden beiden Büchern zur Darstellung gebracht: P. Overhage: „Um die ursächliche Erklärung der Hominisation. Biologische Hypothesen über den Ursprung des Menschen", in: Acta Biotheoretica 12 (1959), Suppl. I (= Bibliotheca Biotheoretica, Bd. 8 (126), E. J. Brill, Leiden 1959. P. Over-

hage-K. Rahner: „Das Problem der Hominisation. Über den biologischen Ursprung des Menschen." 2. Aufl., Herder, Freiburg 1963. In diesem Band 12/13 der „Quaestiones disputatae" hat Karl Rahner S. J. die theologischen Aspekte des Themas dargelegt. Da im gleichen Bande die reiche Literatur zum Thema und auch die Arbeiten der im obigen Beitrag zitierten Autoren angegeben sind, dürfte sich ein besonderes Literaturverzeichnis erübrigen.

Geburtenbeschränkung auf medikamentösem Wege

Von Josef Rötzer

Seit vielen Jahren bemühen sich Mediziner und Biologen, pharmazeutische Präparate zu entwickeln, die man oral einnehmen könnte und die eine zuverlässige Geburtenverhütung ermöglichten. Die Wirkungsweise der bereits praktisch versuchten Mittel, die entweder aus pflanzlicher Ursubstanz gewonnen oder chemisch synthetisiert wurden, ist sehr verschieden. Beispielsweise kann man versuchen, das Eindringen des männlichen Samenfadens in die weibliche Eizelle zu verhindern durch Eingreifen in den Chemismus der Gameten. Ein anderer Weg besteht darin, in den Ablauf des Eisprungs direkt einzugreifen, um das Platzen des sprungreifen Follikels im Eierstock unmöglich zu machen. Es werden auch Versuche an männlichen Freiwilligen angestellt, um die Samenproduktion in den Hoden zum Versiegen zu bringen, was nach Absetzen des entsprechenden Mittels wieder reversibel sein soll. Daneben versucht man mit anderen Substanzen die Schleimhaut der Gebärmutter so zu verändern, daß sich das befruchtete Ei nicht einbetten kann und zum Absterben verurteilt ist. Die dazu verwendeten Mittel sind keine Empfängnisverhütungsmittel mehr, sondern eigentlich Abortiva, Abtreibungsmittel. All die bisher erwähnten Substanzen haben bei uns noch keine praktische Bedeutung erlangt, da sie im Handel nicht erhältlich sind. Wenn von der sogenannten „Pille" in Zeitungen und Zeitschriften immer wieder die Rede ist, dann meint man damit jene Art von Medikamenten, die durch den Mund eingenommen werden können und im Organismus so ähnlich wirken, wie das natürlicherweise zu gewissen Zeiten in größeren Mengen im Blute kreisende Progesteron, das Gelbkörperhormon.

Dazu einige physiologische Vorbemerkungen. Ein reifes und befruchtungsfähiges Ei, das wiederum nur wenige Stunden befruchtungsfähig bleibt, wird nur zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt zwischen zwei Regelblutungen vom Eierstock freigegeben. Dieser Ovulationszeitpunkt liegt bei der gesunden und fruchtbaren Frau im Zeitraum zwischen dem 12. bis 16. Tage v o r der nächstfolgenden Menstruation. Sobald der Eisprung vorüber ist, bildet sich im Wundbett des gesprungenen Follikels

eine innersekretorisch wirkende Drüse, der sogenannte Gelbkörper (Corpus luteum). Das Hormon dieser Drüse, das Gelbkörperhormon oder Progesteron, bereitet die Schleimhaut der Gebärmutter auf die Einbettung des eventuell befruchteten Eies vor, erhöht die Aufwachtemperatur (Basaltemperatur) der Frau, verhindert einen weiteren Eisprung und wirkt auf die Schleimdrüsen am Eingang und im Halsteil der Gebärmutter (Drüsen der Cervix uteri). Der von diesen Drüsen produzierte Zervikalschleim nimmt dadurch an Menge ab, wird zäher, dickflüssiger und entbehrt der notwendigen Nährsubstanzen für die männlichen Samenfäden, die diese bei der Aufwanderung in die Gebärmutterhöhle benötigen. Es besteht also zur Zeit der Gelbkörperwirksamkeit, da genügend Progesteron im Blute kreist, ein physiologischer Verschluß am Eingang zur Gebärmutter, wodurch das Eindringen von befruchtungsfähigen Spermien unmöglich gemacht wird. Es gibt zum Beispiel eine Form der Unfruchtbarkeit der Frau, die nur dadurch bedingt ist, daß der Zervikalschleim knapp vor der Ovulation nicht jene Quantität und Qualität erreicht, die für ein aktives Eindringen der Spermien Voraussetzung ist[1])[2]).

Wenn keine Schwangerschaft eintritt, stellt der Gelbkörper noch vor der oben angeführten bestimmten Anzahl von Tagen seine Funktion ein. Wenn der Abstand von der Ovulation bis zur nächsten Menstruation weniger als 12 Tage beträgt, was bei einem geringen Prozentsatz der Frauen habituell vorkommen kann, dann ist die betreffende Frau infertil, weil die kommende Menstruation bereits früher einsetzt, bevor noch ein eventuell befruchtetes Ei sich in die Gebärmutterschleimhaut ordnungsgemäß eingebettet hat. Solche Frauen erscheinen daher nach außen hin zunächst als unfruchtbar. Mit dem Aufhören der Gelbkörperwirksamkeit bildet sich die aufgewucherte Schleimhaut der Gebärmutter wieder zurück und wird zum Teil in der folgenden Menstruationsblutung ausgestoßen. Ebenso kommt es mit Aufhören der Wirksamkeit des Gelbkörpers unter dem anregenden Einfluß der Hypophyse, jener kleinen innersekretorischen Drüse an der Basis des Gehirns, die im Hormonhaushalt des Menschen eine zentrale und regulierende Stellung einnimmt, zu einer neuerlichen Follikelreifung. Jeder Follikel im Eierstock, das sind kleine flüssigkeitsgefüllte Säckchen, enthält zumindest ein unreifes Ei und muß eine gewisse Größe erreichen (etwa 1,5 bis 3,0 cm Durchmesser), bevor er sprungreif ist und das in ihm enthaltene Ei die notwendige Reife für eine Befruchtung hat. Diese Phase des weiblichen Zyklus, die sich vor der Ovulation abspielt, wird auch als Follikelreifungsphase bezeichnet und kann von Frau zu Frau verschieden lang dauern. Aus diesen verschiedenen Längen der Follikelreifungsphase erklären sich vor allem die verschiedenen Längen des Zyklus, während der Abstand zwischen Ovulation und nächster Menstruation relativ konstant ist. Im Ablauf der Follikelreifungsphase werden in ständig

[1]) Prof. Dr. H. Rauscher (Aus der I. Univ.-Frauenklinik Wien, Vorstand: Prof. Dr. T. Antoine), Die Ermittlung der präovulatorischen Phase durch die Simultanuntersuchung von Vaginalabstrich (Smear) und Zervix. Geburtsh. u. Frauenhk. 16 (1956), 890.

[2]) Prof. Dr. F. K. Beller und H. Vogler (Aus der Univ.-Frauenklinik Tübingen, Direktor: Prof. Dr. H. Roemer), Die Bestimmung des Ovulationstermines bzw. der präovulatorischen Phase unter besonderer Berücksichtigung der physikalischen Eigenschaften des Zervixschleimes. Zeitschr. f. Geburtsh. u. Gynäkol. 158 (1962), 58.

zunehmendem Maße verschiedene Follikelhormone gebildet, die im Organismus der Frau die verschiedensten vorbereitenden Funktionen für den herannahenden Eisprung zu erfüllen haben, darunter auch die bereits erwähnte Veränderung des Zervikalschleimes, der für das Aufwandern von befruchtungsfähigen Spermien unerläßlich ist.

Wenn jedoch eine Schwangerschaft eintritt, geht der Gelbkörper nicht zugrunde, sondern setzt seine Tätigkeit in vermehrtem Maße fort. Das verstärkt produzierte Progesteron stellt das Schutzhormon für die Schwangerschaft dar und verhindert eine weitere Ovulation. Dieser nachgewiesene Zusammenhang war die Grundlage für jene Tierversuche, die bereits ab 1919 in Innsbruck durchgeführt und 1921 erstmalig veröffentlicht wurden. Sobald man nämlich die Eierstöcke von schwangeren Tieren mit ihrem hohen Progesterongehalt auf geschlechtsreife Weibchen derselben Tierart übertrug, konnte eine Unterdrückung des Eisprunges erreicht werden[3]). Durch entsprechende Versuche wurde dann in späteren Jahren gezeigt, daß der Eisprung auch beim Menschen unter der Wirkung von künstlich zugeführten hohen Progesterongaben verhindert werden kann. Notwendig dazu war aber eine tägliche Injektion oder so hohe orale Dosen, daß ein derartiges Vorgehen aus den verschiedensten Gründen für die allgemeine Praxis undurchführbar war[4])[5]). So ging man auf die Suche nach chemisch verwandten Substanzen, die in kleiner Menge durch den Mund eingenommen werden könnten und dabei einen sicheren ovulationsunterdrückenden Effekt bei möglichst geringen unangenehmen Nebenwirkungen haben sollten.

Die bisher zu diesem Zwecke entwickelten und zum Teil auch schon am Menschen versuchten Präparate unterscheiden sich in ihren chemischen Strukturformeln auf den ersten Blick anscheinend nur wenig von den natürlicherweise vorkommenden Sexualhormonen. Eine kleine Änderung an einer Seitenkette oder an einer Doppelbindung des allen diesen Substanzen gemeinsamen Sterinskelettes kann eine ganz verschiedene physiologische oder pharmakologische Wirkung hervorrufen. Unter den künstlich entwickelten Sterinabkömmlingen (Steroide) gibt es einige, die eine ovulationshemmende Wirkung haben und daneben entweder ähnlich wie eines der natürlichen Follikelhormone (sog. Östrogene) oder wie das natürliche Progesteron (sog. Gestagene) oder wie das natürliche männliche Sexualhormon (sog. Androgene) wirken. Östrogene, Gestagene und Androgene werden schon seit Jahren zur Behandlung verschiedenster Leiden verwendet und haben bei der Frau je nach dem Zeitpunkt der Anwendung und je nach der Höhe der Dosierung entweder nur eine gezielte örtliche Wirkung oder verursachen daneben auch eine Verschiebung bzw. eine Unterdrückung der Ovulation. So beruht der blutungsstillende Effekt bestimmter Gestagene

[3]) Prof. Dr. L. Haberlandt (Aus dem physiologischen Institut der Universität Innsbruck), Über hormonale Sterilisierung des weiblichen Tierkörpers. Münch. med. Wschr. 68 (1921), 1577.

[4]) Dr. Jürgen Haller (Aus der Univ.-Frauenklinik Göttingen, Direktor: Prof. Dr. Heinz Kirchhoff), Beeinflussung der Ovulation durch Gestagene. Geburtsh. u. Frauenhk. 22 (1962), 211.

[5]) Dr. Gert Heinen (Aus der Univ.-Frauenklinik Homburg-Saar, Direktor: Prof. Dr. H. Limburg), Orale Kontrazeption. Die Medizinische Welt 1962, 2089.

bzw. Gestagen-Östrogen-Gemische bei gewissen plötzlich und überraschend auftretenden Blutungen aus der Gebärmutterschleimhaut auf der direkten Wirkung dieser Medikamente auf die Gebärmutterschleimhaut. Die Schleimhaut wird derart umgewandelt, daß die Blutung aufhört und nach Absetzen der Behandlung eine menstruationsähnliche Abblutung der Schleimhaut erfolgt. Die Dosierung muß für diesen Zweck so hoch sein, daß sie (theoretisch betrachtet) für einen ovulationshemmenden Effekt ausreichen würde. Auch bei gewissen noch anzuführenden anderen Krankheitsbildern wird ebenfalls zunächst die auf die Gebärmutterschleimhaut gerichtete Wirkung angestrebt. Seit kurzem ist ein oral wirksames Gestagen namens „Duphaston" verfügbar, das anscheinend nur eine selektive Schleimhautwirksamkeit besitzt, die von der des Progesterons histologisch nicht zu unterscheiden ist. Bei alleiniger Anwendung hat es nach den bisherigen Untersuchungen auch in höherer Dosierung keine ovulationshemmende Wirkung. Nach vorliegenden Berichten hat es sich bei Blutungen aus der Gebärmutterschleimhaut, bei Dysmenorrhoe, bei Endometriose, beim drohenden und habituellen Abort sowie bei gewissen Formen der Sterilität bewährt, also bei Indikationen, die im Rahmen der Medikation ovulationshemmender Gestagen-Östrogen-Kombinationen noch eigens Erwähnung finden werden. Auf welchen Indikationsgebieten das Präparat Duphaston den anderen Gestagenen den Rang ablaufen wird, kann noch nicht gesagt werden; es könnte sich aber als ideales Behandlungsmittel des drohenden und habituellen Aborts erweisen. Wenn daher im weiteren Verlauf dieser Ausführungen von Gestagenen die Rede sein wird, dann sind damit jene seit längerer Zeit im Handel befindlichen Substanzen gemeint, denen bei entsprechender Dosierung durchwegs eine ovulationshemmende Wirkung zukommt.

Für den Zweck der gezielten und möglichst nebenwirkungsfreien Ovulationsunterdrückung hat sich bisher eine genau abgestimmte Mischung eines Gestagens (also einer ähnlich wie Progesteron wirkenden Substanz) mit einem Östrogen am besten bewährt. Ein derartiges Präparat stellt das in den Vereinigten Staaten von Amerika entwickelte „Enovid" dar, das nach jahrelangen Versuchen im Mai 1960 von der staatlichen amerikanischen Arzneimittel-Genehmigungsbehörde (Food and Drug Administration) mit Einschränkungen zum rezeptpflichtigen Verkauf zugelassen wurde. Dieses Mittel darf nur auf ärztliche Verordnung abgegeben und höchstens zwei Jahre lang ununterbrochen bei einer Frau angewendet werden[6]). Das deutsche Präparat „Anovlar" enthält ein anderes Gestagen und ebenfalls ein Östrogen und ist seit Herbst 1962 auch in Österreich auf Rezept erhältlich. Ein weiteres solches Mittel stellt das Präparat „Lyndiol" der holländischen Firma Organon dar. Daneben kann man auch mit anderen seit vielen Jahren im Handel befindlichen und oral wirksamen Gestagenen und Östrogenen eine Ovulationsunterdrückung bewirken, wenn man richtig dosiert. Die mit einem Östrogenzusatz versehenen Gestagene werden grundsätzlich in der Form verabreicht, daß man sie durch 20 Tage hindurch (vom 5. bis zum 24. Zyklustag) täglich

[6]) Übersichtsreferat in: Med. Klinik 56 (1961), 452.

immer um dieselbe Uhrzeit nach einer Hauptmahlzeit nehmen läßt. Nach dem Aufhören der täglichen Einnahme kommt es etwa zwei bis drei Tage später zu einer menstruationsähnlichen sog. Abbruchblutung. Der erste Tag dieser künstlichen menstruationsähnlichen Blutung wird als erster Tag des folgenden Zyklus gerechnet und man beginnt am fünften Tag neuerlich mit der Tabletteneinnahme 20 Tage hindurch. So kann man einen künstlichen und ohne Ovulation verlaufenden Zyklus an den anderen reihen. Durch das Provozieren einer künstlichen Blutung etwa alle 28 Tage haben die Frauen das beruhigende subjektive Gefühl, daß alles in Ordnung ist. Es kann allerdings in seltenen Fällen vorkommen, daß während der Tabletteneinnahme eine sogenannte Durchbruchsblutung erfolgt oder nach der zwanzigtägigen Tabletteneinnahme nicht die erwartete künstliche Abbruchblutung einsetzt. Beide Fälle sind nicht schwerwiegend, verlangen jedoch ein modifiziertes weiteres Vorgehen. Es wird berichtet, daß bei Tausenden von überprüften Frauen, die diese Mittel genau nach Vorschrift eingenommen haben, keine Schwangerschaft beobachtet worden ist[7]). Wenn aber auch nur an einem Tag auf die Tabletteneinnahme vergessen wird, kann es entweder zu einer Ovulation kommen oder es stellt sich eine unerwünschte Zwischenblutung ein. Die notwendige Disziplin für eine regelmäßige tägliche Tabletteneinnahme stößt bei manchen Frauen auf Schwierigkeiten, so daß sich schon allein aus diesem Grunde die routinemäßige Verwendung der „Pille" als Antikonzipiens im deutschen Sprachgebiet noch nicht recht einzuführen scheint[8]).

Neueste Forschungsergebnisse konnten die Wirkungsweise der Ovulationshemmung beim Menschen weitgehend klären. Es kann kaum mehr ein Zweifel daran bestehen, daß diese Mittel einen bremsenden Einfluß auf die Hypophyse haben. Infolgedessen werden von dieser Drüse nicht jene Mengen von Gonadotropinen (auf die Tätigkeit der Eierstöcke anregend wirkende Hormone) ausgeschüttet, die zur Follikelreifung und zur Erzielung einer Ovulation notwendig sind. Die Hypophyse wird sozusagen in ihrer auf die weiblichen Keimdrüsen gerichteten regulierenden Funktion ruhiggestellt[4])[9]). Durch Tierversuche und entsprechende klinische Beobachtungen wurde wahrscheinlich gemacht, daß die gegenseitige Beeinflussung von funktionierender Hypophyse und dem auf deren Reiz (Ausschüttung von Gonadotropinen) ansprechenden Ovar über einen „Regelkreis" erfolgt, wie ihn die Kybernetik fordert. Durch überphysiologische Mengen von Ovarialhormonen (Follikelhormone oder Gelbkörperhormon) im Blute wird ein diesen Umstand registrierendes System im Gehirn insofern getäuscht, als diese zentrale Regulationsstelle die Meldung weitergeben muß, daß die Ovarien scheinbar zu stark arbeiten und daher keinesfalls von der Hypophyse ein die Tätigkeit der Ovarien anregendes Hormon ausgeschüttet werden darf. Die Hypophyse richtet sich darnach, sie wird

[7]) Doz. Dr. E. Tscherne, Leiter des Frauenambulatoriums der Steiermärkischen Gebietskrankenkasse Graz, Zur Frage der Ovulationshemmung. Zentralblatt f. Gynäk. 84 (1962), 1581.

[8]) Prof. Dr. Willi Schultz, Chefarzt der Frauenklinik Hamburg-Altona, Probleme der antikonzeptionellen Beratung in der Klinik. Med. Klinik 57 (1962), 1288.

[9]) Prof. Dr. R. Buchholz et al. (Aus der Frauenklinik der Medizinischen Akademie Düsseldorf, Direktor: Prof. Dr. R. Elert), Untersuchungen über den Wirkungsmechanismus von Äthinylnortestosteron bei der Unterdrückung der Ovulation. Geburtsh. u. Frauenhk. 22 (1962), 923.

in ihrer Tätigkeit gebremst, und damit fehlt der Anstoß zur Follikelreifung und zur nachfolgenden Ovulation. Weiterhin erscheint es wahrscheinlich, daß durch die übergroßen Mengen von künstlich zugeführten hormonähnlichen Substanzen die registrierenden Stellen im Gehirn (Rezeptoren, die wahrscheinlich im Zwischenhirn [Hypothalamus] gelegen sind) mit der Zeit unempfindlicher werden. Dadurch könnte es nach Absetzen der von außen zugeführten hormonähnlichen Substanzen zu einem kräftigeren Arbeiten der Hypophyse kommen, da die normalerweise im Blute kreisenden körpereigenen Hormone keine derartige bremsende Wirkung mehr auf die Hypophyse hätten, wie vor einer derartigen Behandlung. Das vorher überempfindlich gewesene Zwischenhirn-Hypophysensystem wurde sozusagen desensibilisiert und stellt nicht sofort bei Auftreten kleiner natürlicher Mengen von weiblichen Sexualhormonen im Blute seine anregende Tätigkeit auf die Eierstöcke ein (sog. Hohlwegscher Desensibilisierungseffekt mit anschließendem Rebound-Phänomen[10])[11]). Dadurch können Eierstöcke, die bisher wegen zu geringer Mengen von hypophysären Gonadotropinen nicht zu einer richtigen Funktion gekommen sind und in denen bisher kein Eisprung aufgetreten ist, nach Aufhören einer derart bewußt durchgeführten ovulationshemmenden Behandlung infolge der nachher von der Hypophyse vermehrt ausgeschütteten Gonadotropine zu einer besseren Funktion gebracht werden. Zumindest hat man auf Grund vorliegender Basaltemperaturmessungen den Eindruck, daß nach einer Anovlarbehandlung eine Besserung der Ovarialfunktion verzeichnet werden kann[7]).

Der weibliche Eierstock ist von Natur aus dafür eingerichtet, von Zeit zu Zeit ruhiggestellt zu werden, wie dies während der Schwangerschaft geschieht und auch in einem hohen Prozentsatz der Fälle während der Stillzeit. In diesen Zeiten wird das für die Follikelreifung maßgebende Gonadotropin von der Hypophyse nicht ausgeschüttet und es unterbleibt der Eisprung. Wenn man diesen natürlicherweise vorkommenden Vorgang künstlich medikamentös nachahmt, ist zunächst theoretisch keine Schädigung der Eierstöcke zu erwarten. So mehren sich auch die Stimmen jener, die eine derartige Form der Ovulationshemmung bei kurzfristiger Anwendung als unschädlich betrachten, seitdem nunmehr mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit feststeht, daß die Ovulationshemmung mit den oben erwähnten Präparaten vorwiegend durch eine Bremsung der Hypophyse bewirkt wird. Außerdem hat die bisherige Erfahrung gezeigt, daß selbst nach jahrelanger Einnahme einer derartigen ovulationshemmenden Pille nach deren Absetzen die Frauen bald darauf wieder schwanger werden und gesunde Kinder zur Welt bringen[4])[5])[7])[8])[12])[13])[14])[15]).

---

[10]) Prof. Dr. W. Hohlweg, Direktor des Institutes für experimentelle Endokrinologie der Charité, Berlin, Beziehungen des Hypophysenzwischenhirnsystems zu den Sexualhormonen. Wien. klin. Wschr. 73 (1961), 445.

[11]) Doz. Dr. E. Tscherne, Leiter des Frauenambulatoriums der Steiermärkischen Gebietskrankenkasse Graz, Zur Behandlung der Ovulationsstörungen und der Gelbkörperinsuffizienz. Wien. klin. Wschr. 73 (1961), 646.

[12]) Dr. F. Peeters, Belgien, Klinische Erfahrungen über die Ovulationshemmung durch Gestagene. Med. Klinik 56 (1961), 1679.

Endgültige Aussagen über die Folgen derartiger länger dauernder Anwendungszeiten werden sich allerdings erst zu einem späteren Zeitpunkt machen lassen. Bei manchen Frauen kann es bei der Art der vorgeschriebenen Einnahme zu lästigen Nebenerscheinungen kommen, wie Kopfschmerzen, Übelkeit, Brechreiz, Brustschmerzen, Libidoveränderungen, leichte Gewichtszunahme. Diese sind aber meist so leichter Natur, daß sie kaum den Anlaß bieten, mit der einmal begonnenen Einnahme aufzuhören, zumindest nicht bei dem gut verträglichen deutschen Präparat Anovlar. Die „Pillen" dürfen nicht gegeben werden, wenn eine Lebererkrankung vorliegt oder wenn eine Neigung zu Venenentzündung besteht. Seinerzeitige Presseberichte, wonach Frauen in Amerika und England auf Grund der Pilleneinnahme an einer Venenentzündung erkrankt und auch daran gestorben sein sollen, müssen auf Grund der angestellten Erhebungen als zufällige Ereignisse angesehen werden, wie sie immer dann auftreten werden, wenn in einem Land ein Medikament von großen Bevölkerungsschichten eingenommen wird. Die eigentliche Todesursache ist bei keinem dieser Fälle bekannt geworden, zumal auch keine Obduktionen durchgeführt worden sind[16]). In einer Stellungnahme der Amerikanischen Medizinischen Gesellschaft (American Medical Association) heißt es, daß absolut kein Beweis („absolutely no evidence") dafür vorliegt, daß die Anwendung oraler Kontrazeptionsmittel die berichteten Thrombophlebitisfälle verursacht hat. Im gleichen Sinn äußerte sich die amerikanische Kontrollbehörde für Lebensmittel und Medikamente in ihrem Bericht vom 6. August 1962[17]).

Die im Handel befindlichen und mit Östrogenen kombinierten Gestagene haben sich zur Behandlung verschiedener Krankheitsbilder bewährt und werden auch zur Erzielung einer Ovulationsverschiebung bzw. Menstruationsverschiebung angewendet[18]). Als entsprechende medizinische Indikationen gelten derzeit insbesondere Regelanomalien, Dysmenorrhoe, Endometriose und gewisse Formen der Sterilität[4])[7]). Der Wunsch nach einer Verschiebung der Ovulation bzw. Menstruation wird bisweilen von Frauen vorgebracht, die beispielsweise in einer für sie ungünstigen Phase des Zyklus entweder einen Kuraufenthalt absolvieren sollen, die eine Prüfung, einen sportlichen Wettkampf vor sich haben oder bei denen eine dringend notwendige Operation nicht mit der Menstruation zusammenfallen soll. Man kann nun durch ein Eingreifen vor dem Eisprung diesen um mehrere Tage hinausschieben (und damit auch die nächste Menstruation hinausschieben) oder man kann nach dem Eisprung die unfruchtbare Gelbkörperphase künstlich verlängern und damit ebenfalls wieder eine

---

[13]) John Rock, M. D., Brookline, Mass., USA, The Journal of the American Medical Association 177 (1961), 59.

[14]) Prof. Dr. I. Amreich, Wien, Antikonzipientia und die durch sie verursachten Schädigungen. Wien. med. Wschr. 112 (1962), 9.

[15]) Prof. Dr. Tassilo Antoine, Vorstand der I. Univ.-Frauenklinik Wien, Vortrag über die orale Gestagentherapie auf der Van-Swieten-Tagung im Oktober 1962 in Wien.

[16]) Prof. Dr. H. Rauscher, Wien. Mündliche Mitteilung.

[17]) Bericht in: Med. Klinik 57 (1962), Heft 41 (4218); und Ärztliche Praxis 14 (1962), Heft 37.

[18]) Prof. Dr. H. Hußlein, Vorstand der Semmelweis-Frauenklinik Wien, und Dr. W. Hofhansl, Möglichkeiten der Menstruationsverschiebung. Wien. klin. Wschr. 71 (1959), 821.

Menstruationsverschiebung erreichen. Letzter Vorgang ist exakter durchführbar und in seinem Ausmaß besser zu steuern als die Ovulationsverschiebung. An die verschobene Menstruation schließt sich dann ein Zyklus an, von dem man nicht voraussagen kann, ob er normal dauern, verkürzt oder verlängert sein wird. Jedenfalls muß in dem der Menstruationsverschiebung folgenden Zyklus mit einem verlagerten Eisprung gerechnet werden[19]).

Unter den Regelanomalien können mit dem Anovlar bei den verstärkt, verlängert und zu häufig auftretenden Menstruationsblutungen (Hypermenorrhoen, Polymenorrhoen) günstige Ergebnisse erzielt werden[7]). Den Polymenorrhoen (den zu rasch aufeinanderfolgenden Menstruationsblutungen) liegen meist anovulatorische Zyklen zugrunde, was übrigens durch Messung der Aufwachtemperatur leicht zu klären ist. Bei den anovulatorischen Zyklen findet keine Ovulation statt, es bildet sich kein Gelbkörper aus, die Aufwachtemperatur zeigt nicht den typischen Anstieg im Zusammenhang mit dem Eisprung, es folgt aber eine menstruationsähnliche Abbruchblutung, welche rein äußerlich von einer echten Menstruation nicht zu unterscheiden ist. Die Polymenorrhoen scheinen besonders gut auf eine vorübergehend hypophysenhemmende Behandlung anzusprechen, da sich nach deren Abschluß oft normale ovulatorische (in der Aufwachtemperatur biphasische) Zyklen einstellen. Es sprechen auch einige Untersuchungsergebnisse dafür, daß es nach vorübergehender Hemmung der Hypophyse (wobei die Ovulation ausbleibt) gelingen kann, einen vorher unregelmäßigen oder ungewöhnlich langen Zyklus auf eine Schwankungsform zu bringen, die eher unseren Vorstellungen des Normalen entspricht. Wie lange derartige Zykluskorrekturen nach Absetzen der hypophysenhemmenden Medikation anhalten, läßt sich nicht voraussagen. In einem eigenen Fall mit einer Zyklusschwankung von 27 bis 36 Tagen war nach vier Zyklen Anovlarbehandlung dreimal hintereinander ein Zyklus von je 31 Tagen Dauer mit jeweils biphasischer Basaltemperaturkurve und den bei dieser Frau üblichen subjektiven Ovulationszeichen aufgetreten. Im darauffolgenden Zyklus erfolgte (höchstwahrscheinlich infolge einer nachgewiesenen ungewöhnlichen körperlichen Überanstrengung) eine Hinausschiebung der Ovulation mit einer daraus resultierenden Zyklusdauer von 39 Tagen. Dann folgte wieder ein Zyklus von 30 Tagen. Ähnlich lauten auch die Erfahrungen anderer das Anovlar für diesen Zweck verordnender Ärzte. Eine andere Behandlungsmöglichkeit besteht darin, immer wieder einen Zyklus mit Anovlar zwischen natürlich ablaufende Zyklen einzuschieben und dadurch nach einiger Zeit eine normale Schwankungsform zu erreichen[5]). Ein endgültiges Urteil über wünschenswerte Dauererfolge wird sich wahrscheinlich nicht so bald abgeben lassen, und man wird damit rechnen müssen, daß es notwendig werden könnte, immer wieder einen oder mehrere anovulatorische Zyklen unter eine kombinierte Gestagen-Östrogen-Behandlung einzuschieben. Dabei darf aber nie übersehen werden, daß neben einer entsprechenden Allgemeinbehandlung eine geregelte

[19]) Dr. W. Hofhansl und K. Baumgarten (Aus der Semmelweis-Frauenklinik Wien, Vorstand: Prof. Dr. H. Hußlein), Zyklusfolge nach Menstruationsverschiebungen mit oralen Gestagenen. Wien. klin. Wschr. 73 (1961), 557.

Lebensweise und eine ausgeglichene seelische Grundeinstellung allen Wechselfällen des Lebens gegenüber bei vielen Frauen eine unabdingbare Voraussetzung zur Erzielung eines regelmäßigen Zyklus darstellen können. Zyklusanomalien können überdies im Gefolge der verschiedensten Allgemeinerkrankungen auftreten, und es sollte zuerst immer in dieser Richtung geforscht werden, bevor man eine rein medikamentöse Zyklusregulierung versucht.

Die Dysmenorrhoe, die schmerzhafte Regelblutung, kann die vielfältigsten Ursachen haben und dementsprechend gibt es eine Unzahl von Behandlungsmöglichkeiten ohne Ovulationsunterdrückung, von denen allerdings in manchen Fällen jeder Behandlungsversuch erfolglos sein kann. Schwerste und ansonsten unbeeinflußbare Dysmenorrhoen mit wirklich hochgradigen Beschwerden können auf die Dauer der Anovlarbehandlung in einem hohen Prozentsatz schlagartig zum Verschwinden gebracht werden, während die Dauererfolge anscheinend nicht sehr häufig sind[7]).

Bei der Endometriose handelt es sich um eine Wucherung der Gebärmutterschleimhaut, an anderen Stellen des weiblichen Genitaltraktes, an denen ein Gewebe von der Art der Gebärmutterschleimhaut üblicherweise nicht vorkommt. Zum Teil können dadurch Tumore entstehen, die früher auf jeden Fall operiert werden mußten, zum Teil kann daraus eine Unfruchtbarkeit der Frau resultieren; auch eine nicht ursprünglich vorhanden gewesene schwere Dysmenorrhoe kann darin ihre Ursache haben. Die Gestagene — und bei diesem Leiden auch die Androgene — berechtigen in der Behandlung der Endometriose zu den größten Hoffnungen[20]). Man kann diese Behandlung mit der üblichen Dosierung von Anovlar durchführen. Man kann aber auch mit anderen Gestagenen oder Androgenen eine Dauerbehandlung in der Form vornehmen, daß eine sogenannte Scheinschwangerschaft (Pseudogravidität) herbeigeführt wird, indem durch Monate hindurch in ständig steigenden Dosen diese Medikamente gegeben werden, wobei durch Monate hindurch keine menstruationsähnliche Blutung eintritt und während dieser ganzen Zeit der Eisprung ununterbrochen unterdrückt wird. Die Dauer einer Pseudogravidität wird auf Grund der bisherigen Erfahrungen nicht mehr so weit ausgedehnt bzw. wird sie von manchen Klinikern überhaupt nicht mehr gerne erzeugt, da nach Beendigung einer derartigen Behandlung die auftretenden ersten Blutungen so stark sein können, daß ein operativer Eingriff notwendig wird. Andererseits hat man es auch schon erlebt, daß sich überhaupt kein Menstruationszyklus mehr einstellte und man diesen künstlich medikamentös induzieren mußte[21]). Bedeutende Gynäkologen lehnen derzeit die Pseudogravidität zur Wachstumsanregung einer unterentwickelten Gebärmutter oder zur Behandlung der Dysmenorrhoe bei hypoplastischem Uterus ab[21]).

Bei gewissen Formen von Sterilität hat sich die Unterdrückung der Ovulation durch einige Zyklen insofern bewährt, als es nach Aufhören der hypophysenhemmenden Medikation bei einem Teil der so behandelten

[20]) Dr. L. Finke, Leitender Arzt der geburtsh.-gynäkol. Abt. d. Städt. Krankenhauses Mölln/Lbg. Die Bedeutung der Endometriose. Med. Klinik 58 (1963), 421.

[21]) Gestagen-Symposium III. Weltkongreß für Gynäkologie, Wien 1961.

Fälle zu Schwangerschaften gekommen ist. Der Erfolg einer derartigen grundsätzlichen Behandlung ist umstritten und es wurden auch schon andere Vorgangsweisen empfohlen, bei denen die eventuell ohnehin vorhandene Ovulation nicht unterdrückt werden muß. Man kann noch nicht sagen, welche Behandlungsmethode bei den einzelnen vergleichbaren Krankheitsgruppen das bessere Ergebnis aufweisen wird[21]).

In diesem Zusammenhang wäre auch etwas über die Behandlungsmöglichkeit der Neigung zu Spontanabortus zu erwähnen. Seit langem wird die Injektion von Progesteron bei drohendem Abort, also bereits im Zustande der Schwangerschaft, geübt, teilweise allerdings möglichst bald nach der Empfängnis. Man versucht damit, die theoretisch angenommene mangelhafte Wirksamkeit des Gelbkörpers zu substituieren, wobei man sich die hauptsächlichste Wirksamkeit als direkt auf die Schleimhaut der Gebärmutter gerichtet vorzustellen hat; es soll der Aufbau der Gebärmutterschleimhaut zur Aufnahme des befruchteten Eies geeignet gemacht bzw. erhalten und damit die Blutgefäßversorgung mit der Nährstoffzufuhr zum wachsenden Foetus entsprechend unterhalten werden. Ebenso wirkt ja auch das natürlicherweise im Organismus vorkommende Progesteron unter anderem direkt auf die Gebärmutterschleimhaut. Bei den notwendigen schwangerschaftserhaltenden Dosen ist damit zwangsläufig eine ovulationsunterdrückende Wirkung verbunden, so wie der normal wirksame Schwangerschaftsgelbkörper eine weitere Ovulation verhindert. Diese Ovulationsunterdrückung ist sinnvolle Nebenwirkung des Schwangerschaftsschutzhormones Progesteron, damit die einmal bestehende Schwangerschaft ungestört ablaufen kann. Daneben gibt es nunmehr auch andere Behandlungsmöglichkeiten des drohenden Abortus, die in diesem Zusammenhang nicht näher angeführt zu werden brauchen. Es sei lediglich auf die Möglichkeit hingewiesen, daß man auch schon ein vorübergehend hypophysenhemmendes (ovulationsunterdrückendes) Vorgehen versucht hat, wobei nach dem künstlich anovulatorischen Zyklus auf das Eintreten eines Rebound-Phänomens mit verbesserter Gelbkörperwirksamkeit gehofft werden kann[11]).

Ein eigenes Problem stellt die Behandlung jener vielfältigen Störungen dar, die mit Beginn der Wechseljahre der Frau aufzutreten pflegen. Die Unzahl von Mitteln, die hiefür auf dem Markte sind, zeigt an, wie unzuverlässig deren Wirksamkeit ist. Die vielfältigen und durchaus als krankhaft anzusehenden Beschwerden eines Großteiles der Frauen dieses Alters hängen irgendwie mit dem Hormonhaushalt zusammen, wobei angenommen werden kann, daß die Alterungsvorgänge in den Eierstöcken und in der Gebärmutter die bisher auf die Hypophysentätigkeit abgestimmten Hormonabgaben in Unordnung geraten lassen. Die Follikelreifungsphase kann immer länger dauern, wobei die Gelbkörperphase ungenügend ausgebildet sein kann, oder es kommt selbst im Verlauf von mehreren Zyklen zu keiner Ovulation mehr. Dabei werden aber im Verlaufe dieser Zeiträume in den Eierstöcken oft vermehrt überphysiologische Mengen von Follikelhormonen produziert. Diese überschüssigen Follikelhormone können die Ursache von teilweise bedrohlichen Blutungen aus einer verfehlt aufgewucherten Gebärmutterschleimhaut sein (Hyperplasieblutungen), die bei

über 40 Prozent aller Frauen in der Zeit des Klimakteriums aufzutreten pflegen[22]). In der späteren Folge ist nach Aufhören der Follikelhormonproduktion in den Ovarien das dadurch enthemmte Zwischenhirn-Hypophysensystem als Ursache der klimakterischen Störungen anzusehen. Dazu kommen die Schwierigkeiten bei der Zeitwahl in dieser Lebensperiode der Frau. Die Basaltemperatur kann wochen- bis monatelang anzeigen, daß kein Eisprung stattgefunden hat und man kann nie voraussagen, wann eine Ovulation (bisweilen erst nach Monaten) ganz unerwarteterweise eintreten wird. Erst zwei Jahre nach der letzten Menstruationsblutung braucht mit keiner unerwarteten Ovulation mehr gerechnet zu werden[23])[24]). In den Jahren der Geschlechtsreife vor Einsetzen des Klimakteriums werden die Follikelhormone von den Ovarien nur kurzdauernd knapp vor der Ovulation vermehrt gebildet und es setzt nach der Ovulation die Wirksamkeit des Gelbkörperhormons ein. Es ist der Versuch einer Nachahmung des normalen physiologischen Vorganges, wenn man daher rechtzeitig künstlich Gestagene zuführt, sobald man bei Herannahen der Wechseljahre merkt, daß die Gelbkörperphase nicht mehr zum bisher üblichen Zeitpunkt einsetzt bzw. die Regelblutungen sich immer mehr hinausschieben und länger anhalten. Eine grundsätzliche Voraussetzung hiefür ist aber, daß durch periodische Untersuchungen der Frau Gewähr dafür gegeben ist, daß ein Karzinom nicht übersehen wird, von dem Frauen dieser Altersgruppe an sich mehr bedroht sind als andere Jahrgänge und für welches Blutungsanomalien ein Frühsymptom darstellen können, das aber durch die Behandlung verdeckt würde. Ein diesbezüglicher Behandlungsvorschlag geht nun dahin, etwa vom 18. bis 25. Zyklustag perorale Gestagenpräparate zuzuführen, also ab dem Zeitpunkt, da üblicherweise bei den meisten Frauen die Gelbkörperwirksamkeit hätte bereits einsetzen müssen. Nach Absetzen des Gestagenes erfolgt einige Tage später eine menstruationsähnliche Abbruchblutung. Bei dieser Art der Behandlung ist aber die fortlaufende Kontrolle der Basaltemperatur notwendig, da man mit ihrer Hilfe eine nochmals einsetzende eigene Progesteronbildung des Organismus erkennen kann. Die Therapie ist so lange fortzusetzen, bis der Gestagengabe keine Menstruationsblutung mehr folgt. Dann weiß man, daß die Alterung der Eierstöcke so weit fortgeschritten ist, daß diese nicht mehr genügend Östrogene bilden können und die gefürchteten klimakterischen Dauerblutungen nicht mehr eintreten können[22]).

Eheleute, die sich im Gewissen verpflichtet fühlen, periodische Enthaltsamkeit zu üben, müssen sich nach den bisher gewohnten Verhaltensweisen richten. Es kann dann eine Konzeption zur Zeit der bisher üblichen fruchtbaren Tage nicht eintreten. Sobald die Gestagenbehandlung begonnen hat, müssen wir nach unserem bisherigen Wissen sagen, daß ein Aufwandern befruchtungsfähiger Samenfäden in die Gebärmutterhöhle

---

[22]) Dr. H. Brehm und Dr. W. Kummert (Aus der Univ. Frauenklinik Frankfurt am Main, komm. Direktor: Prof. Dr. A. W. Schwenzer), Das Klimakterium und die Therapie seiner Beschwerden. Die Medizinische Welt 1961, 121.

[23]) The Journal of the American Medical Association 160 (1956), 152.

[24]) a. a. O. 160 (1956), 1100.

und in die Eileiter nicht mehr möglich erscheint. Es hängt dies mit den zyklischen Veränderungen des Zervikalschleimes zusammen, der unter Gestagenwirksamkeit für Spermien undurchdringlich wird. Ob mit Einsetzen der Gestagenbehandlung eine eventuell kurz bevorstehende Ovulation eines bereits herangereiften Follikels mit Sicherheit verhindert wird, erscheint nicht absolut geklärt. Wir wissen ja, daß man zum Beispiel mit der üblichen Anovlarbehandlung spätestens am 5. Zyklustag beginnen muß, da bei einem späteren Beginn Ovulationen bereits beobachtet worden sein sollen. Insgesamt erscheint jedoch die Möglichkeit einer Konzeption nach Einsetzen der Gestagenbehandlung ausgesprochen unwahrscheinlich. Immerhin könnte eine derartige Schwangerschaft gefährdet sein, da einerseits nach durchgeführten histologischen Untersuchungen die künstlich unter Gestagenbehandlung umgewandelte Gebärmutterschleimhaut in manchen Fällen für die Aufnahme eines befruchteten Eies nicht recht geeignet erscheint[25]) und andererseits bei der erzwungenen Abbruchblutung ein eventuell befruchtetes Ei ausgeschwemmt werden könnte. Allerdings muß man in diesem Zusammenhang erwähnen, daß nach neuesten Untersuchungen auch normalerweise nur knapp über 50 Prozent aller befruchteten Eier zu einer normalen Schwangerschaft zu führen scheinen, während fast 50 Prozent aus den verschiedensten Gründen nicht die entsprechende Aufnahme in der Gebärmutterschleimhaut finden können, sondern unbemerkt mit der normal erscheinenden und zum üblichen Zeitpunkt einsetzenden nächsten Menstruationsblutung abgehen[26]).

Verschiedentlich hat man auch daran gedacht, bei Beginn der unregelmäßiger werdenden und für gewöhnlich länger anhaltenden Blutungen im Präklimakterium und beim Einsetzen der damit verbundenen beschwerdenreichen Jahre so vieler Frauen ein Gestagen-Östrogen-Gemisch fortlaufend jeweils vom 5. bis zum 24. Zyklustag zu geben, und zwar ebenfalls so lange, bis keine Abbruchblutung mehr eintritt. Dagegen sind aber zunächst medizinische Bedenken geäußert worden. Neuerdings wird aber von maßgeblicher Seite darauf hingewiesen, daß die Gabe einer Gestagen-Östrogen-Verbindung bei Auftreten der unregelmäßiger werdenden Zyklen bei Frauen etwa ab dem 40. Lebensjahr nicht nur ausgesprochen günstig auf die Psyche der Frau wirke, sondern auch eine wirksame Vorbeugung bzw. Behandlung in mehrerer Hinsicht bedeute. Zunächst wird eine Prophylaxe gegen die verschiedensten Formen von unregelmäßig einsetzenden und das Wohlbefinden der Frau beeinträchtigenden Blutungen betrieben und vor allem werden die gefürchteten Hyperplasieblutungen verhindert. Dann hat sich gezeigt, daß auch der Myomentwicklung vorgebeugt wird bzw. bereits bestehende Myome wieder kleiner werden können (Myome sind gutartige Geschwülste in der Wand der Gebärmutter, die sich im späteren Lebensalter bei fast jeder Frau finden und häufig wegen

---

[25]) Sitzungsbericht: Zentralblatt f. Gynäk. 82 (1960), 1864.

[26]) Hertig, Rock et al., Thirty-four fertilized human ova, good, bad and indifferent, recovered from 210 women of known fertility. A Study of Biologic Wastage in Early Human Pregnancy. Pediatrics 23 (1959), 202—211.

ihrer Lage oder Größe eine operative Entfernung notwendig machen). Weiters kommen die bereits früher erwähnten Endometrioseherde zur Rückbildung bzw. können sich gar nicht entwickeln, es wird auch der Entstehung von Ovarialcysten vorgebeugt bzw. können diese ebenfalls zur Rückbildung gebracht werden. Damit würde sich ein entsprechend abgestimmtes Gestagen-Östrogen-Gemisch als ideales Prophylaktikum und Heilmittel in vielfacher Hinsicht erweisen. Allerdings sollte man es für diesen Zweck nicht dauernd geben, sondern nach einigen Zyklen Behandlung jeweils mit der Medikation aufhören und beobachten, ob und in welcher Weise sich eventuell wieder ein normaler Zyklus einstelle, um dann notwendigenfalls neuerlich die Gestagen-Östrogen-Kombination anzuwenden[27]). Einem derartigen Vorgehen bei den ersten Anzeichen des beginnenden Klimakteriums müßte man eine umfassendere Wirksamkeit zusprechen und es würde eine nicht unbeträchtliche Vereinfachung gegenüber der oben geschilderten Vorgangsweise darstellen, zumal der Arzt von den ansonsten oftmalig notwendigen Konsultationen entlastet wird und außerdem weniger Fehlermöglichkeiten von seiten der Frau bestehen. Angestrebt wird dabei vor allem die direkte Einwirkung auf die Gebärmutterschleimhaut, deren normalerweise rhythmischen Auf- und Abbauvorgänge durch die beginnende Unordnung im Hormonhaushalt bereits des Präklimakteriums gestört werden. Einerseits ist die Gebärmutterschleimhaut bei diesen Rhythmusstörungen der Entstehung der geschilderten krankhaften Entartungen ausgesetzt und andererseits ist die Unordnung im Hormonhaushalt ursächlich an den subjektiven krankhaften Erscheinungen des Klimakteriums maßgeblich beteiligt. Die notwendige Dosierung, um Einfluß auf die Entwicklung der Gebärmutterschleimhaut zu nehmen und um die überschießenden Hormonproduktionen des Organismus bremsen zu können, liegt auf einer Höhe, die auch eine Ovulationsunterdrückung bewirkt. Vor Beginn der Behandlung und in den behandlungsfreien Zyklen ist die Kontrolle der Aufwachtemperatur zur Beurteilung des hormonalen Geschehens unerläßlich. Dieser Hinweis soll die Notwendigkeit aufzeigen, die Frauen möglichst frühzeitig zur Messung ihrer Aufwachtemperatur zu erziehen, zumal diese eine verläßliche Geburtenregelung ermöglicht.

Unser Wissen um die Zusammenhänge bei den Generationsvorgängen der Frau ist ziemlich weit fortgeschritten, doch gibt es noch manche unklare Punkte, die einer Aufhellung bedürfen. Dazu gehören zum Beispiel die physiologischen und hormonellen Steuerungsvorgänge bei der Laktation, von denen uns nur Bruchstücke bekannt sind. Erfahrungen der Völkerkunde und klinische Beobachtungen sprechen allerdings dafür, daß die Stillzeit, zumindest zu einem Teil, eine natürlicherweise unfruchtbare Zeit darzustellen scheint. Mehr darüber zu sagen, würde den Rahmen des gestellten Themas sprengen, nämlich eine kurze Übersicht über die Wirksamkeit jener Medikamente zu bringen, die für eine geplante orale

[27]) Doz. Dr. R. Kaiser (Aus der I. Univ.-Frauenklinik und Hebammenschule München, Direktor: Prof. Dr. W. Bickenbach), Hormonale Ovulationshemmung. Vortrag auf der 3. Wissenschaftlichen Gemeinschaftstagung der Österr. und Deutschen Gesellschaft zum Studium der Fertilität und Sterilität am 3. Mai 1963 in Salzburg.

Konzeptionsverhütung angepriesen werden. Abschließend sei noch erwähnt, daß auf Grund einer jüngsten Mitteilung gegen eine zunächst kurzfristige Medikation einer ovulationshemmenden Gestagen-Östrogen-Kombination, etwa ab der Zeit von ungefähr fünf Wochen nach einer Entbindung, keine stichhältigen medizinischen Bedenken mehr zu bestehen scheinen[27]).

Sterilisierende Drogen

Von Leopold Liebhart

Noch nicht lange ist die Moraltheologie mit den Problemen jener Pillen und Injektionen befaßt, die eingreifen in die Fruchtbarkeit des Menschen. Vor etwa 10 bis 20 Jahren interessierten sich die Theologen für die Versuche der Medizin, den Monatszyklus der Frau zu regulieren[1]). Man war bestrebt, den Eheleuten mit den Entdeckungen von Knaus-Ogino zu helfen. Mit volkstümlichen Broschüren wie Dr. A. Krempel, Zeitwahl in der Ehe[1]), wurde das katholische Volk auf die Zyklusregulierung aufmerksam gemacht. In jüngster Zeit gab der Katholische Familienverband Österreichs die Schrift „Moderne Ehe und Kinderzahl" heraus. Der darin enthaltene Aufsatz von P. Häring „Naturgemäß-gewollte Wege verantworteter Elternschaft" mit dem Abschnitt „Die Pille und ihre Erlaubtheit" macht breite Schichten des Volkes bekannt mit den Problemen der Pillen und Drogen, die eine zeitweise Unfruchtbarkeit bewirken[2]). Der Seelsorger ist vor die Frage der Erlaubtheit der verschiedenen Anwendungsweisen gestellt. Deshalb ist die Besprechung des ganzen Fragenkomplexes angezeigt mit eingehender Behandlung der Prinzipienfragen. Die medizinischen Methoden und Medikamente führen wir an, soweit es für ihre sittliche Beurteilung nötig ist. Die Darstellung der einschlägigen medizinischen Fragen bietet der vorzüglich klärende Artikel Dr. Rötzers „Geburtenbeschränkung auf medikamentösem Weg" im selben Heft dieser Zeitschrift[3]). Da die Verwendung sterilisierender Drogen nur eine bestimmte Methode der Sterilisierung ist, muß zuerst die Lehre von der Sterilisation, wie sie in der naturrechtlich-christlichen Moral bisher vertreten wurde, dargelegt werden.

---

[1]) Theol.-prakt. Quartalschrift 1952 (Linz), S. 44; Krempel, Zeitwahl (1952, Innsbruck, Inn-Verlag), S. 64.

[2]) Univ.-Prof. P. Dr. Bernhard Häring, Gars-Rom, in: „Moderne Ehe und Kinderzahl" aus der Reihe „Ehe und Familie", herausgegeben vom Kathol. Familienverband Österreichs (1962, Wien), S. 15 ff. Diese Schrift zitieren wir im folgenden durch eingeklammerte Seitenzahl, zum Beispiel (S. 15).

[3]) Wir können die Arbeit Obersanitätsrates Dr. Rötzer noch nicht mit Angabe der Seitenzahl zitieren. Wir verweisen auf sie jeweils durch eingeklammertes (R); zu unserem Thema siehe: Orbis catholicus (Herder-Korrespondenz) 16 (7. 1962), S. 470: Die sittliche Beurteilung sterilisierender Medikamente. Bericht über den Vortrag Prof. Dr. Fr. Böckles, Chur, an der Kathol. Akademie in München.

I. Die Sterilisation in der Medizin

1. Begriff. Sterilisation ist nach Niedermeyer[4]) ein Eingriff oder eine Behandlung, bei der die Zeugungs- oder Empfängnisfähigkeit aufgehoben wird, während die Keimdrüsen erhalten bleiben. Häring nennt sie „eine Unterbindung der Tätigkeit der Geschlechtsdrüsen[5])".

2. Methoden. Nach Niedermeyer geschieht die Dauersterilisation durch operative oder nichtoperative Methoden. Zu den ersten zählen beim Mann die Vasoligatur (Abbindung), die Vasotomie (Durchtrennung) und am wirksamsten die Vasektomie (Entfernung eines zirka 3 Zentimeter langen Stückes des Samenstranges); bei der Frau die Salpingektomie (Entfernung des Eileiters)[4]). Eine nichtoperative Methode ist die Sterilisation durch strahlende Energie[4]). Die zeitweise Sterilisation wird durchgeführt durch operative Verfahren, die rückgängig gemacht werden können, durch hormonale Beeinflussung oder fein dosierte Bestrahlung der Keimdrüsen[6]). Zur zeitweisen Sterilisation durch hormonale Beeinflussung zählt die Sterilisierung durch Progesteronpräparate oder andere Drogen, die die Ovulation zeitweilig stillegen[7]). Dabei sei bemerkt, daß die Behandlung mit solchen Drogen zwar noch in Entwicklung begriffen, aber nach dem Urteil der Mediziner und Theologen doch in den charakteristischen Wirkungen genügend bekannt ist und praktisch geübt wird[8]).

3. Indikationen. Neben der sozialen Indikation (Geburtenverhütung in sozial und wirtschaftlich beschränkten Verhältnissen), der eugenischen Indikation (Verhütung kranken Nachwuchses) und einer prophylaktischen Indikation (verhütet Lebensgefahr bei einer künftigen Schwangerschaft), die alle sittlich nicht gerechtfertigt sind, kennt die Medizin die medizinische Indikation, die Sterilisation im Dienste von Leben und Gesundheit anwendet oder zuläßt. Diese erscheint, wie wir sehen werden, bei entsprechend wichtigen und notwendigen Zusammenhängen als erlaubt[9]). Niedermeyer erwähnt, daß zur Entfernung von Tumoren die Entfernung von Uterus und Ovarien (und auch anderer Teile des Genitalapparates) notwendig sein kann, die eine Kastration bzw. Sterilisation darstellen. Beim Mann kann eine Sterilität bewirkende Vasektomie notwendig sein, um eine Prostatahypertrophie zu heilen[9]).

---

[4]) Niedermeyer, DDr. Albert, Handbuch der speziellen Pastoralmedizin IV. (1951, Wien, Herder), S. 153 bis 162.

[5]) Häring B., „Das Gesetz Christi" 1032, III. 259 (Wenn keine Bandzahl zitiert ist, ist gemeint: Auflage 1954, Freiburg, Erich Wewel; wenn eine Bandzahl angegeben ist, handelt es sich um die Auflage 1961, Freiburg, Erich Wewel).

[6]) Niedermeyer, 1. c. IV., S. 159 beim Mann, S. 160 bei der Frau.

[7]) (R); Gibbons, W. J., S. J., Loyola-Universität, Baltimore, Unfruchtbarkeitsdrogen in Theolog. Digest (jetzt: Theol. der Gegenwart, Gars am Inn, Obb.) 1958, S. 181 ff.; Janssens, L. Löwen, „Ist die Regelung der Ovulation sittlich erlaubt?" in Theol. Dig. 1958, S. 248 ff.; Häring, „Verantwortete Elternschaft — aber wie?" in Theol. Dig. 1959, S. 153 ff. und (S. 10 u. 15).

[8]) (R); Dr. Werner Umbricht, Frauenarzt in Zürich, in: „Der große Entschluß" 15 (1959/60), Wien, Herold, S. 111 ff. Er nennt als Wirkung der Gestagene-Östrogene-Verbindungen einerseits die Hemmung der Ovulation, andererseits Heilwirkungen bei Frauen mit genitaler Unterentwicklung, Zyklusstörungen, Neigung zu habituellem Abortus, Unfruchtbarkeit im Zusammenhang mit Infantilismus, eventuell Gebärmutterkrebs. Er betont auch Gefahren und Ungeklärtheit der Auswirkungen für Mutter und Kind.

[9]) Niedermeyer, 1. c. IV., S. 171 ff.

Auch die zur vorübergehenden Sterilität führende Einnahme von Präparaten, wie Enovid und Anovlar, zur Behebung krankhafter Blutungen oder Wucherungen (R) ist Vornahme oder Zulassung einer Sterilisation aus medizinischen Gründen[10]). Enovid und Anovlar sind beide eine Verbindung von Gestagenen und Östrogenen, die den Hormonen des Gelbkörpers (Progesteron) und des Follikels (Follikulin) verwandt sind (R).

II. Sterilisation und Moraltheologie

Die Moraltheologie ist genötigt, die Psychologie und Metaphysik einer Handlung durchzudenken, um diese recht zu beurteilen. Dazu muß sie jene wichtigen Teile der Handlung erfassen, in denen Übereinstimmung oder Widerspruch zur Sittennorm gelegen sein kann: Objekt, Effekte und Zielsetzungen.

1. Begriff und Objekt. Für den Moraltheologen ist Sterilisation zunächst eine Manipulation oder Behandlung mit bestimmten Wirkungen im Patienten: eine bestimmte Führung des Messers, eine bestimmte Applikation von Strahlen, Anwendung bestimmter Drogen. Diese Messerführung, Anwendung der Strahlen, Verabreichung von Drogen ist Objekt des behandelnden Arztes; ihre Veranlassung und Annahme ist Objekt des Sterilisationswillens des Patienten. Moraltheologisch ist das Objekt des Willens in sich gewollt (voluntarium in se) und bestimmend für die sittliche Qualität der Handlung. Wille und Handlung können aber in unserem Fall dem Objekt nach als indifferent gelten. Sie erhalten ihre sittliche Qualifikation erst von den Wirkungen und Zwecken der Sterilisierungshandlung.

2. Die Wirkungen, die sich an diese ärztliche Behandlung und ihre Annahme knüpfen, sind ganz verschieden. Der unmittelbare, sehr charakteristische Effekt der Messerführung ist zum Beispiel die Extirpation bestimmter Körperteile (zum Beispiel des Samen- oder des Eileiters) vom menschlichen Organismus. Der unmittelbare Effekt der Bestrahlung kann die Abtötung des bestrahlten Gewebes sein[11]). Ein Effekt der Einnahme von Enovid oder Anovlar ist die Beeinflussung der Hypophyse, des Gehirnanhanges. Weitere Effekte sind die zeitweise Unfruchtbarkeit ergebende Bremsung oder Einstellung der Ovulation, die anscheinend auf dem Weg über die Hypophyse erfolgt (R), sowie verschiedene Heilwirkungen, wie Behebung bestimmter Arten von Sterilität, krankhafter Regelblutungen und Wucherungen (R). Dem Moraltheologen ist daran gelegen, in den Handlungen zunächst die Wirkungen festzustellen, die gleich unmittelbar erfolgen, d. h. nicht so geordnet sind, daß der „gute" Effekt zustande käme vermittels des „schlechten", nicht unter allen Umständen erlaubten, erst zu rechtfertigenden Effektes[12]). Sicher liegt bei der Sterilisation die Sache mit den Wirkungen nicht immer einfach. War zum Beispiel das durch die Messerführung entfernte Stück des Samen- oder Eileiters krank, so war

[10]) Gibbons, l. c.; Umbricht l. c., S. 112.

[11]) Niedermeyer, l. c. IV., S. 159.

[12]) Theol. Dig. 1958, S. 182 und 249; 1959, S. 155; über das Prinzip vom erlaubten voluntarium in causa (v. Handlung mit zwei Wirkungen), siehe Noldin, Summa Theologiae Moralis I (1962, Innsbruck, Rauch), Nr. 83, bes. b).

die Entfernung dieses Stückes in realer Einheit einerseits die Entfernung des kranken Körperteiles, andererseits die Aufhebung der Zeugungs- und Empfängnisfähigkeit, also Sterilisation. In weiterer Folge knüpfen sich an diesen ersten, inhaltsreichen Effekt real voneinander verschiedene Wirkungen: die Gesundung des Gesamtorganismus einerseits, die Unfruchtbarkeit des Verkehres andererseits.

3. In sich gewollte Wirkungen und Zwecke der Sterilisationshandlung.

a) Jeder der genannten Effekte oder auch ein noch weiter zurückliegender kann, sittlich betrachtet, für Arzt und Patienten Beweggrund zur Handlung, Zweck, finis operantis gewesen sein. Dieser ist wie das Objekt immer in sich gewollt und qualifiziert eine Handlung, was ihre Sittlichkeit betrifft, in besonderer Weise.

b) Praktisch sind die von den Menschen verfolgten Zwecke der sterilisierenden Maßnahmen wie der leicht vollziehbaren Drogensterilisation in den schon erwähnten Indikationen zusammengefaßt. Zweck kann sein: Verhinderung kranken Nachwuchses; Folgelosigkeit des Verkehrs in einer Familie mit beschränktem Lebensraum oder eines vollkommen ungezügelten Geschlechtsverkehres; Bewahrung der Frau vor Lebensgefahr im Falle einer neuen Schwangerschaft; Besorgung leiblicher und seelischer Gesundheit durch Beseitigung oder Ausschaltung einer kranken Körperpartie oder durch eine mit zeitweiser Unfruchtbarkeit verbundene Behandlung[9]). Bei diesen an sich möglichen und wirklich vorkommenden Zwecken fällt auf, daß alle, mit Ausnahme des zuletzt genannten, auf dem Weg über die Unfruchtbarmachung des Verkehres erreicht werden, also durch Aufhebung der Zeugungs- und Empfängnisfähigkeit, die von den heutigen Moraltheologen als „direkte Sterilisation" bezeichnet wird[13]) und die ausnahmslos verboten ist, wenn sie im Sinne der Entscheidung Pius' XII. vorgenommen wird[14]). Nur bei der unmittelbar zu Heilzwecken geübten oder zugelassenen Sterilisation gilt nicht, daß sie auf dem Weg der Vereitelung des Verkehres ihren Zweck erreicht. Diese wird heute als „indirekte Sterilisation" bezeichnet[13]) und kann als erlaubt erwiesen werden. Pius XII. erklärt: „Die direkte Sterilisation, das ist jene, die als Mittel oder als Zweck darauf abzielt, die Empfängnis unmöglich zu machen, ist eine schwere Verletzung des Sittengesetzes und daher unerlaubt[14])."

c) Ebenso wie die Zwecksetzung ist für die sittliche Beurteilung einer Tat die Frage von Bedeutung, ob die verschiedenen Effekte, wenn sie schon nicht Zweck der ganzen Handlung sind, doch in sich etwa als Mittel zu einem angestrebten Ziel beabsichtigt oder ob sie nur in ihrer Ursache gewollt sind. Was in sich gewollt und beabsichtigt ist, gibt der Tat eine nicht wegzubringende sittliche Note. Was nur in der Ursache gewollt ist, das heißt, was nur wegen einer natürlichen Verbindung mit der Tat zugelassen wird, das muß auch verantwortet werden. Freilich gelingt das

[13]) Noldin, l. c. II. (1944, Barcelona, Herder), Nr. 328, Resol; Aertnys-Damen-Visser, Theol. moralis I. (1956, Marietti), Nr. 568; Niedermeyer, l. c. IV., S. 171 f.

[14]) Pius XII., Rede an die Geburtshelfer vom 29. Okt. 1951, A. A. S. 43 (1951), p. 843, siehe Utz und Groner, Sozial. Summe Pius XII. I. (1954, Freiburg, Schweiz), Nr. 1065.

leichter nach den Regeln vom erlaubten „voluntarium in causa“ oder wie man auch sagt „von der Handlung mit zwei Wirkungen[15])“. Ich möchte diese Art der Verantwortung die „Rechtfertigung des Nur-Zugelassenen (Effektes)“ (im Gegensatz zur „Rechtfertigung eines in sich gewollten Effektes aus dem Sachzusammenhang nach der Zweck- und Güterordnung“) nennen. Das sind an sich geläufige Dinge. Aber weil die Bezeichnung „direkte Sterilisation“, die in der heutigen Morallehre gebräuchlich ist, eine terminologische Besonderheit zu sein scheint, muß auf sie und auf die in sich gewollten Effekte bei der Sterilisation noch etwas eingegangen werden.

d) Es ist wohl klar, daß sich der heutige Terminus „sterilisatio directa“ nicht deckt mit „sterilisatio voluntaria in se“. Viele Operationen, die die Empfängnis- und Zeugungsfähigkeit aufheben, werden von der heutigen Moraltheologie als indirekte Sterilisation bezeichnet, obwohl jene Aufhebung mit gutem Grund als voluntarium in se bezeichnet werden kann[16]). Wurde zum Beispiel ein Teil des Samenleiters exstirpiert, weil er krebsig war, so wurde die Beseitigung dieses Stückes ohne Zweifel als Mittel zur Gesundung des Ganzen und darum in sich gewollt. Da aber die Aufhebung der Zeugungsfähigkeit, also die Sterilisation, mit der Beseitigung des kranken Stückes real identisch ist, kann auch die Sterilisation als voluntarium in se bezeichnet werden. Sie wird aber heute „sterilisatio indirecta“ genannt. Der Ausdruck „sterilisatio directa“ umfaßt also nicht alle Operationen, die die Aufhebung der Geschlechtsfähigkeit als voluntarium in se wollen. Er ist reserviert für jene, die die Unfruchtbarmachung des Verkehres (im Gegensatz zur bloßen Unfruchtbarmachung des Organes) als Zweck erstreben. Orbis catholicus 16 (7. 1962), S. 472, redet von „sterilisatio directa als terminus technicus[17])“, und Pius XII. sagt: „Wir wandten den Ausdruck „directa sterilisatio“ nicht auf jede Maßnahme an, die tatsächlich die Zeugung unmöglich macht“; er weist dann auf die Fälle der Exstirpation hin[18]). Das zu beachten, hat seine Folgen bei der sittlichen Beurteilung der Sterilisationshandlungen. Jedenfalls soll niemand glauben, er könne die Aufhebung der Geschlechtsfähigkeit, weil die direkte Sterilisation (im reservierten Sinn!) verboten ist, nur dann rechtfertigen, wenn er sie als bloßes voluntarium in causa erwiesen habe. Von der Rechtfertigung (Begründung sittlicher Erlaubtheit) der verschiedenen Sterilisationshandlungen ist nun zu sprechen.

4. Die sittliche Beurteilung der Sterilisation und ihre spekulative Begründung.

---

[15]) Das Prinzip: Noldin, l. c.; Aertnys-Damen, l. c. I. (1947), Nr. 58, Qu 3 (nicht glücklich formuliert, später geändert).

[16]) Häring, D. Gesetz Christi, S. 1033, III., S. 260.

[17]) Aertnys-Damen-Visser erwähnt l. c. I., Nr. 568, Anm. 3, daß es eine andere Verwendung des Terminus „sterilisatio directa“ geben könnte, als es heute (durch Pius XII. autorisiert, siehe Anm. 14!) der Fall ist. Sterilisatio directa könnte einfach (wie die sterilisatio voluntaria in se!) aussagen, daß die Unterbrechung der Geschlechtsfunktion eine in sich freiwillige Sache sei, ohne von der Zwecksetzung zu sprechen.

[18]) Pius XII., Ansprache an den Hämatologenkongreß vom 12. Sept. 1958, A. A. S. 50 (1958), p. 735, Utz und Groner, l. c. III., Nr. 5452.

a) Die naturrechtliche und christliche Sittenlehre verurteilt mit Pius XII. und in seinem Sinn die direkte Sterilisation (im reservierten Sinn genommen), die die Unfruchtbarmachung des Verkehres beabsichtigt als Ziel oder als Mittel (als Mittel zum Beispiel bei der prophylaktischen Sterilisation). Die Sterilisation, auch nur vorübergehend durch eine Droge bewirkt, ist ein bedeutungsvoller Eingriff in den menschlichen Körper und seine Funktionen, dessen Erlaubtheit dem Menschen vor dem Vollzug erkennbar sein muß. Wenn Zweck der Sterilisation Güter sind, die auch auf anderem Weg erreicht werden können (durch Enthaltsamkeit wenigstens), so ist die Erlaubnis zu dem störenden oder vernichtenden Eingriff von seiten des Schöpfers nicht erweisbar. Ja die Zwecksetzung, die Empfängnis unmöglich zu machen, billigt im Keim den Willen, zu verkehren und den Verkehr durch künstlichen Eingriff zugleich zu vereiteln: eine widernatürliche Unsinnigkeit. Aus diesen Gründen wird die direkte Sterilisation von den katholischen Theologen als der natürlichen Sittlichkeit widersprechend betrachtet[19]) und das Urteil von Pius XII. bestätigt[14]). Es läßt sich angesichts dieser Verwerflichkeit der direkten Sterilisation weder die Sterilisation zur Verhinderung kranken Nachwuchses[20]), noch die zur Verhütung der Überbelastung einer Familie oder einer Lebensgefahr bei neuer Schwangerschaft[21]), alles direkte Sterilisationen, rechtfertigen, mit welchen Methoden sie auch durchgeführt werden.

b) Die Sterilisationen jedoch, die vorgenommen oder zugelassen werden, um die Gesundheit und Erhaltung des Lebens zu besorgen, die auf anderem Weg nicht gesichert werden könnten, heute als „indirekte Sterilisation" bezeichnet, seien es Exstirpationen, Bestrahlungen oder Drogenanwendungen, gelten für erlaubt[22]). Die Begründung der Erlaubtheit (Rechtfertigung) ist freilich bei der verschiedenen physiologischen Lagerung dieser Heilbehandlungen mit Sterilisationswirkung nicht vollkommen einheitlich zu geben.

A) Schon seit langer Zeit sind die im Dienst der Gesundheit und des Lebens stehenden Exstirpationen und Bestrahlungen mit Sterilisationswirkung bekannt. Sie gelten bei allen Autoren als erlaubt und ihre Rechtfertigung sollte normierend sein für andere Sterilisationen. Aber schon hier besteht aus moralphilosophischen Gründen keine Einheitlichkeit in der Begründung der Erlaubtheit. Die eine Spekulation versucht eine distinctio rationis einzuführen und die Rechtfertigung mit dem Prinzip vom voluntarium in causa zu geben. Die andere Theorie aber will unter Verzicht auf eine solche Verstandesunterscheidung die Handlung aus dem Sachzusammenhang rechtfertigen. Versuchen wir eine Verdeutlichung! Sicher ist, daß man für die Beseitigung eines kranken Stückes, zum Beispiel des Samenleiters, eine Verstandesunterscheidung anwenden kann. Man kann sagen: nur die Beseitigung des Stückes, soferne es krank war, sei die als Mittel zur Heilung erstrebte Wirkung der Operation und in sich

[19]) Wie Anm. 13.

[20]) Häring, D. Ges. Christi III., S. 261; Aertnys-Damen-Visser, l. c. I., Nr. 568; Niedermeyer, l. c. IV., S. 172—221; Pius XI. Casti connubii; Pius XII. wie Anm. 14.

[21]) Häring, D. Ges. Christi III., S. 261; Niedermeyer, l. c. IV., S. 172.

[22]) Wie Anm. 13.

gewollt. Die Beseitigung aber, sofern sie Unterbindung der Geschlechtsfunktion ist, sei nur in der Ursache (in der Messerführung) gewollt, aber nicht in sich. So wird die Exstirpation oder auch die Bestrahlung nach den Regeln vom erlaubten voluntarium in causa gerechtfertigt. Die verstandesmäßig unterschiedene Unterbrechung der Geschlechtsfunktion wird nur als zugelassene Wirkung bezeichnet, die durch den guten Effekt der Beseitigung des kranken Teiles und die Gesundung des Gesamtorganismus aufgewogen sei. Aertnys-Damen-Visser führt die Rechtfertigung der Bestrahlungstherapie auf diese Weise durch: „licitum est ponere actionem cum duplici effectu, uno bono (sanitatis restitutio), altero malo (sterilitas)[23]).

Ich kann nicht sagen, daß mich dieser Rechtfertigungsversuch, aufgebaut auf der Verstandesunterscheidung, befriedigt.

1. Auch ich werde zwar zugeben, daß die Unterbindung der Geschlechtsfunktion (wenn sie dem Begriff nach von der Exstirpation verschieden genommen wird) nicht in sich freiwillig sein darf als relativ letzter Zweck der Handlung. Das ist sie in unserem Fall auch nicht. Aber sie ist freiwillig, weil sie identisch ist mit der als Mittel der Heilung eingesetzten, in sich freiwilligen Beseitigung der kranken Partie.

2. Gegen die Rechtfertigung mit Hilfe einer distinctio rationis scheint mir zu sprechen, daß diese in der Moral nicht üblich ist. Sie scheint mir unverträglich mit den geläufigen Lehren über die intentio formalis implicita. Niemand gibt zu, daß einer seine Handlung rechtfertigen könne, indem er sagt: ich wirke zwar am häretischen Gottesdienst aktiv mit, aber insoferne das eine Beleidigung Gottes ist, will ich die Handlung nicht, sondern lasse sie nur zu.

3. Ich glaube, daß es für die Unterbrechung der Geschlechtsfunktion eine andere Rechtfertigung gibt als die mit Hilfe der Verstandesunterscheidung und der Regeln vom erlaubten voluntarium in causa. Die Unterbindung der Geschlechtsfunktion (real identisch mit der Beseitigung der kranken Partie) ist nämlich gerechtfertigt durch den Sachzusammenhang mit der Gesundheit des ganzen Körpers gemäß der Güter- und Zweckordnung des Organismus. Was außerhalb dieses Zusammenhanges schlecht wäre, ist in diesem Zusammenhang gut und darf in sich gewollt werden[24]). Die Opferung eines Teiles oder einer Funktion des Organismus zugunsten des Ganzen erschien immer der von Gott gesetzten Güter- und Zweckordnung gemäß. Pius XII. macht dieses Prinzip ausdrücklich auch für die Beseitigung der Keimdrüsen geltend, ohne zu fordern, daß diese nur voluntarium in causa sein dürfe[25]).

4. Wir werden in den Lebensfragen des Quintums öfter zugeben müssen, daß es andere Rechtfertigungen einer nicht unter allen Umständen er-

---

[23]) Aertnys-Damen-Visser, l. c. I., Nr. 568 II.

[24]) Noldin, l. c. II., Nr. 328, redet nicht von einer Rechtfertigung der Sterilisation zu Gesundheitszwecken als voluntarium in causa; Aertnys-Damen-Visser, l. c. I., Nr. 566 IV kennt wenigstens eine mutilatio directa, die zur Rettung des Ganzen (offenbar aus dem Sachzusammenhang) gerechtfertigt ist.

[25]) Rede an den Urologenkongreß, wie Anm. 29, Utz und Groner, Nr. 2320: hier ausdrücklich von der Keimdrüsenbeseitigung. Ähnlich in der Rede für Histopathologie vom 14. Sept. 1952, Utz und Groner, Nr. 2263; Thomas, Summa theol. II. II. qu. 64, a2 c.

laubten Handlung gibt als die des bloß in der Ursache freiwilligen Effektes. Wir werden erkennen, daß der Satz „Der Zweck heiligt nicht die Mittel", den vielleicht jemand als Einwand anführen möchte, bei Mitteln, die in objektiv notwendigen Zusammenhängen mit höheren Gütern der Zweck- und Güterordnung gemäß stehen, seine Begrenzung findet. So oder so wird auf jeden Fall die Erlaubtheit einer Exstirpation mit Unfruchtbarkeitswirkung, die im Dienst der Gesundheit steht, erwiesen werden können.

B) Neueren Datums ist die Sterilisierung durch Drogen im Dienst der Gesundheit, Leistungsfähigkeit und naturgemäßen Leibesverfassung der Frau (R). Bei diesen Behandlungen mit Sterilisationswirkung entscheidet über die Art der Rechtfertigung die Frage, ob die Einstellung der Ovulation, die wenigstens vorübergehende Unfruchtbarkeit ergibt, Voraussetzung (Ursache oder notwendige Bedingung) des Heileffektes ist und deshalb mit ihm in sich gewollt sein muß oder ob die Ovulationshemmung als bloß zugelassener Nebeneffekt der Heilwirkung gelten kann. Von den Moralisten wurde bei vielen Heilbehandlungen das letzte angenommen: die Ovulationsunterbindung sei bloß zugelassener Nebeneffekt[26]). Dr. Rötzer gibt dieser Auffassung wenigstens in bestimmten Fällen recht. Zum Beispiel würde durch Verwendung von Östrogenen, Gestagenen und Androgenen der blutungsstillende Effekt durch eine unmittelbare Einwirkung auf die Gebärmutterschleimhaut erreicht. Die Unterdrückung der Ovulation sei Nebeneffekt (R). Wenn aber in manchen Fällen einer Heilbehandlung das Verhältnis der Effekte noch nicht völlig geklärt wäre, könnte man trotz der physiologischen Ungeklärtheit zu einer sittlichen Rechtfertigung der Behandlung kommen, indem man, den physiologischen Fragestand etwas umgehend, sagt: Kommt die Heilung wirklich nicht auf dem Weg über die Ovulationshemmung zustande, so daß diese nur zugelassene Nebenwirkung ist, so ist die Rechtfertigung der Drogenverwendung nach den Regeln vom erlaubten voluntarium in causa möglich. Wird aber der Heileffekt auf Grund der Ovulationsunterbindung erreicht, so daß diese als Mittel zum Heileffekt in sich gewollt ist, so bietet sich die Rechtfertigung der Drogenbenützung aus dem „Sachzusammenhang gemäß der Güter- und Zweckordnung" an, wie bei der Exstirpation eines kranken Gliedes zu Gesundheitszwecken.

Ähnliche Möglichkeiten bieten sich zur Rechtfertigung der Drogeneinnahme zum Zweck der Regulierung des Monatszyklus der Frau. Häring[27]) berichtet, eine sechs Monate lang fortgesetzte Verwendung von Enovid (zum Beispiel vom 5. Tag nach der Monatsblutung bis zum 25. Tag) präge der Frau einen dauernden Zyklus von zirka 28 Tagen auf. Die Ovulation fällt nach Umbricht[28]) während der Kur aus, setzt aber nachher wieder ein. Vielleicht öffnen diese Berichte schon die Aussicht auf das Gelingen der Herstellung gut geregelter Blutungs- und Ovulationszyklen. Ja, nachdem schon Smulders und Dr. Schulte Erfolge in der Zyklusregu-

[26]) Wie Anm. 12.

[27]) Theol. Dig. 1959, S. 156; vgl. D. Ges. Christi III., S. 355; Ehe in dieser Zeit (1960, Salzburg, Otto Müller), S. 386; siehe auch (R)!

[28]) Wie Anm. 8; vgl. Janssens. Theol. Dig. 1958, S. 249, Alois Jäger, S. J., Geburtenregelung — aber wie? in: Der große Entschluß, 18 (4. 1963), S. 322.

lierung meldeten[1]), führt Dr. Rötzer aus eigener Praxis erfolgreich verlaufene Versuche der Regelung ovulatorischer Zyklen an, ohne für das Verharren der Regulierung schon bürgen zu können und unter dem Hinweis, daß eine Zyklusregulierung auch in der Lebensweise der Frau ihre Voraussetzungen habe. Was aber ist über die Sittlichkeit der Regulierungskur und entsprechender Versuche zu sagen? Wieder kann die Moral unter Reserve gegen die verschiedenen physiologischen Befunde zur Erkenntnis der Erlaubtheit kommen. Wenn hier der physiologische Befund ergäbe, daß die Hemmung der Ovulation Ursache oder Bedingung der Zyklusregulierung sei und deshalb mit dieser in sich gewollt sein müßte, könnte die Rechtfertigung aus dem Sachzusammenhang nach der Zweck- und Güterordnung versucht werden. Ergäbe aber der physiologische Befund, daß bei der Regulierung des Zyklus die Hemmung der Ovulation während der Kur weder Ursache noch notwendige Bedingung des Heileffektes sei, sondern als zugelassener Nebeneffekt gelten könne, dann kann auch hier die Rechtfertigung „des Nur-Zugelassenen", die etwas weitherziger ist, angewendet werden. Die Rechtfertigung aus dem Sachzusammenhang dürfte sowohl bei einer Heilung wie auch bei der Zyklusregulierung tatsächlich gelingen. Auch letzte erscheint als ein unersetzbares Mittel im Dienste der Gesundheit und Leistungsfähigkeit der Frau, was ja nach der Zweckordnung der einzige evidente Rechtfertigungsgrund einer in sich gewollten Sterilisation des Organs sein dürfte.

Kann aber die Rechtfertigung einer Sterilisationswirkung bei einer Heilung oder Zyklusregelung nach den Regeln vom voluntarium in causa angewendet werden, so müssen gewisse, dem christlichen Moralisten bekannte Bedingungen erfüllt sein[15]). Der „schlechte", das heißt nicht unter allen Umständen erlaubte, erst zu rechtfertigende Effekt (hier immer die Hemmung der Ovulation) darf wirklich nur zugelassen sein. Deshalb darf er nicht Ursache oder notwendige Bedingung des guten Effektes der Heilung oder Zyklusregulierung sein. Sonst ist er als Mittel in sich gewollt, nicht bloß zugelassen. Er darf nur zugelassen werden, wenn es keinen gleichwertigen Weg zum guten Effekt gibt, der den üblen Effekt vermeidet. Diese Bedingung ist nicht in allen Fällen von Drogensterilisation erfüllt. Rötzer nennt sowohl bei Behebung gewisser Sterilitätsarten wie bei der Hilfe gegen schmerzhafte Regelblutungen Methoden mit und ohne Ausschaltung der Ovulation. Und nur in manchen Fällen erscheint die erste Art unentbehrlich (R). Die Absicht muß bei der Rechtfertigung des Nur-Zugelassenen auf die Heilwirkung gerichtet sein, die das „Übel", die Ovulationshemmung, aufwiegen muß[15])[29]). Das Aufwiegen kann bei dieser Art der Rechtfertigung auch durch ein fremdes Gut, das Wohl des Kindes oder der Familie, zustande kommen. Insofern ist diese Art der Rechtfertigung „weitherziger". Jedenfalls — das ist wichtig! — ist die geschlechtliche Anlage dem Wohl des eigenen Organismus untergeordnet. Pius XII. sagt, daß die Zulassung einer Sterilisation erlaubt sei, wenn es

[29]) Rede an den Hämatologenkongreß vom 12. Sept. 1958, A. A. S. 50 (1958), p. 735, Utz und Groner, Nr. 5453, und Rede an den Urologenkongreß vom 8. Okt. 1953 (A. A. S. 45 (1953), p. 674, Utz und Groner, Nr. 2318.

sich um ein notwendiges Heilmittel handelt und der Schaden nicht vermieden werden kann[29]). Ja, er erklärt, daß sogar die Beseitigung der Keimdrüsen gestattet sei, wenn es gilt, den ganzen Menschen zu retten[25]). Zusammenfassend kann man sagen, daß die spekulative Begründung der Rechtfertigung von Handlungen, die die Gesundung des Menschen oder die Zyklusregulierung, die auch dem Wohl und der Leistungsfähigkeit der Frau dient, erstreben, die aber kraft eines physischen Zusammenhanges mit einer Unfruchtbarmachung des Organs (die Voraussetzung oder Nebenwirkung der Gesundung sein kann) verbunden sind, in der naturrechtlich-christlichen Moral auf jeden Fall möglich erscheint.

III. Die verschiedenen Arten der Verwendung sterilisierender Drogen und ihre sittliche Beurteilung

Die gewonnenen Erkenntnisse über die Sterilisation und ihre Sittlichkeit haben wir nun in konkreten Fällen anzuwenden. Die Voraussetzung ist:

1. Auch Sterilisation durch Drogen, die in der von Pius XII. gemeinten Weise den Zweck verfolgen, die Empfängnis unmöglich zu machen, sind als direkte Sterilisation (im reservierten Sinn) verboten, ob die Drogen nun zu eugenischen, sozialen, prophylaktischen oder hedonistischen Zwecken genommen werden.

2. Sterilisationen (zumal vorübergehende), die unmittelbar der Gesundheit und der Erhaltung des ganzen Organismus dienen, sind als indirekte Sterilisation erlaubt. Ebenso jene, bei denen die Unfruchtbarkeitswirkung ein gerechtfertigtes voluntarium in causa ist.

3. Die Rechtfertigung der Drogenanwendung zu Heilzwecken geschieht durch das Prinzip vom erlaubten voluntarium in causa oder aus dem Sachzusammenhang, je nach dem physiologischen Befund. Im einzelnen können etwa folgende — nach dem Zweck der Drogenanwendung unterschiedene — Grundsätze gelten:

1. Grundsatz. Drogen zur Erreichung wertvoller Heilwirkungen sind erlaubt trotz der mit ihrer Verwendung verbundenen Sterilisation.

1. Art der Drogen. Wertvolle Heilwirkungen weist das als Injektion anwendbare Progesteron auf[30]) oder Pillen, die Mischungen von Gestagenen und Östrogenen sind und in Amerika unter dem Namen „Enovid", in Deutschland und Österreich unter dem Namen „Anovlar" auf den Markt gebracht wurden (R).

2. Wertvolle Wirkungen.

a) Als wertvolle Heilwirkungen dieser Präparate kommt vor allem die Förderung der Gesundheit der Frau in Frage (S. 16): die von Rötzer genannte Behebung gewisser Sterilitäten, krankhafter Regelblutungen und Wucherungen[30]). Als für Mutter und Kind wertvoller Effekt ist die Behebung der Gefahr des Spontanabortus durch Injektion von Progesteronpräparaten zu erreichen (R). Aber da diese Injektion, die an sich sterilisieren würde, erst nach Beginn der Schwangerschaft verabreicht wird (R), steht der Verwendung vom sittlichen Standpunkt aus überhaupt nichts im Weg.

---

[30]) (R); Theol. Dig. 1958, S. 181; Dr. Umbricht über Heilwirkungen, siehe Anm. 8!

b) Eine Frage ist, ob die genannten Präparate während der Stillzeit genommen werden dürfen trotz der Bewirkung der Unfruchtbarkeit durch Hemmung der Ovulation (S. 16). Man kann vielleicht sagen: Wenn durch die Verwendung der Präparate die natürliche Dauer der Stillzeit gesichert werden soll (nach Janssens dauerte die Stillzeit normalerweise 9 Monate[31]) oder wenn sonst der Gesundheit der Mutter, mitunter auch des Kindes, gedient würde, wäre die Droge erlaubt. Wahrscheinlich auch, wenn tatsächlich nicht so lange oder überhaupt nicht gestillt würde[31a]). Es handelt sich um die Besorgung der natürlichen Verfassung der Frau. Weniger sicher erscheint mir, daß der Ausfall der Ovulation während der Stillzeit zur gesunden Natur der Frau gehöre, und daß die Droge genommen werden darf, etwa 9 Monate lang nach der Geburt, um den Ausfall der Ovulation, der natürlich sei in der Stillzeit, zu erreichen. Aber diese Begründung kommt faktisch auf das gleiche Resultat hinaus, es sei erlaubt, während der 9 Monate der normalen Stillzeitsdauer die sterilisierenden Drogen zu nehmen (S. 16 ff.). Weil bedeutende Autoren für die Erlaubtheit dieser Praxis eintreten, kann sie jedenfalls für praktisch gesichert gelten[32]).

c) Besonders wertvoll wird die Anwendung von Enovid und Anovlar sein, wenn es durch Kuren mit diesen Mitteln gelingen wird, die Regelmäßigkeit im Monatszyklus der Frau zu festigen (S. 16)[33]). Das wird vor allem der Gesundheit und Leistungsfähigkeit der Frau dienen. Und aus diesem Grund werden Zyklusregulierung und die begründeten Versuche einer solchen auf alle Fälle gerechtfertigt sein. Aber da die Zyklusregulierung physiologisch wahrscheinlich so vor sich geht, daß die zeitweise Unfruchtbarkeit während der Kur nach den Regeln vom erlaubten voluntarium in causa gerechtfertigt werden kann, wird auch das Wohl der Familie (die Möglichkeit, ihr Wachstum an den vorhandenen Lebensraum anzupassen) als ein Gut gelten dürfen, das die Zulassung der zeitweisen Unfruchtbarkeit aufwiegt.

d) Zumal in den Wechseljahren scheint die Verwendung von Enovid und Anovlar der Regelung des Zyklus und der Behebung verschiedener Beschwerden zu dienen[34]).

3. Zur Begründung des 1. Grundsatzes. Wir haben uns ausführlich mit den Rechtfertigungsmöglichkeiten der Verwendung von Progesteronpräparaten, Enovid und Anovlar, beschäftigt. In den meisten Fällen wird

---

[31]) Theol. Dig. 1958, S. 250; Perico, zitiert in Orbis cathol. 16 (7. 1962), S. 472.

[31a]) Ähnlich L. M. Weber nach Orb. cath. 16 (7. 1962), S. 472; siehe auch Jäger, wie Anm. 28, S. 323; Häring (S. 17) möchte die Droge nicht angewendet sehen, wenn die Mutter nicht stillen will.

[32]) (S. 17); Miller, P. Josef, Univ.-Prof. Innsbruck, „Zur Sexualethik", in: Der Christ und die Weltwirklichkeit (Seelsorgertagung 1959, Wien): Veröffentl.: 1960, Wien, Herder, S. 187. P. Miller hält die sterilis. Drogen in der Stillzeit für erlaubt und günstig für Regelung des Familienwachstums. Ebenso spricht er die Hoffnung auf das Gelingen der Zyklusregulierung aus. Über die Problematik der Stillzeit: Orbis cath. 16 (5. 1962), S. 344 und 16 (7. 1962), S. 472; wie Miller urteilt Janssens in Theol Dig. 1958, S. 250.

[33]) (R); Theol. Dig. 1958, S. 181 ff.; 248 ff.; 1959, S. 156 ff.; Umbricht, l. c.; siehe diesen Aufsatz, II. 4 B! Sehr zurückhaltend erwähnt das Referat über den Vortrag Prof. Böckles (siehe Anm. 3!) die amerikanischen Erzeugnisse, denen „zyklusregulierende Wirkung zugeschrieben" werde. Die Erlaubtheit der Versuche aber wird zugegeben.

[34]) (R); Theol. Dig. 1958, S. 251.

sie mit dem Prinzip des voluntarium in causa gerechtfertigt[35]). Von dem das „Übel" der Sterilisierung aufwiegenden Grund haben wir eben gesprochen. Es wird um so leichter durch Heilwirkungen oder die Vorteile der Zyklusregulierung aufgewogen, als sich aus dem Drogengebrauch nur zeitweise Unfruchtbarkeit ergibt. Schließlich aber ist klar, daß die Einnahme der sterilisierenden Präparate, wenn sie nicht in den genannten Wirkungen begründet wäre, als direkte Sterilisation (im reservierten Sinn) gelten und verboten sein müßte[36]).

4. Der eheliche Verkehr ist während der begründeten Anwendung sterilisierender, aber heilender Drogen in den unter 2. genannten Fällen erlaubt. Der normale Verkehr ist nicht gestört. Und da die Unfruchtbarkeit von der Natur erfordert und begründet ist, ist weder die Verwendung der Präparate noch der Verkehr belastet von der Widersinnigkeit, zugleich verkehren und den Verkehr durch künstliche Eingriffe seiner Fruchtbarkeit berauben zu wollen[37]).

5. Die verantwortungsbewußte Verwendung sterilisierender Präparate muß schließlich nach den ärztlichen Vorschriften geschehen, zumal eine längere Verwendung (über zwei Jahre hinaus) nicht garantiert unschädlich ist (S. 19 und 69)[38]).

2. Grundsatz. Nie (weder in noch außer der Ehe und nicht einmal im Fall einer Vergewaltigung) sind Präparate erlaubt, die die Einnistung des befruchteten Eies im Uterus verhindern (S. 15).

1. Art der Drogen. Eine solche Wirkung weist das Histamin auf (S. 9)[39]), das damit zur Antibabypille im schlimmsten Sinn des Wortes wird. Die Droge dürfte in Österreich noch nicht in Gebrauch sein (R).

2. Zur Begründung des zweiten Satzes. Es handelt sich bei Verwendung dieses Präparates gar nicht um Sterilisation, sondern um das noch schlimmere Verbrechen der Abtreibung einer lebenden, aber außerhalb des Mutterschoßes nicht lebensfähigen menschlichen Leibesfrucht, also um Mord in den ersten Phasen des sich entwickelnden Menschenlebens (S. 15).

3. Grundsatz. Unerlaubt sind Präparate zur Bewirkung der Unfruchtbarkeit durch Ausschaltung der Ovulation oder durch Verhinderung der Einigung der Samen- und Eizellen, wenn sie genommen werden in der Absicht, den freiwillig vollzogenen Verkehr in oder außer der Ehe seiner möglichen Fruchtbarkeit zu berauben.

1. Art der Drogen. Ein Präparat das die Vereinigung der Zellen verhindert, ist Hesperidin (S. 10)[40]). Ein solches zur Verhinderung der Ovulation das öfter genannte Progesteron, Follikulin und die Verbindungen unter dem Markennamen Enovid und Anovlar[40]).

---

[35]) Wie Anm. 12, und Pius XII. wie Anm. 29.

[36]) Orb. cathol. 16 (7. 1962), S. 472 mit Berufung auf Pius XII., Rede vom 12. Sept. 1958.

[37]) Häring, D. Ges. Christi, III. 355: Erlaubtheit des Verkehres während der Kur zur Normalisierung der Regel. Siehe dazu Pius XII. (Utz und Groner 5453).

[38]) Mögliche Schäden: Dr. Umbricht, l. c.; Orb. cathol. 16 (5. 1962), S. 343. Optimistischer Dr. Rötzer und Häring (S. 69).

[39]) Theol. Dig. 1958, S. 182 und 249; 1959, S. 156.

[40]) (R); Umbricht, l. c.; Theol. Dig. 58, S. 182, 249; 1959, S. 155.

2. Zur Begründung des dritten Satzes. Solche Drogen zu nehmen in der genannten Absicht, ist eine Form der direkten Sterilisation und wie diese verboten. In Verbindung mit dieser zeitweisen Sterilisation den Verkehr zu pflegen, wird von den Moralisten als eine Form des in der Eheenzyklika Pius XI. absolut verbotenen Ehemißbrauchs bezeichnet (S. 15)[41]).

4. Grundsatz. In der katholischen Moral wird sich vielleicht die Erkenntnis durchsetzen: Präparate mit Unfruchtbarkeitswirkung (Enovid, Anovlar) scheinen erlaubt zu sein zur Unfruchtbarmachung eines Verkehrs, der entgegen einer berechtigten Ablehnung erzwungen wird.

1. Fälle berechtigter Abwehr des Verkehrs.

a) Immer ist die Ablehnung des Verkehrs berechtigt und sogar pflichtmäßig bei unverheirateten Frauen. Deshalb erwähnt Häring (S. 19) die Vergewaltigungsgefahren für Klosterfrauen in Kenia und am Kongo und sagt, daß ernste Moraltheologen gegen ungewollte Mutterschaft die Verwendung hormonalen Schutzes zugestehen[42]). Auch dürfe nach einer Vergewaltigung immer die Scheidenspülung vorgenommen werden (S. 19).

b) Aber auch bei verheirateten Frauen kennt die Moral Fälle berechtigter Abwehr des Verkehres. So ist die Ablehnung erlaubt, wenn eine neue Schwangerschaft die Frau in Todesgefahr brächte[43]); wenn eine Gefahr der Ansteckung oder Infektion (zum Beispiel nach einer Geburt) droht[43]); nach Untreue des anderen Teiles[43]), wobei auch die Gefahr einer Ansteckung eine Rolle spielen könnte; wenn der Mann den Verkehr im betrunkenen Zustand begehrt (S. 18/19), ein Fall, in dem auch Gefahr für ein kommendes Kind bestehen kann; endlich wird von P. Häring als Grund einer berechtigten Ablehnung des Verkehres auch der Fall genannt, in dem ein Eheteil evident erkennt, daß ein Wachstum der Familie nicht verantwortet werden kann, während der andere Teil offensichtlich in verantwortungsloser Weise handelt (S. 19).

2. Zur Begründung des vierten Satzes. Die Aufstellung des vierten Satzes muß mit Vorsicht gemacht werden und müßte sich einer entgegengesetzten Entscheidung des kirchlichen Lehramtes fügen. Besonders die Frage, ob in allen von uns genannten Fällen, in denen die Ablehnung des Verkehres erlaubt erscheint, schon die Schutzsterilisation gestattet wäre, muß erst allmählich beantwortet werden. Vorläufig ist folgendes zu bemerken: In den Fällen der Schutzsterilisation unseres vierten Satzes wird die Sterilisation ohne Zweifel vorgenommen in der Absicht, eine Empfängnis unmöglich zu machen. Zur Rechtfertigung der Handlung müßte man also beweisen, daß es sich weder um die von Pius XII. verurteilte Sterilisation[14]) handelt noch um Ehemißbrauch. Ich glaube freilich, daß dieser Beweis gelingen könnte.

---

[41]) Aertnys-Damen-Visser, l. c. II. 893.

[42]) Über das Gutachten der römischen Theologen (Pietro Palazzini, Sekretärs der Konzilskongregation, Prof. P. Hürth, S. J., und Prof. F. Lambruschini), siehe Orbis cath. 16 (5. 1962), S. 344!

[43]) Häring, D. Ges. Christi, S. 1101, III. 366; Aertnys-Damen-Visser, l. c. II. 889, 1 und 889 bis; P. Miller in: De usu et abusu matrimonii (1954, Innsbruck, Rauch), S. 52.

a) Von Pius XII. wurde die direkte Sterilisation wahrscheinlich nur im Fall des freiwillig vollzogenen Verkehres (also im Normalfall) für verboten erklärt[44]).

b) Der Widersinn, verkehren und zugleich den Verkehr vereiteln zu wollen, ist bei Abwehr eines erzwungenen Verkehrs nicht gegeben. Deshalb auch kein Ehemißbrauch. Dieser kann offenbar nur bei freiwilligem und pflichtmäßigem Verkehr in der Ehe verwirklicht sein.

c) Die Schutzsterilisation erscheint als Ergänzung der berechtigten Gegenwehr. Hier ist von größter Bedeutung, daß schon in früheren Zeiten für den Fall einer Vergewaltigung die Erlaubtheit der Scheidenspülung gelehrt wurde. Nach Häring (S. 18) wurde das von strengen Moralisten sogar für den Fall erlaubt, wo der Mann im betrunkenen Zustand von seiner Frau den Verkehr erzwungen hatte. Noldin und Häring nennen die Scheidenspülung eine Fortsetzung der gerechtfertigten Abwehr, das Eindringen der Samen eine Fortsetzung des Angriffes des Mannes. Die Ansicht von der Verbotenheit der Scheidenspülung dagegen scheint auf überholten Vorstellungen vom Wesen des männlichen Samens zu beruhen[45]). So erscheint aber auch die Schutzsterilisierung nur als Abwehr gegen den Angriff und kann in den unter 1. genannten Fällen vielleicht auch in der Ehe Anwendung finden.

d) Auch hier gilt: Was der Schöpfer dem Menschen in der Verwaltung seines Leibes gestattet, wissen wir im einzelnen nur aus dem, was vernünftig ist, soweit uns nicht das kirchliche Lehramt zu Hilfe kommt. Der verhältnismäßig kleine Eingriff im Dienste einer berechtigten Abwehr möchte uns aber leicht vernünftig erscheinen.

e) Die Klärung der Frage wird schließlich hauptsächlich von der Überlegung kommen, ob Pius XII. bei seinem Verbot der direkten Sterilisation[14]) nur den freiwilligen Verkehr gemeint hat oder auch einen aufgezwungenen. Wir haben gerade deshalb eine Übersicht über die Sterilisationslehre gegeben, damit auch für die Frage der Schutzsterilisierung klar wird, an welchem Punkt allein die Entscheidung fallen kann.

5. Einzelfälle zu den Grundsätzen 1 bis 4.

An die Grundsätze wird sich eine ungeheure Kasuistik anschließen lassen.

1. Besonders oft wird eine quaestio facti über das Bestehen des Rechtes auf die Ablehnung des Verkehrs gegeben sein. In solchen Zweifeln wird das vorausgehende Recht auf den Verkehr den Vorzug haben. Das Führungsrecht des Mannes wird entscheiden, wenn nicht durch eine gütige Verabredung der freiwillige Verzicht auf den Verkehr erreicht werden kann[46]). Eine Schutzsterilisation wird in den Zweifelsfällen nicht erlaubt sein.

2. Immer wieder wird die Lösung der Fälle beachten müssen, daß freiwilliger Verkehr und Schutzsterilisation erlaubterweise nicht vereinbar

---

[44]) Auf diese Erklärung kommen auch die römischen Theologen (siehe Anm. 42!) hinaus. Viele unserer Argumente für die Schutzsterilisation finden sich bereits in dieser Publikation.

[45]) Noldin, De Sexto, Nr. 69 d; Häring, D. Ges. Christi, S. 1095, III., S. 359; Aertnys-Damen-Visser, l. c. I., Nr. 605 Qu. 3.

[46]) Miller, De usu, l. c., S. 52.

sind und daß man nicht sterilisieren darf, wo man den Verkehr pflichtmäßig wollen und zulassen muß.

3. Den Fall in der Broschüre „Moderne Ehe und Kinderzahl", S. 20 (Ein Seemann, eben im Hafen, wünscht den Besuch seiner Frau. Sie hält das weitere Wachstum der Familie für unverantwortlich. Deshalb läßt sie sich vor dem Besuch vom Arzt vorübergehend sterilisieren. Bei Verweigerung des Besuches würde der Familie natürlich Unheil drohen), möchte ich so zu lösen versuchen: Die Frau darf und muß den Besuch machen. Wenn sie damit rechnen muß, daß der Mann ihre berechtigte Ablehnung des Verkehrs unverantwortlicherweise nicht akzeptieren werde, dürfte sie sich wahrscheinlich zum Schutz sterilisieren lassen. Sie dürfte allerdings dann (ich hebe das hervor!) den Verkehr nicht selbst wollen und veranlassen. Der Gewalt wird sie weichen müssen, ähnlich wie im Fall eines Mißbrauchs von seiten des Mannes.

4. Die Lösung im Fall der Schwangerschaftsphobie (S. 18) versuche ich folgendermaßen: Die Sterilisation müßte von der Frau aufgefaßt und gewollt werden als Schutzsterilisation gegen mögliche Gewalt. So wird sie die Sterilisation beruhigen, und das kann zur Heilung beitragen. Später wird die Frau vielleicht normal verkehren können. Aber auch in diesem Fall darf die Frau während der Schutzsterilisation keinen Verkehr wollen. Zum Zweck, freiwillig verkehren zu können ohne Furcht vor Folgen, darf man eine Schutzsterilisation nicht durchführen. Ich kann es nicht gerechtfertigt finden, eine Heilung der Phobie anzustreben durch Sterilisation für den freiwillig versuchten und gepflegten Verkehr. Das schiene mir Heilung mit Hilfe einer (im reservierten Sinn!) direkten Sterilisation des freiwilligen Verkehres[47]). Würde der einfache beiderseitige Verzicht der Eheleute auf den Verkehr von der Phobie befreien, so wäre die Sterilisation nicht begründet. Auch der Mann dürfte während der Schutzsterilisation, mit der er einverstanden war und sein mußte, nach meiner Ansicht den Verkehr nicht freiwillig begehren. Nur bei Vorliegen einer Dauersterilisation (die schuldlos ist oder schuldbar, aber bereits bereut und eventuell gutgemacht) oder in der Zeit während einer gerechtfertigten temporären Sterilisation, unmittelbar zu Heilzwecken oder zur Zyklusregulierung vorgenommen, aber nicht bei Schutzsterilisationen scheint mir der Verkehr moralisch unbelastet und erlaubt zu sein[48]).

IV. Überblick und pastorale Grundsätze

Zusammenfassend ergibt sich:

1. In die tadellos und harmonisch geführte Ehe gehören keine Pillen, ausgenommen die zum Zweck der Zyklusregulierung (nach dem 1. Grundsatz, 2. c) und Pillen oder Drogen zum Wohl von Mutter und Kind, etwa gegen die Gefahr von Spontanabortus oder andere Übel (nach dem 1. Grundsatz, 2. a), b) und d).

---

[47]) Mit unserer Ablehnung übereinstimmend urteilt auch das Referat über Prof. Böckles Vortrag in Orb. cath. 16 (7. 1962), S. 472.

[48]) Über die Erlaubtheit des Verkehrs nach einer Sterilisation: Häring, D. Gesetz Christi, III. 348; Aertnys-Damen-Visser, l. c. II., Nr. 902, 903.

2. Alle anderen Fälle sind höchstens erlaubte Abwehr und setzen Gewalttätigkeiten und Rechtsverletzungen voraus, gegebenenfalls ein nicht ideal geführtes Eheleben, erlauben aber wahrscheinlich auch die Anwendung der Pille (S. III. 4!). Wie weit gerade solche Dinge eine praktische Rolle spielen, ist kaum Sache der Öffentlichkeit. Ärztliche Urteile freilich lassen nicht das Beste vermuten.

3. Aufmerksammachen auf die Verwendung der Präparate und dazu raten wird der Priester zunächst nur in Fällen, die in das geordnete Familienleben passen. Über die Art der Behandlung hat selbstverständlich ein gewissenhafter Arzt zu entscheiden. Im übrigen wird man die Menschen dazu erziehen, vom Arzt nur jene Präparate zu verlangen und sich geben zu lassen, die im Sinne der Grundsätze 1. bis 4. einer sittlich erlaubten Anwendung dienen. In den Fällen, wo die Anwendbarkeit der Pillen schon Rechtsverletzungen im Familienleben voraussetzt, muß der Seelsorger die Mängel im Eheleben zu beheben suchen, selbst wenn er dem berechtigt sich wehrenden Teil die Hilfe der Pille gestattet.

Alles in allem ist klar, daß die Menschheit auch die Entdeckung der sterilisierenden Drogen zum Guten und zum Schlechten gebrauchen kann. Auf keinen Fall ist die Droge für eine naturgetreue und christlich geführte Ehe der Mechanismus, der über sittliche Aufgaben und die Opfer der Selbstbeherrschung und Liebe hinwegheben könnte.

Die psychologische Situation der Jugend von heute

Von Alois Gruber

Erziehung ist in erster Linie eine spontane und unwillkürliche Funktion der jeweiligen Kultur[1]). Gerät die Kultur ins Wanken, so erfordert dies zusätzliche Erziehungs- und Bildungsarbeit. Die Kultur bleibt bestimmend für die seelische Situation unserer Jugend. Das beweist die Vergangenheit und Gegenwart.

I. Die Jugend im Erlebnisfeld vergangener Zeiten

Die Menschen des Hoch- und Spätmittelalters bewegten sich in der ständischen Ordnung. Klerus, Rittertum, Bauernstand und aufstrebendes Bürgertum waren zwar gegeneinander relativ abgeschlossen, befanden sich jedoch zueinander in einer überschaubaren Ergänzung. Jeder dieser Stände hatte seine eigene Lebensform, in die das Kind hineingeboren und von der es, ungestört von der übrigen Welt, geformt wurde. Die bäuerliche Jugend übernahm ohne viel Belehrung die Denkart und Verhaltensweise der Familie, die sich in der Sitte des Dorfes und im Erleben des Kirchenjahres bewegte. Auch der junge Ritter gewöhnte sich früh an höfische Sitten. Er wuchs hinein in standesgemäßes Verhalten und in das religiöse Leben. Als Knappe und auch als Ritter sollte er in den

[1]) Pfliegler, M., Religion und Erziehung, 13, Wien 1949.

Kämpfen und Abenteuern seines Lebens einer göttlichen Macht verpflichtet bleiben. Im bürgerlichen Leben übernahmen die Eltern, die Zünfte der Handwerker und Gilden der Kaufleute die Formung und berufliche Ausbildung der Jugend. Das öffentliche Leben wachte über den religiösen Geist und das sittliche Leben. Die stärkste Durchbildung erlebte die weltflüchtige Jugend in der Lebensform der Mönche, besonders in den Klöstern des hl. Benedikt und Franziskus. In einem geschlossenen Lebensraum, in strenger Bindung an Ordnung fand der Jugendliche die Verwirklichung seines Sehnens im täglichen Chorgesang, im eucharistischen Leben, in aszetischem Geist, in seelsorglicher und wissenschaftlicher Leistung.

Die Verhaltensweisen dieser ständischen Jugend waren ringsum durch Kultur und Sitte gestützt und durch Vorschriften getragen. Wer aus der Reihe tanzen wollte, brauchte Courage. Zwar war die Natur der Völker im Mittelalter noch vielfach wild und ungebändigt. Es gab Sünden, die zum Himmel schrien; man versuchte jedoch mit jeglicher Härte die gestörte göttliche Ordnung wiederherzustellen. Es war dies ein Kampf des Menschen um den Adel des göttlichen Abbildes. Die Jugend des Mittelalters hatte überschäumende Kraft und jugendliches, ungebrochenes Erleben. Aber die Lebensformen wirkten disziplinierend, die gestaltete Gemeinschaft der Familien und des öffentlichen Lebens formten die Jugend. Aus einem religiös durchwirkten Formenreichtum, der aus germanischem Blut, aus antiker Weisheit und aus dem Geist des Christentums stammte, erfuhr die Jugend des Mittelalters die persönliche Lebensformung.

Ganz anders die Neuzeit. Durch den großen geistigen Umbruch, Renaissance genannt, wurde das Erlebnisfeld der Jugend allmählich grundlegend geändert. Mit einem unheimlichen Selbstbewußtsein und Freiheitstaumel suchte der Mensch der beginnenden Neuzeit sein Leben selbst in die Hand zu nehmen und nach eigenem Maß und Geist zu ordnen. „Es ist jetzt eine Lust zu leben" rief Ulrich von Hutten aus mit dem berauschenden Gefühl, einem Kerker entstiegen zu sein. Selbstbewußt verkündete man allenthalben aus Protest gegen die angeblich dumme Versklavung der mittelalterlichen Kirche schrankenlosen Sinnengenuß und freie Liebe. Denken wir an Laurentius Valla[2]), an Boccaccio[3]) und Beccadelli[4]). Der selbstbewußte Mensch tritt in den Mittelpunkt eines neuen Ordnungsgefüges. Zugleich wird ein neues naturwissenschaftliches Denken offenbar. Erfüllt von prometheischer Kraft ging der Mensch daran, im exakten naturwissenschaftlichen Denken und mit experimentellen Methoden die Natur zu enträtseln und zu beherrschen: den Geist, die Stoffe, die Elemente und ihr Gefüge. Denken wir an Paracelsus, Galilei, Kepler, Newton, Descartes u. a. Aus der Verbindung beider, dem gesteigerten, oft schrankenlosen Selbstbewußtsein und dem rein naturwissenschaftlichen Denken erwuchs ein neues Kulturschaffen, ein neuer Lebensstil. Das äußerte sich zunächst in einem unglaublichen Aufschwung auf allen Gebieten der Wissenschaft, der Kunst, der Technik,

---

[2]) Valla, J., Über die Lust. 1431.
[3]) Boccaccio, G., Decamerone. 1350.
[4]) Beccadelli, A., Hermaphroditus.

der Wirtschaft und Politik. Ein Daseinsfrühling von überschwenglicher Fülle erblühte und erfüllte die Menschen mit einem alles übertönenden Fortschrittsglauben und Kulturoptimismus[5]).

Im Laufe der weiteren Entwicklung wurde jedoch offenbar, daß etwas im Ansatz der Neuzeit nicht richtig war. Der Mensch hatte sich selbst in den Mittelpunkt gestellt. Er hat sich ganz der Natur, der Vernunft anvertraut und dabei allmählich die metaphysische Orientierung, die Gottesordnung verloren. Zunächst wirkte ja noch die alte Ordnung im Volke weiter. Als aber mit dem Durchbruch des autonomen Geistes in den hohen Schulen und höheren Lehranstalten zusehends die akademische und bürgerliche Jugend davon ergriffen wurde, als mit der Erfindung der Maschine, mit Organisationen und technischen Leistungen das rationale Denken immer mehr hineinsickerte in alle Zweige der Wirtschaft und des Lebens, indes das Religiöse immer mehr aus dem Leben herausgezogen und auf die Kirche, den Sonntag, auf Geburt, Eheschließung und Tod eingeschränkt wurde, begann der tiefere Sinnwert des Lebens zu schwinden und Hand in Hand damit die Kultur zu zerfallen. Die Dämonen der Zersetzung folgten auf den Fuß. In der Folgezeit wurden drei erschreckende Gefahrenquellen im Erlebnisfeld unserer Jugend sichtbar: das rationalistische Denken, die entfesselte Triebhaftigkeit und das bürokratisch-technische „Kulturschaffen" selbst.

Das rationalistische Denken, dieses reine Zweckdenken, erweitert zunächst die Lebensmöglichkeiten, läßt aber die Thematik des Lebens allmählich zusammenschrumpfen auf ein Streben nach Vorteil, nach Nutzen und Genuß. Das bringt die große Gefahr fortschreitender Versachlichung und Entinnerlichung, einer erschreckenden Gemütsarmut mit sich. Die wohltuende Integration von Gemüt und Geist zerbricht, der tiefere Lebenssinn schwindet. Zurück bleibt vielfach Betriebsamkeit, Geschäftigkeit, Wohlstandsgesinnung, skrupelloser Egoismus. Als Ausgleichserscheinung für höhere Werte stellt sich gesteigerte Sensationslust, Genußsucht und Erlebnishunger ein. Der Schwund der geistigen Sinnwerte der metaphysischen Orientierung mündet letztlich in einem seelenlosen Nihilismus. Eine solche Atmosphäre muß die Jugend innerlich zersetzen oder in die Opposition treiben. Wie klagt doch, von diesem Geist ergriffen, der berühmte italienische Dichter Papini[6]): „Ich bin nichts mehr, ich zähle nicht mehr; ich will nichts mehr. Ich bin ein Ding und kein Mensch. Rührt mich an, ich bin kalt wie ein Stein, kalt wie ein Grab. Hier ist ein Mensch begraben, der nicht Gott werden konnte. Für mich gibt es nichts mehr. Ich bin ein absoluter Nihilist, ganz und für immer, ein Atheist, der nicht einmal mehr niederkniet vor den weltlichen, rationalen, philosophischen und humanitären Lehrstühlen, die an die Stelle des antiken, mythologischen Glaubens getreten sind."

Eine zweite Quelle der Gefahren entstand aus der entfesselten Triebhaftigkeit. Mit dem Verlust der religiösen Bindung, mit dem Verblassen wertvoller Motive verdunkelte sich auch das Gewissen. Der

---

[5]) Guardini, R., Das Ende der Neuzeit, 50, Würzburg 1957.
[6]) Papini, G., Uomo finito (2, 169).

Mensch wurde unempfindlich für den Anruf des Guten und anfällig für triebhafte Enthemmung. Jenseits von Gut und Bös vollzog sich tatsächlich eine Umwertung aller Werte. Weithin wurde die Nächstenliebe vom Egoismus, Autorität von der Hemmungslosigkeit verdrängt. Aus Liebe wurde Leidenschaft, die Ehe fiel der Untreue, personelle Verpflichtungen der Genußsucht zum Opfer. Besonders das Neubürgertum wurde innerlich zusehends zersetzt. Bald folgte auch die Arbeiterschaft und letztlich das Bauerntum. Die Auswirkungen dieser Kultur im Erlebnisfeld der Jugend mußten verheerend sein. Eine erschütternde Illustration dazu bieten die italienischen Filme: „La strada", „Die Nächte der Cabiria", „La dolce vita" von Frederico Fellini.

Die dritte Gefahrenquelle im Erlebnisfeld der Jugend bildet das technisch-bürokratische „Kulturschaffen" selbst. Der neuzeitliche Mensch ist vielfach der Meinung, daß jede Zunahme an Macht über die Naturkräfte und Energien einfachhin Fortschritt sei, Erhöhung der Sicherheit, Nutzen, Wohlfahrt und Kultur[7]). In Wirklichkeit aber sind die Natur selbst, ihre Kräfte und Energien an sich immer indifferent. Der Mensch, der sie in seine Macht bekommt, kann mit ihnen sowohl Gutes als auch Böses schaffen, je nach der Gesinnung, die ihn beseelt. Mit dem Sinken personaler Verantwortung schlich Mißbrauch der Macht und Energie in das Kulturschaffen ein. Gerade das neunzehnte Jahrhundert, das Jahrhundert der Naturwissenschaft, der Technik und Organisation stand bei allen äußeren Erfolgen vielfach auch im Zeichen innerer Verfallserscheinungen. Das besinnliche Mahnen der Romantik und das laute Rufen einsamer Geister, wie Turgenjew, Dostojewskij, Burckhardt, Nietzsche, Haecker, Kierkegaard, Bernanos, Langbehn, verhallte im leeren Raum. Unter den trügerischen Zeichen des Fortschrittes gewann der innere Verfall immer mehr an Breite. Geist und Moralität wichen zusehends einer kalten Rationalität, einer heuchlerischen Mischung von geheimer Laszivität und äußerer Korrektheit, einer verlogenen Gesellschaftsmoral.

Das Verhängnis dieser Kulturentwicklung wurde in Kreisen der Vorkriegsjugend um die Wende des zwanzigsten Jahrhunderts bereits bitter empfunden. Eine junge Schar expressionistischer Dichter, die ihre Jugend zwischen 1895 und 1910 erlebten, spürten den Zwiespalt zwischen Geist und Leben, äußerer Kulturtünche und tatsächlichem Erleben. Ihre dichterischen Aussagen entlarvten die unechte, verlogene Scheinkultur. Sie kündeten unaufhörlich von den Nöten der Jugend und suchten den Menschen auf ein echtes Sein, auf eine wahre Existenz zurückzuführen. G. Trakl zeigte düster und schwermütig das klagende Grauen und G. Heym suchte mit den schwarzen Visionen fertig zu werden. P. Zech, der Dichter der Industrie, der das Leben in seiner bittersten und unbarmherzigsten Form sah, sang das Lied vom dunklen Rausch und lähmenden Erwachen: „Meine Brüder singen ... tanzen und lassen die Gulden springen. — Ich sehe Lanzen." Die Dichtung Fr. Werfels ist eine einzige Klage über die Brutalität der Zeit und ein Sehnsuchtsschrei nach dem neuen Menschen. Von diesem Geist bewegt, will R. Sorge[8]) die moderne, entseelte Welt

[7]) Guardini, R., Die Macht, 25 ff, Würzburg 1951.
[8]) Sorge, R., Der Bettler, eine dramatische Sendung. 1912.

wieder zum Anblick und zur Überzeugung des Ewigen, des Göttlichen führen. Dieses Sehnen wird in der Dichtung H. Lerschs zuweilen zu einem Notschrei nach Harmonie zwischen menschlichem Leid und göttlicher Liebe. Ein Ruf nach totaler Lebenserneuerung ging durch die Reihen junger expressionistischer Dichter auch dann noch, als sie bereits von ferne die Schlacht hörten[9]).

Der offene Widerstand gegen die Scheinmoral, gegen die unwahre, verlogene Kultur des ausgehenden vorigen Jahrhunderts erhob sich um die Jahrhundertwende in der deutschen Jugendbewegung. Der Wandervogel wurde zur Kampfansage gegen die zwiespältige, spätbürgerliche Lebenspraxis. Es war dies eine fröhliche Empörung gegen die entseelte Scheinkultur, ein Kampf für echtes, wahres Menschentum. Tatsächlich hat diese Jugend unzähligen Menschen ein neues Lebensgefühl gegeben. Sie hat mit ihren Spielen und Festen, ihren Liedern und ihrem Wandern, ihren Jugendlagern und Jugendherbergen, ihrem Suchen und Ringen nach Echtem das Bild der Jugend im deutschen Sprachraum erneuert. Was sie in innerer Not erlitten, was sie in brennender Problematik erdacht und errungen hat, das ging in das Bewußtsein der folgenden Generation ein.

Dann kam der erste Weltkrieg. Zurück blieb ein geistiges Durcheinander, ein moralischer Tiefstand, ein wirtschaftliches Elend. Die Jugend wurde in dieses Chaos hineingerissen. Die öffentliche Kulturkrise und die seelische Zersplitterung nahm ihr Schwung und Kraft, so daß ihr Bemühen versanden mußte. In der Ära des Nationalsozialismus kam es zum Sturz des Geistes, dem Wahrzeichen der Kultur, zu einer Art biologischen Revolution, einer Vitalisierung der Ordnung, einer Verkörperlichung, Versinnlichung des Lebens, einer Überbewertung des Lebensstandards, der Rasse, des Staates. Die autonome Kultur prägte Formen eines anscheinenden Endstadiums. Rasch wurde die Jugend unter herbstem Zwang in den politischen Staatsapparat genommen. Sie wurde durch ein System der Lüge und Gewalt um ihr ehrliches Ringen betrogen. Zu einem Großteil verblutete sie auf den Schlachtfeldern. Zurück blieben zerstörte Städte und Bahnhöfe, gähnende Ruinen, eine verwüstete Heimat, Verrohung, wirtschaftliches Elend, Entsetzen, Hunger, Anhaltelager, Schwarzmärkte und schließlich Heimat- und Hoffnungslosigkeit. Die Jugend wurde weithin zu einem erbarmungslosen Produkt dieser Kultur.

II. Die Jugend im Umbruch unserer Zeit

Der erste und vollends der zweite Weltkrieg hat die Scheinkultur demaskiert. Der religiös-kulturelle Verfall wurde mit allen Folgen in alarmierender Weise sichtbar. Denken wir nur an die gewissenlose Brutalität im politischen Geschehen, an die Grausamkeit an den Kriegsfronten, an die Wildheit und moralische Hemmungslosigkeit der Nachkriegszeit. Die Scheinkultur wird offenbar. Die Weltkriege dokumentieren das Ende der Neuzeit, den Untergang einer alten Welt, die Heraufdämmerung eines neuen Eos der Weltgeschichte[10]). Vor allem kündigt sich als ver-

[9]) Riedl, H., Es klappert der Huf am Eteyl. St. Georg-Liederbuch.
[10]) Eder, K., Die Universität in der Krise der Gegenwart. Graz 1933.

heißungsvolles Morgenrot eine verborgene, fundamentale Wandlung abendländischer Geistigkeit an.

In der Naturwissenschaft war vor nicht allzu langer Zeit die sogenannte klassische Physik, mit ihrer Ansicht von der geschlossenen Naturkausalität, noch versperrt gegen über der Übernatur. Offenbarung und Wunder waren für sie eine Äußerung der Naivität. Nun aber hat der größte Physiker der Neuzeit, Max Planck (gestorben 1947), mit seiner Quantenlehre einen wahren Umsturz hervorgerufen. Die neuere Naturwissenschaft mit ihren statistischen und dynamischen Gesetzen hat ihre Stellung dem Wunder und der Offenbarung gegenüber grundlegend geändert. In einem Vortrag gestand dieser große Forscher: „Wohin und wie weit wir also blicken mögen, zwischen Religion und Naturwissenschaft finden wir nirgends einen Widerspruch, wohl aber gerade in den entscheidenden Punkten volle Übereinstimmung. Religion und Naturwissenschaft — sie schließen sich nicht aus, wie manche heutzutage glauben oder fürchten, sondern sie ergänzen und bedingen einander[11])." „Es ist der stetig fortgesetzte, nie erlahmende Kampf gegen Skeptizismus und gegen Dogmatismus, gegen Unglaube und gegen Aberglaube, den Religion und Naturwissenschaft gemeinsam führen, und das richtungweisende Losungswort in diesem Kampf lautet von jeher und in alle Zukunft: Hin zu Gott[12])." In der Naturwissenschaft ist der Weg zu Gott frei geworden. „Die Naturwissenschaft auf dem Wege zur Religion[13])" nennt der bekannte Naturwissenschaftler B. Bavink ein Buch. Ich verweise auch auf Namen wie Uexküll, Dacque, Heisenberg, Jordan und andere.

Eine geistige Wandlung vollzieht sich auf dem Gebiete der Biologie, Psychologie und Anthropologie. Die mechanistische Biologie wurde überwunden. Denken wir an E. Driesch[14]) und L. Bertalanffy[15]). Aber auch von der rein vitalistischen Biologie hat man sich distanziert. Ich erinnere an J. G. Haldane[16]), H. Friedmann[17]), C. v. Monakow[18]) und besonders an A. Portmann[19]). Ein aufregend neues Menschenbild kam bei Portmann zum Vorschein. Die Überblendung vitaler Tatsachen, die in triebhafte Niederungen führte, ist gebrochen und der Weg zur Souveränität der Geistigkeit und der geistigen Freiheit gewiesen. Dem Geist wird der Primat in der Gestaltwerdung des Menschen eingeräumt.

In der Psychologie ist es noch nicht allzu lange her, daß man in wissenschaftlichen Kreisen vielfach der Meinung war, die Geistseele habe gar kein Eigensein, kein Selbstsein, sondern sei ein bloß fließender Prozeß

---

[11]) Planck, M., Religion und Wissenschaft. Baltikum im Mai 1937, 305. In: Planck, M., Wege zur physikalischen Erkenntnis, 291—306.

[12]) Planck, M., Wege zur physikalischen Erkenntnis, 306, Leipzig 1955.

[13]) Bavink, B., Die Naturwissenschaft auf dem Wege zur Religion. Basel 1948, 6. Aufl.

[14]) Driesch, H., Die Philosophie des Organischen. Leipzig 1928. Die Biologie und das neue Menschenbild. Zürich 1942. Biologie und Geist. Zürich 1956.

[15]) Bertalanffy, L. v., Das Gefüge des Lebens. Leipzig 1937. Das biologische Weltbild. Bern 1949.

[16]) Haldane, J. G., Die Philosophie eines Biologen. Jena 1936.

[17]) Friedmann, H., Wissenschaft und Symbolik. München 1949.

[18]) Monakow, C. v., Gehirn und Gewissen. Zürich 1950.

[19]) Portmann, A., Biologische Fragmente zu einer Lehre vom Menschen. Basel 1951.

von Akten, ein Epiphänomen zum Körper oder nur Reiz- und Reaktionssystem, das mit dem Tode endet. So die englischen und französischen Aufklärer, die Materialisten, die amerikanischen Behavioristen und die russischen Reflexologen. Nun aber ringt sich immer mehr jene Ansicht durch, die von säkularen Großen, von Pythagoras, Sokrates, Plato, Aristoteles, Augustinus, Albertus Magnus, Thomas von Aquino schon immer vertreten wurde: Die Geistseele hat ein Eigensein, eine geistige Wesenheit. Hinter dieser neuen Erkenntnis steht die riesige Arbeit der geisteswissenschaftlichen Strukturpsychologie W. Diltheys, die denkpsychologischen Experimente der Würzburger Schule, die Gestalt- und Ganzheitspsychologie und die moderne Aufbaupsychologie von Rothaker und Lersch. So konnte C. G. Jung 1934 schreiben: „Wir stehen vor einem neuen Zeitalter, vor der Wiederentdeckung der Seele[20])."

Die Tiefenpsychologie kam zur Erkenntnis von der Notwendigkeit einer tiefen Fundierung und religiösen Grundlegung des Lebens. Einer der ersten, der dies von der Psychiatrie her erkannte ist C. G. Jung. Er sagt: „Gott ist in Wirklichkeit die effektiv stärkste seelische Position" und „der, dem ‚Gott stirbt' wird der Inflation zum Opfer fallen[21])." „Der Mensch ist auch nur Mensch in dem Maße", sagt der Wiener Psychiater Frankl, „als er sich von Gott her versteht, er ist auch nur Person in dem Maße, als er von der Transzendenz her personiert wird, durchtönt und durchklungen vom Anruf der Transzendenz[22])." „Aber in unserer Zeit scheint sogar Gott von seinem Thron herabzusteigen und sich in alltäglichen Menschen aufzulösen. Darum wohl ist sein Sitz so leer. Dafür aber leidet der moderne Mensch an einer Hybris des Bewußtseins, die sich der Krankhaftigkeit nähert[23])." „Ohne Bezug des Menschen zum Absoluten", meint W. Daim, „ist das Leben ‚bewußt' oder ‚unbewußt' existenzunfähig[24])."

Auch die Medizin hat sich von der rein organgebundenen Betrachtungsweise, wie sie noch Virchow und R. Koch vertraten, in fast krisenhafter Entwicklung weitgehend gelöst und zu einer bereits von Hippokrates und Paracelsus präformierten „Konstitutionstherapie" bekannt. Hier finden nun, denken wir nur an Alexis Carrel[25]), an den Heidelberger Mitscherlich[26]), an V. v. Weizsäcker[27]), Heyer, Boss, Bovet, die seelischen Faktoren und geistigen Kräfte ihre nötige Beachtung. In der Medizin wird heute viel von psychosomatischer Behandlung gesprochen. „Die Medizin dürstet danach, den ganzen Menschen wiederzufinden, nicht einen willkürlich abgegrenzten Teil[28])."

Hand in Hand mit diesem verborgenen geistigen Wandel vollzieht sich ein sozialer, ethischer und kultureller Umbruch. Es ist nicht

---

[20]) Jung, C. G., Die Wirklichkeit der Seele, 27. Zürich 1947.
[21]) Jung, C. G., Psychologie und Religion, 155. Zürich 1947.
[22]) Frankl, V., Logos und Existenz, 64. Wien 1951.
[23]) Jung, C. G., Psychologie und Religion, 155. Zürich 1947.
[24]) Daim, W., Umwertung der Psychoanalyse, 130 ff. Wien 1961.
[25]) Carrel, A., Der Mensch, das unbekannte Wesen. Stuttgart 1955.
[26]) Mitscherlich, A., Freiheit und Unfreiheit in der Krankheit. Hamburg 1946.
[27]) Weizsäcker, V. v., Menschenführung. Göttingen 1955.
[28]) Tournier, P., Echtes und falsches Schuldgefühl. Zürich 1959.

zu verkennen, daß Ehe und Familie, ein trautes Heim in den Gefährdungen der Zeit eine neue Wertschätzung[29]), daß Leib und Geschlechtlichkeit eine positivere Wertung erfuhren. Dem Kind und Jugendlichen gegenüber erwachte eine wachsende Verantwortung und Anerkennung der Persönlichkeit. Soziales Empfinden und soziale Fragen traten in den Vordergrund und entrissen viele der Armut. Im Volke reiften neue Einsichten. Der Mensch des 19. Jahrhunderts meinte noch, daß die Verbesserung der technischen Mittel, die Zunahme an Macht über die Naturkräfte einfachhin Fortschritt, Erhöhung der Sicherheit, der Wohlfahrt, schlechthin Kultur sei. Der Mensch des 20. Jahrhunderts aber bekam es qualvoll zu spüren, daß man mit der Macht über Dinge und Menschen Gutes und Böses schaffen kann je nach der Gesinnung. So erscheint in diesem verborgenen geistigen Wandel des Abendlandes zusehends die Gesinnung als rettender Faktor in einer sinkenden Kultur. Der Mensch hat ja mittlerweile vom Nichtreligiösen und seinen Folgen eine Ahnung bekommen. Man weiß, daß Bürokratie, Organisation und Parteien die vielen Energien nicht sinnvoll gestalten können, wenn die personalen Werte der Freiheit und Verantwortung untergehen, daß die Technik die Kraft der Gestaltung, aber auch die Macht der Zerstörung in sich birgt. Man weiß auch, daß die Triebkräfte ohne sinnvolle Beherrschung, daß die Mächte und Kräfte der Natur ohne verantwortungsbewußte Gestaltung zu Feinden der Menschen werden. Man weiß, daß die Werte des Gemütes ohne tieferen Lebenssinn schwinden. Ein neues Interesse für das Religiöse macht sich bemerkbar unter den Gebildeten, das auch nicht wenige große Kulturpolitiker teilen. Ich denke an Aussprüche von Attlee[30]), Truman[31]), Eisenhower[32]), F. Dulles[33]). „Ich bin der Meinung", schrieb Truman[34]) bereits 1947, „daß das größte Bedürfnis der Welt heute in der Wiedergeburt des Glaubens besteht und ich suche in allen Ländern den wiedererstandenen Glauben an die Würde und den Wert der menschlichen Persönlichkeit zu ermutigen." „Ich rufe die Religionen auf, die Entwicklung der Atomenergie mit ihrer Moral zu untermauern und dadurch eine kranke Welt zu erlösen. Nur eine hohe Moral kann diese neue, allmächtige Gewalt meistern und sie zum Wohle der Allgemeinheit verwenden[35])."

Diese geistige und kulturelle Wandlung des Abendlandes strahlt im Verborgenen hinein in das Volk und in die Jugend. Aber sie steht, wie das Morgenrot mit der Nacht, in einem unheimlichen Ringen mit dem eingelebten Rationalismus und Materialismus. Der Kulturverfall der letzten Jahrhunderte und Jahrzehnte wirkt ja offen und in einem irrationalen Bereich mit unheimlicher Intensität weiter. Es ist nicht zu verkennen, daß überholte „wissenschaftliche Dogmen" in der gebildeten Welt weiter-

---

[29]) Schelsky, H., Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart. Stuttgart 1955. Wurzbacher, G., Leitbilder gegenwärtigen deutschen Familienlebens. Stuttgart 1954.
[30]) Linzer Volksblatt, 72 (1946), 56, 1.
[31]) Linzer Volksblatt, 72 (1946), 56, 1.
[32]) Münchner Merkur (1959), 292, 2.
[33]) Linzer Volksblatt, 78 (1952), 291, 1.
[34]) Linzer Kirchenblatt, 8 (1947), 38, 1.
[35]) Linzer Volksblatt, 72 (1946), 56, 1.

leben. In den breiten Lebens- und Erziehungsbereichen herrscht nach wie vor eine geistige Zersplitterung, eine egoistische und materialistische Lebenshaltung, die es der Jugend schwer macht, weiterzufinden. Es ist in den für die Erziehung so entscheidenden Fragen um das Menschenbild und die Lebensauffassung bis jetzt nicht gelungen, eine allgemeine, gemeinsame Linie zu beziehen, eine allgemeine Lebensform zu finden.

Auf unserer Jugend lastet vor allem die Mentalität der Entgeistigung, der Verkörperlichung, der Versinnlichung des Lebens, der Überbewertung des Wirtschaftlichen, des Lebensstandards. Eine zersetzende Atmosphäre atmet vielfach unsere Jugend in den Familien, auf der Straße, in Gesellschaftsräumen, aus Büchern, Filmen und Illustrierten etc. ein. Die Jugend hat es schwer, den Weg zu einer echten Persönlichkeitsgestaltung zu finden. „Die jungen Menschen leben ja unter uns in einer Welt der permanenten Verführung zum Schlechten; inmitten einer öffentlich zur Schau gestellten Lust am Bösen[36])." Von 56 Illustrierten des Bundesgebietes, die in einer Auflage von 26,419.000 erscheinen, wurden nach den Untersuchungen der Zeitschriftenberatung in Münster[37]) nicht weniger als 18,633.000 als moralisch bedenklich oder abzulehnen gewertet und nur 7,786.000 als unbedenklich und tragbar. Etwa 609.000 von den 13- bis 16/17jährigen Teenagern suchen ihren Lebensstil nach den fragwürdigen Vorbildern von „Bravo" oft auf Du und Du mit einem dekadenten Filmstar zu bilden[38]). Neben wertvollen Darbietungen holt sich die Frühjugend vielfach aus Filmen einer verfallenen Welt die lügenhaften Klischeevorstellungen für ihre personale Ausformung. Und der Film steht im jugendlichen Interesse an erster Stelle[39]). Dem ist mit pädagogischen, kulturellen und legislativen Bemühungen nur schwer beizukommen. Die gewinnsüchtige, skrupellose Ausnützung jugendlicher Nöte geht ihren Weg.

In diesem kulturellen Umbruch ist es für die Jugend um so schwerer, die echte personale Form zu gewinnen, als ihnen sowohl die einheitlichen Verhaltensweisen des Milieus als auch die echten Vorbilder fehlen, vielfach auch die Eltern und Erzieher, die in diesem Chaos sichere Wege weisen könnten. Die Erwachsenengeneration von heute ist ja selbst in vielem eine enttäuschte und mißbrauchte Generation[40]). Sie blickt zurück auf Betrug an der eigenen Jugend, auf zwei verlorene Kriege, auf politische Enttäuschungen, wirtschaftliche Not, Unsicherheit, Vergewaltigung etc. So ist sie selbst müde im Guten, geistig gespalten, schwunglos, erziehlich unsicher, ganz abgesehen von der bewußten Entgeistigung und Entseelung einer entmenschlichten Ideologie[41]). In diesem furchtbaren Ringen zwischen Geist und Ungeist, Moralität und Verkommenheit hat die Jugend von heute, das schwerste Schicksal, das je einer Jugend beschieden war.

---

[36]) Warhanek, R., Jugend und Film. In: Brodil, A., Jugend in Not, 212. Wien 1959.
[37]) Zeitschriftendienst, 2 (1959), 3, 3 ff., 4.
[38]) Zeitschriftendienst, (1962) 11/12, 15.
[39]) Jäger, W., Jugend im Spiegel. Deutsche Jugend, 3 (1955), 1, 7—11.
[40]) Ell, E., Die enttäuschte und mißbrauchte Generation. Unsere Jugend, 1 (1959), 6, 147-152.
[41]) Siehe dazu: Rohde, H., Mensch ohne Gott, Erziehung im atheistischen Materialismus. Freiburg 1961.

Sie steht zwischen einer absterbenden Welt und dem Wachstum einer neuen. Sie erlebt den großen Umbruch zwischen zwei Zeitaltern der Menschheit[42]), sie steht im Zwielicht von Tag und Nacht. Und noch kann niemand sagen, ob und wann das Licht des hellen Tages durchbrechen wird.

III. Die Zukunft in neuer Gestalt

Die Kulturphilosophen sind über die Gestalt der Zukunft verschiedener Ansicht. Nicht wenige sehen düster. O. Spengler[43]) prophezeit den Untergang des Abendlandes als Folge biologischer Vergreisung. L. Klages[44]) meint, daß die Rationalisierung des Geistes den Tod für die Seele bedeute. Wir stehen, so sagt er, im letzten Stadium der Selbstvernichtung des Geistes. E. Hammacher[45]) glaubt in der heutigen Wende vom kalten Rationalismus zur Mystik ein Zeichen der Reife und des Unterganges zu erkennen. Andere allerdings sehen noch offene Möglichkeiten. Ortega y Gasset glaubt, daß aus dem Aufstand der Massen Leben oder Tod kommt. „Ohne eine neue geistige Macht", sagt er, „wird dieses Zeitalter des Umsturzes, einer Katastrophe zutreiben[46])." Alles kommt auf den Menschen an, meint K. Jaspers[47]). Vielleicht wird sich der Mensch noch am Rande des Unterganges, durch die Herrschaft des „Apparates" zermürbt, aufraffen zu einem neuen Sein für eine neue Zeit. Viele Kulturphilosophen sehen die Zeit sehr ernst, aber doch nicht hoffnungslos. W. Rathenau[48]) meint, daß der gefesselten Seele im Urgrund des Bewußtseins schon graut vor sich selber. Das wird zur Geburtsstunde eines neuen Geistes. Hoffnungsvoll verweist A. Schweitzer[49]) auf eine neue gestaltungsstarke Kulturweltanschauung. Einen konkreten Weg zeigt Ph. Lersch[50]), wenn er eindringlich die Verinnerlichung des Gemütes, des Geistes und des Gewissens als Gegenbewegung zur Rationalisierung des Lebens und Rettung der Kultur vorschlägt. Geradezu optimistisch sucht der russische Emigrant Sorokin[51]) in einer eingehenden Studie nachzuweisen, daß die rein sinnliche, sensorielle, dekadente Kultur in manchen Belangen schon überwunden sei und einer ideationellen, von Geist und Verantwortung getragenen Kultur den Weg bahnt. Wird der spürbaren Morgenröte ein heller Tag folgen? Sehen wir auf unsere Jugend, wie sie diese Zeit erlebt und verarbeitet, sie ist ja unsere Zukunft.

Unsere Jugend kommt aus dem Erleben eines Krieges. Die Kinderjahre dieser Jugend sind vielfach in eine schmerzliche Zeit, in Leid, Trauer, Bitterkeit, Hunger, Einsamkeit, Bombenangriffe, Evakuierungen etc. gefallen. Oft wurde die Kinderseele bis in den Wesenskern hinein verwundet und trägt nicht selten Narben mit durchs Leben. Diese gleiche Jugend erlebt heute eine Frühreife. Etwa zwei Drittel der heutigen Jugend

[42]) Vaerting, M.,-Elmerich, E., Unverstandene Jugend, Darmstadt 1956, 5.
[43]) Spengler, O., Der Untergang des Abendlandes. Bd. 1—2. München 1950.
[44]) Klages, L., Der Geist als Widersacher der Seele. 2 Bde. München 1954.
[45]) Hammacher, E., Hauptfragen der modernen Kultur. Leipzig 1914.
[46]) Ortega y Gasset, J., Der Aufstand der Massen. Stuttgart 1957.
[47]) Jaspers, K., Die geistige Situation der Zeit. Berlin 1953, 190 f.
[48]) Rathenau, W., Die Mechanik des Geistes. Berlin 1913, 96.
[49]) Schweitzer, A., Verfall und Wiederaufbau der Kultur. München 1955.
[50]) Lersch, Ph., Der Mensch der Gegenwart. München 1955, 88 ff.
[51]) Sorokin, P., Die Krise unserer Zeit. Frankfurt 1950.

reift, wahrscheinlich infolge Denaturalisation durch Ernährung, innere und äußere Reizüberflutung, nach Gestalt und Hormonalgeschehen, um etwa 2 bis 3 Jahre früher als noch die Jugend um die Jahrhundertwende[52]). Damit wird sie vielfach schon früh, ohne daß sie die entsprechende Erfahrung und geistige Reife hätte, rein biologisch und seelisch herausgerissen aus der kindlichen Geborgenheit und hineingenommen in seelische und sinnliche Erregbarkeit, in Sozial- und Sexualkonflikte, in drängenden Erlebnishunger. Die Empfänglichkeit besonders für leibnahe Reize wird viel größer[53]). Wie schwer wird für diese Jugend vielfach bei der heutigen Abwertung geistiger Kräfte, bei der Verkörperlichung und Versinnlichung des Lebens eine wirkliche, echte, saubere Persönlichkeitsentfaltung. Im Kernerleben der Jugend hat sich wohl wenig geändert. Die Jugend ist heute wie vordem für Vorbilder und Ideale begeistert. Sie sucht wie ehedem mit der aufbrechenden Geschlechtlichkeit fertig zu werden. Wie früher ist die Jugend empfänglich für große Ideen und wirkliche Führung. Aber die Erlebnisart und die öffentliche Atmosphäre hat sich geändert.

An Stelle der Heiligenbilder sind Sportler und Filmstars zum Vorbild geworden. Für die aufbrechende Geschlechtlichkeit rät die öffentliche Meinung vielfach nicht Beherrschung, sondern freien Umgang, primitive Absättigung. Die Reizüberflutung macht die Beobachtung flüchtiger und das Gedächtnis schwächer. Die Phantasie wird ärmer, das Erlebnisrelief flacher und die Kraft der Konzentration geht verloren. Weitgehend wird die besinnliche, schöpferische Stille, das gründliche Denken vom Trubel und von Sensationen verschlungen. Zwar schärft die Rationalisierung des Lebens den rationellen Blick für das Praktische, sie entzieht aber dem Gemüt und dem Ideellen die Lebenskräfte. Eine Fülle primitiver Milieureize überschwemmt das Bewußtsein und begräbt vielfach geistige und ethische Energien in ihren Fluten. Niemand leidet an all dem mehr als die Jugend.

Zu dieser seelischen Belastung kommt noch der Druck der bürokratisch-industriellen Gesellschaftsform. Ihre Struktur ist ja durchsetzt von Unfreiheit, Zwang, Betriebsamkeit, Lärm, Vermassung, Entinnerlichung, stumpfer Realistik und Seelenlosigkeit. Die Sehnsucht der Jugend aber geht nach Weitung der Seele, nach Ausströmen der seelischen Empfindungen, nach Auswirken der geistigen Kräfte, nach Freiheit. Bei diesem Gegensatz spricht nun ganz besonders die Freiheit des Konsums, das ausgleichende Vergnügungsangebot an. So neigt der junge Mensch, der keinen tieferen Lebenssinn hat, dazu, die Sinnerfüllung des Lebens in die Freizeit zu verlegen. In der Freizeit hinwieder wurden der Jugend Freiheiten eingeräumt, wie nie zuvor. Fast kennt man keine Grenzen. Aber das ist wieder nur scheinbar so. In Wirklichkeit ladet der kommerzielle Massenkonsum die Jugend zu einem begrenzten Verhalten ein und gewöhnt sie an Film, Rundfunk, Fernsehen, Illustrierte, Professionssport und freies gesellschaftliches Gebaren. Wenn den Jugendlichen das innere Profil,

---

[52]) Gruber, A., Jugend im Ringen und Reifen. Wien 1957, 28 ff.

[53]) Muchow, H., Elf Thesen zur anthropologischen Lage unserer Jugend. Unsere Jugend, 6 (1954), 1, 2.

der Wille zum Verzicht fehlt, bringt dies alles im Verlaufe der Zeit eine unbehagliche Verengung, ein Gefängnis des Lebens und die Gefahr, das Selbst zu verlieren. Sogar die Selbstdarstellung dieser Jugend wird zur Mimikry, hinter der Angst und Verlassenheit steht[54]). Freilich, die Macht des Geistes und des Gewissens reicht bis in die letzte Zelle des Körpers und stellt letztlich die Ordnung des humanen Lebens her. So genügt tatsächlich ein Ideal fürs Leben, wenn es nur ein Vollideal ist. Geistige Leere hingegen, Zweifel, Sinn- und Planlosigkeit, seelische Zerfahrenheit führen zum Verlust der Lebensformen und machen schutzlos gegenüber den äußeren Reizen. Ohne einen tieferen Lebenssinn ist die Jugend verloren. Gerade dieser krisenhaften Zeit jedoch mit ihrer geistigen und moralischen Zerfahrenheit fehlen weithin die großen, ordnenden Gedanken, echte Grundsätze und Ideale, mitreißende Vorbilder, echtes Empfinden für Anstand und Moral, einheitliche Verhaltensweisen, letztlich der tiefe, in der Stille ersonnene Lebenssinn.

Wie soll sich der Jugendliche in diesem Milieu zurechtfinden? Er wird vielfach einer quälenden Verlassenheit, Einsamkeit, dauernder Unruhe, suchender Sehnsucht und Langeweile nicht entgehen. Wenn dem jungen Menschen der tiefere Lebenssinn fehlt, das echte Ideal, so bleibt das Gemüt unangesprochen, die Gefühle verworren, die Seele leer und anfällig für die nächsten Reize. Durch die zerstreuenden Abwechslungen in Form und Vergnügen wird diese Langeweile nicht überwunden, im Gegenteil, sie mehrt sich nur. Auch ersehnte, oft zufällige Partnerschaft ohne echte Verantwortung wirkt nur vorübergehend und endet vielfach in bitterer Tragik. Zersetzend wirkt die Dekadenz der öffentlichen Atmosphäre. Nicht von ungefähr bewegt sich die Höchstzahl jugendlicher Delikte heute auf dem Gebiet der Sittlichkeits- und Gewaltdelikte. Sie sind ein Niederschlag des Mangels an tieferem Lebenssinn und der erotisierten und brutalisierten Atmosphäre. Freilich bietet diese Zeit der Spätkultur unserer Jugend auch schöne Möglichkeiten wirtschaftlichen Aufstieges, der Berufsformung, intimen Sozialkontaktes, einer freieren, echteren Selbstformung, einer Lebensbereicherung durch Sport, Film, Radio, Literatur, Musik, Fernsehen etc. Aber dazu gehört Geist, Seele, ein inneres Profil, sonst werden all diese Güter zu Feinden des Menschen. Gerade dieses innere Profil wird in dieser seelisch zerfahrenen Zeit der Jugend in der öffentlichen Lebensstruktur vielfach vorenthalten. Daran leidet bewußt oder unbewußt unsere Jugend.

Wie verarbeitet nun die Jugend von heute diese Zeitkrise und welche Gestalt wird sie selbst und mit ihr die Zukunft gewinnen? Es nimmt uns nicht wunder, wenn sich in der Wirklichkeit ein buntes Bild jugendlichen Verhaltens abzeichnet. Grob gesehen heben sich meines Erachtens drei Gruppen ab.

Die eine stellt sich uns in der Masse der verlorenen Jugend dar.

Eine Macht vermag die Jugend vor Verlorenheit bei widrigen Zeiteinflüssen zu retten, das ist die Familie. Sie bereitet die Gemütskräfte

---

[54]) Windischer, H., Probleme der Freizeitgestaltung bei Jugendlichen. In: Jugend in Not. Wien 1959, 153.

und legt den Grundbauplan für die Seinsverwirklichung, die in einer Tiefenschicht mit durchs Leben gehen und nie ganz verwischt werden können. Trägt die Familie die Symptome der Zersetzung in sich, so wird das Kind, von günstigen natürlichen und übernatürlichen Momenten abgesehen, in dieser Atmosphäre einer schweren inneren Belastung nicht entgehen. Kommen dazu noch die Belastungen der Pubertätsentwicklung und die verführerischen Milieueinflüsse, so gleiten die Jugendlichen der Reihe nach in die „Verlorenheit", gegen die selbst Kinder aus guten Familien nicht unbedingt gefeit sind. Erschütternde Dokumente der Literatur künden davon, zum Beispiel F. Sagans „Bonjour tristesse", Th. Wolfes „Von Zeit und Strom", A. Moravia „Die Gleichgültigen", A. Camus „Der Fremde", S. Stolpe „Spiel in den Kulissen".

Viele junge Menschen verfallen der modernen Haltlosigkeit, dem zersetzenden Film, dem Alkohol, der leichtsinnigen Gesellschaft, der faulen Planlosigkeit. Sie verlieren das echte Wertempfinden, die geistige Führung, das berufliche Streben, die ideelle Selbstgestaltung. Erlebnishungrig und genußsüchtig suchen sie oft früh vorübergehende Partnerschaften und schlittern bald, ohne viel Koketterie oder längere Erotik, in nüchterne, oft banale Nur-Sexualität. Film, Schlager, Illustrierte haben bereits die Klischee-Vorstellungen von Liebe geschaffen. Sie warten nicht, bis die geistigen und körperlichen Elemente sich in beglückender Weise zur Einheit der Liebe verbinden. Der Verfall tritt um so rascher ein, je weniger religiöse, geistige und moralische Abwehr- und Formungskräfte entwickelt wurden. Empfindlicher noch für moderne Zersetzungserscheinungen als der Junge ist das Mädchen. Obschon berufen, das Gute und Schöne zu pflegen, kann gerade das Mädchen auch der moralischen Hemmungslosigkeit den größten Vorschub leisten.

Eine verlorene Jugend treibt sich laut umher auf den Straßen, in den Kinos und Vergnügungslokalen, zuweilen auch auf den Arbeitsplätzen, überall, wo sich Menschen sammeln. Sie hat den tiefen Lebenssinn und die Ideale verloren. Sie will die innere Öde und Leere ausfüllen mit Sensationen, Genuß, Neuigkeiten. Sie ist gerne im Kreis der revoltierenden Masse und wird so zum besten Werkzeug für Diktatoren. In ihr findet aber das Volk seinen Niedergang und sein Ende. Verlorene Jugend! Sie verfehlt in tragischer Weise ihre Selbstverwirklichung und ihr Lebensglück und zerstört die schönen Geheimnisse des Lebens noch ehe sie an ihre Seele rührten. Vielleicht wird sich noch im alternden Menschen das versklavte „Pneuma" in einem Notschrei vom Unbewußten her zu einem Neuaufbruch für seine transzendente Bestimmung melden. Für eine Gestaltung der Zukunft eines Volkes ist diese Jugend verloren.

Hoffnungsvoller und bewußter steht der Erzieher vor einer hilflosen Jugend von heute.

Wenn den Gefühlen und Trieben die großen Gedanken und begeisternden Ziele, die belebenden Ideale, der tiefere Lebenssinn fehlen, so bleibt das Leben gehaltlos, schwunglos nüchtern, realistisch, voll Reserve, voll Skepsis, im besten Fall noch auf den persönlichen Vorteil in Beruf und Arbeit, auf den Lebensstandard, auf eine Wohlfahrtsethik eingestellt. Auch die Formen sozialen Kontaktes in Kameradschaft, Freundschaft, Partnerschaft sind

vielfach sinnlos, vorübergehend. Daß bei dieser personalen Gehaltlosigkeit das radikal Bewegende, zum Beispiel der Jazz mit seiner Vitalität, seiner Sinnennähe, seinen fließenden Formen und diffusen Gestalten, besonders anspricht, ist klar. Hier will die Jugend die Not übertönen. Die hilflose (Schelsky[55]) nennt sie skeptische) Jugend ist nicht schlecht, sie ist suchend, sie ist abwartend, unzufrieden, verschlossen, einsam. Sie sucht Halt, wenn nicht anders in der Ausbildung, im Vorwärtskommen, im Beruf und in der Partnerschaft. Fromm ist diese Jugend nicht, aber sie schätzt die Religion und sucht und erwartet von ihr die Klärung und Beruhigung des Lebens, den inneren Halt und Vertiefung. Freilich scheinen ihr die alten Religionen vielfach primitiv, veräußerlicht, belastet von Nebensächlichkeiten. Neue Formen werden gesucht. Diese Jugend wartet auf eine Ordnung, auf ein Ideal, eine echte Lebensgestalt. Wenn sie das findet, hat sie Schwung und ist beglückt.

Die Wurzel der zwiespältigen Haltung liegt in der Krisenhaftigkeit unserer Zeit und im Mangel an wirklichen Vorbildern, im Mangel an einem echten Stil in Geist und Leben, im Mangel an einem lebendigen tieferen Lebenssinn. So ist diese Jugend auf der Suche nach Gestalt, findet aber vielfach grenzenlose geistige und seelische Zerfahrenheit. Sie sucht sich mit innerer Kraft und oft nicht ohne Heroismus auf sich selbst zu stellen. Kein Wunder, daß sich nicht wenige, besonders unter der männlichen Jugend, in geheimer Verachtung und Autoritätslosigkeit gegen die Erwachsenen wenden. Zu offenem Ausbruch kommt diese Verachtung in den Kellerfans und bei den Halbstarken. Wie bitter schreibt einer von ihnen:

„Wir gaben euch zwei Jahrzehnte Zeit, uns stark zu machen,
Stark in der Liebe und stark in gutem Willen,
Aber ihr habt uns halbstark gemacht,
Weil ihr (selbst) schwach seid[56])."

Eine hilflose Jugend steuert in großen Reihen in eine rein pragmatistische Lebensgestaltung und wird der Zukunft eine kaum wesentlich neue Gestalt geben.

Zielbewußt steht eine dritte gestaltende Jugend vor uns.

Im Grunde genommen haben die Kinder und Jugendlichen ein großes Wertempfinden, ein feines Gefühl für Echtes, Wahres, Ideales. Es braucht oft lange, bis die Seele dafür stumpf wird. Dazu begleitet die gute Kinderstube den Menschen wie ein schützender Geist durchs Leben. Persönliche Entscheidungen, glückliche Umstände in Erziehung, Milieu und Führung bereiten den Weg. Es gibt in dieser Zeit der Unordnung und Umordnung eine Jugend, die inmitten der Einflüsse modernen Lebens, selbstbewußt, kritisch, wählerisch und hellsehend geworden ist. Sie weiß um den Kitsch, um die Geschmacklosigkeit, Abwegigkeit, Haltlosigkeit und deren Folgen. Sie weiß aber auch um die vielen schönen Möglichkeiten dieser Zeit und arbeitet mit zäher Kraft an der Selbstverwirklichung, an Berufsgestaltung, am Aufbau intimen Familienkontaktes. Von einem echten, unverlagerten

[55]) Schelsky, H., Die skeptische Jugendgeneration. Düsseldorf 1958.
[56]) Hamburger Sonntagsblatt, Oktober 1956.

Gespür geleitet, ist sie bestrebt, die quälende Beengung des Konsumzwanges, der westlichen Kulturzersetzung, einer gewählten Freizeitgestaltung nachzustellen und den ganzen Menschen zu suchen. So findet sie wieder zum Buch, ins Theater, ins Konzert, in den Berufsernst, in religiöse Formung. Im feinen, echten Wertempfinden gewinnt das Mädchen frühzeitig Charakter und der Jungmann gelöste Beherrschtheit und berufliche Position. Diese Jugend ist kampferprobter, bewußter, offener, freier und gesicherter als sie vordem war. Sie ist auch überzeugter und gestaltungskräftiger. Man kann nur hoffen, daß diese Jugend mit unerschütterlicher Festigkeit ausharrt auch in der größten Bedrohtheit der Zeit, daß sie zusammensteht und mit geläuterter Gläubigkeit offenbleibt für die Geheimnisse der Dinge und Ereignisse und so dem Leben und der Zeit ein echtes, wahres Gesicht zu geben vermag.

Wir finden diese Jugend unter den Arbeitern, wir finden sie im modernen Bauerntum und unter den Akademikern und glauben, daß sie im Wachsen begriffen ist. Diese Jugend fühlt sich inmitten des Chaos gestärkt im Gedanken:

„Menschlicher Mensch: es bleibt dir eines,
dein inneres Wesen, dein Ich.
Und das kannst du frei erhalten,
rein und lebendig.
Es bleibt dir der Sinn für das Rechte,
es bleibt dir das Herz, es bleibt dir die Liebe,
es bleibt dir Gott! . . .
Es würde die Welt
von innen her
neu sich gestalten
zu neuer menschlicher Ordnung.
Mensch der Mitte,
die Stimme der Mitte, sie ruft dich[57])."

Religionspädagogische Ferienkurse in Donauwörth

Die Ferienkurse im Cassianeum in Donauwörth sind seit Jahren schon Brennpunkte pädagogischer Auseinandersetzung und Stätten vielseitiger Begegnung. Der vom 22. bis 26. Juli 1963 angesetzte Kurs für Lehrkräfte aller Schulgattungen (Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Katecheten, Katechetinnen) steht unter dem Leitgedanken „Gebet und Gebetserziehung". Es werden referieren: Univ.-Prof. Dr. Th. Kampmann, München, DDr. Kl. Tilmann, München, Stud. Prof. P. Lankes, München, Oberschulrat L. Hell, Hilpoltsein, Felizitas Betz, Wolfratshausen, Rektor G. Weber, Jülich. Die Leitung hat Oberstudienrat F. Kopp, München.

---

[57]) Aus „Lieder von Gefangenen", zitiert in Hänsel, L., Unsterblicher Humanismus.

Mitteilungen

Kritik in der Kirche und an der Kirche

Freiheit ist die königliche Gabe Gottes an die Menschheit. Sie verleiht dem Menschen die besondere Würde, über sich selbst zu verfügen und Herr seiner Handlungen zu sein. In der freien Entscheidung für das Wahre und Gute verwirklicht der Mensch sein eigenes Sein und erfüllt sein Wesen. Aus dem innersten Kern des eigenen Ich heraus etwas wollen und tun, ohne äußeren Zwang, das ist wahre Freiheit und Grundlage der echten Persönlichkeit. Das Bewußtsein, frei handeln zu können, ist für den Menschen die Hauptkraft seiner Lebensführung; sie befähigt ihn zu den größten Opfern und Mühen und beflügelt all seine Schritte. Darum ist sie vor Gott heilig, der sie uns gab, damit er von freien Geschöpfen verherrlicht werde. Welchen Wert hätte auch ein erzwungener Gehorsam?! Darum ist die Kirche stets für die wahre Freiheit eingetreten und hat für sie gekämpft gegen jene, die dem Menschen dieses Vorrecht in der Lehre oder in der Tat abstreiten wollten.

Wahre Freiheit ist nicht Ungebundenheit. Wer sich von jeder Bindung freimachen will, der wird zum Sklaven seiner blinden Triebe und Neigungen. Die Grenzen, die unserer Freiheit gezogen sind, bedeuten keine Zuchthausmauern, sondern nur Dämme gegen die Wildwasser menschlicher Willkür und Leidenschaft. Alle unsere Handlungen müssen der Erreichung unseres ewigen Zieles dienen, sie dürfen uns nicht zum Sklaven irgendeines Geschöpfes machen. Im Geiste der Liebe müssen wir Rücksicht nehmen auf die Schwachheit anderer, damit wir nicht Anstoß erregen. „Alles ist mir gestattet, aber nicht alles frommt; alles ist mir gestattet, aber ich darf mich von nichts beherrschen lassen (1. Kor 6, 12)." — „Brüder, ihr seid zur Freiheit berufen. Aber mißbraucht die Freiheit nicht zum Dienst des Fleisches. Dienet vielmehr einander in Liebe (Gal 5, 13)." — „Obwohl ich in jeder Hinsicht frei bin, habe ich mich doch zum Knecht aller gemacht, um recht viele zu gewinnen (1. Kor 9, 19)." Der echt christliche Geist besteht darin, daß man das Gesetz nicht aus äußerem Zwang erfüllt, sondern aus innerer Freiheit, aus Liebe und Freude. „Wer seinen Blick versenkt in das vollkommene Gesetz der Freiheit und darin verharrt, nicht als vergeßlicher Hörer, sondern als Vollbringer im Werke, der wird selig sein in seinem Tun (Jak 1, 25)." Es gibt keine Freiheit von Bindungen, sondern nur eine Freiheit zum Wahren und Guten. Darum lehrt uns die Kirche beten: „Gott dienen heißt herrschen." Wer Gott und seinen rechtmäßigen Stellvertretern gehorcht, der wird Herr über das niedere Ich und über die Herzen der anderen. Denn er nimmt teil an der Macht desjenigen, der „gehorsam wurde bis in den Tod, den Tod am Kreuze (Phil 2, 8)", und darum einen Namen erhielt, in dem sich jedes Knie beugt. Wie Christus dem Vater, so hat die Kirche Christus zu gehorchen und die Gläubigen wiederum der Kirche und der von ihr verkündeten Heilsbotschaft (vgl. Röm 10, 16). „Obwohl Sohn Gottes, hat er doch den Gehorsam gelernt aus dem, was er gelitten. Und so vollendet, war er allen, die ihm gehorchen, Urheber ewiger Erlösung (Hebr 5, 9)."

Nachdem Christus die ihm vom Vater gegebene Sendung auf die Apostel übertragen (vgl. Joh 20, 21) und ihnen seinen Beistand und den Beistand des Heiligen Geistes bis zum Ende der Weltzeit zugesichert hat, ist die Gehorsamspflicht gegen Christus auch zur gleichen Verpflichtung gegenüber den Aposteln und ihren rechtmäßigen Nachfolgern geworden. Die Autorität der Kirche und die ihr geschuldete Unterwerfung beruht also wesentlich auf der Sendung Christi und auf dem Beistand des Heiligen Geistes. Papst Pius XII. sagt in seiner apostolischen Ermahnung „Menti

Nostrae" vom 23. September 1950: „In unserer Zeit, wo die Grundlagen der Autorität schwer erschüttert sind, ist es eine unabdingbare Notwendigkeit, daß der Priester sich an die eindeutigen Vorschriften des Glaubens hält und eben diese Autorität anerkennt und in geziemender Weise befolgt, nicht nur als sicheren Schutz in religiösen und sozialen Belangen, sondern auch als Grundlage seiner persönlichen Heiligung. Während die Feinde Gottes sich mit verbrecherischer List bemühen, die maßlosen Begierden der Menge aufzustacheln um sie dadurch zu verlocken, sich gegen die Gebote der Kirche aufzulehnen, drängt es Uns, alle jene Priester in ihrem ständigen Kampf gebührend zu loben und väterlich zu bestärken, die dadurch, daß sie ihren christlichen Gehorsam offen bekannt und ihre uneingeschränkte Treue gegenüber Christus und der von ihm eingesetzten Autorität bewahrt haben, ‚gewürdigt wurden, für Christi Namen Schmähungen zu erleiden' (Apg 5, 21), und nicht nur Schmähungen, sondern Verfolgung, Kerker und sogar den Tod."

Mit dem Gehorsam und der Ehrfurcht vor seiner Kirche verbindet der Katholik und vor allem der Priester die Sorge um die Reinheit im Glauben und um die Ehre seiner Kirche. „Laien und Priester tragen die Ehre der Kirche und die ihres Herrn Jesus Christus. In die Hände von Laien und Priestern hat Gott die Geschichte seiner Kirche gelegt. Laien und Priester tragen so gemeinsam eine ungeheure Verantwortung, daß nämlich das Reich Gottes nach außen wachse und nach innen immer blühender und strahlender werde. Das ist es ja auch, was der Heilige Vater, Papst Johannes XXIII., als Aufgabe des Konzils bezeichnet hat: die Kirche zu erneuern und so strahlend zu gestalten, daß die Menschen, die außerhalb stehen, auf sie aufmerksam werden und den Vater im Himmel preisen, ja, wenn es Gottes Wille ist, daß auf diese Weise ein Weg zur Wiedervereinigung der Christen geebnet werde" (Kardinal Frings: ‚Der Laie in der Kirche', S. 35. Fastenhirtenbrief 1962. Verlag I. P. Bachem, Köln.)

Mit Papst, Bischöfen und Priestern ist auch der Laie aufgerufen, zur Erneuerung der Kirche und zur Vertiefung des religiösen Lebens durch echte, sachliche Kritik beizutragen. Aber nur der hat ein Recht zur Kritik in der Kirche, der ehrfurchtsvoll und in bedingungsloser Treue zu ihr steht. Kardinal Frings sagt in seinem Fastenhirtenbrief von 1962: „Es gibt das Recht der innerkirchlichen Kritik, und, wie Ihr wißt, wird von diesem fleißig Gebrauch gemacht. Die Kirche ist kein totalitäres System, in dem derjenige immer recht hätte, der auf der höheren Sprosse der Stufenleiter steht. Und selbst der Heilige Vater ist nach der Lehre der Kirche nur unfehlbar, wenn er als oberster Hirt und Lehrer in Sachen des Glaubens und der Sitte eine Entscheidung gibt, die für die ganze Kirche bestimmt ist. Die Kritik in der Kirche aber muß getragen sein von der Ehrfurcht, sie muß Maß kennen und zusehen, daß ihre Freiheit ‚nicht etwa dem Schwachen zum Anstoß werde' (1. Kor 8, 9). Je mehr sie aber dem Erfordernis der Ehrfurcht Rechnung trägt, um so mehr darf sie in Freiheit erfolgen" (Fastenhirtenbrief, S. 13).

In dem ersten Grußwort des Kardinals Döpfner an seinen Klerus heißt es wörtlich: „Die Priester sollen ihren Bischof nicht einseitig in kühler, ehrfürchtiger Distanz sehen, etwa als den höchsten kirchlichen Chef (erlauben Sie diese etwas saloppe, aber dem Leben abgelauschte Redewendung), als den hieratisch fernen, hohen Liturgen oder auch als den letztlich verantwortlichen Oberhirten, der aber ganz hinter der bischöflichen Behörde zurücktritt. Wenn einmal der Bischof in pastoralen Dingen eine Linie vertritt, die Ihnen ungewohnt und verstiegen erscheint, dann urteilen Sie nicht gleich. Suchen Sie für sich allein und im echten, klärenden Gespräch zu verstehen, was gemeint ist! Die Zeit erlaubt uns nicht, daß wir erstarren, sondern verlangt eine

wache, aufgeschlossene Seelsorge. Sie sollen keine Befehlsempfänger sein. Ich sehe in Ihnen Mitarbeiter mit eigener Verantwortung und eigener Erfahrung. Darum bitte ich Sie recht herzlich: Warten Sie nicht in allem auf Weisung von oben! Von kirchlicher Gesinnung und im Geiste des Gehorsams stets geprägt, sollen Sie aus der vielschichtigen Situation der Seelsorge das erfassen, was die Stunde fordert, und handeln, wie Ihr Gewissen gebietet. Wahren Sie gegenüber dem Bischof und auch gegenüber seinen Mitarbeitern in der Diözesanführung männlich Offenheit und Wahrhaftigkeit. Man sagt, daß Geradheit eine Eigenschaft des bayrischen Stammes sei. Nun gut, bleiben Sie bei aller geziemenden Ehrfurcht in dieser Hinsicht echte Bayern! Beten Sie zu Gott, daß Ihr Bischof stets das offene Wort verträgt und den nüchternen Blick für solche bewahrt, die ihm zu Gefallen reden oder zu Gefallen berichten" (Herder-Korrespondenz, Febr. 1962, S. 195 und 197).

Kardinal Bea sagte am 15. Oktober 1962 zu den nichtkatholischen Beobachtern des II. Vatikanischen Konzils: „Meine Brüder in Christo, ich bitte Sie, uns Ihr volles Vertrauen zu schenken und ganz frei, insbesondere während der vom Sekretariat für Sie organisierten Sitzungen, alles zu sagen, was Ihnen mißfällt, uns Ihre Kritiken, Ihre Anregungen und Wünsche mitzuteilen. Natürlich kann ich Ihnen nicht versprechen, für jedes Problem eine Lösung zu finden, aber ich versichere Sie dessen, daß wir Ihnen für Ihr Vertrauen Dank wissen und daß wir uns bemühen werden, alles ehrlich in Christus zu überlegen und nach Kräften alles, was möglich ist, jetzt oder in Zukunft zu tun."

Aus diesen Worten der drei Kardinäle geht klar hervor, daß eine Kritik in der Kirche nicht verboten ist, sondern gewünscht wird. Es muß aber echte Kritik sein, die aus Ehrfurcht vor der Autorität Christi und aus ehrlicher Liebe zur Wahrheit stammt, die als notwendige Voraussetzung über hinreichende Sachkenntnis und klares Fachwissen verfügt und sich stets in den gebührenden Grenzen zu halten weiß. Kritik ist ihrem Wesen nach gerechte Beurteilung oder Wertung einer Person, einer Handlung oder einer Sache. Es gibt eine sachliche, gerechte, berechtigte, wohlwollende und aufbauende Kritik; sie geht hervor aus wahrer Liebe und großem Verständnis. Es gibt aber auch eine ungerechte, oberflächliche, leichtfertige, gehässige und niederreißende Kritik; sie geht hervor aus Neid und Haß.

Den Anlaß zur Kritik in der Kirche und an der Kirche bildet das Menschliche in der Kirche. Dabei vergißt man aber nur zu leicht, daß in der Kirche Göttliches und Menschliches aufs engste miteinander verbunden sind. Göttlich ist das innere Wesen der Kirche: ihr Stifter, ihre Lehre und ihre Heiligungskräfte. Dieses kostbare Erbe Christi hat der Herr selbst gegen Verfall und Entartung gesichert, es kann darum niemals Gegenstand der Kritik sein. Die Verwaltung seiner Gnadenschätze hat Christus in die Hände schwacher Menschen gelegt. Diese sind mit der Übernahme des ihnen verliehenen Amtes nicht von ihren natürlichen Schwächen und Fehlern befreit worden. Weil die Glieder der Kirche sittlich schwache Menschen sind, kann die Kirche nach außen nie ohne Makel sein. Weil es nun im Heiligtum der Kirche Menschliches neben dem Göttlichen gibt, können im Leben der Kirche auch Entwicklungen und Veräußerlichungen eintreten, die nicht zu billigen sind. Es kann vorkommen — und leider kommt es viel zuviel vor —, daß der gläubige Sinn der Menschen äußere Formen der Frömmigkeit mehr betont, als es mit dem Wesen des Christentums vereinbar ist. Immer und überall, wo man solche Dinge einseitig überbetonte, ist man im Irrtum steckengeblieben und einer Fehlentwicklung gefolgt.

In seinem Rundschreiben über den mystischen Leib Jesu Christi warnt Pius XII. die Gläubigen vor den Irrtümern, die von mancher Seite infolge einer willkürlichen Erforschung dieses schwierigen Gegenstandes nicht ohne Gefahr für den katholischen Glauben und ohne große Verwirrung der Seelen erwachsen. Einige Jahre später betont der Papst in seinem Rundschreiben über die heilige Liturgie noch einmal mit allem Ernst: „Wir müssen mit Besorgnis, ja mit Furcht wahrnehmen, daß einige zu neuerungssüchtig sind und vom Weg der gesunden Lehre und Klugheit abweichen." In dem Rundschreiben über die heilige Jungfräulichkeit verwirft Pius XII. die Irrtümer, die oft über Jungfräulichkeit und Zölibat unter dem falschen Schein des Wahren vorgetragen werden. Zahlreich sind heute die modernen Irrtümer über den Sinn und die Bedeutung der christlichen Ehe. Alles das ist möglich, weil Menschliches sich im Heiligtum der Kirche findet, besonders nach großen wirtschaftlichen, sozialen, politischen und kulturellen Erschütterungen, wie wir sie nach dem zweiten Weltkrieg mit seinen furchtbaren Zerstörungen auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens erfahren.

Darum ist echte Kritik an dem Menschlichen in der Kirche heute notwendig. Diese Kritik hat aber nur dann einen Sinn, wenn sie aus wahrer Liebe hervorgeht und klar aufzeigt, worin die modernen Irrtümer bestehen, wie Mißstände beseitigt und Fehler verbessert werden können. Selbstverständlich gelten für die Kritik an der Kirche alle jene Gesetze, wie sie für jede Kritik zu gelten haben.

Das erste Gesetz für jede gesunde Kritik ist aufrichtige Selbstkritik. Weil echte Kritik aus wahrer Liebe hervorgeht, steht sie unter dem Gesetz, daß jede geordnete Liebe des Menschen bei sich selbst anfängt. Wir alle, Priester und Laien, sind Glieder am mystischen Leib Jesu Christi. Er ist unser Haupt. Wenn wir ehrlich sind vor Gott und uns selbst, dann müssen wir zuerst an unsere eigene Brust schlagen, um unsere Schuld zu bekennen. Wenn wir, Priester und Laien, nicht nur zur Kirche gehören, sondern die Kirche sind, dann wollen wir in Demut und Reue bekennen, was wir gefehlt und gesündigt haben. Wir müssen eingestehen, daß wir selbst, obwohl Glieder der Kirche, teilhaben an den Menschlichkeiten in der Kirche. Darüber dürfen wir uns nicht wundern. Denken wir doch nur daran, daß menschliche Schuld einen Platz selbst in der unmittelbaren Nähe des Heilandes gefunden hat. Wie oft mußte der Herr seine Apostel über ihren weltlichen Sinn, über ihre Eifersucht selbst noch im Abendmahlssaal zurechtweisen. Judas hat seinen Herrn und Meister verraten, der Felsenmann Petrus hat ihn verleugnet. Denken wir daran in Demut, aber auch mit Vertrauen, daß Petrus auf dem päpstlichen Stuhl nicht nur Nachfolger gefunden hat in der reinen Lehre, in der Verteidigung des Rechtes, in der Forderung der Heiligkeit, sondern auch Nachfolger in der Sünde. Menschlichkeiten werden wir nie ganz aus der Kirche entfernen können. Wir müssen das versuchen und mit allen Kräften erstreben. Jeder von uns muß da zuerst bei sich selbst anfangen und darf in diesem Streben nicht erlahmen. Es wird immer ein Ideal bleiben, das wir nie ganz verwirklichen können, weil die Kirche eine Gemeinschaft von schwachen Menschen ist. Deshalb wird sich auch immer Menschliches in der Kirche finden.

Ernst warnt Christus jeden Menschen vor freventlichem Urteil: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet. Denn mit dem Urteil, mit dem ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden, und mit dem Maß, mit dem ihr messet, wird euch gemessen werden. Was siehst du aber den Splitter in dem Auge deines Bruders, und den Balken in deinem Auge bemerkst du nicht (Mt 7, 1—3)?" Im öffentlichen und privaten Leben erfahren wir es fast täglich, daß unreife Menschen — leider nicht nur junge —, die

selbst noch nicht viel geleistet haben, ungerechte, oberflächliche, leichtfertige, gehässige und niederreißende Kritik üben. Fast jeder Satz aus ihrem Munde beweist ihren Mangel an Beherrschung des Stoffes, Mangel an gründlichem Wissen und an Menschenkenntnis. H. Leuthold schreibt: „Du mußt, eines Menschen Wert zu erfassen, ihn erst über andre urteilen lassen." Durch unsachliche, oberflächliche Kritik hat der Unreife sich selbst sein Urteil gesprochen. Wann hört man je: „Darüber habe ich kein Urteil" oder „Ich enthalte mich des Urteils, weil mir das Wissen und die Erfahrung fehlen"? Wie selten hört man den Satz: „Ich lasse mich gern eines Besseren belehren." Wer selbst ein Neuling ist und unerfahren, meint gerne, auch die Welt habe soeben erst angefangen und es gäbe darum überhaupt keine Erfahrung. Darum läßt sich auch ein Jugendlicher vom Vater und von der Mutter oft nichts sagen, obwohl sie, wie er, die gleichen Dinge längst erlebt haben. Er meint, „als ihr noch jung wart, war doch die Zeit ganz anders"! Ja, manches war anders, aber doch nicht alles. Gewiß, die Welt hat ein neues Gesicht bekommen; im Grunde aber ist sie die alte geblieben und wird sie immer bleiben. Das Wesen der menschlichen Natur bleibt, auch die Erbsünde mit ihren bösen Folgen. Es bleiben ihre Folgen für Verstand und Willen, ob ich das wahrhaben will oder nicht. Nur die äußere Lebensweise und die äußeren Formen haben sich geändert. Aber die tiefen und tiefsten Schichten des Menschen werden nie anders, sonst wäre er ja kein Mensch mehr.

Es versteht sich von selbst, daß wir an die Kirche als göttliche Stiftung höhere Anforderungen stellen dürfen als an rein weltliche Institutionen. Wir verstehen es auch, daß man an die Diener des Heiligtums einen strengeren Maßstab anlegt als an die Menschen der Welt. Wir können es auch verstehen, daß die Diener des Heiligtums diese sittliche Forderung zuweilen schmerzlich empfinden. Denn schließlich ist auch der geweihte Priester ein Mensch mit menschlichen Schwächen, wie Paulus sagt „aus den Menschen genommen und für die Menschen bestellt in ihren Anliegen bei Gott (Hebr 5, 1)". Priester und Ordensleute stehen nun einmal im Lichte der Öffentlichkeit, und da gilt auch von ihnen das, was Lukas über das Verhalten der Pharisäer zu Christus sagt: „Sie gaben genau auf ihn acht" (Luk 14, 1). Dabei bleibt aber für jeden die schwere Pflicht bestehen, daß er vor der Kritik an der Kirche sich selbst zuerst fragt: „Was habe ich schon für die Heiligkeit der Kirche getan, oder wo habe ich mich gegen die Heiligkeit der Kirche verfehlt?" Wer sich ehrlich diese Frage beantwortet, wird sich nicht so leichtfertig als Richter über die rechte Gesinnung anderer Menschen aufwerfen.

Das zweite Gesetz einer echten Kritik ist das Gesetz der Wahrheit. Wahrheit fordert von den Menschen Wahrhaftigkeit. Der wahrhafte Mensch wird keine Kritik üben an Mißständen, an Fehlern, an Sünden, die nicht bewiesen sind. Ein Katholik, der die Kirche liebt wie seine Mutter, wird alle sogenannten „kritischen" Bemerkungen der kirchenfeindlichen Presse mit großem Mißtrauen aufnehmen, weil diese Presse nur zu oft falsch über die Kirche berichtet, Wahres geschickt mit Falschem vermengt oder die Sache falsch deutet und ohne Beweis niedrige Gesinnung annimmt. Leider gibt es heute erschreckend viele Egoisten, die nur ihre Interessen, ihre Sorgen kennen; sie haben keinen Sinn für soziale Gerechtigkeit. Ihr kleines Ich ist der einzige Maßstab für alles Wahre und Gute. Deshalb beklagt man sich heute darüber, daß so viele sich mit einem sogenannten Kirchenchristentum begnügen und das praktische Tatchristentum vermissen lassen. In ihrem ganzen Frömmigkeitsstreben denken sie nur an die eigene Person oder bestenfalls an die nächsten Verwandten oder einige Freunde; weiter reicht ihre christliche Nächstenliebe nicht. Diese Engherzigkeit ist eine Ver-

fälschung der Grundwahrheit des Christentums. Denn die wahre Christengemeinde ist ihrer Natur nach Liebesgemeinschaft. Die Kirche ist der mystische Leib Christi. Er ist das Haupt, der Heilige Geist die Seele dieses Leibes, und wir sind die lebendigen Glieder an diesem Organismus. Mit dieser Wahrheit hat schon Paulus den Egoismus und die Zwietracht in den ersten christlichen Gemeinden bekämpft. „Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; wenn ein Glied ausgezeichnet wird, so freuen sich alle mit. Ihr aber seid Christi Leib, einzeln genommen dessen Glieder" (1. Kor 12, 26f.). Diese Grundwahrheit des Christentums wird entstellt und verfälscht durch den krassen Egoismus vieler Katholiken.

Unter den Sünden gegen das achte Gebot findet sich nicht nur die Verleumdung, sondern auch die Ehrabschneidung. Wir dürfen den guten Ruf eines Menschen nicht schädigen, auch nicht durch Aussage von wahren Fehlern, solange diese nicht bekannt sind. Die Ehrabschneidung besteht ja darin, daß man wahre Fehler eines Menschen oder einer Gemeinschaft ohne Notwendigkeit offenbart. Jeder hat das Recht auf seinen guten Ruf. Dieses Recht wird verletzt durch Ehrabschneidung. Wer echte Selbstkritik besitzt, hält sich frei von Ehrabschneidung, wenn er Kritik üben will an der Kirche. Wer das Recht seines Mitbruders auf den guten Ruf verletzt hat, rechtfertigt sich gern mit den Worten: „Ich habe doch nur die Wahrheit gesagt, und ich meine es doch gut." Er ist fest davon überzeugt, daß er vom guten Geist beseelt ist; er ahnt aber nicht, daß er ein Opfer der Selbsttäuschung geworden ist. Schon Thomas von Kempen sagt: „Schwer ist es, dem Wahren nach zu urteilen, ob ein guter Geist oder ein fremdartiger dich antreibt, dieses oder jenes zu verlangen, oder auch, ob du von dem eigenen Geist dazu veranlaßt werdest" (Nachfolge Christi, 3, 15). In den Regeln für die Unterscheidung der Geister macht der heilige Ignatius auf die Tatsache aufmerksam, daß der Teufel gerade die Eifrigen unter dem Schein des Guten zu versuchen pflegt (Exerzitienbüchlein, Nr. 332). Wie viele sahen sich schon getäuscht, die anfangs von einem guten Geist geleitet zu sein glaubten.

Und noch drittes Gesetz der gesunden Kritik. Sie ist nicht vor jedem Forum und vor allem nicht in der Öffentlichkeit angebracht. Schon Paulus tadelt die ersten Christen, weil sie in Uneinigkeiten ihr Recht bei den Heiden gesucht hatten (vgl. 1, Kor 6, 1—6). Wenn es einmal in einer Familie, einer Gemeinschaft Streit gibt — er kommt auch in guten Familien vor —, dann gilt es als unfein, ja als unrecht, mit diesen Familienstreitigkeiten in die Öffentlichkeit zu gehen. Die Kirche ist die Familie Jesu Christi. Ein treuer Sohn der Kirche wird nicht über seine Mutter, auch wenn er an dieser Mutter Fehler und Mängel findet, draußen in der Welt über sie klagen. Die Liebe zur Kirche verlangt, daß man die Kritik zunächst bei der Kirche selbst anbringt, freimütig, offen, wahr, ohne Furcht, aber mit geziemender Ehrfurcht, wie es die Kardinäle Frings, Döpfner und Bea gewünscht haben. Nur dann wird die Kritik das erreichen, was sie erreichen will und soll, nämlich die Menschlichkeiten in der Kirche mehr und mehr zu mindern und die Kirche der Heiligkeit näherzubringen.

Am Dogma entzündet sich die meiste Kritik gegenüber der katholischen Kirche. So zeigt sich an der Einstellung zum Dogma am deutlichsten das Verhältnis der einzelnen zur Kirche überhaupt. Falsch verstandenes Dogma führt unweigerlich zu einem Mißverstehen der Kirche, zu einer schiefen Haltung ihr gegenüber, wenn nicht gar zu einer bitteren Ablehnung. Das rechte Verstehen des Dogmas ist darum von entscheidender Bedeutung für jeden Katholiken. Nicht der Kampf gegen den Protestantismus hat Ignatius die Feder geführt, als er die Regel über die kirchliche Gesinnung

schrieb, sondern die Gefahren in der Kirche, ein Zuviel und ein Zuwenig, das zu jeder Zeit die religiöse Haltung der Gläubigen bedroht. Das Zuviel der Hypermystik, die Ignatius in den Alumbrados vor sich sah, und das Zuwenig des falschen Humanismus, der ihm in Erasmus entgegentrat. Ihnen, die noch kirchlich sein wollten, aber nur halb, stellt er die ganze Gesinnung kindlicher Liebe gegenüber: im kirchlichen Leben, im Gehorsam gegen die Autorität und in den Glaubensfragen. Diese Regel über die kirchliche Gesinnung gilt auch heute noch voll und ganz, sie erfüllt alle mit neuer Liebe zur Kirche, der Mutter und Lehrmeisterin aller Völker. Dieser Geist beseelt alle Vorträge, die Kardinal Bea in den letzten Jahren mit so großem Erfolg in Deutschland und Österreich, in der Schweiz und in Frankreich gehalten hat. Dieser Geist aufrichtiger Liebe und rechten Verstehens schafft auch das günstige Klima zu einem fruchtbaren Gespräch mit Andersdenkenden und Andersgläubigen.

Wenn alle, Priester und Laien, sich ernstlich bemühen, im Geiste reiner Liebe immer mehr über die menschlichen Schwächen und Mängel hinauszuwachsen, dann wird sich auch das Menschliche in der Kirche verringern und die Kirche unter den Menschen so dastehen, wie der Apostel sie als Stiftung Christi gezeichnet hat: „Christus hat die Kirche geliebt und sich selbst für sie hingegeben, um sie zu heiligen, indem er sie reinigte im Wasserbade durch das Wort. Herrlich wollte er die Kirche für sich selbst darstellen, ohne Makel, ohne Runzel oder andere Fehler: heilig sollte sie vielmehr sein und ohne Fehl“ (Eph 5, 26f.).

Essen Bernhard van Acken

Die Heilige Schrift und die Tradition[1]). Die Konzilsdiskussion im November 1962 über das Schema „Von den Quellen der Offenbarung“ stand nicht zuletzt auch im Schatten der Arbeiten des Tübinger Dogmatikers Geiselmann zum Traditionsbegriff. Anregungen vor allem von E. Ortigues[2]) aufgreifend, hatte er in einer Reihe von Veröffentlichungen in den letzten Jahren eine Neuinterpretation des Trienter Dekretes über Schrift und Überlieferung vorgetragen, wonach dieses Dekret keineswegs, wie die gängige Auslegung behauptete, eine Verteilung der Offenbarungswahrheiten auf Schrift und Überlieferung als zwei getrennt nebeneinander bestehende „Offenbarungsquellen“ lehre, sondern durchaus die Möglichkeit einer materialen Suffizienz der Schrift offenlasse. Trient habe auf eine Bestimmung des Verhältnisses von Schrift und Überlieferung verzichtet, um statt dessen unter dem Eindruck der Opposition mehrerer Väter gegen das aufteilende Denken alle Wege offenzulassen, eben auch den einer materialen Suffizienz der Schrift, die Geiselmann sorgfältig von einem formalen Schriftprinzip unterscheidet.

In seinem 1959 abgeschlossenen, aber erst 1962 unmittelbar zu Beginn des Konzils erschienenen Werk begründet und präzisiert Geiselmann diese These von neuem und stellt sie zugleich in einen umfassenden spekulativen und historischen Rahmen, so daß geradezu so etwas wie eine Summa de traditione entstanden ist. Ein „Präludium“ (11—32) stellt in meisterlicher Weise die biblischen Grundlagen des Überlieferungsbegriffes heraus. Zum besten des ganzen Werkes wird man die folgende spekulative Analyse des allgemein-menschlichen Phänomens „Tradition“ rechnen (33—83). Sicher wird man dagegen einwenden können, daß die christlichen Wirklich-

[1]) Josef Rupert Geiselmann, Die Heilige Schrift und die Tradition. Zu den neuen Kontroversen über das Verhältnis der Heiligen Schrift zu den nichtgeschriebenen Traditionen. (287.) Herder 1962 (= Quaestiones disputatae, hrsg. v. K. Rahner und H. Schlier, 18).

[2]) In: Recherches de science religieuse, Paris 1949.

keiten nicht das Besondere zu einem Allgemeinen, sondern sui generis sind, und daß es daher gefährlich scheinen kann, sie von ihrem „Ansatzpunkt" im Menschlichen überhaupt aus deuten zu wollen. Aber indem Geiselmann die Verankerung aller Gotteserkenntnis in irgendeiner Form von Offenbarung aufzeigt, überwindet er die hier lauernde Gefahr, ohne dabei in den andern Graben eines extremen Traditionalismus zu fallen. Der Hauptnachdruck des Werkes liegt freilich auf der nochmaligen Darstellung der Lehre von Trient und besonders der einschlägigen Auffassungen der maßgebenden Theologen im Umkreis des Konzils (Driedo, Cano, Canisius, Bellarmin), wobei Geiselmann nicht versäumt, mit Humor und Sachkenntnis zu den von ihm abweichenden Thesen anderer Gelehrter — besonders Lennerz und Beumer — Stellung zu nehmen. Eine äußerst geraffte Darlegung der gesamten vortridentinischen Überlieferung hinsichtlich des Traditionsbegriffes beschließt das Ganze (222—281). Das endgültige Ergebnis, zu dem sich Geiselmann durch alle diese Überlegungen geführt findet, lautet: Die Schrift ist inhaltlich suffizient, was den Glauben angeht. Hier hat die Überlieferung nur interpretative Funktion, es gilt die Formel „totum in sacra scriptura et iterum totum in traditione". Was hingegen die mores et consuetudines der Kirche anlangt, so ist hier die Schrift insuffizient „und bedarf zu ihrer inhaltlichen Ergänzung der Tradition, die in diesem Falle traditio constitutiva ist. Hier gilt . . .: partim in sacra scriptura, partim in sine scripto traditionibus . . ." (282).

Diesem Ergebnis wird man grundsätzlich zustimmen können, wobei freilich das Problem bleibt, ob die Fragestellung, die dahintersteht, wirklich dem Sachverhalt adäquat ist oder nicht doch schon eine etwas zu weitgehende Materialisierung und Intellektualisierung des Offenbarungsbegriffes einschließt; die Auffassung der Offenbarung als eines Schatzes von „suffizient" mitteilbaren Wahrheiten, die doch wohl im Hintergrunde steht, ist jedenfalls gewiß nicht unproblematisch. Sodann muß aber auch gesagt werden, daß unbeschadet der außergewöhnlichen Erudition, von der besonders die historischen Abschnitte des Werkes Zeugnis ablegen, gerade in diesem Teil eine Reihe von Fragezeichen gesetzt werden muß. Zunächst zeigen sich schon gewisse Unausgeglichenheiten im äußeren Aufbau. Das Thema von Abschnitt elf berührt sich so eng mit demjenigen von Abschnitt fünf, daß beide unbedingt hätten zusammengelegt werden müssen; kleinere Überschneidungen finden sich auch in der mehrfachen Darstellung von Melchior Cano (99—107; 113 ff.) und von Driedo (111 f. und 166—180). Für den Leser und darüber hinaus für die Sache selbst am störendsten wirkt jedoch die Unausgeglichenheit zwischen dem achten und zehnten Abschnitt, wovon der eine die „Tradition über die materiale Suffizienz der Heiligen Schrift mit Bezug auf den Glauben" (222—249), der andere die „Tradition über die inhaltliche Insuffizienz der Heiligen Schrift mit Bezug auf die mores und consuetudines der Kirche" (257—273) entfaltet. Insofern ist es von der Themenstellung her zunächst durchaus legitim, daß beide Male die ganze Reihe der christlichen Überlieferung mit einer je verschiedenen Fragestellung abgeschritten wird. Dem aufmerksamen Leser wird jedoch nicht entgehen können, daß zwischen beiden Kapiteln in Wahrheit mehrfach ein sachlicher Widerspruch besteht. Das gilt für die Ausführungen über Tertullian (223 ff.: 258 f.), wenn 225 die inhaltliche Suffizienz der Schrift in Sachen des Glaubens behauptet, 258 aber mitgeteilt wird, daß sich die Tradition auch auf die Wahrheit des Glaubens und auf die Lehre bezieht. Es gilt für Duns Scotus (232 f.: 263), der zuerst als Vertreter der Schriftsuffizienz figuriert, von dem aber an der zweiten Stelle gesagt wird, daß er im Verlauf seines Sentenzenkommentars diese Meinung habe fallenlassen. Ein offener Widerspruch ähnlicher Art findet sich auch in der zweimaligen

Darstellung Thomas Netters (105 f.: 268 f.) und in derjenigen von Wilhelm Occam (237: 256). Wenn man eine Reihe von mehr oder minder beiläufig gebotenen Materialien des zehnten Abschnitts zusammennimmt, schmilzt aber auch die Sonderstellung des Marsilius von Inghen und des Heinrich Totting von Oyta zusammen, die in einem eigenen (neunten) Abschnitt als der „Übergang von der inhaltlichen Suffizienz zur Insuffizienz der Schrift" geschildert werden (250—256), es zeigt sich vielmehr, daß beide durchaus in der Theologie ihrer Zeit stehen und lediglich durch Nuancen von anderen unterschieden sind. Desgleichen wird man dann den von Cano und Canisius getanen Schritt kaum noch für so weitgehend halten können, wie Geiselmann dies tut (113—115).

Auch bei einigen anderen Einzelinterpretationen drängen sich Zweifel auf. Ungenau erscheint es, wenn Seite 121 gesagt wird, die beiden Canisius-Katechismen von 1555 und 1556 behaupteten eine doppelte Daseinsweise des credendum: partim scriptum, partim non scriptum. Der angeführte Text lehrt vielmehr eine vierfache Daseinsweise (im Symbolum; in der Schrift; in dem, was aus beidem gefolgert werden kann; in der Belehrung der Kirche durch den Heiligen Geist) — das sollte man so stehen lassen, selbst wenn es unsern heutigen Alternativen wenig entspricht. Andererseits scheint mir der Umschwung, den Geiselmann in den späten Werken des Canisius feststellen will (130 ff.; vgl. 181; 221), nicht bewiesen. Der Übergang von einer Basilius-Übersetzung, die partim-partim sagt zu einer andern, die quaedam-quaedam schreibt, kann eine so weitgehende These gewiß nicht tragen, zumal Geiselmann selbst Seite 172 f. das quaedam-quaedam Driedos mit einem (hier in bezug auf die consuetudines gesagten) partim-partim gleichsetzt. Wenn man diese Sachverhalte im Auge behält, wird man den Abstand Bellarmins, dem Geiselmann ein polemisches Sola traditio zuschreibt (184; 193; 205), von den übrigen Theologen seiner Zeit nicht so groß finden können, wie er streckenweise in der Darstellung des Tübinger Gelehrten erscheint. Die Seite 217 berichtete Formel des großen Jesuitentheologen, in der Schrift sei non omnia absolute, sondern nur omnia dicta et facta Christi in hinreichender Weise niedergelegt, ist doch nicht allzuweit entfernt von der Seite 175 f. mitgeteilten Auslassung Driedos, man müsse nicht annehmen, daß in den vier Evangelien die Lehre Christi palam, dilucide et sufficienter ausgedrückt sei, man könne aber konzedieren, daß die in den kanonischen Büchern ausgedrückte Lehre Christi und der Apostel uns in genügender Weise belehre, „continens omnia dogmata ad salutem humani generis necessaria". Sicher sind die beiden Standpunkte nicht einfach identisch, aber ob der Unterschied zwischen beiden in der Suffizienzfrage groß genug ist, um Bellarmin als Vertreter einer ganz neuen Position erscheinen zu lassen (zum Beispiel 221), dürfte doch fraglich sein.

Einer gewissen Korrektur bedarf endlich auch das Schlußurteil über Heinrich Totting von Oyta. Wenn Geiselmann in dessen an Joh 16, 12 angeschlossener These von „Offenbarungen" die Zeit der Kirche hindurch eine durch Marsilius von Inghen vorbereitete gefährliche Aufweichung des Offenbarungsbegriffes sieht, so wäre daran zu erinnern, daß Marsilius und Totting hier nur letzte Ausläufer einer auf Augustinus (und in gewissem Sinn auf Benedikt) zurückreichenden Offenbarungsterminologie sind, die das ganze Mittelalter hindurch gang und gäbe war, wie J. de Ghellinck mit einer Unmenge von Material dargetan hat[3]), eine Terminologie, die übrigens auch

[3]) In: Grabmann-Festschrift [1935] 403—426; vgl. meine Abhandlung Offenbarung — Schrift — Überlieferung, in: TThZ 67 [1958] 13—27.

noch in den Trienter Diskussionen (besonders in den Reden des Kardinals Cervini) eine Rolle spielte und sich auch bei Canisius (vgl. bei Geiselmann 120 die vierte Art von Glaubenswahrheiten: quae Spiritus Sanctus credenda nobis revelat pronuntiatque per ecclesiam) und in einem freilich sehr verdünnten Nachhall bei Driedo aufweisen läßt (Text bei Geiselmann 176, Anm. 28).

Mit dem eben Gesagten hängt eine letzte Frage zusammen, die zugleich an den Ausgangspunkt dieser Überlegungen zurückführt. Es fällt auf, daß Geiselmann der Analyse der Trienter Debatte über den Traditionsbegriff einen verhältnismäßig bescheidenen Raum widmet und sie fast ganz auf die Einwände von Nacchianti und Bonuccio reduziert, die um die Anerkennung der materialen Suffizienz der Schrift und gegen das partim-partim (wie gegen „par pietatis affectus") kämpften. Liest man einmal die Akten des Konzils, so stellt man fest, daß die Reden Nacchiantis und Bonuccios nur einen verhältnismäßig bescheidenen Raum in der Gesamtdiskussion einnehmen, jedenfalls nicht die zentrale Stellung, die man von Geiselmanns Publikationen her vermuten müßte. So drängt sich die Überlegung auf, ob Geiselmanns Fragestellung wirklich den Nerv der Trienter Diskussion trifft oder ob nicht eher damit eine uns wichtige, vom damaligen Ansatz her aber eher sekundär zu nennende Problematik verabsolutiert und so die historische Perspektive einigermaßen verschoben ist. Der Referent hofft, zu dieser Sache bald in einer eigenen Abhandlung ausführlich Stellung nehmen zu können. Tatsächlich dürfte hier der entscheidende Punkt in der Auseinandersetzung mit Geiselmanns Thesen liegen: in der Bemühung um Recht und Grenze seiner Fragestellung, in der bereits eine grundlegende Vorentscheidung mit eingeschlossen ist.

Wenn man von solchen Überlegungen her vermuten darf, daß die kommende Diskussion bei Geiselmann nicht haltmachen kann, sondern über ihn hinausführen muß, und wenn überdies im vorigen eine Reihe von Detailkritiken gegen seine letzte Arbeit vorgebracht wurde, so kann dies doch nicht den Sinn haben, das außergewöhnliche Verdienst des Tübinger Gelehrten in dieser Sache in irgendeiner Form zu schmälern. Es bleibt die große Leistung Geiselmanns, daß er der Frage nach dem Wesen der Überlieferung ganz neues Leben zugeführt und ihr einen historischen und sachlichen Tiefgang verliehen hat, der aus dem Gespräch um die Tradition die bedeutsamste theologische Diskussion der Nachkriegszeit werden ließ, die man der Debatte über die Mysterienlehre in den Vorkriegsjahren ebenbürtig an die Seite stellen kann. Insofern bleiben Geiselmanns Untersuchungen, ganz gleich wie man zu ihren Einzelheiten steht, in jedem Fall ein Markstein in der Theologiegeschichte des 20. Jahrhunderts und dazu ein Ausdruck eines „offenen Katholizismus", der Dank verdient.

Münster i. W. Joseph Ratzinger

Römische Erlässe und Entscheidungen

Bericht von Peter Gradauer

Das „Angelicum" wird „Universität". Mit dem Motuproprio „Dominicianus Ordo" hat Papst Johannes XXIII. zum diesjährigen Feste des heiligen Thomas von Aquino die theologische Hochschule der Dominikaner, die bisher den Titel „Pontificium Athenaeum Angelicum" führte, in den Rang einer päpstlichen Universität erhoben. Der volle Titel lautet von nun an: „Pontificia Studiorum Universitas a. S. Thoma Aquinate in Urbe." Die theologische Fakultät hatte bereits Gregor XIII. 1580 als „Kolleg des hl. Thomas" errichtet für die Alumnen des Domini-

kanerordens. Benedikt XIII. gestattete 1727 die Verleihung der akademischen Grade auch an externe Alumnen. Leo XIII. fügte zur theologischen Fakultät 1882 die philosophische und 1896 die kanonistische hinzu. 1909 wurde aus dem Kolleg das „Päpstliche Internationale Institut Angelicum" mit drei Fakultäten, die 1936 die Studienkongregation gemäß der Apostolischen Konstitution „Deus Scientiarum Dominus" bestätigte. In den letzten Jahren wurde innerhalb der philosophischen Fakultät das Institut für Sozialwissenschaften rechtsgültig errichtet mit der Vollmacht, die entsprechenden akademischen Grade zu verleihen, und außerdem eine Art theologisches Bildungswerk für Laien ins Leben gerufen. Das Angelicum ist nicht die erste derart ausgezeichnete Studienanstalt. Als erste Anstalt hatte Johannes XXIII. das „Athenaeum Lateranense", an dem er selber studiert und doziert hatte, zu einer „Pontificia Universitas" erhoben — bis dahin hatte nur die von den Jesuiten geleitete „Gregoriana" diesen Titel geführt —, und vor einiger Zeit war auch das Kolleg der „Propaganda Fide" in den Rang einer Universität erhoben worden (Motuproprio vom 7. März 1962; AAS, 1962, Nr. 4, S. 205—208).

Neuer Ablaß. JohannesXXIII. hat in der Audienz des Kardinal-Großpönitentiars vom 3. Jänner dieses Jahres folgende Anrufung mit Ablässen versehen: „O Maria, Mutter und Königin der christlichen Familien, bitte für uns!" Von allen Gläubigen kann gewonnen werden: 1. Ein unvollkommener Ablaß von 300 Tagen, so oft sie reumütigen Herzens obige Anrufung beten; 2. ein vollkommener Ablaß unter den gewöhnlichen Bedingungen einmal im Monat, wenn sie täglich einen ganzen Monat hindurch die Anrufung andächtig verrichten (Dekret der S. Paenitentiaria Apostolica vom 9. Jänner 1963; AAS, 1963, Nr. 1, S. 56).

Aus der Weltkirche

Von Norbert Miko

I. Das Konzil

1. Die Arbeit der verschiedenen Kommissionen. Entsprechend dem Willen des Heiligen Vaters, wie er ihn sowohl in seiner Schlußansprache vom 8. Dezember 1962 wie in seinem Brief „Mirabilis ille" vom 6. Jänner 1963 an die Bischöfe ausgedrückt hatte, haben sich die verschiedenen Kommissionen zu Arbeitssitzungen zusammengefunden. Mit besonderem Interesse werden natürlich die Arbeiten der sogenannten „Gemischten Kommission" verfolgt, die sich vor allem aus Mitgliedern der Theologischen Kommission unter dem Vorsitz von Kardinal Ottaviani und des Sekretariates zur Förderung der Einheit der Kirche unter dem Vorsitz des Kardinals Bea zusammensetzt, daneben aber auch noch Mitglieder der Kommission für die orientalischen Kirchen aufweist. Themen für die Sitzungen dieser Gemischten Kommission sind vor allem das Schema über die Offenbarung und über die Kirche. Themen also, die von zentraler Bedeutung für das ganze Konzil sind und über die sich bei der ersten Session die Gemüter erhitzt hatten. In einer Reihe von Sitzungen Ende Februar und Anfang März konnte der Wortlaut des neubearbeiteten Schemas über die Offenbarung fertiggestellt und einstimmig angenommen werden, nachdem Mitte Jänner über einen Punkt: über die Tradition, keine Übereinstimmung erzielt werden konnte. Als strittig galt vor allem die Frage, ob die Tradition Glaubensgut enthält, das nicht in der Heiligen Schrift enthalten ist. Das neugefaßte Schema weist nun ein Vorwort und fünf Kapitel auf: Offenbarung des Wortes Gottes; Inspiration und Interpretation; Altes Testament; Neues Testament; Die Heilige Schrift in der Kirche. Auch die Kommissionen für das Laienapostolat, für Seminarien, Studien und kirchliche Schulen sowie die Theologische Kommission hielten Sitzungen ab, so daß die Koordinierungskommission („Superkommission") in der Zeit vom 25. bis 29. März in acht Sitzungen eine Reihe von Schemata für die Herbstsession des Konzils vorbereiten konnte: über die Offenbarung; über die Glaubensunterweisung; über die Ausbildung der Priesteramtskandidaten, die Vervollkommnung des priesterlichen Lebens, die wissenschaftlichen Grundlagen der Seelsorge; über das Laienapostolat im allgemeinen, die Katholische Aktion; über das Verhältnis der Bischöfe zur römischen Kurie, die Stellung der Koadjutoren und Weihbischöfe, die Aufgaben der Bischofskonferenzen, die Diözesan- und Pfarrgrenzen. Andere Schemata betreffen die Stände der Vollkommenheit (Ordensleute; Ge-

sellschaften mit gemeinsamem Leben ohne Gelübde; Säkularinstitute). Ein Schema wurde von der Kommission für die orientalischen Kirchen vorgelegt: Probleme der verschiedenen unierten Ostkirchen, ihre Hierarchie, die Sakramentendisziplin und das Verhältnis zu den Orthodoxen. Zum Schluß kam die Rede auf die Präsenz der Kirche in der modernen Welt. Dieses Schema deckt sich fast völlig mit dem, was einige Tage später der Heilige Vater in seiner Enzyklika „Pacem in terris" verkündete. Die Vorlage befaßt sich mit dem Wert des Lebens und der Würde der menschlichen Person, mit der Kultur, der Freiheit, der sozialen Gerechtigkeit und dem Frieden. Ausgearbeitet wurde sie von einer Gemischten Kommission aus Mitgliedern der Theologischen Kommission und der Kommission für das Laienapostolat. Wir sehen an diesem einen Beispiel, wie sich die Konzilsarbeit schon jetzt befruchtend erweist, wie die Dinge zusammenhängen und wie das Konzil auch die kirchen-, ja die weltpolitischen Entwicklungen vorantreibt. Einem vielgenannten Anliegen entsprechend soll die Arbeit der Presseberichterstatter bei der zweiten Konzilssession wesentlich erleichtert werden. Das war Inhalt eines Berichtes des Konzilspresseamtes, der bei der letzten Sitzung der Koordinationskommission vorgelegt wurde. Die nächste Sitzung der Koordinationskommission wird stattfinden, wenn die einzelnen Kommissionen die Weisungen, die sie im Jänner von der „Superkommission" erhalten haben, ausgeführt haben. Augenblicklich tagt die Liturgische Kommission. Ihre Arbeiten sind am weitesten fortgeschritten, wenngleich es noch Fragen geben mag, die kontrovers sind. So soll dem Vernehmen nach im noch nicht abgestimmten zweiten Kapitel über die Eucharistie der Lehre von der Transsubstantiation kein einziger Satz gewidmet sein. Das Sakrament des Altares wird vielmehr eine „Repräsentation des Todes und des Sieges Christi" und „eine Wiederholung seines Gedächtnisses" genannt.

2. Die einzelnen Länder und Landesepiskopate und das Konzil. Es ist heute schon möglich, einen wenn auch oberflächlichen Blick auf die Reaktion einzelner Länder und Episkopate auf das Konzil zu werfen.

Was Italien betrifft, so kann gesagt werden, daß das Konzil für das italienische Volk sowohl wie für den Episkopat eine große Überraschung war. Die Italiener faßten das Konzil zunächst als „Spettacolo" auf, als ein Ereignis, das wie das Anno Santo oder ähnliche Gelegenheiten viele Fremde anlocken würde. Eine große innere Anteilnahme war nicht festzustellen, sie kam erst, als die Wahlen in die Kommissionen stattfanden. Deren Ergebnis faßte man als Beleidigung der italienischen Nation auf und die Pressestimmen waren dementsprechend. Auch die Auseinandersetzungen im Konzil wurden von dieser Sicht aus gewertet. Gerade die liberalen Kreise, denen die Religion ziemlich gleichgültig ist, warfen sich nun zu Hütern der konservativen Prinzipien auf! Als bemerkt wurde, daß in den Konzilsdebatten der italienische Episkopat sich mit Ausnahme einiger weniger, wie Ottaviani, Ruffini, Bacci, fast nicht zu Wort meldete, begründete das die liberale Zeitung „Il Tempo" damit, daß die italienischen Bischöfe eben mit der Seelsorge so beschäftigt gewesen waren, daß sie nicht Zeit für eine wissenschaftliche Vorbereitung auf das Konzil gehabt hätten, im Gegensatz zu den mitteleuropäischen Bischöfen! Für weite Kreise im italienischen Volk kam die Tatsache einer gründlichen und hartnäckigen geistigen Auseinandersetzung völlig überraschend. Man war dem Schlagwort „Roma locuta, causa finita!" zu sehr erlegen. Was vom Volk Italiens gilt, gilt mit Einschränkungen auch vom Episkopat. Man erwartete vielfach eine Neuauflage der römischen Diözesansynode. Und wenn nicht die „Transalpini" gewesen wären, wäre der Gang der Dinge auch so gekommen. Es darf aber nicht vergessen werden, daß der Papst und die römische Kurie für Italien eine ganz andere Rolle spielen als für die übrige katholische Kirche. Der Papst ist ja auch Primas von Italien, und die römischen Zentralbehörden üben hier mehr Aufsicht aus, so daß der italienische Episkopat untereinander weniger Verbindung hat als anderswo. Es ist bezeichnend, daß anläßlich des Konzils die erste gesamtitalienische Bischofskonferenz stattfand! Es kann bei der herrschenden Situation in Italien auch nicht wundernehmen, daß der Episkopat für viele Fragen, die in gemischtkonfessionellen Ländern auftauchen, weniger Verständnis hat. In der Frage der Liturgiesprache zum Beispiel betrachten die Italiener Latein als selbstverständlich — für sie ist es ja sozusagen auch die klassische Muttersprache —, Italienisch ist nur die lingua volgare, ein lateinischer Volksdialekt! Daß neben kirchlichen Interessen nationale Gefühle mitschwingen, ist klar. Insgeheim betrachtet man die Kirche als Fortsetzung des Römischen Reiches und alles, was als Angriff auf die „Reichseinheit" gedeutet werden könnte — Zurückdrängung der lateinischen Sprache oder Eindämmung des Wirkungsbereiches der römischen Zentralstellen oder das Verlangen nach Internationalisierung der Kurie —, wird sozusagen auch als persönliche Beleidigung der Italiener aufgefaßt. Der Graben zwischen dem katholischen Italiener und dem Andersgläubigen, dem Protestanten zum Beispiel, ist so weit, daß man bei Stellenbesetzungen eher einen Katholiken, der Kommunist ist, berücksichtigt, als einen gläubigen Waldenser. Daß es

bei einer solchen Lage auch für den Episkopat schwer ist, die Probleme, die die gemischtkonfessionellen Länder haben, zu erfassen, ist klar. Trotzdem hat die Gesamtheit der Bischöfe, wie die Abstimmung über das liturgische Schema gezeigt hat, sich den sachlichen Argumenten nicht verschlossen, wenngleich bei der Debatte von seiten der Italiener fast nur kritische Bemerkungen zu hören waren. Nicht zu vergessen ist die Tatsache, daß es in Italien an keiner einzigen Universität, auch nicht an der katholischen Herz-Jesu-Universität in Mailand, theologische Fakultäten gibt. Das Studium der Theologie ist also einzig und allein an den Diözesanseminarien bzw. an den päpstlichen Universitäten und Hochschulen in Rom möglich. Das bewirkt aber eine gewisse Ghettohaltung der Theologie im Rahmen der italienischen wissenschaftlichen Bestrebungen. Es darf nicht wundernehmen, daß die moderne Theologie, wie sie von Karl Rahner, Congar, Daniélou etc. vertreten wird, vielfach mißverstanden wird — ebenso die moderne Bibelwissenschaft, die ohne die Anregungen nichtkatholischer Forscher nicht zu verstehen ist! Daß im italienischen Episkopat aber Kräfte am Werke sind, die das Anliegen des Heiligen Vaters, die Anpassung der Kirche an die moderne Welt voranzutreiben, ernst nehmen, beweist der beschwörende Aufruf des Kardinals Lercaro von Bologna, die Kirche solle das barocke Gepräge ablegen und, wie es ja den Tatsachen entspricht, auch nach außen eine „arme", eine einfache Kirche werden.

In Österreich hat das Konzil von Anfang an größte Beachtung gefunden, sowohl in Klerus- wie in Laienkreisen. Der österreichische Episkopat hat sich auf dem Konzil zum Sprecher der Anliegen ihrer Gläubigen gemacht. Er konnte dies um so mehr, als die auf dem Konzil zutage tretenden Tendenzen völlig mit dem übereinstimmten, was die Meinung der österreichischen Bischöfe war. Vor allem ist zu bemerken, daß Österreich gerade auf dem liturgischen Gebiet seit Jahrzehnten führend ist und daß Bischof Zauner von Linz, der unter allen Kommissionsmitgliedern mit der größten Stimmenanzahl gewählt wurde, auf Grund der österreichischen Erfahrungen großen Einfluß auf das liturgische Schema ausüben konnte. In ihren Kommentaren, Vorträgen, Fastenhirtenbriefen kommen die Bischöfe auf die Freiheit zu sprechen, die bei den Konzilsdebatten herrschte, auf die Notwendigkeit, daß die Religion in der Sprache unserer Zeit verkündet werde, daß sie sich ihrer übernationalen Kräfte bewußt werde. Nicht vergessen wird der Kontakt mit den Bischöfen aus den Missions- und Entwicklungsländern, die Notwendigkeit, weltweit zu denken und zu handeln. Ein Zurückweichen hinter den 11. Oktober 1962 sei unmöglich.

Daß das Konzil in Deutschland größten Eindruck hervorrufen würde, war von Anfang an klar. Schon allein die ersten Hinweise, daß es sich um ein Unionskonzil handeln würde, mußte sowohl die Katholiken sowie die Protestanten aufrütteln. Wenn diese Gerüchte dann auch vom Heiligen Vater selbst widerrufen wurden, so war und blieb das ökumenische Anliegen doch eines der zentralen des Konzils. Die Berufung des deutschen Kurienkardinals Bea zum Vorsitzenden des Sekretariates zur Förderung der Einheit der Christen, die starke deutsche Vertretung in diesem Sekretariat bildeten naturgemäß ein Motiv für das deutsche Interesse am Konzil. Dazu kommt die starke deutsche Position in der neuen Theologie, vor allem in der Kontroverstheologie, im Bibelstudium etc. Die außerordentliche Durchschlagskraft der sogenannten „integrierten Liste" bei den Wahlen in die einzelnen Konzilskommissionen ist nicht zum geringsten dem Ansehen, aber auch der Hilfsbereitschaft der deutschen Kirche für die Entwicklungs- und Missionsländer zuzuschreiben. Der Gang des Konzils wurde für den deutschen Episkopat, wie für den österreichischen, eine Rechtfertigung seiner Haltung. Nach ihrer Rückkehr hoben die deutschen Bischöfe vor allem das Erlebnis der Begegnung mit dem Weltepiskopat hervor — nicht nur der Glaube, sondern auch die theologische Erkenntnis komme „ex auditu". Die einseitigen theologischen und pastoralen Auffassungen konnten im Gespräch miteinander revidiert werden. Stark im Vordergrund der Betrachtungen steht die Notwendigkeit einer verstärkten Hinwendung zur Bibel: „Was ergreift den Menschen? Die Sprache der Bibel." Immer wieder wird auf den Geist der Brüderlichkeit und Freiheit hingewiesen, der auf dem Konzil geherrscht hat, auf die väterliche Fürsorge des Heiligen Vaters um das Konzil. Breiten Raum nehmen die liturgischen Konzilsvorlagen ein. Man erwartet eine „durchsichtigere" Liturgie — ein größeres Eingehen auf die kulturellen Bedürfnisse der verschiedenen Völker und Rassen. Im Rahmen der Diskussionen um den Kirchenbegriff kommen verschiedene Bischöfe auf die Stellung des Bischofs im Rahmen der Kirche zu sprechen — weniger der rechtliche und theologische Aspekt als vielmehr die Auffassung des Bischofsamtes im mystischen Leib Christi steht im Vordergrund. Immer wieder ist die Rede vom Amt als Dienst! Die Auseinandersetzungen während der ersten Konzilssession werden als zum Konzil gehörig betrachtet. Man verweist auf das Apostelkonzil.

Mit sehr kritischen Augen wurde und wird das Konzil in Holland und Belgien verfolgt. Der Episkopat der beiden Länder ist auf dem Konzil immer wieder, und zwar in vorderster Front, für eine radikale Reform der Kirche eingetreten. Die Ausführungen des Bischofs von Brügge, de Smedt, in der 22. Generalkongregation am 19. November über die Diskussion mit den getrennten Brüdern (im Zusammenhang mit dem Schema über die Quellen der Offenbarung) waren geradezu klassisch und übten größten Einfluß auf die nachfolgende Abstimmung aus. Sie seien des allgemeinen Interesses willen kurz angeführt: Der Bischof sprach im Auftrag des Sekretariates zur Förderung der Einheit, um die Mißverständnisse auszuräumen, die sich sehr leicht mit dem Schlagwort von der „Notwendigkeit einer klaren Darlegung der heute durch viele Irrtümer gefährdeten katholischen Lehre" verbinden, von der nach dem Konzilspressebericht auch in dieser Sitzung wieder die Rede war. Bischof de Smedt formulierte die Frage: „Was ist gefordert, daß ein Schema in Stil und Inhalt der Verbesserung des Dialogs zwischen Katholiken und Nichtkatholiken dienen könne?" Er antwortete: Alle Christen glauben an Christus. Sie sehen in ihm ihr Heil und sind auf dem Wege zu ihm. Über den richtigen Weg zu Christus ist die Zwietracht entstanden, und diese widerspricht seinem Willen. Durch Jahrhunderte haben wir Katholiken geglaubt, es genüge, unsere Lehre klar darzustellen. Mit dieser Methode der klaren Darlegung der katholischen Lehre in der uns gewohnten Terminologie ist kein Fortschritt in der Wiederannäherung erreicht worden, sondern nur eine Anhäufung von Vorurteilen, Verdachtsmomenten und Polemiken. Der ökumenische Dialog muß darum besorgt sein, daß die Partner wirklich verstehen, was sie mit ihren Formulierungen sagen, und vor allem auch, was sie nicht sagen wollen. Der ökumenische Dialog besteht nicht in Gesprächen über die Wiedervereinigung nach Art eines Unionskonzils, sondern in aufrichtiger, objektiver, klarer und psychologisch richtiger Bezeugung des eigenen Glaubens. Diese Form der Bezeugung muß auch in den Konzilsdekreten zum Ausdruck kommen, wenn sie von ökumenischem Wert sein und der Absicht des Papstes entsprechen sollen. Es ist nicht leicht, die Konzilsdekrete in diesem Sinne gut zu verfassen. Es muß jeder Anschein von Indifferentismus ausgeschlossen werden. Die katholische Lehre darf weder verkürzt noch entstellt noch verhüllt werden. Eine ökumenische Sprache steht nicht im Widerspruch zu vollständiger und vollkommener Aussprache der eigenen Überzeugung; sie will ja den andern nicht täuschen. Dagegen stellt sie folgende Anforderungen an das Konzil:

1. Man muß die heutige Doktrin der Orthodoxen und Evangelischen kennen.
2. Man muß ihre Auffassung von der katholischen Doktrin kennen.
3. Man muß wissen, was nach ihrer Ansicht in der katholischen Lehre zu kurz kommt (zum Beispiel die Lehre vom Wort Gottes, vom allgemeinen Priestertum, von der religiösen Freiheit).
4. Man muß erwägen, welche Schwierigkeiten in unserer gewohnten theologischen Sprache liegen. Die biblische und patristische Sprache vermeidet Schwierigkeiten und Verwirrungen, die aus einer abstrakten, rein begrifflichen und scholastischen Terminologie entstehen.
5. Im Hinblick auf die Reaktion der getrennten Brüder muß äußerste Sorgfalt auf die Wahl der Worte, Bilder und Qualifikationen bei dogmatischen Aussagen verwandt werden.
6. Die dogmatischen Urteile müssen auf den Kontext geprüft werden, in dem sie den Andersgläubigen erscheinen.
7. Man soll sich auf überzeugende Zitate und Argumente beschränken.
8. Man soll jede unfruchtbare Polemik meiden.
9. Evidente Irrtümer müssen in einer Form zurückgewiesen werden, die niemanden beleidigt.

Dann bezog der Bischof diese Sätze auf das vorliegende Schema der Theologischen Kommission und erklärte: „Der Papst hat unserm Sekretariat den Auftrag erteilt, die anderen Kommissionen in Hinsicht auf die ökumenische Fassung ihrer Entwürfe zu beraten. Die Theologische Kommission hat aber unsere Mitarbeit abgelehnt. Das Ergebnis ihrer Arbeit leistet dem ökumenischen Dialog keinen Dienst. Das Schema bedeutet einen Rückschritt, ein Hindernis, einen Schaden. Die Veröffentlichung der theologischen Schemata in der Form der vorliegenden Entwürfe würde die Hoffnung vernichten, daß das Konzil zur Wiederannäherung unter den getrennten Brüdern führen könnte."

In der Heimat haben die Bischöfe aus dem belgisch-niederländischen Raum inzwischen die Öffentlichkeit über den Verlauf des Konzils informiert und besonders in studentischen Kreisen vor einer ungesunden und ungerechten Kritik gewarnt. Das trifft besonders im Falle des Amsterdamer Studentenseelsorgers P. J. van Kilsdonk S.J. zu, der im September 1962 in einem Vortrag vor der Vereinigung katholischer Intellektueller von Rotterdam schwere Angriffe gegen die „die Freiheit des Heiligen Vaters beschränkende und die Bischöfe beherrschende"

Tätigkeit der römischen Kurie und gegen das Heilige Offizium, „das sich den Ruf eines Bollwerks erworben habe, das keinerlei Kritik von außen an sich herankommen lasse", erhob. Das Heilige Offizium erließ daraufhin im Dezember 1962 ein Monitum an den Bischof vom Haarlem, J. van Dodewaard, in dem P. Kilsdonk als für die Studentenseelsorge untragbar erklärt wurde. Daraufhin erhob sich in katholischen und nichtkatholischen Kreisen Hollands ein Sturm der Entrüstung, wobei vor allem auf die Rückwirkungen im Konzil hingewiesen wurde. Bezeichnend ist die Stellungnahme des sozialistischen Blattes „Het Vrije Volk": „Jene, die meinten, dank des Konzils habe sich die Atmosphäre in der katholischen Kirche so tiefgreifend verändert, daß zwischen den Katholiken auch außerhalb des Konzils rigorose Kritik geübt werden könne und daß das allmählich zu einer normalen Sache würde, werden vielleicht, nach unserem Dafürhalten zu Unrecht, enttäuscht sein. Die Atmosphäre ist ohne Zweifel nicht mehr dieselbe, aber das bedeutet noch nicht, daß alte Institutionen, die über eine starke Tradition verfügen, mit einem Schlag verschwunden sind. Sie werden ihre Positionen hartnäckig verteidigen und keine Angst haben, vor den Kopf zu stoßen. Pater Kilsdonk hat nun diese Erfahrung gemacht. Er hätte sie voraussehen können." Schließlich konnte der Haarlemer Bischof nach Rücksprache mit dem Heiligen Offizium bekanntgeben, daß P. Kilsdonk nicht abberufen würde.

Daß Frankreich und der französische Episkopat bei den Konzilsarbeiten in der vordersten Linie stehen würden, war vorauszusehen. Zu viele Mißverständnisse zwischen der römischen Kurie und der französischen Kirche waren in den letzten Jahren aufgetreten, man denke an die Frage der Arbeiterpriester, an die Zensurierung verschiedener theologischer und pastoraler Werke, die das Placet der französischen Bischöfe gefunden hatten, durch das Heilige Offizium. Dazu kommt die äußerst rege Teilnahme Frankreichs an der modernen Theologie, die ja zum größten Teil französischem Geist entspringt. Auf dem Konzil haben die französischen Bischöfe vom ersten Tag an im Sinne des „modernen" Flügels der Konzilsväter gewirkt. Kardinal Liénart war es, der am Beginn der ersten Generalkongregation die Forderung nach gründlicher Vorbereitung der Kommissionswahlen gestellt hatte und darin von Kardinal Frings unterstützt wurde. Dieser „Paukenschlag", wie ein deutscher Konzilsvater das Vorgehen Liénarts nannte, hat dem Konzil von Anfang an einen nicht zu überhörenden Ton verliehen: das heißt, daß das Konzil dadurch sich deutlich als souveräne Körperschaft zu erkennen gab. Die Linie wurde vom französischen Episkopat durch alle Sitzungen und Problemstellungen beibehalten. Die intensive Tätigkeit der französischen Bischöfe ist dadurch sehr unterstützt worden, daß man sich regelmäßig in der französischen Nationalkirche des heiligen Ludwig traf und daß fast der ganze Apparat der französischen Bischofskonferenz, der ja noch vor dem Konzil sehr ausgebaut worden war, mitgenommen wurde. Auffallend war die eingehende journalistische Berichterstattung. Zeitungen wie „Le Monde", „Figaro" brachten regelmäßige Berichte hervorragender Reporter, die katholische Tageszeitung „La Croix" brachte täglich eine ganze Seite Berichte und Kommentare. Für die Beurteilung der ersten Konzilssession sind außer den bischöflichen Stellungnahmen besonders die von Y. Congar, P. Rousseau und Daniélou wichtig. Y. Congar schrieb in den „Informations catholiques internationales" regelmäßig sogenannte „bloc-notes", in denen er sehr kritisch zum Ablauf des Konzils Stellung nahm. Schon der Beginn des Konzils am 11. Oktober fand sein Mißfallen: „Die liturgische Bewegung habe wohl vor den Toren von St. Peter haltgemacht." P. Rousseau spricht von der „erdrückenden und rigiden Uniformität" der lateinischen Kirche und drückte seine Sorge für die Zeit nach dem Konzil aus: „Einige Jahre nach dem Konzil von Trient mußte eine Kongregation geschaffen werden, um die Entscheidungen durchzuführen. Man wird nach diesem Konzil eine schaffen müssen, damit die Dekrete nicht entwertet werden" (Irénikon, Januar 1963). Es bestehe die Gefahr eines unzutreffenden Triumphalismus, einer Verwechslung zwischen streitender und triumphierender Kirche. Sein Gesamturteil war jedoch positiv: „Gewisse offenkundig gewordene Wirklichkeiten, die ihren Grund zum Beispiel in der Gegenwart einer mit neuer Lebenskraft erfüllten Ostkirche, in der missionarischen Ausdehnung oder in der Entkolonisierung hatten, haben bereits in dieser ersten Sitzungsperiode zu einer Änderung der Perspektiven geführt." P. Daniélou versucht in einem Aufsatz in den „Etudes" den Standort des Konzils zu finden. Er sieht ihn in der Begegnung der Kirche mit der modernen Welt: „Die Kirche habe die Aufgabe, dem Menschen von heute den göttlichen Sinn seines Schicksals zu zeigen; wir haben heute das Gefühl, einer geheimnisvollen Begegnung beizuwohnen zwischen dem, was der Mensch Großes in unserer Epoche vollbracht hat, und dem, was die Kirche allein beisteuern kann: diese Verwirklichungen zu krönen und zu heiligen." So wie die deutsche und österreichische Theologie, sieht auch die französische die Lehre von der Kirche als das zentrale Thema des Konzils an. Der Episkopat befaßt sich mit den konkreten Perspektiven einer kirchlichen Reform, mit der pastoralen Orientierung und Ausrichtung der Lehre auf eine Rückkehr zum Evangelium, mit der ökumenischen Öffnung

des Konzils, mit den verschiedenen Strömungen, die auf dem Konzil zutage getreten seien. Kardinal Liénart sagte dazu: „. . . Manche Kommentatoren glauben, in der Kirche einen Gegensatz zu sehen zwischen dieser konservativen Tendenz und jener, die vor allem auf der pastoralen Verpflichtung bestand, sie (die Lehre) in einer angepaßten Form den Menschen dieser Zeit zu verkünden." Aber es gebe keinen Gegensatz zwischen diesen beiden Strömungen, „denn es ist nicht Aufgabe der Kirche, ihr Offenbarungsgut zu verbergen, um es nicht zu verlieren, sondern es rein zu bewahren, um es durch eine weite Verbreitung fruchtbar zu machen". Beide Aufgaben gelte es zu erfüllen, doch sei es klar, daß die Kirche sich gegenwärtig in erster Linie ihren „immensen" pastoralen Aufgaben zuwenden müsse. Ein großes Echo fand die Intervention des Kardinals Lercaro von Bologna über die Verpflichtungen der Kirche gegenüber den Armen unserer Zeit.

Konzil und „getrennte Welt" bilden ein weiteres Thema der Betrachtungen französischer Bischöfe: Das Konzil müsse die ganze Menschheit ansprechen, nicht nur die Christen. Um dieser missionarischen Aufgabe gerecht zu werden, bedürfe es einer radikalen Erneuerung „im Hinblick auf die Sachen und den Geist", einer Vereinfachung des kirchlichen Lebens und Brauchtums, aber noch mehr einer Neubesinnung auf die „kirchlichen Funktionen" von Geistlichen und Laien. Dabei darf die Arbeit der Laien nicht zum Ersatz für die „Ohnmächtigkeit des Priesters" werden. Verschiedene Bischöfe kommen, von anderen Voraussetzungen ausgehend, auf dieselbe Frage zurück. Bischof Schmitt von Metz stellt fest („La Croix", 17. Jänner 1963): „Das Zweite Vatikanum ist das erste Konzil in einer Welt, die nicht nur heidnisch (denn das Heidentum war tief religiös), sondern wahrhaft atheistisch sein will." Das Konzil müsse auf diese Situation eine Antwort geben. Es habe sich zu fragen, ob die Lehre, so wie sie auf dem Konzil dargestellt wird, dem Menschen verständlich ist. Es genüge nicht, die Ausweglosigkeit des Atheismus nachzuweisen, man müsse auch fragen, wieso nach 2000 Jahren Christentum viele Menschen, auch in Ländern, die sich christlich nennen, nicht mehr an die Existenz Gottes glauben. „Haben wir", so fragt sich Bischof Schmitt, „wirklich das wahre Gesicht Gottes gezeigt oder nur dessen Karikatur?" Auch die Kardinäle Liénart und Gerlier weisen in ihren Hirtenbriefen auf diese Herausforderung hin.

Von der spanischen Kirche gilt ähnliches wie von der italienischen, sie zählte auf dem Konzil im großen und ganzen zum konservativen Flügel. Doch ist in der letzten Zeit, vielleicht schon infolge des Konzils, in Spanien eine gewisse Lockerung des Verhältnisses zu den Protestanten festzustellen.

Interessant ist die Haltung der Kirche und des Episkopates der USA. Obwohl (vielleicht weil) die nordamerikanische Kirche stark im Vormarsch ist, zählte sie zu den „konservativen" Stützen des Konzils. Die amerikanische Kirche ist nicht durch theologische Spekulation „belastet", sondern geht einen pragmatischen Weg. Die Isolierung innerhalb des Schmelztiegels der Vereinigten Staaten, deren laizistische Gesetzgebung, die national stark gemischten katholischen Bevölkerungskreise erzwingen direkt eine nach außen hin starke Disziplin, eine starke Anlehnung an die römische Zentrale (die im übrigen weit genug weg ist, um das Eigenleben des amerikanischen Katholizismus nicht zu stören, und die heute mehr denn je auf die materielle Unterstützung der amerikanischen Katholiken angewiesen ist). Dazu kommt ein persönliches Element: Kardinal Spellman, der sozusagen der Sprecher der nordamerikanischen Katholiken ist, ist seit seiner Jugend der römischen Kurie eng verbunden. Nicht übersehen werden darf das irische Element im amerikanischen Katholizismus. Irland hat keine Reformation gekannt, hat im Laufe der Geschichte Furchtbares unter den anglikanischen Nachbarn und Herren zu leiden gehabt — die Neigung zum ökumenischen Gespräch ist daher geringer als anderswo. Symptomatisch für die amerikanische Haltung ist ein Vorfall, der sich vor einigen Wochen ereignet hat: Prof. Hans Küng (Tübingen) sowie drei andere Theologen waren von der Studentenschaft der katholischen Universität von Washington zu Vorträgen eingeladen worden. Diese Vorträge wurden vom Rektor der Universität, McDonald, verboten mit dem Hinweis, daß die betreffenden Theologen dem „fortschrittlichen Flügel" angehörten. Prof. Küng ist, nebenbei gesagt, Konzilstheologe-Peritus! Es hat den Anschein, daß Kardinal Spellman mit dem Verbot einverstanden war, wenn es nicht überhaupt auf seine Initiative zustande kam. Weite Kreise des US-Katholizismus haben zwar gegen diese engstirnige Haltung protestiert, aber das Verbot wurde nicht zurückgenommen. Vielleicht hängt die Amerikareise des Kardinals Bea und seines Sekretärs Msgr. Willebrands mit diesen Vorgängen zusammen. Die zahlreichen Vorträge des Kardinals haben sicher aufklärend gewirkt.

Wenden wir unseren Blick den Missionsländern, vor allem auch dem an sich katholischen Südamerika zu, so ist zu bemerken, daß der Episkopat dieser Länder von Sorgen so eingedeckt ist, daß er sich in der eigentlichen theologischen Auseinandersetzung sehr zurückgehalten

hat. Doch wurden zum liturgischen Schema sehr wertvolle Anregungen gegeben. Daß die Kirche sich mehr und mehr als Weltkirche gibt, das heißt ihr bisher ausschließlich abendländisches Kleid allmählich ablegt und auch die Weltprobleme, wie die Hilfe für die dem Kolonialismus entronnenen Entwicklungsländer, aufgreift, ist das Werk der Bischöfe aus diesen Ländern. Auf dem Konzil erst wurde es dem Gesamtepiskopat klar, wieviel die Uhr geschlagen hat!

In den Ländern hinter dem Eisernen Vorhang hat das Konzil und alles, was in bezug auf dieses an Vorbereitungsarbeit geleistet wurde, wohl die größten Wirkungen ausgeübt. Und umgekehrt hat die Situation dieser Länder einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Themenstellung und den Verlauf des Konzils gehabt. Ich greife nur drei Fakten heraus: die Teilnahme von Bischöfen aus fast allen Ländern des kommunistischen Ostens sowie die Entsendung von Beobachtern von seiten der russisch-orthodoxen Kirche war sicherlich nur möglich, weil die Zusicherung gegeben worden war, daß sich das Konzil einer Stellungnahme im Ost-West-Konflikt enthalten und auch keine offizielle Verurteilung des Kommunismus erfolgen würde. Schon die Eröffnungsrede des Heiligen Vaters wies darauf hin: keine Verdammungsurteile, sondern seelsorgliche Aspekte sollten im Vordergrunde stehen. In die gleiche Richtung wies die Botschaft der Konzilsväter an die Welt. Ein zweites Faktum, das schon die erste Session beeinflußt hat, das in der Zwischenzeit aber größte Bedeutung erlangt hat, ist das einer praktischen Koexistenz des Katholizismus mit dem kommunistischen Staat. Die Möglichkeit eines Weiterlebens der Kirche auch unter dem Kommunismus wurde in Polen demonstriert. Vielleicht unter allen Landesepiskopaten hat der polnische den größten Eindruck hinterlassen: das ist ein Episkopat, der zum größten Teil schwerste Prüfungen, auch physischer Natur, hinter sich hat, der aber nicht verbittert ist und die gegebenen Verhältnisse klug für die Pastorierung des Landes auszunützen weiß, der allerdings auch ein gläubiges Volk hinter sich hat, wie es in Europa kaum ein zweitesmal anzutreffen ist! Der Einfluß der Polnischen Bischöfe, deren Koexistenzexperiment man zuerst sehr mißtrauisch verfolgt hatte, hat sicherlich stark auf die Enuntiationen des Heiligen Vaters in der letzten Zeit, auch auf die biegsame diplomatische Aktivität des Heiligen Stuhles, zum Beispiel in Ungarn, eingewirkt. Im Konzil selbst haben sich die Bischöfe aus dem Osten der mitteleuropäischen Richtung angeschlossen, und die freundschaftlichen Besuche des Wiener Kardinals in Polen, des Warschauer Kardinals in Wien (anläßlich seiner Romreise) werden sicher auch für die kommende zweite Session eine fruchtbare Zusammenarbeit vorbereitet haben. Ein drittes Faktum sei noch angeführt. Besonders die Konzilsväter aus Ostdeutschland wiesen darauf hin, daß durch die Einengung der Tätigkeit der Kirche in der Öffentlichkeit die Notwendigkeit eines dem Volk verständlichen Gottesdienstes erwiesen sei — diese Argumentation wurde von Bedeutung für das liturgische Schema. Ferner wurde von diesen Bischöfen immer wieder auf die Bedeutung der Heiligen Schrift für das Volk hingewiesen — diese spreche in der Sprache, die auch heute die Menschen ergreife!

Soweit zum Konzilsecho und zum Beitrag einzelner Länder innerhalb des katholischen Bereiches. Eine Ergänzung in bezug auf die unierten Ostkirchen wird in einem späteren Beitrag gebracht werden. Heute seien noch zwei Fragen kurz angeschnitten: Wie ist das Konzilsecho im orthodoxen Bereich und wie im protestantischen bzw. anglikanischen?

Es ist bekannt, daß die Russisch-Orthodoxen Ende 1960 ein „Non possumus" zu einer Teilnahme am Konzil gesprochen haben, ja, daß sie sich noch 1961, auf der panorthodoxen Konferenz auf Rhodos, ziemlich negativ verhalten hatten, allerdings nicht so stark wie die Orthodoxen von Rumänien und Griechenland. Aber während der Patriarch von Konstantinopel, Athenagoras, der damals sehr eingenommen war von einem Besuch des Konzils durch die Orthodoxen, sich im entscheidenden Augenblick nicht zur Teilnahme entschließen konnte, überraschten die Russen Mitte Oktober durch ihr Erscheinen in Rom. Was war vor sich gegangen? Sicher ist, daß in der russischen Kirche einige Veränderungen vor sich gegangen waren. So wurde der romfeindliche Redakteur des Moskauer Patriarchatsblattes A. F. Schischkin Anfang 1962 abgelöst. Der Erzpriester Borovoj, Vertreter Erzbischof Nikodims, der mit Msgr. Willebrands gut bekannt ist, schrieb schon Ende 1961 an die Schüler eines katholischen Kollegs in Belgien: „Die orthodoxen Russen betrachten die Katholiken als ihre nächsten Brüder im Glauben und empfinden Trauer über die alte Trennung zwischen der Orthodoxie und dem Katholizismus, die eine Frucht menschlicher Unzulänglichkeit und ein Ärgernis für alle bleibt, die den Namen Jesu Christi anrufen. Mit menschlichen Kräften ist es unmöglich, die orthodoxe und die katholische Kirche wiederzuvereinen, aber bei Gott ist alles möglich."

Erzbischof Nikodim ließ bei mehreren Gelegenheiten verlauten, daß die Russisch-Orthodoxen nichts gegen die römische Kirche hätten, sondern nur gegen die „politische Tätigkeit" des Vatikans, andere orthodoxe Kirchenmänner argumentierten, daß sich die Ostkirche nur in einer Verteidigungsstellung gegenüber unberechtigten Übergriffen der lateinischen Kirche

befände. Man war einer Teilnahme am Konzil nicht abgeneigt, wenn alle politischen und von der Orthodoxie abgelehnten Lehrpunkte aus dem Programm des Konzils ausgeklammert würden. Man äußerte sich positiv zur Persönlichkeit Johannes' XXIII., wenngleich man gegenüber zahlreichen Kardinälen mißtrauisch blieb. Die Moskaureise des anglikanischen Erzbischofs Ramsey scheint auch dem Zweck gedient zu haben, eine Teilnahme der Russen zu vermitteln. Die Mission des Msgr. Willebrands in Moskau räumte dann die letzten Hindernisse hinweg. Allerdings rief der Alleingang der russischen Kirche sowohl in Athen wie in Konstantinopel Enttäuschung hervor, weil dadurch das auf Rhodos vereinbarte panorthodoxe Vorgehen desavouiert wurde. Hier ist wohl der Ansatzpunkt für die politische Einwirkung von seiten der russischen Regierung zu sehen. Denn wenn man auch die ernsten religiösen Anliegen der russisch-orthodoxen Kirche nicht anzweifeln darf — und Msgr. Willebrands wies auf einer Pressekonferenz in Rom während der ersten Konzilssession in dezidierter Weise darauf hin —, so ist anderseits nicht zu übersehen, daß die russische Regierung ihre eigenen Pläne hatte, als sie die Teilnahme am Konzil ermöglichte, Pläne, die in einem größeren Rahmen zu sehen sind! An anderer Stelle wird näher auf dieses Problem eingegangen. Auf dem Konzil waren die beiden russischen Beobachter aufmerksame Teilnehmer. Mehrmals kommen sowohl die Beobachter wie auch andere russische Theologen darauf zu sprechen, daß die römisch-katholische und die russisch-orthodoxe Kirche sowohl im Dogma wie in der Liturgie einander am nächsten stehen. Von besonderem Interesse dürfte sein, daß einer der russischen Konzilsbeobachter anläßlich der Auseinandersetzungen um die Frage der Offenbarungsquellen die klare Sprache Ottavianis hervorhob. Man ist sich allerdings auch der Unterschiede zwischen Katholizismus und Orthodoxie bewußt. Borovoj sagte in einem Interview, das er dem Vertreter einer polnischen Zeitschrift nach seiner Rückkehr vom Konzil gab: „Diese Unterschiede sind bekannt, sogar sehr bekannt. Es ist aber nicht der Ort noch der Augenblick, um bei ihnen zu verweilen . . ., wir müssen uns um einen Wandel des Klimas zwischen unseren Kirchen bemühen, um eine wirkliche Brüderlichkeit, Freundschaft und eine Atmosphäre des Wohlwollens zu erreichen . . . Wir müssen unterstreichen, was uns eint, und nicht, was uns trennt."

In evangelischen Kreisen fand und findet das Konzil größte Beachtung. Das drückt sich sowohl in der Zahl der Konzilsbeobachter wie in der intensiven Zusammenarbeit mit dem Sekretariat zur Förderung zur Einheit der Christen wie in der eingehenden Pressebericht-erstattung aus. Man muß sich trotzdem hüten, die augenblicklichen Erfolgsaussichten für eine Einigung zu überschätzen. Das geht sowohl aus Äußerungen des Generalsekretärs des Weltrates der Kirchen, Dr. Visser't Hooft, wie des Prof. Oscar Cullmann hervor. Jener betont, daß das grundsätzlich Neue die Bereitschaft der katholischen Kirche zur Mitarbeit in der ökumenischen Bewegung sei — er schließt an seine durchaus positiven Ausführungen die Mahnung, „es bleibe zu hoffen, daß diese Entwicklung nicht einer Propaganda die Türe öffne, nach der in absehbarer Zeit alle Christen nach Rom zurückkehren müssen." Prof. Cullmann führte an der Sorbonne in Paris aus: „Für Katholiken gibt es die Einheit nur unter dem Papst, für Protestanten aber genügt die Einheit des Weltrates der Kirchen." Er zog daraus eine andere Schlußfolgerung als Dr. 't Hooft: „Lassen Sie uns alle unserem eigenen Glauben treu bleiben, aber wir wollen zusammenarbeiten. Das Konzil hat das Klima für diese Zusammenarbeit geschaffen. Wenn jede Kirche ihre eigene Aufgabe erfüllt und sich im Heiligen Geist erneuert, wird eines Tages der Anfang der Einheit kommen" (NCWC News Service, 11. Februar 1963). Hier wird also auf Grund der bisherigen Erfahrung von vornherein auf jede kirchenpolitische Konzeption und jede ekklesiologische Konstruktion zur Herbeiführung der Einheit mit Rom verzichtet. Trotz dieser eher zurückhaltenden Stellungnahmen ist am Einfluß des Konzils im evangelischen Bereich nicht zu zweifeln. Bei allen Veranstaltungen und in allen Presseerzeugnissen nimmt es breitesten Raum ein — ich verweise auf die Berichte des lutherischen Pastors Joh. Chr. Hampe im „Sonntagsblatt", auf die Themenstellung des kommenden lutherischen Kongresses in Helsinki etc. Vielleicht wenig beachtet, aber sicher nicht ohne weittragende Wirkung ist die stille Tätigkeit der protestantischen Mönchsgemeinde von Taizé, wo man nicht nur eine räumliche Nachbarschaft der drei großen christlichen Konfessionen ermöglicht hat. Jüngst erst wurde in Taizé ein orthodoxes Zentrum errichtet, nachdem die Unterkirche schon seit längerer Zeit dem katholischen Gottesdienst vorbehalten ist. Die bewußte Übernahme katholischer liturgischer Elemente durch die Mönche wird zu einer wenigstens äußeren Annäherung beitragen. Umgekehrt kann nicht übersehen werden, wie durch das liturgische Schema die katholische Liturgie in vielen Punkten dem evangelischen Anliegen nähergebracht werden wird! Wichtiger als diese mehr äußeren Tatsachen wird die streng theologische Auseinandersetzung sein, die schon heute viele Mißverständnisse in bibelwissenschaftlicher Hinsicht sowie in den Fragen Rechtfertigung und Kirchenbegriff beiseite geräumt hat. Zusammenfassend können die evangelischen Stimmen

in einem Bericht von Joachim Schilling in „Christ und Welt" vom 14. Dezember 1962 wiedergegeben werden: Das Konzil habe Dinge in Bewegung gebracht, die kein Nachfolger des gegenwärtigen Papstes mehr werde bremsen können. Das entscheidende Ergebnis sei, daß die Bischöfe in der vollen Freiheit der Kinder Gottes hätten beraten können. Zur liturgischen Neuordnung wird herausgehoben: „Das Konzil ist von dem ‚inspirierten Gotteswort' geleitet, fordert die Aufwertung des Bibelwortes und eigene Predigtgottesdienste, zu denen — und dies ist aufsehenerregend — Laien herangezogen werden können. Die Annäherung an protestantische Frömmigkeitsformen ist unübersehbar." Die vorgesehene größere Selbständigkeit der Bischofskonferenzen wird mit großer Hoffnung bewertet. „Die Mehrheit der Bischöfe hat Breschen für eine ökumenische Zukunft geschlagen und damit bezeugt, daß die Kräfte der Erneuerung innerhalb der katholischen Kirche über eine erstaunliche Vitalität verfügen." Das „Ende der Gegenreformation" sei wohl erreicht. Und die Konsequenz? „Die unübersehbare Tendenz, daß der Katholizismus viele geschichtlich bedingte Formen, darunter vieles, was den Reformatoren einst zum Ärgernis geworden war, abzustreifen gewillt ist, enthält andererseits die Herausforderung an die Kirchen der Reformation, ihrerseits ihr geschichtliches Erbe zu überprüfen."

Die Anglikaner weisen vor allem auf die liturgischen Reformen mit dem verstärkten Gebrauch der Muttersprache hin und auf das Eintreten des Konzils für die Freiheit der Bibelwissenschaft. Das Bibelinstitut habe über die Lateranuniversität gesiegt... „Von allen Seiten betrachtet, scheint es sinnvoll zu sagen, daß die erste Session des Konzils bereits den Beginn des Endes der lateinischen Vorherrschaft in der römisch-katholischen Kirche gesehen hat." („Church Times", 14. Dezember 1962.)

II. Enzyklika „Pacem in terris"

Am Dienstag in der Karwoche (10. April 1963) hat der Heilige Vater in Anwesenheit von Kardinalstaatssekretär Cicognani und der höchsten Beamten des Staatssekretariates in seiner Privatbibliothek die Unterzeichnung von fünf Exemplaren seiner jüngsten Enzyklika über den Frieden „Pacem in terris" vorgenommen. Die Enzyklika, die fünf Kapitel umfaßt, ist nicht bloß an den Episkopat, an den Klerus und an die katholischen Christen gerichtet, sondern „an alle Menschen, die guten Willens sind". Die Kapitel umfassen: 1. Die Rechte und Pflichten des einzelnen Menschen; 2. Das Verhältnis des einzelnen zur Staatsgewalt; 3. Die Beziehungen zwischen den einzelnen Staaten; 4. Die Zusammenarbeit in einer Weltgemeinschaft; 5. Die Beziehungen der Katholiken zu den anderen Christen und zu den Nichtgetauften. Die Enzyklika ist eine bedeutsame Ergänzung zur Sozialenzyklika „Mater et Magistra" auf staatsrechtlichem Gebiet. Es ist vielleicht nicht überflüssig, in diesem Zusammenhang auf die Stellungnahme Pius' IX. in seinem „Syllabus" von 1864 hinzuweisen. Erst im Vergleich der beiden Dokumente wird offenbar, welchen Weg die katholische Staats- und Soziallehre in den letzten hundert Jahren zurückgelegt hat!

Alle Anliegen der heutigen Menschheit — die damals Schlachtruf der sogenannten „fortschrittlichen" Kreise waren — sind in die Rechte, die Kapitel 1 der Enzyklika fordert, aufgenommen: Recht auf Leben; Unversehrtheit des Leibes; Recht auf die zum Leben notwendigen Mittel; auf Sorge für Arbeitslosigkeit, Armut und Alter; auf freie Suche nach der Wahrheit; freie Meinungsäußerung; Recht auf freie Berufswahl; entsprechende Allgemein- und Fachbildung; freie private und öffentliche Religionsausübung; freie Wahl des Lebensstandes. Von besonderer Bedeutung für bestimmte Länder wird die Forderung nach freier privater und öffentlicher Religionsausübung werden. Hierin liegt die Lösung für das Toleranzproblem, das ja auch auf dem Konzil eine nicht unwesentliche Rolle spielt. Der Heilige Vater weist in diesem Kapitel natürlich auch auf die Pflichten hin, die diesen hohen Rechten des Menschen entsprechen: ehrenhaft und menschenwürdig zu leben, nach der Wahrheit zu streben.

Im 2. Kapitel kommt der Papst auf die staatliche Autorität, ihre Herleitung aus Gott und auf den Anteil zu sprechen, den die Staatsbürger auf die Gestaltung ihres politischen Systems nehmen können. Auch hier lassen jene Stellen aufhorchen, die von der Veränderbarkeit der Staatsformen sprechen und von der Angemessenheit jener Systeme, in denen die gesetzgeberische, vollziehende und richterliche Gewalt voneinander getrennt sind. Es ist wohl das erste Mal, daß die politischen Ideale der Aufklärung, der Französischen Revolution und des politischen Liberalismus in einem so hochoffiziellen kirchlichen Dokument als das dem Menschen Entsprechendere hingestellt werden. Bisher hatte man kirchlicherseits die Entwicklung bloß faktisch zur Kenntnis genommen, nachdem man lange Zeit vergeblich versucht hatte, sie aufzuhalten. Man wird wohl annehmen können, daß diese feierliche Stellungnahme für die Demokratie auf die Dauer auch tiefgreifende Nachwirkungen im Verhältnis der Kirche zu den autoritär geführten Staaten

haben wird, ja daß sie in der Kirche selbst den Geist der einseitigen Betonung der Obrigkeit durch den der Subsidiarität ablösen helfen wird.

Im 3. Kapitel sind Fragen der augenblicklichen politischen Schwierigkeiten behandelt: Minderheitenproblem; politische Flüchtlinge; Abrüstung; Verbot der Atomwaffen. Es ist wahrscheinlich, daß für die Erwähnung des Minderheitsproblems die Südtirolfrage den Anstoß gegeben hat. Der Papst weist einen vernünftigen Mittelweg: Die Mehrheitsvölker dürfen die Minderheiten nicht ausrotten oder ihre Lebenskraft unterdrücken. Umgekehrt sollen die Minderheiten die Vorteile wahrnehmen, die ihnen das Zusammenleben mit einer anderen Kultur bietet. Zum Flüchtlingsproblem sagt der Papst, daß die Staatslenker ihren Bürgern ein derartiges Maß an Freiheit und Menschenwürde zugestehen sollen, daß der Anreiz zur Flucht wegfällt. Umgekehrt haben die Staaten die Pflicht, politische Flüchtlinge aufzunehmen. Hinsichtlich des Abrüstungsproblems weist der Heilige Vater auf das Gleichgewicht des gegenseitigen Vertrauens hin, das die wahre Garantie des Völkerfriedens ist. Das Gleichgewicht der Rüstungen könne auf die Dauer den Frieden nicht retten, verschlinge im Gegenteil ungeheure Summen, die für die geistige Entwicklung und die materielle Unterstützung armer Völker verwendet werden könnten. „Die schon für Kriegszwecke unternommenen Kernwaffenexperimente können, wenn sie nicht aufhören, die verschiedenen Arten des Lebens auf Erden in schwere Gefahr bringen." Gerechtigkeit, gesunde Vernunft und Sinn für die Menschenwürde fordern daher dringend, „daß die wetteifernden Bestrebungen der Rüstungssteigerung aufhören; daß ferner die in verschiedenen Staaten bereits zur Verfügung stehenden Waffen auf beiden Seiten und gleichzeitig vermindert werden; daß Atomwaffen untersagt werden; daß endlich alle nach Vereinigung zu einer entsprechenden Abrüstung mit wirksamer gegenseitiger Kontrolle gelangen".

Das 4. Kapitel ist der Zusammenarbeit der Staaten in einer Weltgemeinschaft gewidmet. Der Heilige Vater tritt darin in besonderem Maße für eine Stärkung der UNO ein. Er bezeichnet die „allgemeine Erklärung über die Menschenrechte" vom 10. Dezember 1948 als einen „Akt von höchster Bedeutung", wenngleich einige Kapitel dieser Erklärung manchem weniger empfehlenswert vorgekommen seien. Sie ist aber dennoch „gleichsam als Stufe und Zugang zu der zu schaffenden rechtlichen und politischen Ordnung aller Völker auf der Welt zu betrachten".

Das 5. Kapitel endlich ist jener Teil, der das praktische Verhalten der Katholiken zu den Nichtkatholiken bzw. Nichtchristen zum Inhalt hat. Der Katholik soll an den öffentlichen Angelegenheiten mitarbeiten. Damit er seine Aufgaben erfüllen kann, muß er allerdings sein Leben in Übereinstimmung mit dem Glauben bringen und seine religiöse Bildung und seine sittliche Festigkeit muß mit dem profanen Wissen und der sich ständig vervollkommnenden Technik Schritt halten. Hier sind auch die Bedingungen der sogenannten „Koexistenz" angeführt: Der Katholik soll sich bei der Zusammenarbeit mit Nichtchristen selber treu bleiben und nicht zu jenen halben Verhaltungsregeln herabsteigen, durch die die Reinheit der Religion oder der Sitten Schaden leidet. Man müsse zwischen dem Irrtum und dem Irrenden unterscheiden. Dieses Kapitel ist von besonderer Bedeutung vor allem für die zukünftige Arbeit der Kirche in den kommunistischen Ländern. Die Querverbindung zu den Annäherungsversuchen zwischen Kirche und kommunistischen Staaten ist offensichtlich! Doch kann man auch konkrete innerpolitische Probleme Italiens, wie die Zusammenarbeit zwischen Democristiani und Sozialdemokraten bzw. Linkssozialisten, die sogenannte „apertura a sinistra", als im Hintergrund stehend betrachten. Das Echo auf diese letzte Enzyklika war durchwegs günstig, zum Teil enthusiastisch, angefangen von UNO-Generalsekretär U Thant über amerikanische, englische Stellungnahmen bis zur ausführlichen Berichterstattung in der Presse der kommunistischen Länder, allen voran Rußlands!

III. Der Heilige Stuhl und der kommunistische Osten

Daß sich im Verhältnis zwischen dem Heiligen Stuhl und dem kommunistischen Osten eine Lockerung der Spannungen bzw. der offenen Kampfsituation anbahnen würde, war schon seit längerer Zeit zu bemerken. Dem Telegramm des russischen Ministerpräsidenten Chruschtschow anläßlich des 80. Geburtstages des Heiligen Vaters folgte die sensationell wirkende Teilnahme russisch-orthodoxer Beobachter an der ersten Session des 2. Vatikanischen Konzils. Aus fast allen kommunistisch regierten Oststaaten konnten wenigstens einige Vertreter zum Konzil kommen. Am 9. Februar 1963 konnte der unierte ruthenische Metropolit Slipyi (Lemberg) nach langjähriger Kerkerhaft und Verbannung mit einem regulären russischen Paß nach Rom kommen und ist nun in einem neuen Wirkungskreis im Rahmen der Kongregation für die Ostkirche tätig. Auch die Verleihung des ersten „Balzan-Friedenspreises" an den Heiligen Vater verdient hier erwähnt zu werden. Sie war der Anlaß zu sehr papstfreundlichen Kommentaren von seiten Rußlands, zu abermaligem Telegrammwechsel und schließlich zum Besuch des Schwiegersohnes und der Tochter Chruschtschows beim Heiligen Vater. Am 18. April dieses Jahres

wurde es Kardinal König von Wien ermöglicht, als Verbindungsmann des Heiligen Vaters zu Kardinal Mindszenty nach Budapest zu reisen. Vorher schon hatte die ungarische Regierung im Rahmen einer allgemeinen Amnestie den ehemaligen Sekretär des Primas und 12 andere Priester, die seinerzeit wegen „illegaler" Jugendseelsorge verurteilt worden waren, freigelassen. Anfang Mai dieses Jahres kam die jahrelang festgefahrene kirchenpolitische Front in Ungarn in allgemeine Bewegung: Zunächst kam Bischof Hamvas von Csanád zu einem kurzen Besuch nach Wien, wo er Unterredungen in der Nuntiatur hatte. Dann reiste Msgr. Casaroli vom Staatssekretariat Seiner Heiligkeit, der sich schon anläßlich der Konsularkonferenz in Wien aufgehalten hatte, nach Budapest. Er hatte dort eine vielstündige Unterredung mit Kardinal Mindszenty und Vertretern der ungarischen Regierung. Als direktes Ergebnis dieser Unterhandlungen ist zunächst die Freilassung bzw. Anerkennung einer Reihe von ungarischen Bischöfen durch die Behörden zu verzeichnen. Was das Schicksal des Primas sein wird, ist zur Stunde, da dieser Bericht geschrieben wird, noch nicht bekannt. Wahrscheinlich wird sich der Kardinal nach Rom begeben, um kein Hindernis für einen Modus vivendi zwischen Ungarn und dem Heiligen Stuhl zu bilden. Gleichfalls Anfang Mai begab sich der Wiener Kardinal auf eine Besuchsreise nach Polen. Obwohl diese Reise als privat bezeichnet wurde, hatte sie bestimmt auch einen kirchenpolitischen Hintergrund. Hatte doch einige Tage vor der Ankunft des Kardinals König Kardinal Wyszynski eine lange Unterredung mit dem polnischen kommunistischen Generalsekretär Gomulka. Kurz nach der Abreise des Wiener Kirchenfürsten fuhr der polnische Primas nach Rom und unterbrach dabei für einige Stunden die Fahrt in Wien.

Alle diese Tatsachen sind natürlich nicht zufällig gesetzt worden. Da im kommunistischen Osten weit mehr als je in absoluten Monarchien auch der geistliche Bereich der staatlichen Kontrolle unterliegt, so haben wir hinter diesen Vorgängen gewisse Absichten, vor allem der russischen Regierung zu sehen. Was im tiefsten Grund beabsichtigt wird, kann man natürlich nur vermuten. Vielleicht hat das Verhältnis zwischen Kirche und Staat in Polen, wo es zu einer ziemlich gut funktionierenden Koexistenz gekommen ist, den Anstoß gegeben. Vielleicht sucht die russische Regierung eine ruhige Westgrenze zu erhalten und will zu diesem Zweck die bisher in scharfer Opposition stehenden kirchlichen Kreise zufriedenstellen. Vielleicht liegen die eigentlichen Absichten außerhalb des Ostblocks, nämlich in den Entwicklungsländern, vor allem in Südamerika. Von kirchlicher Seite hat man natürlich größtes Interesse, die erstarrte Front, sowohl was die Länder hinter dem „Eisernen Vorhang" angeht wie auch was die der Kirche verlorengegangene Arbeiterschaft betrifft, aufzulockern. Im Zeitalter des 2. Vatikanischen Konzils darf auch das ökumenische Anliegen einer Annäherung bzw. Aussöhnung der getrennten Ostkirchen nicht übersehen werden. Die Kirche war zu allen Zeiten pragmatisch genug, um zwischen Systemen und Menschen zu unterscheiden.

Von beiden Seiten wird also auf eine Entspannung hingearbeitet. Welche Bedeutung wird eine solche im größeren Rahmen der Weltpolitik haben? Es ist wohl erlaubt anzunehmen, daß sie über augenblickliche Zielsetzungen, etwa Einflußnahme auf die italienischen Wahlen von seiten Rußlands, allmähliches Herausbrechen Italiens aus der NATO usw., hinausreicht. Und es ist wohl auch erlaubt, anzunehmen, daß ganz weitgesteckte Erwartungen, wie die, daß Chruschtschow sozusagen ein zweiter Konstantin wäre und das Jahr 1963 mit dem Jahre 313 verglichen werden könnte, in dem eine „Koexistenz" zwischen dem heidnischen römischen Staat und der Kirche ausgehandelt wurde, unrealistisch sind. Die Wahrheit wird in der Mitte liegen. Am ehesten kann man die heutige Situation mit der Zeit um 1887 vergleichen, als Bismarck die Kulturkampfgesetze abzubauen begann. Die Parallele zwischen beiden Ereignissen läßt sich in mehrfacher Hinsicht verfolgen. Damals brachte Bismarck Leo XIII. als Vermittler zwischen Deutschland und Spanien in der Karolinenfrage in Vorschlag — heute wird Johannes XXIII. von Chruschtschow wegen seiner Friedensappelle hervorgehoben, und es ist gar nicht von der Hand zu weisen, daß der Papst, sollte es zu einer Generalbereinigung des zweiten Weltkrieges kommen, sowohl von russischer wie von amerikanischer Seite als Vermittler in gewissen Fragen akzeptiert bzw. vorgeschlagen würde, wobei vor allem an eine Einflußnahme des Heiligen Stuhles auf deutsche christlichdemokratische Kreise zu denken ist. Es ist auch denkbar, daß von polnischer kirchlicher Seite eine Stellungnahme des Heiligen Stuhles hinsichtlich der Oder-Neiße-Grenze als im Interesse des polnischen Katholizismus erbeten wird. Leos XIII. Eingehen auf Bismarcks „Friedensvorschläge" wurde damals von vielen Katholiken nicht verstanden. Vor allem wollten die Zentrumsführer Preußens Bismarck politisch in die Knie zwingen. Als der Papst gegen ihren Rat die Hand zum Frieden reichte, kamen sie sich direkt als „verraten" vor. Leo XIII. wußte aber, was er tat. Tausende von Pfarren und alle Bischofsstühle in Preußen waren verwaist; die Oberhirten und Seelsorger zum Teil im Gefängnis, zum Teil im Exil — die Ausbildung des Priesternachwuchses war zum Erliegen gekommen, der Religionsunterricht in

den Schulen vernachlässigt, die Klöster aufgehoben. Politisch hätte der deutsche Katholizismus vielleicht noch einige Zeit durchgehalten, seelsorglich nicht mehr. Um der Seelsorge willen hat Leo XIII. damals nachgegeben. Die gleiche Situation ist heute gegeben: In Ungarn, in der Tschechoslowakei, in Litauen usw. ist die geregelte Seelsorge zusammengebrochen, der Priesternachwuchs unterbunden, der Episkopat dezimiert. Bietet sich nun eine Möglichkeit, in diesen Ländern halbwegs geregelte seelsorgliche Verhältnisse zu erreichen, so bedeutet das für die Kirche einen gewaltigen Schritt nach vorne.

Ein ähnlicher, Aufsehen erregender Schritt war Anfang der neunziger Jahre die Weisung Leos XIII. an die französischen Katholiken, sich der sterilen Haltung gegenüber der Dritten Republik zu begeben und sich aktiv am politischen Geschehen zu beteiligen, sich zur Verfügung zu stellen. Leo XIII. wurde damals vor allem im konservativen Österreich-Ungarn mißverstanden. Kardinalstaatssekretär Rampolla, der für diese Politik verantwortlich gemacht wurde, mußte es zehn Jahre später büßen, als auch aus diesem Grunde im Auftrag des Kaisers Franz Josef beim Konklave von 1903 das Veto gegen ihn ausgesprochen wurde. Aber die Hinwendung zur Demokratie hat die römische Kirchenleitung als weitschauender erwiesen als viele der konservativen Zeitgenossen. Auch im Falle Österreich hat die Unterstützung, die die damals junge christlichsoziale, demokratische Bewegung durch den Heiligen Stuhl gegen Regierung und Episkopat erfahren hat, größten Segen gebracht: Das österreichische Volk wurde politisch gebildet und hat sowohl 1918 wie 1945 Zeugnis seiner Reife und Mäßigung ablegen können. Wir dürfen also auch im gegenwärtigen Augenblick mit Sicherheit annehmen, daß der Heilige Stuhl von seiner höheren Warte aus — nicht vom Kirchturm aus — Politik mit dem Osten betreibt! Ob nun ein Konkordat oder nur ein Modus vivendi geschlossen wird, ob diplomatische Beziehungen angeknüpft werden oder nicht — auf keinen Fall bedeutet es eine Anerkennung des Kommunismus, insofern er atheistisches oder naturrechtswidriges Gedankengut propagiert, sondern einfach die Zurkenntnisnahme der im Osten geschaffenen Situation, in der Millionen von Katholiken leben müssen. Es ist notwendig, schon heute auf diese Tatsache hinzuweisen, weil es sicher im westlichen Lager Stimmen geben wird, die es bedauern werden, daß die katholische Kirche als „Bundesgenosse" in der Ost-West-Auseinandersetzung ausfällt. Sollte etwa die katholische Kirche geringeres Interesse für ihre leidenden Glieder aufbringen als die irdischen Mächte für ihre Handelsinteressen? Der Heilige Stuhl wird sich von seiner traditionellen Politik, durch diplomatische Tätigkeit vor allem seelsorgliche Belange sicherzustellen auch dadurch nicht abhalten lassen, daß eventuell später diese seine Politik angegriffen werden könnte, wie es zum Beispiel jüngst mit der Haltung Pius' XII. zum Nationalsozialismus geschehen ist.

IV. Balzan-Friedenspreis für den Heiligen Vater

Am 10. Mai wurde im Vatikan dem Heiligen Vater vom italienischen Präsidenten Segni der ihm von der Balzan-Stiftung gewidmete Friedenspreis überreicht. Anschließend fand in der Peterskirche eine Feier statt, bei der auch der schweizerische Bundesrat Etter in deutscher Sprache eine Rede hielt. Der Heilige Vater hat den namhaften Betrag einer kirchlichen Stiftung für den Frieden überwiesen. Bei seiner Ansprache wies er auf die Friedensbemühungen der Päpste hin, vor allem der unmittelbaren Vorgänger Leo XIII., Pius X., Benedikt XV., Pius XI. und Pius XII. Sie alle hätten sich als wahre Freunde der Menschheit und mutige Verfechter des wahren Friedens gezeigt. Wie in der Enzyklika „Pacem in terris" verwies Johannes XXIII. auf die im Naturrecht begründeten, allgemein gültigen Grundsätze, auf die allein sich der echte Friede stützen muß: nämlich Ordnung, Gerechtigkeit, Liebe zum Nächsten und Freiheit. Besonderes Aufsehen hat es erregt, daß der Feier im Vatikan und im Petersdom ein offizieller Vertreter der russischen Regierung, Sergej Romanowski, der Ministerrang hat, beiwohnte. Es war dies seit der Oktoberrevolution 1917 das erste Mal, daß eine amtliche Persönlichkeit der Sowjetregierung im ersten Gotteshaus der katholischen Kirche zugegen war. Am 11. Mai begab sich der Heilige Vater im Triumphzug zum Quirinal, um an der Ehrung der übrigen Preisträger teilzunehmen: des österreichischen Biologen Karl von Frisch, des deutschen Musikers Paul Hindemith, des amerikanischen Historikers Samuel Eliot Morison und des russischen Mathematikers Andrej Kolmogorow.

V. Revision des Codex Juris Canonici

Am 25. Jänner 1959 kündigte der Heilige Vater in der Paulsbasilika in Rom außer der römischen Diözesansynode und dem 2. Vatikanischen Konzil auch die Revision des kirchlichen Gesetzbuches an. Dieses Vorhaben soll nun begonnen werden. Am 28. März, bei der vierten Sitzung der Koordinationskommission des Konzils, deren Vorsitz er selbst führte, teilte Johannes XXIII. mit, daß eine Päpstliche Kommission mit den Revisionsarbeiten betraut wurde.

Wie weit eine solche zeitgemäße Erneuerung des kirchlichen Rechts gehen und wann sie abgeschlossen sein wird, ist natürlich noch völlig offen. Bestimmend wird ja für die Revision des Codex vor allem der Ausgang des Konzils sein, man denke an das Verhältnis des Episkopats zum Papsttum und zur Kurie, an die Bischofskonferenzen, schließlich auch an das Verhältnis zu den anderen christlichen Gemeinschaften — an das Mischehenproblem usw.

VI. Kanonisationen

Am 17. März wurde Elisabeth Anna Baylay seliggesprochen. Sie wurde am 28. August 1774 in New York geboren. Nach dem Tode ihres Gatten im Jahre 1809 konvertierte sie zum katholischen Glauben und gründete die Kongregation der Caritas-Schwestern vom heiligen Josef in Amerika. Sie starb am 4. Jänner 1821.

Am 19. März folgte die Seligsprechung des Italieners Luigi Palazzolo. Er wurde am 10. Dezember 1827 geboren. Nach seiner Priesterweihe widmete er sich ganz der Jugenderziehung, gründete Abendschulen und verwendete sein ganzes Vermögen für diese Zwecke. 1869 gründete er das Institut der Schwestern von den Armen. Am 15. Juni 1886 starb er in Bergamo.

Am 19. Dezember 1962 wurden heiliggesprochen: Pierre Julien Eymard (4. 2. 1811 bis 1. 8. 1868); er gründete 1856 die Priesterkongregation vom Allerheiligsten Sakrament und förderte die Verbindung von Eucharistiefrömmigkeit und Marienkult. Antonio Maria Pucci (16. 4. 1819 bis 12. 1. 1892) aus dem Orden der Diener Mariens; er wirkte seit 1847 in Viareggio. Francesco Maria da Camporosso (27. 12. 1804 bis 17. 4. 1866), ein Laienbruder im Franziskanerorden in Genua.

Am 20. Jänner 1963 wurde Vinzenz Pallotti (21. 4. 1793 bis 22. 1. 1850) heiliggesprochen; er war der Gründer der Gesellschaft des katholischen Apostolates (Pallottiner).

VII. Personalia

Der Heilige Vater hat den irischen Kurienkardinal P. Michael Browne O. P. in die Kongregation des Heiligen Offiziums berufen.

Zum Titularbischof von Selja und neuen Weihbischof von Salzburg wurde Domkapitular und Domdekan Dr. Eduard Macheiner ernannt. Der neue Weihbischof wurde am 18. August 1907 in Seethal (Lungau) geboren.

Zum Titularbischof von Mina und Weihbischof von Berlin wurde Domkapitular Heinrich Theissing ernannt. Er wird in Ostberlin residieren. Weihbischof Theissing wurde am 11. Dezember 1917 in Neiße (Schlesien) geboren.

Innerhalb kurzer Zeit starben drei Mitglieder des Kardinalskollegiums: der Erzbischof von Westminster, Kardinal Godfrey; der Primas von Irland und 111. Erzbischof von Armagh, Kardinal D'Alton; schließlich der Erzbischof von Havanna (Kuba), Kardinal Arteaga y Betancourt, der vor zwei Jahren infolge der antikirchlichen Maßnahmen der Castro-Regierung in der argentinischen Botschaft in Havanna Schutz gesucht hatte, in den letzten Monaten aber in einer Klinik sein konnte.

Überraschend gestorben ist in seinem 70. Lebensjahr der Bischof von Augsburg, Dr. Josef Freundorfer. In Rom verstarb Titularbischof Dr. Alois Hudal, durch 30 Jahre Rektor der Deutschen Nationalkirche S. Maria dell'Anima und der armenisch-katholische Bischof Dr. Lorenz Jahate Kogy, der der Wiener Mechitaristenkongregation angehörte. In Münster (Westfalen) starb am 24. Februar der bekannte Priestergelehrte und ehemalige Zentrumspolitiker Prälat DDDr. Georg Schreiber.

VIII. Tausendjahrfeier der Mönchsrepublik auf dem Berge Athos

In diesen Tagen feiert die berühmte Mönchsrepublik auf dem Berge Athos ihr tausendjähriges Bestehen. Sie wurde 963, also noch vor dem großen Schisma, vom Eremiten Athanasios gegründet, der die auf dem Berg verstreut lebenden Einsiedler zu einer Mönchsgemeinde zusammenschloß. Der Athos, der heute zwanzig Klöster beherbergt, unter ihnen das „Große Lawra-Kloster", bildet wie vor Jahrhunderten einen der wichtigsten kulturellen Mittelpunkte der Ostkirche. Ähnlich wie der Vatikan stellt auch der Athos ein unabhängiges Staatswesen mit unantastbaren Rechten dar. Zum Patriarchat in Konstantinopel und zum griechischen Staat bestehen enge Verbindungen. Leider hat der Zustrom von Mönchen, vor allem aus Rußland, Bulgarien und Rumänien, aufgehört, so daß die Klöster beinahe zum Aussterben verurteilt sind.

IX. Verschiedenes

Die Entstehung neuer Staatswesen in Afrika hat auch für die kirchliche Diplomatie verschiedene Veränderungen mit sich gebracht. So haben die Regierungen des Kongo und von Urundi um päpstliche Nuntiaturen angesucht. Für beide Nuntiaturen wurde Titularerzbischof Vito Roberti als Nuntius ernannt. Seinen Sitz hat er in Léopoldville. Außer diesen zwei Nun-

tiaturen gibt es Internuntiaturen in Äthiopien, Liberia, der Vereinigten Arabischen Republik und im Senegal.

Die diesjährige Frühjahrskonferenz der österreichischen Bischöfe, die Anfang April in Wien tagte, beschäftigte sich ausführlich mit den Problemen, die das zweite Vatikanische Konzil aufgeworfen hat. Wenn die Entwürfe für die Gegenstände, die bei der Herbstsession behandelt werden sollen, einlangen, werden die Bischöfe einander noch vor dem 8. September treffen. Die reguläre Herbstkonferenz der österreichischen Bischöfe wird dann in Rom abgehalten werden. An anderen Verhandlungsmaterien seien vor allem die neuen Schulgesetze und die bevorstehende Strafrechtsreform erwähnt. Die Bischöfe haben die neuen österreichischen Schulgesetze durchaus positiv beurteilt. Der Kirche erwachsen allerdings durch die Notwendigkeit, „Pädagogische Akademien" einzurichten und die Lehrpläne für die verschiedenen neuen Schultypen zu erlassen, für die nächste Zukunft gewaltige Aufgaben. Hinsichtlich der Strafrechtsreform erwartet die Kirche, daß die Wünsche, die sie zu manchen Materien anmelden mußte, erfüllt werden. Für den 26. Mai beschloß die Konferenz einen Gebetstag für den Frieden der Welt.

In Wien wurde am 24. April in den Räumen der Österreichischen Staatsdruckerei, die einst die ersten Mitglieder des Ordens beherbergt hatten, das 400jährige Jubiläum des Jesuitenordens in Österreich gefeiert. Der Wiener Jesuitenprovinzial, Univ.-Prof. P. Dr. Johannes Schasching, wies bei der Gelegenheit auf die große Rolle hin, die die Gesellschaft Jesu sowohl für die Habsburger-Monarchie wie für das heutige Österreich hatte bzw. hat. In der Blütezeit des Ordens wirkten im Österreichischen rund 2000 Jesuiten an 15 Hochschulen, 64 Kirchen und 58 Gymnasien. Heute zählt die österreichische Ordensprovinz an die 400 Mitglieder. Sie wirken an der Universität Innsbruck, leiten berühmte Schulen, wie die Stella Matutina in Feldkirch, das Kalksburger Gymnasium, das Gymnasium am Freinberg in Linz. Außerdem leisten sie Seelsorgearbeit in Wien, Linz, Klagenfurt, Steyr, wirken in der außerordentlichen Seelsorge im ganzen Land und sind in den Missionen Thailands, Indonesiens, Formosas und der Philippinen eingesetzt.

Die diesjährigen Salzburger Hochschulwochen stehen unter dem Leitgedanken: „Die Wahrheit in der philosophischen und theologischen Aussage unserer Zeit." Im Rahmen dieser Wochen, die vom 4. bis 17. August dauern, wird auch Kardinal Augustin Bea einen Vortrag halten.

Eine der liebenswürdigsten und nutzbringendsten Einführungen der jüngsten Zeit in Österreich ist die sogenannte „Sternsingeraktion" der Katholischen Jungschar. Man hat auf diese Weise nicht nur einen ehrwürdigen Volksbrauch der Dreikönigszeit vor dem Untergang und der Profanierung gerettet, sondern für zahlreiche karitative, seelsorgliche und soziale Anliegen in den Missionsländern nicht unbeträchtliche Mittel gesammelt. Die fast 7 Millionen Schilling, die „ersungen" wurden, werden dieses Jahr für den Bau eines überdiözesanen Priesterseminars in Haiderabad (Indien) sowie für rund 200 andere Projekte verwendet.

Literatur

Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingesandten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalt dieser Schriften. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, werden Besprechungen veranlaßt. Eine Rücksendung der Bücher erfolgt in keinem Fall.

Balthasar, Hans Urs von, Glaubhaft ist nur die Liebe. Christ heute, fünfte Reihe, 1. Bd. (102.), Johannes-Verlag, Einsiedeln 1963.

Baus Karl, Von der Urgemeinde zur frühchristlichen Großkirche. **Jedin** Hubert, Einleitung in die Kirchengeschichte. Handbuch der Kirchengeschichte, herausgegeben von Hubert Jedin, Bd. 1 (XXI. u. 498). Verlag Herder, Freiburg 1962, Leinen DM 55.—.

Bendfeld/Degener, Der Lourdespilger. Gebete und Lieder für die Wallfahrt zu Unserer Lieben Frau von Lourdes. (174.) Buch- und Verlagsdruckerei Wilhelm Postberg, Bottrop/Westfalen 1963. Kart. DM 2.20 (Mengenrabatt).

Bertel Michael, Wir zeichnen den Katechismus. 100 Tafelskizzen. (124.) Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien-München 1963. Kart. S 58.—, DM/sfr 9.80

Bertrams Wilhelm S. J., Der Zölibat des Priesters. Sinngehalt und Grundlagen. (124.) 2., verbesserte und erweiterte Auflage. Echter-Verlag, Würzburg, Kart. DM 7.20.

Beumer Johannes S.J., Die mündliche Überlieferung als Glaubensquelle. Handbuch der Dogmengeschichte, herausgegeben von Michael Schmaus und Alois Grillmeier. Bd. I. Das Dasein im Glauben. Fasz. 4. (138.) Verlag Herder, Freiburg-Basel-Wien 1962. Kart.

Beyer Jean S.J., Die kirchlichen Urkunden für die Weltgemeinschaften (Instituta saecularia). Der neue Weg. Schriftenreihe für Weltgemeinschaften. I. (123.) Johannes-Verlag, Einsiedeln 1963.

Blank Josef, Das Angebot Gottes. Die Gleichnisse Jesu, II. Lebendige Kirche. (24.) Lambertus-Verlag, Freiburg i. Br. 1963. DM 1.—, ab 11 Exemplaren Mengenstaffel.

Brenkle John J., The Impediment of Male Impotence with Special Application to paraplegia. A Dissertation. (183.) The Catholic University of America Press Washington, D. C. 1963. Brosch. 3 Dollar.

Burgard Charles, Die Bibel in der Liturgie. Herausgegeben vom Klosterneuburger Bibelapostolat. (247.) Klosterneuburger Buch- und Kunstverlag 1963. Leinen S 90.—, kart. S 65.—.

Charles de Foucauld, Die geistlichen Schriften. (229.) Verlag Herold, Wien-München 1963. Pappband mit Glanzfolie S 78.—.

Daniélou Jean, Liturgie und Bibel. Die Symbolik der Sakramente bei den Kirchenvätern. (398.) Kösel-Verlag, München 1963. Leinen.

Der Priester im Anruf der Zeit. Herausgegeben vom Bischöflichen Ordinariat Eisenstadt, Seelsorgeabteilung. (157.) Verlag Herder, Wien 1963. Kart. S 60.—, DM/sfr 9.80.

Faßbender Johann Adam, Frohbotschaft vom Heiligen Geist. Betrachtungen über sein Wesen und Wirken. (183.) Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1963. Leinen DM 10.80.

Flatten Heinrich, Der Streit um „ius" oder „exercitium iuris" in der jüngsten eherechtlichen Diskussion. (15.) Sonderdruck, Tübinger Theol. Quartalschrift, 1962, 3. Heft.

Flatten Heinrich, Gilt bei c. 1086 heute noch die Unterscheidung von Nichtverpflichtungswillen und Nichterfüllungswillen? (24.) Sonderdruck, Österr. Archiv für Kirchenrecht, 1962, Heft 4.

Flatten Heinrich, Um eine sogenannte Josephsehe. (11.) Sonderdruck Trierer Theologische Zeitschrift, 1962, Heft 6.

Filthaut Theodor, Israel in der christlichen Unterweisung. (Schriften zur Katechetik, Bd. III.) (174.) Kösel-Verlag, München 1963. Kart. DM 8.80.

Geistliche Lesung, Biblische Betrachtungen zu den Evangelien der Sonn- und Festtage. 1. Langspielplatte (25 cm, 33 M) Karfreitag/Ostersonntag. 2. Langspielplatte (25 cm, 33 M) Christi Himmelfahrt/Pfingstsonntag. Patmos-Verlag, Düsseldorf 1963. Je DM 15.—.

Goust François, Der Weg, der zur Liebe führt. Für junge Menschen und ihre Erzieher. (288.) Schwabenverlag, Stuttgart 1963. Leinen DM 13.80.

Grenner Karl Heinz und **Pahl** Irmgard (Herausgeber), Psalmengebetbuch. Übersetzung von Romano Guardini, Einführung von Heinrich Kahlefeld. (211.) Kösel-Verlag, München 1963. Leinen DM 6.80, kart. DM 5.50.

Grill Severin, Prof. Dr., O. Cist., Bar Chadbschaba, Geschichte der um der Wahrheit willen verfolgten Väter. Zwei Biographien: I. Theodor v. Mopsvestia — II. Nestorius. (Heiligenkreuzer Studien, Nr. 12.) Heiligenkreuz 1962.

Guardini Romano, Glaubenserkenntnis. Versuche zur Unterscheidung und Vertiefung. (Herder-Bücherei, Bd. 141.) (187.) Verlag Herder, Freiburg 1963. Kart.

Häring Bernhard, Das Konzil im Zeichen der Einheit. (Herder-Bücherei, Bd. 144.) (124.) Verlag Herder, Freiburg 1963. Kart. DM 2.50, sfr 3.—, S 18.—.

Hasenhüttl Gotthold, Der Glaubensvollzug. Eine Begegnung mit Rudolf Bultmann aus katholischem Glaubensverständnis. (Koinonia-Beiträge zur ökumenischen Spiritualität und Theologie, Herausgeber: Thomas Sartory, Bd. 1) (399.) Ludgerus-Verlag Hubert Wingen KG, Essen 1963. Leinen DM 26.—, brosch. DM 22.—.

Heiler Friedrich (Herausgeber), Neue Wege zur einen Kirche. (Eine heilige Kirche, Neue Folge, Nr. 1.) (96.) Ernst-Reinhardt-Verlag, München-Basel 1963. Brosch. DM 5.80.

Heilmann Alfons (Herausgeber) - **Kraft** Heinrich (Mitarbeiter), Texte der Kirchenväter. Eine Auswahl, nach Themen geordnet. 1. Bd. (664.) Kösel-Verlag, München 1963. Leinen DM 25.—. (Subskriptionspreis bei Abnahme aller 5 Bände.) Einzelpreis DM 29.50.

Hernegger Rudolf, Macht ohne Auftrag. Die Entstehung der Staats- und Volkskirche. (477.) Walter-Verlag, Olten und Freiburg im Breisgau 1963. Leinen.

Höffner Joseph-**Heinen** Wilhelm (Herausgeber), Jahrbuch des Institutes für christliche Sozialwissenschaften der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. 4. Bd. 1963. (237.) Verlag Regensberg, Münster 1963. Leinen DM 20.—.

H. van den Bussche, Das Vaterunser. (127.) Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1963. Leinen DM 7.50.

Kálmán Juhász, Klöster in der Diözese Tschanad-Temesvar im Mittelalter (1030—1552). (72.) Amerikai Magyar Kiadó, Köln-Detroit-Wien.

Kemmeren Claudianus, Ecclesia et Jus, Analysis critica operum Josephi Klein (Studia Antoniana 20) (XVI et 138.) Romae 1963, Pontificium Athenaeum Antonianum Via Merulana 124. Brosch. Lire 1500.—.

Klein Karl, Der Glaube an der Wende der Neuzeit. (409.) Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1962. Leinen DM 24.—.

Küng Hans, Kirche im Konzil. (Herder-Bücherei, Bd. 140.) (221.) Verlag Herder, Freiburg 1963. Kart.

Löscht den Geist nicht aus. Probleme und Imperative des Österreichischen Katholikentages 1962. Herausgegeben vom Präsidium der Katholischen Aktion Österreichs. (379.) Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien-München 1963. Kart. S 68.—, DM/sfr 11.80.

Maria Regina Martyrum, Gedächtniskirche der deutschen Katholiken zu Ehren der Blutzeugen für Glaubens- und Gewissensfreiheit in den Jahren 1933—1945. (80.) Morus-Verlag, Berlin 1963. Kart.

Meurer Leonhard, Der Silberfisch. Was Petrus mir erzählte. (111.) Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1963. Leinen DM 7.80.

Miller Josef S.J., Junge Männer — Väter — Staatsbürger. Christ im Alltag. (173.) Verlag Herold, Wien-München 1963. Pappband, Glanzfolie S 49.—.

Moschner Gerhard (Herausgeber), Schlesisches Priesterjahrbuch, Bd. II, 1961. (176.) Brentano-Verlag, Stuttgart 1961. Brosch. DM 12.80.

Moussé Jean S.J., L' Espérance des hommes. Spiritualité 19 (165.) Economie et Humanisme. Les éditions ouvrières, Paris 1963. Brosch. F. 6.30.

Muller Charles (Herausgeber), Von Gott gerufen. Väter berichten über die Berufung ihrer Kinder zum Priestertum und Ordensstand. (95.) Verlag Winfried-Werk, Augsburg 1963. DM 3.50.

Nickel Erwin, Zugang zur Wirklichkeit. Existenzerhellung aus den transmateriellen Zusammenhängen. Ein Beitrag zur Überwindung von Positivismus und metaphysischer Resignation. (308.) Universitätsverlag, Freiburg/Schweiz 1963. Leinen DM/sfr 19.—.

Ostermann Heinrich, Die Weltreligionen und das Christentum. (95.) Verlag Winfried-Werk, Augsburg 1963. Kart. DM 3.50.

Overath Johannes und Solzbacher Joseph (Herausgeber), Liederpsalter nach Kaspar Ulenberg. Teil I. Singheft (33.) und Orgelheft in Sätzen von Hermann Schroeder. (23.) Musikverlag Schwann, Düsseldorf 1962. Singheft DM —.60, bei Mehrbezug Ermäßigung.

Peyriguère Albert, Im Geiste Charles de Foucaulds. Grundzüge des vormissionarischen Christseins. (86.) Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1963. Kart. DM 5.80.

Pieper Josef, Tradition als Herausforderung. Aufsätze und Reden. (347.) Kösel-Verlag, München 1963. Leinen DM 16.50.

Pinsk Johannes, Gedanken zum Herrenjahr. Herausgegeben von Theodor Schnitzler, bearbeitet von Ingo Mainka. (219.) Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1963. Leinen DM 15.80.

Plöchl Willibald M.-Gampl Inge (Herausgeber), Im Dienste des Rechtes in Kirche und Staat. Festschrift zum 70. Geburtstag von Univ.-Prof. Prälat Dr. theol. et Dr. jur. Franz Arnold. (Kirche und Recht, Bd. 4. Beihefte zum Österr. Archiv für Kirchenrecht, herausgegeben von Franz Arnold, Willibald M. Plöchl.) (IX u. 373.) Verlag Herder, Wien. Kart. S 148.—, DM/sfr 24.—.

Quadflieg Josef, Handbuch zum Glaubensbuch für das 1. Schuljahr. Jesus, ich bin dein. (143.) Verlag Ludwig Auer, Cassianeum, Donauwörth 1963. Leinen DM 7.80.

Régamey P. R., O.P. (Herausgeber), Wiederentdeckung des Fastens. (300.) Verlag Herold, Wien-München 1963. Pappband mit Glanzfolie S 98.—.

Rembert Heinrich P., O.F.M., König der Dornen. Kreuzweg unseres Herrn. (36.) Ludgerus-Verlag, Hubert Wingen KG, 2. Aufl. Essen 1963. Brosch. DM 1.80.

Rieser Herbert. Der Geist des Josephinismus und sein Fortleben. Der Kampf der Kirche um ihre Freiheit. (XII. u. 127.) Verlag Herder, Wien 1963. Kart. S 80.—, DM/sfr 12.80.

Röper Anita, Die anonymen Christen. (154.) Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1963. Leinen DM 11.50.

Rousselot Pierre, Die Augen des Glaubens. Christ heute, fünfte Reihe, 2. Bd. (83.) Johannes-Verlag, Einsiedeln 1963.

Schilling Othmar, Das Mysterium Lunae und die Erschaffung der Frau nach Gn 2, 21 f. (36 u. 45 Abb.) Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1963.

Schlette Heinz Robert, Der Anspruch der Freiheit. Vorfragen politischer Existenz. (134.) Kösel-Verlag, München 1963. Leinen DM 8.80, kart. DM 6.80.

Schreiber Otto Andreas-**Germann** Walter, Sakramentenbuch. (24.) Ludgerus-Verlag, Hubert Wingen KG, Essen 1963. Pappband mit Glanzfolie DM 7.80.

Schutz Roger, Prior von Taizé, Das Heute Gottes. Mit einem Vorwort von Robert Grosche. (Herder-Bücherei, Bd. 136.) (128.) Lizenzausgabe des Gütersloher Verlagshauses Gerd Mohn. Herder, Freiburg 1963. Kart.

Schwieder Georg, Latine loquor. 2. Aufl. (347.) Verlag Herder, Rom 1963. Brosch. Lire 2000.—, DM 16.—.

Thalmann Richard, Pfingstbriefe. (46.) Verlag Ars sacra, München 1963. Zelloph. Glanzband DM 5.80.

Thomas Josef S.J., Lebensstufen — Glaubensstufen. Wachstum und Krisen des Glaubens. (200.) Verlag Styria, Graz-Wien-Köln 1963. Leinen S 72.—, kart. S 42.—.

Thurian Max, Eucharistie. Einheit am Tisch des Herrn? (XL u. 270.) Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz, Kreuzverlag, Stuttgart 1963. Leinen DM 19.80.

Timmermann Hans Albert, Die Weltgemeinschaften im deutschen Sprachraum. Der neue Weg. Schriftenreihe für Weltgemeinschaften, 2. (80.) Johannes-Verlag, Einsiedeln 1963.

Tyskevic S., Die Einheit der Kirche und Byzanz. Übersetzt und herausgegeben von Fr. Karl Liesner S.J. (112.) Das östliche Christentum. Neue Folge, Heft 16, Augustinus-Verlag, Würzburg 1962. Brosch. DM 16.20.

Vecsey Josef, Dr. (Herausgeber), Kardinal Mindszenty. Beiträge zu seinem siebzigsten Geburtstag. (335.) Donau-Verlag, München 1962. Leinen.

Weber Günther, Handbuch zum Glaubensbüchlein für das 2. Schuljahr. Teil 3: Ostern-Sommer. (91.) Verlag Ludwig Auer, Cassianeum, Donauwörth 1963. Kart. DM 4.20.

Würbel Werner, Handbuch zum neuen österreichischen Katechismus der katholischen Religion. I. Teil. Unser Glaube an Gott. (143.) Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien-München 1963. Kart. S 48.—, DM/sfr 7.80.

Zerlik Alfred, P. Xaver Ernbert Fridelli, Chinamissionar und Kartograph aus Linz. (68, 39 Abb.) Oberösterreichischer Landesverlag, Linz 1962. Halbleinen S 76.—, DM 12.—.

Zinty-Henry-Leuvers-Crop-Guerre-Uylenbroeck, Réalités Collectives. Dossier „Masses ouvrières". (159.) Les éditions ouvrières, Paris 1963.

Zumkeller Adolar, Die Regel des hl. Augustinus. Einführung und Erklärung. (117.) Augustinus-Verlag, Würzburg 1963. Halbleinen DM 5.40.

Kleinschriften

Verlag Veritas, Wien-Linz-Passau

Ich komme aus Honkong. Von Johannes Zopp. (64.) S 7.—.

Christkönigsbund Miltenberg am Main

Warum beichten? Menschliche Erfindung oder göttliche Einsetzung. (30.)
Beichten — Last oder Glück? Das mißverstandene Sakrament. (30.)
Die Eucharistie — das unbegreifliche Geheimnis. (30.)
Christus in der Eucharistie — das unbegreifliche Geheimnis. (30.)

Alle von P. Saturnin Pauleser O. F. M. Jedes Heft DM —.50, bei Mehrbezug Ermäßigung

Arbeitsgemeinschaft Buch und Schrifttum der Katholischen Aktion Österreichs.

Lesen, erkennen, glauben, Arbeitsbericht und -ergebnisse. (66.)

Buchbesprechungen

Dogmatik

Die Lehre von den heiligen Sakramenten der katholischen Kirche. Von Johannes Brinktrine. Band II. Buße, Krankensalbung, Ordo und Ehe. (273.) Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1962. Geb. DM 22.—, brosch. DM 18.—.

In rascher Folge legt Johannes Brinktrine den zweiten Band seiner Sakramentenlehre vor, der die gleichen Vorzüge aufweist wie die vorausgehenden Bände seiner Dogmatik. Dazu gehören unter anderem die deutliche Gliederung des Stoffes, die klaren Definitionen, die eingehende Behandlung der scholastischen Theologie, vor allem des thomistischen Standpunktes. Allein der Druck mit seiner bewußten Hervorhebung bestimmter Sätze erleichtert den Überblick. Die kirchlichen Lehrentscheidungen werden gewissenhaft und vollständig geboten. Der Ver-

fasser versäumt es nicht, auf kontroverse Fragestellungen der früheren oder heutigen Zeit einzugehen, so zum Beispiel auf die Frage, ob zur Gültigkeit der Krankenölung eine spezielle, auf die Spendung der Krankensalbung bezogene Weihe des Öles notwendig ist (121—122), ob der Papst einen einfachen Priester zur Spendung der Priesterweihe bevollmächtigen kann (191—193), ob eine Ehe zwischen einem Getauften und Ungetauften auf seiten des Christen ein Sakrament ist oder nicht (215—216). Ein ausführliches Personen- und Sachregister ermöglichen eine rasche Information. Alle diese Vorzüge machen das Werk des Verfassers zu einem geeigneten Lehr- und Handbuch für Studierende.

Die Betonung der spekulativen Theologie und die äußere Beschränkung des Stoffes haben zur Folge, daß der Schrift- und Traditionsbeweis gelegentlich etwas kürzer und summarischer ausfällt. Kann man aus dem ungentes in nomine Domini (Jak 5, 14) in Verbindung mit Mk 6, 13 für die Krankenölung eine institutio in specie erschließen, wie dies der Verfasser tut (133, 136)? Auch der Schriftbeweis für die Einsetzung der Ehe (211) dürfte wohl nicht ganz ohne Problematik sein. Es wäre ein Vorteil gewesen, wenn die Bußgeschichte in ihren wichtigsten Phasen und mit ihren typischen Akzentsetzungen kurz dargestellt wäre, wie das zum Beispiel bei der Lehre über den Ablaß in glücklicher Weise geschehen ist. Die einzelnen Väterstellen würden auf diese Weise verständlicher. Diese wenigen Wünsche sollen den Wert und die Bedeutung des vorliegenden Bandes der Dogmatik, der die Frucht einer reichen Lehr- und Forschertätigkeit ist, nicht mindern.

Katholische Dogmatik. Von Michael Schmaus. Band II, 1. Gott, der Schöpfer. 6., erweiterte Auflage. (XXIV u. 612.) Verlag Max Hueber, München 1962. Leinen DM 29.80, kart. DM 26.—.

Dieses Werk bedarf längst keiner Empfehlung mehr. Wie der Verfasser im Vorwort erwähnt, legt er besonderen Wert auf die Klärung des Verhältnisses zwischen Naturwissenschaft und Theologie. In diesem Bereiche sind es wiederum die Probleme der menschlichen Entwicklung, die eine besonders genaue Darstellung erfordern. Wichtig erscheint dem Verfasser eine kritische, der kirchlichen Lehre entsprechende Interpretation der ersten Kapitel der Genesis. Es ist dem Rezensenten an dieser Stelle nicht möglich, auch nur einen Überblick über die Fülle des dargebotenen Stoffes zu geben. Er beschränkt sich bewußt auf die Hauptanliegen des Verfassers. Der Schriftbeweis wird für die einzelnen dogmatischen Sätze in einer überzeugenden Weise geboten. Die Gestalt des späteren Dogmas im Bereiche der Schrift wird erarbeitet. Wo dies notwendig erscheint, wird auch eine Geschichte der Deutung geboten (52 f.). Besonders ausführlich ist die Interpretation der ersten Kapitel der Genesis (25 f.), die Schriftlehre über die Engel (261 f.), über die Unsterblichkeit der Seele (409 f.) und schließlich über die Erbsünde (506 f.). Die gleiche Beachtung wie der Schriftbeweis verdient die lückenlose Darbietung der kirchlichen Lehrentscheidungen und der eingehende Väterbeweis. Wertvoll sind schließlich mehrere zusammenfassende theologische Überblicke (zum Beispiel 211 f., 222 f., 228 f.) oder Exkurse über naturwissenschaftliche Probleme (zum Beispiel 78 f., 103 f.).

An Themen, die das Verhältnis zwischen Naturwissenschaft und Theologie behandeln, seien eigens genannt: 1. Die Erschaffung Adams (326 f.). „Adam" ist sowohl eine Personal- als auch eine Kollektivbezeichnung. Es bezeichnet die Menschheit, die in einer individuellen Gestalt vertreten ist. Es bezeichnet das Individuum Adam, das die Menschheit repräsentiert. 2. Die Entwicklungslehre (329 f.). Der radikale Evolutionismus widerspricht dem Zeugnis der Schrift über die Erschaffung des Menschen durch Gott. Der gemäßigte Evolutionismus ist nach der Ansicht der meisten katholischen Theologen der Gegenwart mit dem Zeugnis der Schrift von der Erschaffung des Menschen vereinbar. Eingehend erörtert der Verfasser neben der theologischen Möglichkeit die Tatsachenfrage (337 f.). 3. Der Monogenismus (334 f., 349 f.). Der Monogenismus gehört zum Glaubensbereich. Der Polygenismus läßt sich mit der Offenbarung von der Allgemeinheit der Erbsünde und der Erlösung nicht in Einklang bringen. Die Naturwissenschaft kann die Abstammung aller Menschen von einem Menschenpaar weder beweisen noch widerlegen. 4. Die Erschaffung Evas (360 f.). Über die Frage, ob man dem biblischen Bericht nur dann gerecht wird, wenn man die Erschaffung der Frau aus der Rippe des Mannes im Sinne eines physischen Zusammenhanges versteht, kann nur das kirchliche Lehramt endgültig entscheiden. Ausdrücklich hingewiesen sei noch auf das abgewogene Urteil in der Lehre von den Paradiesesgaben (452 f.) und der Ursünde (472 f.). Dankbar aufnehmen wird jeder Leser des vorliegenden Bandes schließlich die umfassenden Literaturangaben und die wertvollen Register.

Wer diesen Band der Dogmatik von Schmaus zur Hand nimmt, wird über den neuesten Stand der theologischen Probleme bezüglich der Schöpfungslehre in gründlicher Weise informiert.

Freising, Bayern Josef Finkenzeller

Die Welt als Schöpfung. Zwischen Glauben und Naturwissenschaft. Von Otto Semmelroth. Frankfurt a. M. 1962, J. Knecht. (134.) Leinen DM 7.80.

Die Bonner Hochschulwochen des Akademikerverbandes im Oktober 1961 hatten die Schöpfung unter naturwissenschaftlichem und philosophisch-theologischem Aspekt zum Thema. Auf dieser Tagung entwickelte der bekannte Frankfurter Dogmatiker eine Theologie der Schöpfung, immer im Blickwinkel zu den entsprechenden naturwissenschaftlichen Aussagen. Aus diesen Vorträgen ist das vorliegende Bändchen entstanden. Es bietet eine kurzgefaßte Schöpfungstheologie in einer sehr lebendigen und anschaulichen Sprache. Mittelpunkt der Schöpfung ist der Mensch in der Polarität seiner Existenz (Natur—Person, Individuum—Gemeinschaft, Schicksal—Vorsehung). — Ein sehr zeitgemäßes Büchlein, das begreiflicherweise nicht die Tiefen der Problematik ausschöpft, aber sehr geeignet ist, in weiteren Kreisen Verständnis dafür zu wecken, wie die Spannungen und Gegensätze zwischen Naturwissenschaft und Theologie in richtiger Schau zu gegenseitiger Ergänzung werden können.

St. Pölten, NÖ. Karl Pfaffenbichler

Im Dienste des Glaubens. Handbuch der Missio canonica. Bd. I. Die theologischen Grundlagen der Glaubensverkündigung. Herausgegeben von Norbert Rocholl und Ingeborg Rocholl-Gärtner. (XIII u. 542.) Paulinus-Verlag, Trier 1962. Leinen DM 32.—.

Das Buch ist für Laienkatecheten, Seelsorgehelferinnen und Lehrer mit Missio canonica gedacht, eignet sich aber auch für Laien, die tiefer eindringen wollen in die Zusammenhänge der Offenbarung. Als Vorfragen (1) werden behandelt: Die metaphysische Offenheit des Menschen für Gott, das Wesen der natürlichen Gotteserkenntnis, Gottes übernatürliche Selbstoffenbarung, Gottes Offenbarung in der Heiligen Schrift und die Überlieferung der Offenbarung. Es folgen Glaube und Verkündigung (2) sowie Gottes Heilswirken (3) im Alten und Neuen Testament, die Lehre vom Glauben, die Sittlichkeit des erlösten Menschen, das Wirken der Kirche in der Liturgie und die Wege der Offenbarung in der Geschichte der Kirche.

„Das Werk ist mutig, notwendig und hilfreich", schreibt Prof. Arnold im Vorwort. Es führt hinein in die Welt des Glaubens, stellt Christus in den Mittelpunkt, schöpft reichlich aus der Heiligen Schrift, arbeitet positiv ohne Polemik, ist bemüht um wissenschaftliche Sicherung auf durchwegs moderner Grundlage und bringt bei jedem Abschnitt wertvolle Literaturangaben. Das Buch ist auch ohne theologisches Studium verständlich, doch behindern nicht wenige Fremdwörter und Fachausdrücke ein allgemeines Verstehen. Überschneidungen wurden nicht vermieden. Manches, wie die spezielle Moral, ist zu kurz gekommen. Im ganzen wäre noch mehr Systematik erwünscht. Das Sach- und Personenregister reicht absolut nicht aus, ein ausführlicheres Inhaltsverzeichnis würde die Verwendung erleichtern und den Wert des Buches bedeutend heben, das einem aufmerksamen Leser reiches Wissen und innere Beglückung bringen kann.

Wels-Puchberg, OÖ. Karl Wild

Der unbegreifliche Gott? Das Ordnungsbild biblischen Glaubens. Von Hilde Graef. (212.) Frankfurt a. M. 1961. Verlag J. Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 11.80.

Die in England lebende theologische Schriftstellerin will uns in diesem Buch das Gefühl der Ehrfurcht erleben lassen vor dem unergründlichen Mysterium Gottes. Dazu versucht sie, zentrale Fragen, die sich durch moderne Forschung ergeben, im Lichte des biblischen Glaubens zu klären. Sie führt ihre Untersuchungen an Hand der Bibel und überzeugt, daß wir im Buch der Bücher keine unauflöslichen Widersprüche finden, sondern die unseren Verstand übersteigenden göttlichen Wahrheiten. Das ist nicht absurd und widerspricht nicht den Gesetzen der Logik. Man versteht es bis zu einem bestimmten Punkt. An diesem steht der Menschengeist seinem Schöpfer gegenüber. Aus dem unauflöslichen Rest leuchtet der im letzten Grunde transzendente, unbegreifliche Gott. Die Inkonsequenz des heutigen Denkens macht nur allzuschnell aus dem unbegreiflichen Gott einen unmöglichen Gott. Man nimmt zwar ohne Schwierigkeit ein unbegreifliches Weltall an und erschauert vor den Kräften des Kosmos: den Urheber des Alls, Gott und seinen eingebornen Sohn, der uns Kunde von Gott brachte, ignoriert man.

Zur geistlichen Lesung, für Diskussionsabende und für gebildete Katholiken ist das Buch sehr zu empfehlen.

Linz-Ebelsberg Walter Hinz

Katholische Glaubenskunde. Lese- und Arbeitsbuch für die Jugend. Von Josef Walleitner. (574.) Salzburger Druckerei und Verlag 1962. Geb. S 45.80.

Für die Berufs- und Fachschüler sowie für den Religionslehrer ist damit eine neue wertvolle Unterlage geschaffen. Das Werk behandelt nicht nur die immer gleichbleibenden Grundfragen christlicher Lehre, sondern greift auch manches heiße Eisen moderner Grundfragen mutig an, wie Fernsehen, Film, Rundfunk und Presse, Genossenschaft, Gewerkschaft, Fremdenverkehr und Sport, Technik und Herzensbildung, das Generationsproblem u. ä.

Als Landesschulinspektor für Salzburg begrüße ich dieses Buch, durch das eine empfindliche Lücke in der Reihe der Unterrichtsbehelfe für einen lebenspraktischen Religionsunterricht geschlossen wurde und wünsche ihm einen vollen Erfolg im Bemühen um eine zeitgemäße religiöse und sittliche Erziehung der Jugend.

Salzburg Matthias Laireiter

Gefährliche Freiheit. Der Christ zwischen Infantilität und Mündigkeit. Von Otto Betz. (178.) Verlag J. Pfeiffer, München 1961. Kart. DM 4.80.

Der Pfeiffer-Verlag in München bringt „Werkbücher" heraus, die als Behelfe für Religionslehrer an Berufsschulen sowie für die Abendrunden der Jugendführer und Heimleiter gedacht sind. Die vorliegende Broschüre behandelt in 22 kurzen Aufsätzen „heiße Eisen", wie: Christentum, ein Kulturfaktor oder ein Ärgernis? Fremdgehorsam oder freie Gewissensentscheidung? Väter und Kinder, Hoffnung und Verzweiflung, Jazz, Kunst und Kitsch usw. Am Schluß werden noch die Biographien von drei Märtyrern umrissen, die dem jungen Menschen von heute viel zu sagen haben: Thomas Morus, Graf von Moltke und Edith Stein. Es sind politische Entscheidungen, in die jeder von uns wieder gestellt werden kann. Die Aufsätze sind von sehr verschiedener Länge und von sehr verschiedener Qualität (manche hätten mehr Sorgfalt verdient!), sie dienen aber alle einem Grundgedanken: Der Jugendliche muß aus seiner kindlichen Geborgenheit heraus, er muß wagen, er muß mündig werden und sich im praktischen Leben bewähren! Alle Themen sind hochaktuell, alle sind jugendnah erarbeitet. (Sie erinnern an: Romano Guardini, Briefe zur Selbstbildung.) Ein großer Vorzug ist die starke Verwendung der neuen Literatur. Die Aufsätze werden gewiß eine große Hilfe für die Jugendführer sein. Wenn alle „Werkbücher" so anregend sind, kann man dem Verlag zu dieser Schriftenreihe gratulieren.

Graz Johann Fischl

Una Sancta und Ökumene

Kirche in Gegensätzen. Von Erich Przywara S.J. (56.) Düsseldorf 1962, Patmos-Verlag. Brosch. DM 4.80.

In 6 Aufsätzen, die als Rundfunkvorträge im Südwestdeutschen Rundfunk im November-Dezember 1961 gesendet worden waren, befaßt sich der Verfasser mit dem Wesen der Kirche und mit dem 2. Vatikanischen Konzil, das damals noch in der Zukunft stand. Die allgemeinen Konzilien der Kirchengeschichte waren jeweils eine Antwort auf die Fragen, die sich der Kirche stellten, eine Frucht aus dem Leben in den einander gegenüberstehenden Spannungen vor den Konzilien. Dieses Gesetz der Abfolge einer jeweils vorkonziliaren Zeit der sich auseinandersetzenden „Bewegungen" und einem jeweiligen allgemeinen Konzil wird auf die Gegenwart angewendet. Nach der Darstellung des Verfassers ging dem Vaticanum II die vorkonziliare Zeit der „Bewegungen" eines „neuen Katholizismus" gegenüber einem „alten Katholizismus" voraus. Es geht in diesen „Bewegungen" um den Kampf zwischen Modernismus und Integralismus, zwischen Organismus und Organisation, zwischen Wort und Sakrament, zwischen Innerzeitlichem und Endzeitlichem. Aus den Gegensätzen dieser kirchlichen Bewegungen wird das Wesen der Kirche sichtbar: als „Schwebe" zwischen und über ihnen ohne dialektische „Aufhebung". Die vorliegende Schrift gibt keine Reformvorschläge für das Konzil, sondern will eine Diagnose der Kirche stellen im Sinne der urchristlichen „Unterscheidung der Geister". Wie alle Schriften Przywaras ist auch diese nicht leicht zu lesen; der aufmerksame und besinnliche Leser wird aber hier neue Aspekte in der Lehre über die Kirche finden.

Evangelische Ordensgemeinschaften. Von François Biot. Aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet von Hermann Schüssler. (194.) Mainz 1962, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 12.50.

In der evangelischen Welt gibt es Vorgänge, denen die Katholiken bisher wenig, ja zuwenig Aufmerksamkeit schenkten; dazu zählt das Entstehen ordensähnlicher Gemeinschaften, auf das hinzuweisen das große Verdienst dieser Publikation ist. Im ersten Teil wird ein Überblick geboten über die Stellung der Reformatoren zum Mönchtum und Ordensleben, wobei offenbar wird, wie tief deren Ablehnung der monastischen Lebensform und insbesondere der Gelübde reichte. Der zweite Teil kann auf einige Tatsachen hinweisen, die zu dieser geschlossenen Haltung der Reformatoren in einem auffallenden Gegensatz stehen: noch im 16. und 17. Jahrhundert gab es im evangelischen Raum Klosterleben; im 18. Jahrhundert erwuchsen aus dem Pietismus verschiedene neue Ansätze zu gemeinsamem Leben; im 19. Jahrhundert bildeten sich kommunitäre Formen der Diakonie heraus. Heute erleben wir die Wiederentstehung von Ordensgemeinschaften in ganz neuen Formen, die sich auf die traditionelle dreifache Bindung der Ehelosigkeit, des Gehorsams und der Gütergemeinschaft gründen. Als typische Beispiele werden die Kommunitäten von Taizé und Grandchamp sowie die ökumenische Marienschwesternschaft in Darmstadt

genannt und in eigenen Selbstdarstellungen und Veröffentlichungen vorgestellt. Im dritten Teil wird die ekklesiologische Bedeutung dieser zönobitischen Erneuerung im Protestantismus behandelt. In den Bestrebungen um die christliche Einheit kommt den evangelischen Bruder- und Schwesternschaften eine wichtige Aufgabe zu. Das „evangelische Mönchtum" hat wesentliche Momente im Leben der Kirche wiederentdeckt, nämlich die Betrachtung und das Ernstnehmen des Evangeliums, seines Anspruches und seiner Forderungen in den alten „evangelischen Räten".

Der Zweck dieses Buches ist, diese Entwicklung in den Kirchen der Reformation den katholischen Lesern bekannt und vertraut zu machen und den evangelischen Lesern eine katholische Stellungnahme dazu zu geben. Durch die klare und sachkundige Darstellung des Autors, eines französischen Dominikaners, sowie des Übersetzers und deutschen Bearbeiters, der in evangelischer Theologie promoviert hat, ist dies vortrefflich gelungen. Wenn eine Stimme bereits gesagt hat, daß dieses Buch ein „ökumenisches Ereignis" bedeutet, so wurde nicht zuviel behauptet.

Linz/Donau Peter Gradauer

Alle meine Quellen sind in Dir. Von Eugen Walter. (Christliche Konfessionen in Selbstdarstellungen, hrsg. von Günter Stachel, Band 1.) (153.) Echter-Verlag, Würzburg 1962. Leinen DM 8.40.

Die Überzeugung, daß die Aufspaltung der Christenheit in verschiedene Konfessionen durch wissenschaftliche Argumente allein nicht zu überwinden ist, weil die Gründe für die Spaltung letztlich „Herzensgründe" sind, hat den Inaugurator und Herausgeber der Reihe „Christliche Konfessionen in Selbstdarstellungen" dazu veranlaßt, einen Katholiken, Anglikaner, Orthodoxen und Protestanten um ein persönliches Bekenntnis zu bitten und sie zur Rechenschaftsablegung über ihren angestammten Glauben vor ihren Glaubensbrüdern und vor allem vor den von ihnen Getrennten zu ermuntern. Daß dieses Unterfangen auf Schwierigkeiten gestoßen ist, wird man dem Herausgeber ohne weiteres glauben. Die Überlegungen, die ihn trotz allem an seinem Plan festhalten ließen, sind inzwischen durch den ermutigenden Auftakt des Vatikanums II eindrucksvoll unterstrichen worden.

Pfarrer Eugen Walter hat sich zum Sprecher der katholischen Glaubensbrüder gemacht und die Reihe eröffnet. Der anspruchsvolle Titel „Alle meine Quellen sind in Dir" (Ps 86 bzw. 87) setzt im Grunde genau die Thematik fort, die in Walters Schrifttum schon immer als Grundton dessen, was er zu sagen hatte, angeklungen ist. Hier nun wird sie zu jener Aussage erhoben, von der her allein der Werdegang des Christen und die vielgestaltigen Lebensäußerungen der Kirche, durch die der einzelne schließlich zu einem Wissenden zu werden vermag, theologisch zu begreifen sind. Wer von der Kirche und vom Leben des Christen in der Kirche redet, muß notwendig den Blick auf das gnadenhafte Wirken Gottes lenken, das rational nicht aufzuhellen, sondern eben nur im Doppelsinn des augustinischen Confiteri Gegenstand des Bekennens sein kann. Von daher gesehen, erhalten die ganz und gar nicht aufdringlich wirkenden autobiographischen Notizen des Verfassers ihre eigentliche Rechtfertigung. Dabei weiß dieser aber sehr genau, daß nicht selten durch „Zufälligkeiten" und „Äußerlichkeiten" (Augustinus hat das schon gewußt) die inneren Quellen erschlossen werden. Für die Geistigkeit des Autors ist es bezeichnend, daß er auf ausgesprochen dem Leben und der Wirklichkeit zugewandte Denker und Theologen zurückgreift, wenn er von der Einheit der Kirche redet, daß er, an Aurelius Augustinus, J. A. Möhler und J. H. Newman anknüpfend, Männern das Wort erteilt, die um den Glauben der Kirche und ihr Verständnis auch persönlich gerungen haben und dieses ihr Verständnis zu revidieren bzw. fortzubilden bereit gewesen sind. Besonders dankbar wird man Walter dafür sein, daß er in diesem Bändchen über die liturgische Bewegung, über Probleme der Bibelexegese und über die „Una Sancta" spricht. Denn gerade der nichtkatholische Leser wird damit auf jene Lebendigkeit im innerkatholischen Raum, auf jene Initiative und jene Offenheit zu den andern Konfessionen hin aufmerksam gemacht, die er hinter der starr anmutenden Feierlichkeit kirchlicher Verlautbarungen und Weisungen nur schwerlich zu entdecken vermag. Der Verfasser des vom Verlag geschmackvoll ausgestatteten Bändchens ergeht sich bei seinen Darlegungen über sein Verständnis des Katholisch-Seins nie in einer Theologia gloriae. Wenn er trotzdem zuversichtlich in die Zukunft schaut, dann tut er es im Vertrauen auf jene Lebendigkeit der katholischen Kirche, deren verjüngende Kraft er selbst immer wieder fördernd erfahren hat.

Tübingen Josef Rief

Der Kult und der heutige Mensch. Von Michael Schmaus und Karl Forster (Herausgeber). 355.) Verlag Max Hueber, München 1961. Leinen DM 18.—.

Anläßlich des Eucharistischen Kongresses in München (1960) hielten dort Wissenschaftler aus aller Welt ein Colloquium doctum, um die Kultfeiern des Kongresses wissenschaftlich-kritisch

zu betrachten, 20 Vorträge, Abhandlungen und Diskussionsbeiträge sind als Früchte dieses Gelehrtengespräches im vorliegenden Buch gesammelt.

Im Einleitungsvortrag „Sinn und Problem des Kultes" gibt P. Jungmann (Innsbruck) Bestimmung und Abgrenzung des Begriffes und analysiert die verschiedenen Spannungen: starre Form — innere Gesinnung, mysterium — ratio, Geheimnis — Verständlichkeit, Tradition — Akkomodation. Die folgenden drei Abschnitte machen bekannt mit den Kultformen (nichtchristliche, christliche, nichtreligiöse). Die Berichte über die Gottesverehrung im Buddhismus, Hinduismus, Mohammedanismus, in den afrikanischen Stammesreligionen und bei den alten Mexikanern korrigieren die oberflächlichen Meinungen über Andersgläubige. 11 Vorträge widmen sich dem christlichen Kult. Prof. Pascher (München) geht ein auf die „Darstellungsmittel und kultische Typik in der Eucharistiefeier", Prof. Schlink (Heidelberg) liefert den Beitrag „Der Kult in evangelischer Sicht", Professoren aus Saloniki und Athen referieren über den Kult im orthodoxen Christentum. 7 Vorträge setzen sich mit Kult und Welt auseinander: der profanierte Kult, Kult als Herrschaftsinstrument in totalitären Systemen, Kult und Technik, Ritual und Tiefenpsychologie u. a. Abschließend zeigt Prof. Schmaus (München) in meisterhafter Ausführung den „Kult als Erfüllung echten Menschentums".

Ungemein viel wertvolles Material wird dabei geboten aus Liturgie, Exegese, Religionsgeschichte und Religionspsychologie. Gelegentlich werden auch Randfragen gestreift, wie Kirche und Staat, die gleitende Woche, Tiefenpsychologie und dergleichen. Offen und ehrlich werden die Schwächen und Fehler zugegeben; so behandelt ein eigener Vortrag die Schattenseiten des südamerikanischen Christentums, und P. Schmidt (Rom, Gregoriana) schildert in seinem Beitrag „Gefahren und Möglichkeiten für den religiösen Kult" eindringlich, erschütternd die traurigen Mißstände in breiten christlichen Schichten. Somit ist das Buch eine willkommene Grundlage, daß die einzelnen religiösen Gemeinschaften sich besser kennen lernen, verstehen und aussprechen. Darum wird es auch auf Jahre hinaus seinen Wert behalten.

Wort — Kirche — Sakrament in evangelischer und katholischer Sicht. Von Louis Bouyer. Aus dem Französischen übersetzt von Willi Neubert. (88.) Mainz 1961, Matthias-Grünewald-Verlag. Kart. DM 4.50.

Eine überaus gründliche Abhandlung dreier wichtiger Unterscheidungslehren der Kontroverstheologie, auf die der Autor die Hauptunterschiede der Konfessionen zurückführt. Früher Kalviner, jetzt Professor am katholischen Institut in Paris, ist Bouyer wie kaum ein zweiter interessiert und befähigt, diese Fragen gründlich und sachlich zu behandeln. So zeichnet er die geschichtliche Entwicklung bis zum gegenwärtigen Stand und erklärt, was im Protestantismus Wort Gottes, Autorität der Kirche und Sakrament bedeuten. Seine ehrlichen Darlegungen über die Veräußerlichung vieler Andachtsformen, über Mißbräuche beim Empfang der heiligen Sakramente, beim Gebrauch von Sakramentalien, ja selbst bei der Feier des heiligen Meßopfers machen es begreiflich, warum Luther so stark betonte, daß Gott allein das Heil wirke. Mit gleicher Überzeugungskraft beweist der Verfasser aber auch, daß die katholische Kirche die wahre Lehre immer besessen hat, daß diese aber damals vielfach verdunkelt war, daß man oft nur am Buchstaben und der äußeren Tat festhielt und den Geist vernachlässigte, der erst alles lebendig machen muß. Viele Schwierigkeiten klärt er aus dem Ausdruck „opus operatum", der wohl deutlich aussagt, daß die Sakramente nichts als Gnade sind; der aber auch mißverstanden werden kann, als ob der Mensch im Sakramente den „Trick" hätte, um Gott zu zwingen, nach unserem Willen zu handeln.

Das Buch ist gleich wertvoll für Katholiken wie Nichtkatholiken und bietet für Religionsgespräche eine zuverlässige Hilfe.

Linz/Donau Adolf Buder

Freiburger Rundbrief. Beiträge zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk im Geiste beider Testamente. Hrsg. von Dr. Rupert Gießler, Dr. G. Hüssler, Dr. G. Luckner, Karlheinz Schmidthüs, Prof. Dr. K. Thieme, Prof. Dr. A. Voegtle. Deutscher Caritasverband, Freiburg i. Br. 1962.

Es ist noch nicht lange her, daß in Basel ein trikonfessionelles Gespräch zwischen jüdischen, katholischen und evangelischen Theologen geführt wurde über das Thema „Botschaft und Gebot". Dieser Rundbrief will demselben Zwecke dienen. Er ist von jenem Sonntag (23. 9. 1962) datiert, an dem ein Sühneappell der deutschen Bischöfe in sämtlichen katholischen Kirchen Deutschlands erging für „die unmenschliche Vernichtungsaktion gegen das jüdische Volk". Das Heft bringt diesen Bußruf als ersten Beitrag. Ergreifend ist sodann die Ansprache des Bischofs Pachowiak bei der Gedenkfeier in Bergen-Belsen. Ein Vortrag von Jürgen Baumann als Beitrag zur juristischen Würdigung des Falles Eichmann, ferner das Thema „Kirche und

Christen im heutigen Israel" von P. Jean Roger, ferner der Buchbericht über „Die Schriftübersetzung von Martin Buber und Franz Rosenzweig" sowie die Nachrichten um Edith Stein als eine kommende Heilige: Das alles ist mehr als bloß interessant und lesenswert. Wir freuen uns über diese schriftstellerischen Früchte des guten Willens zur Begegnung zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk; denn das ist doch die Vorbedingung dafür, daß allen Menschen das Heil zuteil werde.

Linz/Donau — Max Hollnsteiner

Kirchenteppiche in allen Größen · Fachmännische Beratung

Sowie Vorhänge, Decken etc. kaufen Sie günstig und preiswert bei



Linz, Rudigierstraße 9, neben dem Spital der Barmherzigen Brüder, Tel. 28 9 27

Beste Referenzen. Für kirchliche Dienststellen Sonderpreise

CHRIST IM ALLTAG

JOSEF MILLER S. J.

Junge Männer, Väter, Staatsbürger

176 Seiten / Pappband mit Glanzfolie S 49.—

Die Stellung des Christen — und vor allem des Mannes — in der Gemeinschaft des Staates, des öffentlichen Lebens, des Berufes, der Familie, der Kirche ist das Thema dieses Buches. Hier und heute muß er sich als Christ erweisen und aktiv für eine Sache eintreten, wenn er ihren Wert erkannt hat, sie bekämpfen, wenn sie mit seinem christlichen Gewissen unvereinbar ist.

Aus dem Inhalt: Der Katholik und die Politik — Erziehung zum Staat — Eid, Treueid, Fahneneid — Krieg und Wehrdienstverweigerung — Christliche Strafrechtsidee und Todesstrafe — Verantwortung für die gefährdete Jugend — Auch der Vater ist Führer seiner Kinder zu Gott.

In derselben Ausstattung erschien von JOSEF MILLER S. J.:

Lebensstandard, Lüge, Straßenverkehr

136 Seiten, S 39.—

Durch jede Buchhandlung

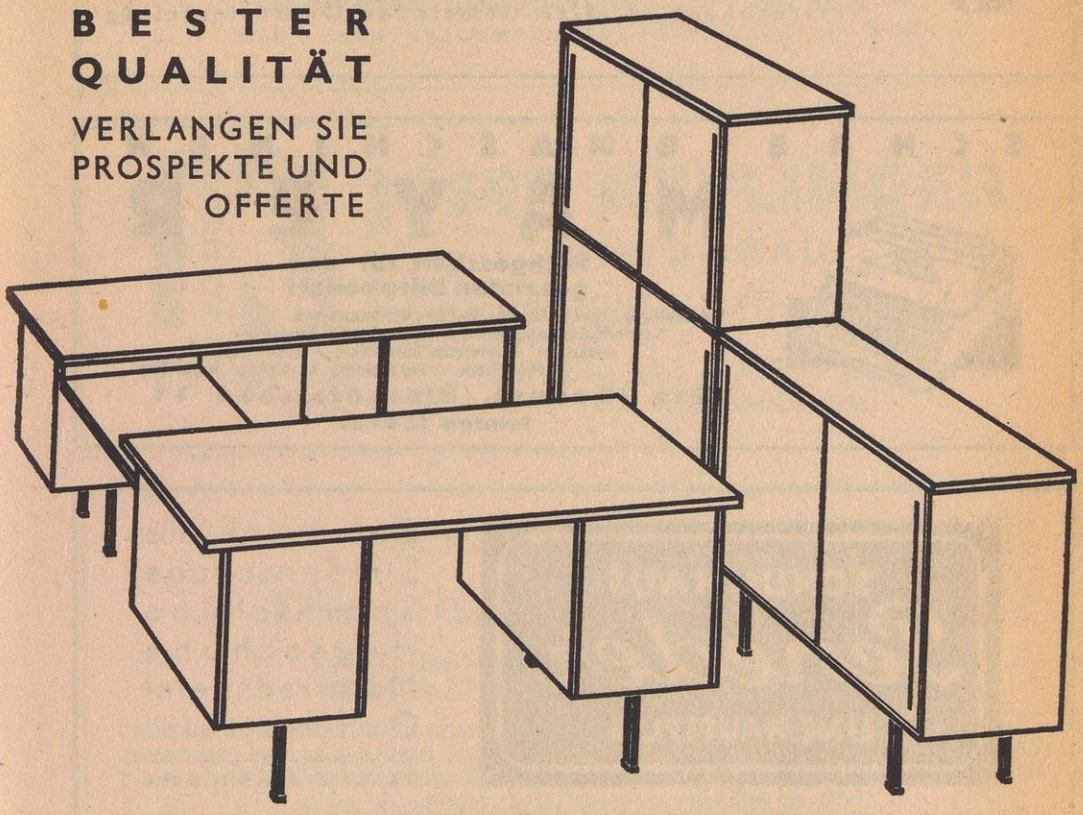
VERLAG HEROLD · WIEN · MÜNCHEN

HALI

BÜRO-MÖBEL

IN BEKANNT BESTER QUALITÄT

VERLANGEN SIE PROSPEKTE UND OFFERTE



KAUFHAUS FÜR DAS BÜRO
BÜROMÖBELFABRIK

HABERLEITNER KG.

LINZ, BÜRGERSTRASSE 1–6
WIEN VII, BREITE GASSE 17
WERK: EFERDING

Besten Schutz bietet Österreichs ältestes Feuerversicherungsinstitut

OÖ. Landes-Brandschaden-Versicherungsanstalt

Linz, Herrenstraße 12 · Tel. 26 1 11

Vertretungen in allen Gemeinden Oberösterreichs

SCHREIBMASCHINEN



MAYER

Fachgeschäft für den gesamten Bürobedarf

Reichhaltiges Lager in Schreib-, Rechen-, Büromaschinen
Vervielfältigungsapparate / Eigene Spezial-Reparatur-werkstätte / Sämtliche Büroartikel / Große Auswahl in Füllhaltern / Reparaturen in eigener Werkstätte

Linz (Donau), Bischofstraße 11

Telefon 25 65 35

SCHUHHAUS
Peneder
LINZ, HAUPTPL. 12

Berufsschuhe
Straßenschuhe
Sportschuhe
Hausschuhe
Motorradstiefel
Gummistiefel

REICHE AUSWAHL



REISEANDENKEN
SCHACHSPIELE

Inh. E. Schille
Linz, Hauptplatz 22

Elektrische u. Gasfeuerzeuge

Glas- und Porzellanmalerei

Glas- u. Porzellanphotographie

Alle Arten Schilder in Email, Resopal und Aluminium

Für die Kirchensitze: die schönen, dauerhaften Resopalschilder

PICHLER & JIRSA G.m.b.H.

GAS · WASSER · HEIZUNG

Linz/Urfahr, Rudolfstraße 25 · Tel. 32 5 57

Reparaturen: Herrenstraße 40, Tel. 27 8 18

KEPLINGER

JOSEF KEPLINGER

LINZ/DONAU

DETAIL: MUSEUMSTRASSE 7a — EN GROS:

SCHILLERSTRASSE 47 ● TEL. 24 5 49, 28 9 03

FURNIERE · SPERR- UND PANEELPLATTEN · TÜREN · SPANPLATTEN

ALLE ARTEN FUNDER- UND LEITGEB-PLATTEN

CHARLES DE FOUCAULD

Die geistlichen Schriften

Vollständige Übersetzung der Originalausgabe

230 Seiten / Pappband mit Glanzfolie S 78.—

Charles de Foucauld hat in seinen geistlichen Schriften selbst den inneren Weg aufgezeichnet, den er gegangen ist: den Weg der Gottes- und der Nächstenliebe, der Demut, der Verborgenheit, der Einsamkeit — der kompromißlosen Nachfolge Christi.

Seine Worte sind Gebet, direktes Sprechen zu Gott.

Die Meditationen zum Evangelium, Aufzeichnungen bei Exerzitien, geistlichen Notizen und Auszüge aus dem Briefwechsel wurden ungekürzt aus der Originalausgabe übernommen und keiner Deutung unterzogen.

Das dokumentarische Bildmaterial erschien in dem Band

Charles de Foucauld

Text von René Voillaume und Georges Gorrée / Vorwort Friedrich Heer

160 Seiten mit 202 Abbildungen / Leinen S 185.—

Durch jede Buchhandlung

VERLAG HEROLD · WIEN · MÜNCHEN

STEPHAN VEROSTA

Johannes Chrysostomus

Staatsphilosoph und Geschichtstheologe

Mit einem Geleitwort von Endre von Ivánka.

470 Seiten / Leinwand DM 27.—, sfr. 28.—, S 168.—

Europäische Geistesgeschichte ist nicht nur die Geistesgeschichte des lateinischen Westens. Diese Tatsache wurde lange übersehen und ist auch heute noch nicht allgemein geläufig. Die hier vorgelegte, unmittelbar aus den Quellen geschöpfte Darstellung der Anthropologie, Naturrechtslehre und Rechts- und Staatsphilosophie des berühmten griechischen Kirchenlehrers wird bald als ein wichtiger Beitrag zum Verständnis des byzantinischen Anteils am christlichen Mittelalter gelten, zumal sie aus der Feder eines Rechtsphilosophen (und modernen Diplomaten) stammt und mit seiner Methode durchgeführt ist.

„Die Kirchenväter des Ostens wieder zu entdecken, dazu leistet diese interessante Studie, der der bekannte Byzantinologe Endre von Ivánka das Vorwort schenkte, seinen bedeutenden Beitrag. Byzantinologen, Patrologen und Rechtshistoriker werden sich gewiß zu allererst angesprochen fühlen, aber auch Priester und Akademiker aller Fachrichtungen werden dieses wissenschaftliche, „spannend" geschriebene Buch trotz seines Umfanges von Anfang bis Ende studierend lesen . . ."

Die Anregung, Köln

„. . . Ein wesentlicher Beitrag zum Verständnis des byzantinischen Anteils am christlichen Mittelalter! . . ."

Neuer Bücherdienst, Wien

„. . . Man möchte hoffen, daß das sympathische Buch auch die Fachwelt zu weiterer Arbeit in der eingeschlagenen Richtung anregt."

Literaturanzeiger, Freiburg i. Br.

„. . . Die ausgezeichnete Arbeit, die Neuland erschließt, wird nicht nur den Kirchengeschichtler, sondern auch den Juristen und schließlich alle, die sich mit dem Problem des Staates und der Geschichte befassen, interessieren."

Das Neueste, Stuttgart

VERLAG STYRIA, GRAZ, WIEN, KÖLN

VERU - die neue Infrarotheizung für Kirchen!

Wir bitten die hochw. **Pfarrer**, die mit einem Kirchenbau, -umbau oder einer -renovierung befaßt sind, den neuen Infrarot-Sicherheitsstrahler zu prüfen! Die bundesstaatliche Prüfstelle hat diesen ganz neu entwickelten Heizkörper für die Montage in Kirchen und Versammlungsräumen freigegeben.
Was ist neu am VERU-Sicherheitsstrahler?

- **Völlige Betriebssicherheit, weil das Heizelement nicht mehr offen liegt.**
- **Höchstmögliche Energieausbeute, durch Einlagerung in glasklares Spezialrohr.**
- **Verschmutzen des Reflektors unmöglich.**

Auswechseln der Strahloffitte wie eine Leuchtstoffröhre. Ortsansässigen Elektrikern helfen wir durch Montageanleitung.
Wir informieren Sie schriftlich oder Persönlich — nach Wunsch.

VERITAS-Technik
Linz, Harrachstraßr 5
Wien I, Singerstraße 26

BAUSTOFFE · FLIESEN
BEINKOFER

Baustoffe
Fliesen
Bodenbeläge

Beinkofer & Co.

Linz, Hessenplatz 19

Telefon 22 163
24 355

kloster schlierbach

Werkstätte für Glasmalerei, Mosaik, und Glasbetonfenster

OÖ. GLASMALEREI

SCHLIERBACH, Kremstal, Telefon 7

Anschriften der Mitarbeiter

P. Paul Overhage S. J., 54, Koblenz, Jesuitenplatz 4, DBR.
Obersanitätsrat Dr. Josef Rötzer, Vöcklabruck, Vorstadt 16, OÖ.
P. Dr. Leopold Liebhart, Theol.-Prof., Mautern, Steiermark.
DDr. Alois Gruber, Hochschulprofessor, Freising, Domberg 26 a, Obb.
P. Bernhard van Acken S. J., Essen (Ruhr), an St. Ignatius 8.
Dr. Josef Ratzinger, Univ.-Prof., Bad Godesberg, Wurzerstraße 11, DBR.
DDr. Peter Gradauer, Theol.-Prof., Linz a. d. Donau, Herrenstraße 37, OÖ.
DDr. Norbert Miko, Univ.-Dozent, Salzburg, Hellbrunner Straße 13, Österreich.

Inlandsbezug vom Verlag oder über den Buchhandel. Reklamationen sind an die jeweilige Bezugsquelle zu richten.
Ein Jahresbezug gilt als fortgesetzt, falls die Zeitschrift bis 1. Dezember nicht abbestellt wurde.
Bei Bestellung während des Jahres werden die erschienenen Hefte des Jahrgangs nachgeliefert.

Auslandsbezug über die angeführten Buchhandlungen folgender Länder:

Australien: John Hinton & Co., North Sydney, N. S. W., 50, Miller Street.

Belgien: Ancienne Librairie Desbarax, Louvain, 24, rue de Namur.

Dänemark: Sankt Ansgars Boghandel, Kobenhavn, Bredgade 67.

Deutschland: Verlag Ludwig Auer, Cassianeum, Donauwörth, Bayern.

England: Parker & Son, Ltd., Booksellers, Oxford, 27, Broad Street.

Frankreich: Librairie Saint Paul, Paris 6e, 6, rue Cassette.
Librairie Alsatia, Strasbourg, 50, Rue des Hallebardes.

Holland: Berkhout (W. Smolders), Boekhandel, Nijmegen, P. Brugmanstr. 18.
H. Coebergh, Boekhandel, Haarlem.
Dekker & van de Vegt, N. V., Nijmegen, Oranjesingel.
Meulenhoff & Co., Amsterdam, Beulingstraat 2.
Wed J. R. van Rossum, Utrecht, Achter Het Stadhuis.
Swets & Zeitlinger, Amsterdam, Keizergracht 471.
F. J. Vugts, Boekhandel, Haaren N. B.

Italien: Buchhandlung Athesia, Bozen, Laubengasse 41.
A. Weger's Buchhandlung, Brixen/Prov. Bozen.

Luxemburg: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41 (Österreich).
Librairie Clees-Meunier, Luxembourg-Gare, 15, rue du Fort Elisabeth.
(Postscheck-Nr. 5390, Brüssel 35.02.12.)

Schweiz: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41 (Österreich).

Südamerika: Libreria del Verbo Divino, Córdoba, Avenida Vélez, Sarsfield 74, Argentina.

USA: The Moore-Cottrell Subscription Agencies, North Cohocton, New York.
Stechert-Hafner Inc., Books and Periodicals, New York 3, N. Y., 31 East 10th Street.

Eigentümer und Herausgeber: Die Professoren der Phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Maximilian Hollnsteiner, Linz, Harrachstraße 7. — Verlag und Druck: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41. — Printed in Austria.

Seite 257 - 260 war Titelblatt u. Inhaltsv.

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE
QUARTALSCHRIFT

111. JAHRGANG 1963 4. HEFT

Habemus Papam

Als der Kardinalprotodiakon Alfredo Ottaviani am Vormittag des 21. Juni 1963 mit der alten Formel „Annuntio vobis gaudium magnum" den neuen Papst verkündete, überhörten wohl die meisten — ob der hochgespannten Erwartung, wer es denn sein möge — die Fortsetzung der Formel in den Worten „Habemus Papam". — Ist es Zufall, daß es nicht etwa heißt: „Annuntio vobis gaudium magnum: Joannes S. R. E. Cardinalis Montini canonice electus est in Summum Pontificem"? — Warum hören wir zunächst: „Habemus Papam!" Weil diese Feststellung wohl das Wesentliche ist. Die konkrete Persönlichkeit, ihr Name, ihre Qualitäten, ihre Lebensdaten, mögen sie auch noch so interessant sein, kommen erst in zweiter Linie zur Geltung.

Habemus Papam! Die Zeit der Sedisvakanz ist vorbei, die Kirche ist wieder richtig Kirche, katholische Kirche, Papstkirche. Habemus Papam! ruft nicht nur der Kardinal, — auch wir sagen zunächst: „Wir haben wieder einen Papst!" Es zählt nicht sosehr Pacelli, Roncalli, Montini: Wir bekennen uns zur Idee des Papstes in seiner jeweiligen konkreten Gestalt, wir gehorchen dem Papst, nicht der gütigen, menschlichen oder christlichen Kapazität seines konkreten Trägers. Vielleicht muß das in Zeiten, in denen das Amt wenig gilt, ausdrücklich gesagt werden. Die Papstkirche steht und fällt damit, daß sie einen oder keinen Papst hat, und damit, daß die Gläubigen diesem Papst folgen, nicht aber mit der konkreten Persönlichkeit des Oberhauptes. Gewiß, die heiligen und großen Päpste haben gezeigt, wie sehr die Kirche durch die Persönlichkeit des Papstes gewinnt, die weniger guten Päpste haben gezeigt, was durch ihr Versagen verlorenging.

Die kurze Papstwahl und die Persönlichkeit des Kardinals Montini — schon am ersten Wahltag schrieb die Presse: Jeder Zoll an ihm ist ein Papst — lassen das abstrakte „Habemus Papam!" in unseren Herzen einen frohen und begeisterten Widerhall finden. Still, aber vielseitig war die Arbeit in Rom im Staatssekretariat, wohl immer noch nach der Schule des großen Rampolla. Monsignore Montini diente zwei Herren von gar verschiedener Prägung. Von Pius XI. sagt Paul VI., er habe ihm „mit der unerschrockenen Kraft seiner Seele ein ehrenvolles geistliches Erbe hinterlassen". Pius XII., dessen Unterstaatssekretär und Prostaatssekretär (1952—1954) Montini war, hat nach den Worten Pauls VI. „die Kirche mit dem Licht einer Lehre voller Weisheit erfüllt". Wieviel Schicksale der Kirche, von Menschen und Ländern kamen wohl täglich im päpst-

lichen Arbeitszimmer zur Sprache, wenn Montini in der Frühaudienz dem Papst über die wichtigsten Weltereignisse berichtete. Waren es doch zwei Dezennien der Diktaturen des zweiten Weltkriegs mit einer zweimaligen Besetzung Roms. Monsignore Montini trat außer einem gelegentlichen Referat wenig in die Öffentlichkeit, wohl aber wußte man in Rom von seinen diplomatischen Fähigkeiten, von seiner Aufgeschlossenheit, von seiner klaren Geistigkeit, von seiner intellektuellen Schärfe.

1954 Erzbischof von Mailand. Wer kennt nicht die furchtbare Einfahrt in dieses erdrückende Häusermeer mit seinen Mietskasernen, Fernsehantennen und endlos langen Straßen? Gehörte nicht ungeheurer Mut dazu, als Oberhirte in diese Großstadt einzuziehen? Von der Warte der Weltkirche einzusteigen in die Kleinarbeit einer wenn auch großen Diözese? Der „Osservatore Romano" und die italienische Presse brachten immer wieder Ansprachen und Homilien des Mailänder Kardinals, die umfassend, gründlich und richtungweisend auf die Zeitfragen eingingen. Der Klerus aber freute sich über seinen Erzbischof und nannte ihn „certamente il Papa futuro".

Es hat sich in der Kirche vieles geändert, nüchterne Sachlichkeit hat sich weithin durchgesetzt. Johannes XXIII. war kein Papstkönig mehr, dem man eine Huldigungsansprache hielt, er gab der Welt das Beispiel seiner einzigartigen Güte, wie Paul VI. es in seiner ersten Ansprache am 22. Juni 1963 hervorhob. Vieles ist angefangen, besser gesagt, aufgerissen. Das Vaticanum II, die Revision des kirchlichen Gesetzbuches, die Durchführung der großen Sozialenzykliken, die Bemühungen der Kirche um den Weltfrieden, das Gespräch mit den getrennten Brüdern. Lassen wir Paul VI. selber sprechen, gleichsam als Antwort auf die eben umrissenen Aufgaben: „Mit größter Ehrerbietung wollen Wir das Werk Unseres Vorgängers weiterführen. Wir werden die Heilige Kirche verteidigen gegen die Irrtümer in Lehre und Sitte, die ihre Integrität von innen und von außen bedrohen und ihren Glanz trüben . . . Mit einem Wort: Mit Gottes Hilfe werden Wir Unser Herz allen öffnen." Darunter ist wohl gemeint: allen Menschen, allen Fragen und Nöten der Zeit. Aufgerissen ist genug. Wir brauchen einen Papst, der mit der Schärfe des Geistes, mit klarem Blick und mit der Erfahrung eines reifen Menschen in der Kraft Gottes die Weltkirche führt. Habemus Papam, Paulum VI.

Linz, Donau Karl Böcklinger

Der Episkopat auf den Synoden vor Nicäa

Von Wilhelm de Vries

Auf dem gegenwärtigen Konzil nimmt der Weltepiskopat als ein Ganzes, als ein Kollegium, an dessen Spitze der Papst steht, an der Regierung der Gesamtkirche teil. „Concilium Oecumenicum suprema pollet in universam Ecclesiam potestate", so heißt es im kirchlichen Rechtsbuch (can. 228 § 1). Diese Tatsache hat die theologische Diskussion über die Stellung des Episkopats in der Kirche wieder neu in Fluß gebracht. Das Konzil wird sich ohne Zweifel mit der Frage befassen. Dem Vernehmen nach spricht das neue Schema „De Ecclesia" über das Bischofskollegium und seine Bedeutung bei der Regierung der Kirche. Es wäre dies durchaus keine Neuerung, hat doch schon Josef Kleutgen in seinem für das Erste Vatikanische Konzil vorbereiteten Entwurf über die Kirche die Kollegialität der Bischöfe betont[1]). Bedeutende Theologen sind der Auffassung, daß die Bischöfe der Welt auch außerhalb des Konzils ein Kollegium bilden, das als solches dem Apostelkollegium nachgefolgt ist und das unter Führung des Papstes an der Regierung der Kirche teilnimmt[2]). Das gleiche gestand schon bei den Diskussionen auf dem Ersten Vatikanischen Konzil selbst der Vertreter der Glaubensdeputation, Msgr. Zinelli, bereitwillig zu[3]). Wie in der Urzeit der heilige Petrus als von Christus gesetztes Haupt des Apostelkollegiums mit diesem zusammen die Kirche regierte, so steht heute dem Nachfolger des heiligen Petrus bei der Leitung der Kirche das Bischofskollegium zur Seite[4]). In diesem Sinne äußern sich auch die holländischen Bischöfe zum Konzil in ihrem gemeinsamen Hirtenbrief von Weihnachten 1960, in dem sie vom „Papst als Haupt des Apostelkollegiums des Weltepiskopats" sprechen[5]).

Es geht hier um die Frage, welche Struktur Christus seiner Kirche gegeben hat und in welchem Sinne die Bischöfe Nachfolger der Apostel sind. Ist die Kollegialität in der Kirchenleitung, wie wir sie — unbeschadet des Primats Petri — in der Apostelgeschichte finden[6]), mit dem Tode der Apostel verschwunden, und ist an ihre Stelle eine rein monarchische Regierungsform getreten, die jede Kollegialität ausschließt, so daß der Papst als Nachfolger Petri nunmehr über unter sich völlig gleiche, isolierte Einzelbischöfe regiert, die in keiner Weise ein Kollegium sind und die an sich keinen Anteil an der Leitung der Gesamtkirche haben, wenn der Papst ihnen nicht, etwa durch die Berufung eines Konzils, Anteil

---

[1]) Vgl. Mansi, Collectio amplissima 53, 321.

[2]) Z. B. Karl Rahner in: Karl Rahner, Joseph Ratzinger, Episkopat und Primat, Freiburg im Breisgau 1961, 79; H. Bacht, „Episcopatus unus est" (Cyprian). Zur neuesten theologischen Diskussion über das Bischofsamt, in: Scholastik 37 (1962) 171; Ch. Journet, l'Eglise du Verbe Incarné, Band I, Bruges 1955, 530 ff.

[3]) Vgl. G. Dejaifve, Der Erste unter den Bischöfen, in: Theologie und Glaube 51 (1961) 11; Mansi 52, 1109 C.

[4]) Rahner 1. c. 80.

[5]) Herder-Korrespondenz 15 (1960/61) 272.

[6]) Vgl. Apg. 1, 13 ff., 23 ff.; 4, 33; 5, 12. 29; 6, 2; 8, 14 ff.; 9, 27; 11, 1; 15, 6 ff., 22, 23. Vgl. zur Sache: B. Botte, La Collégialité dans le Nouveau Testament et chez les Pères Apostoliques, in: Le Concile et les Conciles, Chevetogne 1960, 1—18.

daran gibt? Oder ist nach dem Willen Christi an die Stelle des Apostelkollegiums mit Petrus an der Spitze das Bischofskollegium mit dem Nachfolger Petri an der Spitze getreten, so daß die Bischöfe also von vornherein ein Ganzes bilden und als Ganzes, als Kollegium, zur Teilnahme an der Kirchenregierung berufen sind? Die Frage muß jedenfalls gestellt werden, und sie wird von den heutigen Theologen gestellt[7]). Diese kollegiale Beteiligung der Bischöfe an der Kirchenregierung will selbstverständlich nicht heißen, daß der Papst keinen Regierungsakt vornehmen oder daß er keine unfehlbare Lehrentscheidung fällen könne, ohne die Zustimmung des Bischofskollegiums. Die Theologen sind sich nicht einig über die Frage, ob in der Kirche ein doppeltes Subjekt der höchsten Regierungsgewalt und damit auch der Unfehlbarkeit anzunehmen sei: der Papst allein und der Papst als Haupt des Bischofskollegiums — oder aber ein einziges: der Papst als Haupt des Bischofskollegiums. Für diese zweite Lösung entscheidet sich Karl Rahner, der dann freilich annehmen muß, daß „eine einzelne physische Person den Akt einer moralisch-kollegialen Person" . . . setzen kann, „ohne daß deren andere physische Personglieder diesen Akt mitsetzen müssen[8])". Wir sehen hier von dieser Frage ab.

Zur Lösung des Problems ist es gewiß von Bedeutung zu untersuchen, wie denn tatsächlich in den ersten Jahrhunderten der Kirchengeschichte die Bischöfe auftraten, ob sie sich als ein Ganzes verantwortlich fühlten für das Wohl und Wehe der ganzen Kirche oder ob jeder einzelne sich nur um seinen kleinen Teil der Kirche kümmerte. Waren die Bischöfe der Frühzeit eine Vielheit von gleichberechtigten Individuen, zusammengehalten lediglich durch das Oberhaupt der Gesamtkirche, den Bischof von Rom, der über allen stand — oder traten sie von vornherein als Kollegium auf, zunächst auf regionaler und schließlich auch auf universaler Ebene? Die tatsächliche Entwicklung der Kirche geschah unter der Leitung des Heiligen Geistes. Die Geschichte ist der von Gottes Geist geschriebene Kommentar zur Gründungsurkunde der Kirche, wie wir sie in der Heiligen Schrift haben. Die Geschichte der ersten regionalen Synoden vor Nicäa dürfte in diesem Zusammenhang von Bedeutung sein; denn hier entschieden die Bischöfe dieser oder jener Gegend gemeinsam Fragen, die alle angingen. Die holländischen Bischöfe weisen in dem zitierten Hirtenschreiben auf die Wichtigkeit der Geschichte gerade der Synoden hin, wenn sie schreiben: „Es ist daher lehrreich, in der Geschichte zu lesen, wie die Bischöfe, ihrer Vollmacht im eigenen Bistum bewußt, sich zu gleicher Zeit deutlich ihrer Kollegialität mit den anderen Bischöfen und schließlich mit dem Papst bewußt blieben. Gerade aus diesem Bewußtsein ihrer wesentlichen Kollegialität und ihrer gemeinsamen Sorge für die gesamte Kirche erwuchs zumal im dritten und vierten Jahrhundert ihr Bedürfnis nach allgemeinen Konzilien, um über schwebende Fragen

[7]) Josef Kleutgen in seinem Schema „De Ecclesia": Mansi 53, 321; M. Schmaus, Bischof, in: Lexikon für Theologie und Kirche, Band II, Freiburg 1958, 496; Rahner l. c. 78 ff.; B. Monsegú, Los obispos son sucesores de los Apóstoles directa e inmediatamente como miembros del colegio, o más bien en cuanto personalmente consagrados o investidos de su oficio? in: XVI Semana Española de Teología, Madrid 1957, 217—247; Dejaifve l. c. usw.

[8]) Rahner l. c. 89.

endgültige Entscheidungen zu treffen[9])." Zu einem wirklich allgemeinen Ökumenischen Konzil konnte es allerdings erst kommen, nachdem der Kirche durch Konstantin der Friede geschenkt war. Aber auch schon vor Nicäa hat es regionale Kirchenversammlungen gegeben, und zwar auch schon im 2. Jahrhundert. Es ist im Rahmen eines kurzen Aufsatzes nicht möglich, die Geschichte der zahlreichen Synoden vor Nicäa erschöpfend zu behandeln. Es kommt uns nur darauf an zu untersuchen, ob auf diesen Synoden der Episkopat zunächst einzelner Regionen als Körperschaft in Erscheinung tritt, die sich als den Einzelbischöfen übergeordnet ansieht und das Recht beansprucht, diesen verbindliche Weisungen zu geben. Auch hier können wir im Rahmen dieses Aufsatzes nur einige Hinweise geben, die durchaus weiter entwickelt und vertieft werden könnten und müßten. Die Hauptquelle für die frühen Synoden ist die Kirchengeschichte des Eusebius, dem noch eine Sammlung von „Synodalbriefen" der alten Kirchenversammlungen vorlag, die uns nicht erhalten blieb[10]). Daneben bilden die Briefe des heiligen Cyprian eine wichtige Quelle, vor allem für die afrikanischen Synoden, da manche dieser Briefe tatsächlich Synodalschreiben sind[11]). Das erste vollständige Protokoll einer Synode, das auf uns gekommen ist, ist das der Synode von Carthago (256)[12]). Ein vollständiges Synodalschreiben besitzen wir vom Konzil von Antiochien (324)[13]). Beschlüsse und Kanones sind uns nur von den letzten Synoden vor Nicäa, beginnend mit der von Elvira (um 306), erhalten[14]).

Die erste Voraussetzung für das Zusammentreten von Bischofsversammlungen war das Bewußtsein der Bischöfe der Frühzeit, verantwortlich zu sein, nicht bloß für ihren eigenen kleinen Sprengel, sondern gleichzeitig auch für das Wohl der Gesamtkirche. Die Briefe des heiligen Ignatius von Antiochien sind ein sprechendes Zeugnis für diese Tatsache. Eusebius besaß noch eine ähnliche Briefsammlung des Dionysius von Corinth (um 160), die eine solche Sorge für alle Kirchen bezeugt[15]). Der Brief des heiligen Polykarp und seiner Presbyter an die Kirche von Philippi beweist ebenfalls das Bewußtsein der Solidarität und der Ver-

---

[9]) Herder-Korrespondenz l. c. 272.

[10]) Eusebius Werke, 2. Band, die Kirchengeschichte, hrsg. von Eduard Schwartz, 1. Teil und 2. Teil, Leipzig 1903 und 1908 (= Schwartz).

[11]) S. Thasci Caecili Cypriani Opera omnia, recensuit Gulielmus Hartel, in: Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum, Vol. III, Pars II, Wien 1871 (= Hartel).

[12]) Vgl. H. von Soden, Sententiae LXXXVII episcoporum; das Protokoll der Synode von Karthago am 1. September 256, textkritisch hergestellt und überlieferungsgeschichtlich untersucht, in: Nachrichten von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, philologisch-historische Klasse 1909, Heft 3, Berlin 1909, S. 247 ff.

[13]) Vgl. E. Seeberg, Die Synode von Antiochien im Jahre 324/25, Berlin 1913.

[14]) Vgl. Ch. J. Hefele, Histoire des Conciles, Tome I, 1 Paris 1907, 212 ff. (= Hefele). Wir zitieren im folgenden immer diese französische Ausgabe, die wegen der zahlreichen Anmerkungen, die H. Leclercq dem Werk Hefeles hinzugefügt hat, den Vorzug verdient. Die Kanones finden sich auch bei Mansi I und II, hrsg. im 18. Jahrhundert. Für die orientalischen Synoden vgl. auch: P. P. Joannou, Discipline générale antique, IVe - IXe s., t. I, 2: Les canons des Synodes Particuliers, in: Pontificia Commissione per la redazione del Codice di Diritto Canonico Orientale, Fonti, Fasc. IX, Grottaferrata 1962.

[15]) Vgl. G. Bardy, La Théologie de l'Eglise de saint Irénée au concile de Nicée, Paris 1947, 87; vgl. Eusebius, Hist. Eccl. IV, 23, 4, ed. Schwartz 375.

antwortung für alle[16]). Diesen Gedanken spricht der heilige Cyprian ganz ausdrücklich aus in seinem Brief an den römischen Klerus zur Zeit der Sedisvakanz nach dem Tode des Papstes Fabian (250) und vor der Wahl des Cornelius (251): „Die gemeinsame Liebe und die gesunde Vernunft verlangt es, liebe Brüder, daß wir eurer Kenntnis nichts vorbehalten von dem, was bei uns vor sich geht. So sollen wir alle gemeinsam uns um die gute Verwaltung der Kirche kümmern[17])." Die römischen Presbyter antworteten im gleichen Sinne: „Es geziemt sich, daß wir alle für den Leib der ganzen Kirche, deren Glieder über die verschiedenen Provinzen verstreut sind, wache Sorge tragen[18])." Nach Batiffol will das „wir alle" heißen: alle Vorsteher der Einzelkirchen, während Bardy es auf die römischen Presbyter bezieht, die auch zur Zeit der Sedisvakanz sich der Verantwortung der römischen Kirche für die Gesamtkirche bewußt sind[19]). Dieses Bewußtsein der Verantwortung für die Kirche führte die Bischöfe ganz natürlich und selbstverständlich zu gemeinsamer Beratung zusammen, wenn es um Fragen ging, die mindestens für eine bestimmte Region, um Verwirrung zu verhüten, einheitlich geregelt werden mußten.

Es sei hier zunächst ein ganz kurzer Überblick gegeben über die wichtigsten Synoden vor Nicäa und über die Probleme, um die es bei den Synoden ging[20]). Noch vor den eigentlichen Synoden, das heißt Versammlungen von Bischöfen, die sich mit Fragen befaßten, die mehrere Einzelkirchen gemeinsam angingen, haben wir durch Nachbarbischöfe verstärkte Gemeindeversammlungen bei Gelegenheit einer Sedisvakanz, deren Aufgabe es war, einen neuen Bischof zu wählen. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß die eigentlichen Synoden aus diesen erweiterten Gemeindeversammlungen hervorgegangen seien. Sie unterscheiden sich vielmehr wesentlich von diesen, weil sie eben Fragen entscheiden, die eine Mehrzahl von Gemeinden betreffen[21]). Die ältesten eigentlichen Synoden, von denen wir wissen, sind die gegen die Montanisten, die zwischen 170 und 180 in Kleinasien abgehalten wurden. Die Einzelgemeinden konnten mit dieser Häresie nicht fertig werden. Es brauchte eine gemeinsame Beschlußfassung der Vorsteher vieler Einzelkirchen, die deshalb zusammenkamen. Zur Zeit Viktors I. (189—199) fanden, durch ihn veranlaßt, Synoden über die Frage des Osterdatums in Kleinasien, in Palästina und anderswo statt. Um 190 wurde in Smyrna der Bischof Noetus von einer Bischofsversammlung als Häretiker verurteilt. Im dritten Jahrhundert sind die Synoden schon viel häufiger. Um 230 haben wir zwei

---

[16]) Vgl. J. Colson, Evangélisation et collégialité apostolique, in: Nouv. Rev. Théol. 92 (1960) I 366. Den Brief Polykarps s. in: Ench. Patr. n° 71—76.

[17]) Brief 35, Hartel 571: „Et dilectio communis et ratio exposcit, fratres carissimi, nihil conscientiae vestrae subtrahere de his quae apud nos geruntur, ut sit nobis circa utilitatem ecclesiasticae administrationis commune consilium."

[18]) Brief 36, 4, Hartel 575: „Omnes enim nos decet pro corpore totius Ecclesiae cuius per varias quasque provincias membra digesta sunt, excubare."

[19]) Bardy l. c. 211; P. Batiffol, L'Eglise naissante et le Catholicisme, Paris 1922, 416, Anm. 3.

[20]) Vgl. H. Marot, Conciles anténicéens et conciles oecuméniques, in: Le Concile et les Conciles, 19—43.

[21]) Vgl. zur Sache: Karl von Schwartz, Die Entstehung der Synoden in der alten Kirche, Leipzig 1898, 57 ff. (= von Schwartz).

Synoden gegen Origenes. Die afrikanischen Kirchenversammlungen um die Mitte des Jahrhunderts befassen sich wie gleichzeitige römische Synoden mit der Frage der lapsi und der Regelung ihrer Wiederzulassung zur kirchlichen Gemeinschaft, gegen den Rigorismus des Novatian. Ferner ging es etwas später um das Problem der Gültigkeit der Taufe durch Häretiker. Über diese Frage wurde auch in Iconium zwischen 230 und 235 eine Synode gehalten. Von großer Bedeutung sind die Konzilien in Antiochien von 264 und 268, die zur Absetzung des Bischofs der Stadt, Paul von Samosata, führten[22]). Die ersten Synoden des vierten Jahrhunderts hatten es mit der Frage der lapsi und mit dem Donatismus zu tun. Hier sind zu nennen: Elvira (um 306), Rom (313), Arles (314), Ancyra (um 314), Neocäsarea (zwischen 314 und 325) und Antiochien (324), wo es bereits um die Frage des Arianismus ging. Das eigentliche Ursprungsland der Synoden ist der Osten. Dort wurden die ältesten Bischofsversammlungen gehalten, und dort waren die Synoden am häufigsten. Im Westen kommt es, abgesehen von Rom und Afrika, erst zu Beginn des 4. Jahrhunderts zu eigentlichen Synoden.

Bevor wir auf Einzelheiten eingehen, sei hier schon eines hervorgehoben: die Synoden des 2. und 3. Jahrhunderts im Osten (abgesehen von denen in Ägypten) wurden abgehalten zu einer Zeit, als man von einer gebietsmäßigen Organisation in Metropolien und Patriarchate noch kaum reden konnte und es noch kein positives Kirchenrecht gab, das als Norm für diese Versammlungen gelten hätte können. Es gab auch noch keine Metropoliten und noch keine Patriarchen, denen etwa das Recht zugestanden wäre, Synoden zu berufen. Die Gebiete, aus denen Bischöfe zusammenkamen, entsprachen durchaus nicht immer den bürgerlichen Provinzen. Schon deshalb ist es abwegig, die christlichen Synoden als Nachahmung der heidnischen Provinzsynoden aufzufassen[23]). Der Versammlungsort war nicht immer die Hauptstadt der Provinz. Den Vorsitz führte nicht notwendig der Bischof dieser Hauptstadt, sondern der Ortsbischof oder der amtsälteste oder sonst ein besonders hervorragender Bischof. Nach Bardy war selbst um die Wende vom 3. zum 4. Jahrhundert die kirchliche Gruppenbildung durchaus noch nicht genau festgelegt und abgeschlossen, und sie entsprach auch nicht immer den bürgerlichen Einteilungen, ignorierte sie aber auch nicht völlig[24]). Derselbe Autor schreibt an anderer Stelle: „Im übrigen hat es ganz den Anschein, daß lange Zeit hindurch die Berufung der Konzilien keinen genauen Regeln unterlag und daß die Bischöfe sich auf die Initiative irgendeines unter ihnen hin versammelten, jedesmal, wenn die Umstände es verlangten[25])." Dies zeigt, daß die frühen Konzilien aus dem spontanen Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und der Verantwortung für die ganze Kirche entstanden sind. Jedesmal, wenn eine Frage auftauchte, die nicht von einem einzelnen Bischof entschieden werden konnte, sondern gemeinsame Beratung und gemeinsame Beschlußfassung der Bischöfe einer ganzen Region verlangte, kam man

[22]) Vgl. G. Bardy, Paul de Samosate, Paris 1923, 203 ff.
[23]) von Schwartz l. c. 62 ff.
[24]) Bardy, La Théologie . . . 306.
[25]) Bardy, Paul de S. 205.

eben auf die Initiative irgendeines Bischofs hin zusammen. Ein konkretes und lebendiges Beispiel hierfür haben wir im Synodalschreiben des Konzils von Antiochien (324): Eusebius von Isaurien, der das Konzil zustande brachte, erzählt hier, wie es dazu kam. Bei einem gelegentlichen Besuch in der Stadt Antiochien stellte er fest, daß die dortige Kirche — der Bischofsstuhl war gerade vakant — durch die falsche Lehre und den Aufruhr gewisser Leute verwirrt war. Er sah ein, daß er allein nicht imstande sei, hier Ordnung zu schaffen. Deshalb holte er seine Kollegen aus den benachbarten Gebieten zusammen: aus Palästina, Arabien, Phönizien, Syrien, Cilicien, ja sogar aus Kappadozien, um gemeinsam über die Angelegenheiten der Kirche zu beraten[26]).

Wie nun im einzelnen die Kollegialität der Bischöfe auf den Synoden zutage trat, ergibt sich klar aus den Nachrichten, die wir über diese Versammlungen besitzen. Die ältesten Bischofsversammlungen fanden statt bei der Wahl eines neuen Bischofs. Die einzelne Bischofsgemeinde stand niemals isoliert da, sie fühlte sich von vornherein als Glied in einem Ganzen. Die Besetzung des vakanten Bischofsstuhles war darum eine Angelegenheit, die nicht nur die Einzelgemeinde, sondern auch die benachbarten Bischöfe als Vertreter der Gesamtkirche anging. Die „Apostolische Kirchenordnung" (= Kirchenordnung Hippolyts, verfaßt um 215) stellt die Bischofswahl folgendermaßen dar: „Wenn Mangel an Leuten besteht und irgendwo nicht eine Zahl von 12 Personen vorhanden ist, die über den (zu wählenden) Bischof abstimmen können, soll man an die Nachbarkirchen, wo eine befestigte (Kirche) ist, schreiben, damit von dort drei ausgewählte Männer herbeikommen und den, der würdig ist, sorgfältig prüfen[27])." Die Vertreter der Nachbarkirchen waren nach Funk naturgemäß deren Vorstände. Das ist um so mehr anzunehmen, da es ihre Aufgabe war, dem Erwählten die Hände aufzulegen. Cyprian bezeichnet es als einen Brauch, der in „göttlicher und apostolischer Überlieferung" begründet ist, daß bei einer Bischofswahl und -weihe einige Nachbarbischöfe mitwirken[28]). Diese Mitwirkung scheint nach Cyprian bei der Wahl entscheidend gewesen zu sein. Das ergibt sich — nach Batiffol — aus seinem Bericht über die Wahl des Cornelius in Rom[29]).

Die ersten eigentlichen Synoden (gegen die Montanisten) sind aber etwas ganz anderes als diese Bischofswahlversammlungen, die nur eine Erweiterung der Gemeindeversammlungen waren. Bei den Synoden gegen die Montanisten kommen Vertreter eines ganzen Kreises von verschiedenen Gemeinden zusammen, um über eine Frage zu beraten, die eine Vielheit von Gemeinden anging, weil sie sich alle mit der Häresie dieser Schwarmgeister auseinandersetzen mußten. Unsere Quelle hierzu ist der Bericht eines Anonymus bei Eusebius, der schreibt: „Da anderseits der freche

[26]) Seeberg l. c. 10; vgl. F. Nau, Littérature canonique syriaque inédite, in: Rev. de l'Or. Chr. XIV (1909) 13/14.

[27]) Vgl. Fr. X. Funk, Kirchengeschichtliche Abhandlungen und Untersuchungen. Paderborn 1897, II: Die Bischofswahl im christlichen Altertum und am Anfang des Mittelalters, S. 24, vgl. Doctrina Duodecim Apostolorum 16, 1 ed. Funk 1887, S. 58.

[28]) Brief 67, 5, Hartel 739.

[29]) P. Batiffol, La Paix Constantinienne et le Catholicisme, Paris 1914, 79; Cyprian-Brief 55, 8, Hartel 629.

Geist (Montanus) die ganze, überall unter dem Himmel verbreitete Kirche zu lästern lehrte, weil der Lügenprophet weder Ehre noch Zutritt bei ihr erhielt, so kamen die Gläubigen Asiens wiederholt an verschiedenen Orten zusammen, prüften die neue Lehre, erkannten ihre Gemeinheit und verurteilten die Sekte, worauf diese Leute aus der Kirche hinausgeworfen und aus der Gemeinschaft ausgeschlossen wurden[30])." Es kamen also Vertreter vieler Einzelgemeinden zu Versammlungen an verschiedenen Orten zusammen. Die Vertreter dieser Gemeinden werden vor allem die von ihnen gewählten Vorsteher, also Bischöfe und Presbyter, gewesen sein, daneben wohl auch Laien. Jedenfalls ist dies nicht auszuschließen. Die Aufgabe dieser Synoden war es, die Häresie grundsätzlich zu verurteilen. Dazu war die Einzelgemeinde nicht befugt. Der Ausschluß der einzelnen Häretiker aus der kirchlichen Gemeinschaft war dagegen Sache der lokalen Kirche. Karl von Schwartz weist mit Recht darauf hin, daß der Text bei Eusebius nicht sagt, daß die Synoden die einzelnen ausschlossen[31]). Die Argumentation Bardys, daß die „Gläubigen", von denen der Bericht spricht, ausschließlich Bischöfe gewesen sein müssen, weil nur sie befugt waren, aus der Kirche auszuschließen, scheint deshalb nicht stichhaltig[32]). Die Nachrichten über einzelne dieser Synoden gegen die Montanisten, die wir im „Libellus Synodicus" des 9. Jahrhunderts haben, gibt Hefele mit Vorbehalt wieder[33]). Demnach hätte eine dieser Versammlungen in Hierapolis in Phrygien stattgefunden. In dieser Gegend war der Montanismus besonders stark. Der Bischof der Stadt, Apollinaris, ein hervorragender Bekämpfer der Irrlehre, berief die Synode. Es nahmen außer ihm noch 26 Bischöfe daran teil. Man verurteilte die falschen Propheten Montanus und Maximilla. Phrygien gehörte damals zur Provinz Asien. Hierapolis war nicht die Hauptstadt und besaß überhaupt keinen politischen Vorrang. Die Initiative eines besonders hervorragenden Bischofs irgendeiner Stadt führt also zur Synode. Ihre Grundlage ist allein das Bewußtsein der Bischöfe, gemeinsam für die Erhaltung des wahren Glaubens verantwortlich zu sein[34]).

Über die Frage der rechten Osterfeier fanden zur Zeit des Papstes Viktor I. in verschiedenen Gegenden Synoden statt, so in Pontus, Asien, Palästina, Osroene und auch in Gallien. Daß diese Versammlungen auf Veranlassung Viktors abgehalten wurden, liegt nahe anzunehmen, da sonst die gleichzeitige Feier so vieler Synoden über dieselbe Frage kaum zu erklären ist. Ein positives Zeugnis dafür haben wir allerdings nur in Schreiben des Polykrates von Ephesus für die Provinz Asien[35]). Die wich-

[30]) Eusebius, Hist. Eccl. V, 16, 10, Schwartz 464.

[31]) K. von Schwartz l. c. 52.

[32]) Bardy, La Théologie ... 90.

[33]) Hefele I, 1 128 ff.; 128, Anm. 3 über die Frage der Zuverlässigkeit des Libellus Synodicus.

[34]) Vgl. zur Sache: H. Grotz, Die Hauptkirchen des Ostens von den Anfängen bis zum Konzil von Nikaia (325) (noch unveröffentlichte Doktorarbeit, der Päpstlichen Universität Gregoriana vorgelegt 1962), S. 164 ff.

[35]) Vgl. zur Sache: Acta Romanorum Pontificum a S. Clemente I ad Coelestinum III († 1198), I, in: Pontificia Commissio ad redigendum Codicem Iuris Canonici Orientalis, Fontes, Series III, Vol. I, Vatikan 1943, no 3, S. 20 ff. Die hier gegebene Überschrift: „Auf Befehl des hl. Viktor, des Vorstehers der Römischen Kirche, werden in der ganzen Kirche Synoden versammelt" ... behauptet sehr viel mehr, als die dann angeführten Dokumente tatsächlich besagen.

tigsten Texte zur Sache bei Eusebius lauten: „Es fanden daher (wegen der Osterfrage) Konferenzen und gemeinsame Beratungen von Bischöfen statt, und alle gaben einstimmig durch Rundschreiben die kirchliche Verordnung heraus, daß das Geheimnis der Auferstehung des Herrn an keinem anderen Tage als am Sonntage gefeiert werden könne und daß wir erst an diesem Tage das österliche Fasten beenden dürfen. Noch jetzt ist ein Schreiben der damals in Palästina versammelten Bischöfe vorhanden, von welchen Bischof Theophilus von Cäsarea und Bischof Narcissus von Jerusalem den Vorsitz führten. Es liegt auch ein anderes Schreiben über dieselbe Frage vor von denen aus Rom, das als Bischof den Viktor angibt. Außerdem haben wir einen Brief der Bischöfe des Pontus, deren Vorsitzender Palmas als Ältester war, dann ein Schreiben der Diözesen in Gallien, denen Irenäus vorsteht, ferner ein Schreiben der Bischöfe in Osroene und in den dortigen Städten und ein solches des Bacchyles, des Bischofs von Corinth, und noch Schreiben von sehr vielen anderen Bischöfen, die sich alle im selben Sinne äußern[36])." Über das Konzil in Palästina heißt es noch weiter: „Die vor kurzem erwähnten Bischöfe von Palästina, nämlich Narcissus und Theophilus, sowie Cassius, Bischof von Tyrus, Clarus, Bischof von Ptolemais, und die mit ihnen versammelten Bischöfe behandelten ausführlich die durch apostolische Überlieferung auf sie gekommene Erblehre bezüglich des Osterfestes, und sie schlossen ihr Schreiben mit den Worten: Die Exemplare unseres Briefes sollen an alle Kirchen gesandt werden, damit wir nicht schuldig werden an den Seelen, die durch verschiedene Irrtümer zugrunde gehen[37])."

Über das Konzil in Asien unter Vorsitz des Polykrates, des Bischofs von Ephesus, berichtet Eusebius: „An der Spitze der Bischöfe Asiens, die behaupteten, man müsse an dem ihnen von altersher überlieferten Gebrauch (was die Osterfeier angeht) festhalten, stand Polykrates. In dem Brief, den er an Viktor und die römische Kirche schrieb, äußerte er sich über die Überlieferung, die auf ihn gekommen sei, also — (er lehnt den römischen Brauch mit Berufung auf die entgegenstehende apostolische Überlieferung Asiens ab). Dem fügte er über die Bischöfe, die bei ihm waren, als er das Schreiben abfaßte, und die seine Meinung teilten, folgendes bei: Ich könnte die Bischöfe erwähnen, die bei mir waren und deren Einberufung durch mich ihr für gut gehalten habt und die ich auch einberufen habe. Wollte ich ihre Namen niederschreiben, ihre Zahl wäre groß. Obwohl sie wissen, daß ich ein unbedeutender Mensch bin, so stimmen sie doch meinem Briefe zu[38])." Hier und nur hier, wird ausdrücklich erwähnt, daß die Bischofsversammlung auf Wunsch oder auf Verlangen des Bischofs Viktor von Rom einberufen wurde. Polykrates betont die große Zahl der Bischöfe, die hinter ihm stehen. Überall sind es die Bischöfe, die entscheiden. Von einer Beteiligung der Presbyter erfahren wir nichts. Die Bischofsversammlungen wollen, daß ihre Entscheidungen allen Einzelkirchen mitgeteilt werden. Es ist durchaus nicht selbstverständlich,

[36]) Eusebius, Hist. Eccl. V, 23, 2—4, Schwartz 488. 490.
[37]) Eusebius l. c. V, 25, Schwartz 496.
[38]) Eusebius V, 24, Schwartz 490—491.

daß die Synode in einer politischen Hauptstadt stattfindet und daß der Bischof der Hauptstadt präsidiert. Wo die Synode der Provinz Asien stattfand, wird nicht gesagt, vielleicht in Ephesus. In Palästina — ob das Konzil in der Hauptstadt Cäsarea stattfand, wird wiederum nicht gesagt — präsidieren die Bischöfe von Cäsarea und von Jerusalem, das damals politisch ganz unbedeutend war. In Pontus führt Palmas, Bischof der Hauptstadt Amastris, den Vorsitz. Aber Eusebius fühlt sich veranlaßt, dies zu erklären: „weil er der Älteste war[39])". Es stand ihm der Vorsitz also nicht deshalb zu, weil er der Bischof der Hauptstadt war. Die Abhaltung der Synoden war damals also noch keinen festen Regeln unterworfen. Wenn wirklich, wie es wahrscheinlich ist, Papst Viktor die Einberufung der Synoden veranlaßte, so haben wir hier den ersten Fall, daß das Bischofskollegium in weiten Gebieten der Kirche als durch sein gottgesetztes Haupt, den Bischof von Rom, zusammengehalten in Erscheinung tritt.

Die Synoden über den Osterstreit, über die wir verhältnismäßig gut orientiert sind, waren aber durchaus nicht die einzigen dieser Zeit. Wir haben eine gelegentliche Erwähnung von Konzilien, die „per Graecias", das heißt im östlichen, griechischen Teil des Reiches von allen (dortigen) Bischöfen abgehalten wurden und auf denen wichtige Fragen gemeinsam behandelt wurden. So trat — nach Tertullian — die Christenheit als Ganzes in Erscheinung[40]). Der Text in „De ieiunio" ist um 213 geschrieben, zur Zeit, da Tertullian bereits Montanist war. Es wäre aber abwegig, daraus zu folgern, daß Tertullian hier nur von montanistischen Versammlungen rede[41]). Er spricht von der ganzen Christenheit und von allen Kirchen. Dazu wird er ja nun doch wohl nicht ausschließlich die Montanisten rechnen. Allerdings ist in diesem Text nicht von Bischöfen die Rede. Daß sich auf den Konzilien aber, mindestens vor allem, Bischöfe versammelten, wissen wir aus den Texten bei Eusebius über die Synoden wegen des Osterstreites. Hefele führt die Stelle an als Zeugnis für die Existenz von Konzilien ganzer Gegenden über die Grenzen der Provinzen hinaus[42]). Positive Zeugnisse haben wir ferner über eine Synode in Smyrna (um 190), die den Bischof Noetus dieser oder einer nahe gelegenen Stadt wegen Häresie verurteilte. Er lehrte, der Vater habe für uns gelitten. Epiphanius (4. Jahrhundert) berichtet in Abhängigkeit von Hippolytus über diesen

---

[39]) Vgl. zur Sache: Grotz l. c. 171.

[40]) Tertullian, De ieiunio 13, 6, in: Corpus Christianorum, Series Latina II, Tertulliani Opera Pars II, Turnholt 1954, S. 1272: „Aguntur praeterea per Graecias illa certis in locis concilia ex universis ecclesiis per quae et altiora quaeque in commune tractantur et ipsa repraesentatio totius nominis christiani magna veneratione celebratur." Vgl. auch De pudicitia 10, 12 l. c., S. 1301: „Sed cederem tibi, si scriptura ‚Pastoris', quae sola moechos amat, divino instrumento meruisset incidi, si non ab omni concilio ecclesiarum etiam vestrarum, inter apocrypha et falsa iudicaretur."

[41]) Diese Auffassung vertritt H. Marot in seinem Aufsatz: Conciles anténicéens, in: Le Concile et les Conciles, Chevetogne 1960, 25, Anm. 7, mit Berufung auf G. Bardy, La Théologie de l'Eglise de saint Clément de Rome à saint Irénée, Paris 1945, 203, Anm. 4. Marot selbst zitiert noch in seinem Aufsatz: Les Conciles Romains des IVe et Ve siècles, in: L'Eglise et les Eglises I, Chevetogne 1954, 211, Anm. 2 den Text im üblichen Sinne, als für alle Konzilien geltend.

[42]) Hefele I, 1 154/55, Anm. 2. Auch Karl von Schwartz, l. c. 47, versteht den Text ebenso.

Fall[43]). Noetus wurde von einer Synode von „seligen Presbytern" abgesetzt. C. H. Turner hat den Nachweis geliefert, daß unter diesen „seligen Presbytern" Bischöfe zu verstehen sind[44]). Ein Kollegium von einfachen Priestern hätte den Bischof nicht absetzen können. Wir haben also hier schon einen klaren Fall, daß ein Kollegium von Bischöfen Autorität über den Einzelbischof beansprucht, und zwar in solchem Maß, daß dieses Kollegium sich das Recht beimißt, über den Einzelbischof zu richten und ihn sogar seines Amtes zu entsetzen.

Wir kommen damit zum eigentlichen Kern unseres Problems: Kommt den Bischofsversammlungen eine eigentliche Autorität über die Einzelbischöfe zu, und wenn ja, worin ist diese Autorität begründet? Gerade unter dieser Rücksicht wollen wir die Synoden des dritten und vierten Jahrhunderts untersuchen. Wir können im Rahmen eines kurzen Aufsatzes unmöglich alle Einzelheiten dieser zahlreichen Kirchenversammlungen darstellen. Hans Lietzmann bestreitet den Synoden der Bischöfe jede wirkliche Autorität. Er schreibt: „Auch die Synoden des 3. Jahrhunderts tragen diesen Charakter freier Kundgebungen, deren Gewicht um so größer ist, je mehr Bischöfe an ihnen beteiligt sind . . ., aber sie sind nicht Instanzen höherer Art, die dem einzelnen Bischof nach geistlichem Recht übergeordnet wären. Jeder Bischof ist und bleibt Inhaber der vollen apostolischen Lehr- und Zuchtgewalt. Die Synoden sind nur darum stärker, weil sie die zusammengeballte Macht des Episkopats zur Wirkung zu bringen vermögen[45])." Wenn man bedenkt, daß Cyprian die grundsätzliche Gleichheit aller Bischöfe untereinander lehrte, könnte man geneigt sein, Lietzmann beizupflichten. Auch manche der unter Cyprian abgehaltenen Synoden scheinen den etwa abwesenden Bischöfen keine Vorschriften machen zu wollen. Im Protokoll der Synode, die am 1. September 256 unter dem Vorsitz Cyprians in Carthago stattfand, wird ausdrücklich betont, daß niemand von den anwesenden Hierarchen sich zum „Bischof der Bischöfe" aufwerfen und seine Kollegen tyrannisieren und ihnen seine Ansicht aufzwingen wolle[46]). In einem Brief an Papst Cornelius, in dem Cyprian über die Synode des Jahres 252 berichtet, wird zwar betont, daß die Konzilsväter ihren Beschluß, den lapsi den Frieden zu gewähren, „unter Eingebung des Heiligen Geistes" gefaßt haben; aber trotzdem wird den „Kollegen" die Freiheit gelassen, es anders zu machen. Freilich werden sie sich am Tage des Gerichtes vor Gott dafür verantworten müssen[47]). Ebenso erklärt Cyprian in einem Brief an Papst Stephan vom

[43]) Epiphanius, Adversus Haereses, 37 (57), PG 41, 993 ff.; vgl. Hippolytus, Contra Noetum I bei P. Lagarde, Hippolyti Romani, quae feruntur omnia graece, 1858, S. 43, 44.

[44]) C. H. Turner, The „Blessed Presbyters" who condemned Noetus, in: The Journal of Theological Studies XXIII (1921/22) 28–31.

[45]) H. Lietzmann, Geschichte der alten Kirche, Band 2, Berlin 1936, 58/59.

[46]) S. von Soden l. c., S. 249: „Neque enim quisquam nostrum episcopum se episcoporum constituit aut tyrannico terrore ad obsequendi necessitatem collegas suos adigit, quando habeat omnis episcopus pro licentia libertatis et potestatis suae arbitrium proprium tamquam iudicari ab alio non possit, quam nec ipse possit alterum iudicare. Sed exspectemus universi iudicium domini nostri Iesu Christi, qui unus et solus habet potestatem et praeponendi nos in ecclesiae suae gubernatione et de actu nostro iudicandi."

[47]) Brief 57, 5 Hartel 655.

Jahre 256, in dem er seinen und der Synode Standpunkt in der Frage der Häretikertaufe darlegt, man wolle in dieser Sache keinem Bischof Gewalt antun. Jeder bleibe frei und sei nur vor Gott verantwortlich[48]). Trotzdem aber wäre es verfehlt, aus all dem den Schluß zu ziehen, daß die Konzilien in Afrika zur Zeit Cyprians den abwesenden Bischöfen nur unverbindliche Ratschläge erteilen wollten. Falls die Einheit der Kirche durch Verschiedenheit im Vorgehen der Bischöfe in Gefahr geriet, verlangten auch die afrikanischen Konzilien unter Cyprians Führung entschieden von allen Bischöfen Afrikas Gehorsam. Die Bischofsversammlung steht also in der Praxis trotz der anders lautenden Theorie über dem Einzelbischof[49]). Die Konzilsentscheidung wird, wenn irgendwie möglich, einstimmig gefaßt. Das ist jedenfalls das Ideal. Aber diese Übereinstimmung aller Anwesenden gibt der Entscheidung wahre Autorität. Sie muß deshalb auch von den Abwesenden angenommen werden. Von einer solchen Entscheidung „durch gemeinsame Übereinstimmung und Autorität" spricht zum Beispiel Cyprian in seinem Brief an Papst Stephan, in dem er ihm den Beschluß der Synode von Carthago (Frühjahr 256) in Sachen der Ungültigkeit der Taufe durch Häretiker mitteilt[50]). Der schon erwähnte Beschluß der Synode vom 1. September 256 wurde einstimmig gefaßt. Alle 87 anwesenden Bischöfe gaben einer nach dem anderen im gleichen Sinne ihr Votum ab[51]). Einmal beruft sich Cyprian sogar auf die Übereinstimmung der Bischöfe in der ganzen Welt einschließlich seines „Amtsbruders Cornelius", des Papstes also. Alle sind sich einig darin, daß abgefallene Bischöfe wohl zur Buße, nicht aber wieder zur priesterlichen Würde angenommen werden können. Das muß also als verpflichtende Norm gelten[52]). Sehr entschieden wird andersdenkenden Bischöfen gegenüber die verpflichtende Kraft der Entscheidung einer Synode betont im Schreiben Cyprians an Cornelius über die Synode von 251, die sich mit der Frage der lapsi befaßte. Mit den schärfsten Worten werden hier die Zuwiderhandelnden als „sakrilegisch gegen Gott, als in gottloser Wut gegen die Priester (= Bischöfe) Gottes anmaßend getadelt". Sie trennen sich so von der Kirche und lehnen sich gegen sie auf. Es handelt sich, wie aus dem Zusammenhang klar ist, um widerspenstige Bischöfe[53]). Die Konzilien sind sich bewußt, über den Einzelbischöfen zu stehen. Ein Bischof Therapius, der entgegen dem Synodalbeschluß einen Priester Viktor vor der vollen Leistung der Buße wieder aufgenommen hatte, wird durch eine Bischofsversammlung scharf getadelt, wenn man auch die Wiederaufnahme nicht rückgängig machen will[54]).

Sehr klar beanspruchen die frühen Synoden des 4. Jahrhunderts wahre Autorität über die Einzelbischöfe. Auf dem Konzil von Cirta (305) in Numidien erklärte einer der anwesenden Bischöfe, es hieße ein Schisma

[48]) Brief 72, 3 Hartel 778.
[49]) Vgl. zur Sache: Bardy, La Théologie ... de saint Irénée au conc. de Nicée, S. 201 ff.
[50]) Brief 72, 2 Hartel 776.
[51]) von Soden l. c. 249 ff.
[52]) Brief 67, 6 Hartel 741.
[53]) Brief 59, 13 Hartel 680; vgl. 59, 11 Hartel 678.
[54]) Brief 64, 1 Hartel 717; vgl. zur Sache: Bardy, La Théologie ... de s. Irénée au conc ... 202, wo weitere Beispiele angeführt werden.

schaffen, wenn man sich von der Synode entferne, um sich ihrer Autorität zu entziehen[55]). Die Synode von Elvira erließ bekanntlich eine Reihe von verbindlichen Kanones. Ein Bischof, der etwa einer Bestimmung der Synode zuwiderhandeln sollte, muß sich vor seinen Brüdern, das heißt vor der Provinzialsynode, verantworten[56]). Die Synode von Arles erklärt in einem Brief an Papst Sylvester: „Wir teilen Deiner Liebe mit, was wir durch gemeinsamen Beschluß dekretiert haben, damit alle wissen, was sie in Zukunft zu beobachten haben[57])." Der stärkste Beweis für die Autorität der Synoden über die Einzelbischöfe ist die Tatsache, daß Bischöfe durch Synoden verurteilt und sogar abgesetzt wurden. Von einem dieser Fälle aus dem 2. Jahrhundert war vorher schon die Rede. Der Einzelbischof ist verantwortlich gegenüber der Gesamtkirche, als deren Vertreter sich die Bischofsversammlungen fühlen, die eben deshalb das Recht beanspruchen, über den einzelnen Oberhirten autoritativ zu urteilen. Dem liegt das Bewußtsein der Kollegialität des Episkopats zugrunde. Ohne diese einfach als selbstverständlich gegebene Überzeugung, daß die Bischöfe ein Kollegium bilden, ist ihr Vorgehen nicht zu erklären und nicht zu rechtfertigen[58]). Im Jahre 244 fand in Bostra eine Synode gegen den Bischof der Stadt, Beryll, statt, der der Häresie verdächtigt war. Origenes wurde hier als sachverständiger Theologe hinzugezogen. Da der Bischof zur orthodoxen Lehre zurückkehrte, kam es nicht zu seiner Verurteilung, aber die Synode hielt sich durchaus für befugt dazu[59]). Zur Zeit Cyprians wurden in Spanien die Bischöfe Basilides von Emerita und Martialis von Asturica durch eine Bischofsversammlung wegen Unwürdigkeit abgesetzt[60]). Der eklatanteste Fall der Absetzung eines Bischofs ist der des Paul von Samosata, Bischofs von Antiochien, der von einer Bischofsynode (268), die wahrscheinlich auf Veranlassung des Helenus von Tarsus berufen worden war, durch einstimmigen Beschluß wegen Häresie und skandalösen Lebenswandels seines Bischofsstuhles für verlustig erklärt wurde. In ihrem Synodalschreiben, das uns durch Eusebius teilweise überliefert ist, teilen die Konzilsväter „dem Dionys (von Rom), dem Maximus (von Alexandrien) und allen Bischöfen, unseren Kollegen auf dem ganzen Erdkreis, den Priestern und Diakonen und der ganzen katholischen Kirche, die unter dem Himmel ist", ihren Beschluß mit[61]).

Bei den Synoden waren zwar nicht selten auch Presbyter und Diakone, ja manchmal auch Laien anwesend. Die eigentliche Entscheidung kam aber, wie es scheint, ausschließlich den Bischöfen zu. Bardy behandelt die Frage am Beispiel der Synode von Antiochien (268) gegen Paul von Samosata. Auf diesem Konzil spielte ein Presbyter namens Malchion eine bedeutende, ja wohl die wichtigste Rolle. Sein Name ist im Synodalschreiben ausdrücklich genannt. Hier werden ferner als Absender neben den Bischöfen

---

[55]) Hefele I, 1, 210.
[56]) Kanon 53, Hefele 250.
[57]) l. c. 280.
[58]) Vgl. zur Sache: Bardy, Paul de Sam. 207.
[59]) Hefele I, 1, 162/163.
[60]) Cyprian, Brief 67, 5 Hartel 739/40.
[61]) Eusebius, Hist. Eccl. VII, 30, 2 Schwartz 706, vgl. Bardy, Paul de Sam. 231.

auch „die Presbyter, Diakone und die Kirchen Gottes“ genannt. Bardy ist der Auffassung, daß diese Aufzählung eine reine Formsache war und daß in der Tat allein die Bischöfe die Entscheidung gaben[62]). Es haben auch auf anderen Synoden Presbyter das Wort ergriffen und als Fachtheologen Einfluß auf die Beschlüsse ausgeübt. Als Beispiel kann die Intervention des Origenes auf der Synode von Bostra gegen Beryll dienen. Der synodale Brief der Synode von Antiochien (324) spricht von „gelehrten Männern, unseren Brüdern“, die der Versammlung beiwohnten. Eine Synode in Alexandrien, bei der neben den Bischöfen auch Presbyter anwesend waren, schloß den Origenes aus der Kirche von Alexandrien aus[63]). Man muß annehmen, daß dieser Beschluß durch alle Anwesenden gefaßt wurde. Trotzdem ist Bardy der Auffassung, daß die einfachen Priester nicht die gleichen Rechte hatten wie die Bischöfe[64]). Karl von Schwartz schließt dagegen aus der Tatsache, daß bei der Synode gegen Paul von Samosata (268) der Presbyter Malchion als Mitabsender des Synodalschreibens genannt wird, daß in Antiochien im Gegensatz zu Carthago und Rom auch Presbyter an der Beschlußfassung beteiligt waren[65]). Eine Teilnahme der Laien an den Beschlüssen lehnt auch von Schwartz ab. Auch ihre bloße Gegenwart bei den Verhandlungen sei nicht immer nachzuweisen[66]). Batiffol weist auf das Protokoll der Synode von Carthago (256) hin, demzufolge neben den Bischöfen auch Presbyter und Diakone zur Synode zusammenkamen und auch viel Volk dabei war[76]). Er schließt daraus, daß die Konzilssitzung, ähnlich wie die des Senats, öffentlich war. Sie fand wohl in einer Basilika statt, so daß das Volk als Zuschauer dabei sein konnte. Batiffol schließt aber jede Teilnahme des Volkes und auch der Presbyter und Diakone an der Beschlußfassung aus[68]).

Eine weitere Frage, die für den theologischen Sinn der Synode Bedeutung hat, ist die nach ihrem Vorsitzenden. In gewissen Gegenden ist es von vornherein klar, wem der Vorsitz zukommt, in Italien, in Ägypten und in Afrika: den Bischöfen von Rom, von Alexandrien und von Carthago. Ihnen stand mindestens im dritten Jahrhundert bereits eine so unumstrittene Vorrangstellung zu, daß sie notwendig die Leitung der Synode übernahmen. Was Rom angeht, hat G. Roethe sogar die Ansicht vertreten, daß dort den Bischöfen lediglich eine beratende Funktion zustand, während dem Bischof der Stadt allein das Recht der Entscheidung zukam[69]). Jedenfalls sind andere bedeutende Forscher, wie Batiffol und Bardy, anderer Ansicht. Es scheint uns, daß bei Roethe ein gewisses a priori eine Rolle spielt, nämlich die Voraussetzung, daß bei der römischen Primatsauffassung eine Teilnahme anderer Bischöfe an der Beschlußfassung des

---

[62]) Bardy, Paul de Sam. 231/32, auch Anm. 5.
[63]) Hefele I, 1, 158.
[64]) Bardy, Paul de Sam. 225/26; Seeberg l. c. 117.
[65]) K. von Schwartz l. c. 35/36.
[66]) l. c. 47.
[67]) von Soden l. c. 247.
[68]) P. Batiffol, Etudes de Liturgie et d'Archéologie chrétienne, Paris 1919, 101/102.
[69]) G. Roethe, Zur Geschichte der römischen Synoden im 3. und 4. Jahrhundert, in: Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte, hrsg. von Erich Seeberg, Robert Holtzmann, Wilhelm Weber, 11. Band, Geistige Grundlagen römischer Kirchenpolitik, Stuttgart 1937.

Bischofs von Rom nicht denkbar sei. Daß dieses a priori falsch ist, ergibt sich klar aus der Lehre und aus der Praxis der katholischen Kirche bezüglich der Ökumenischen Konzilien. Batiffol führt zum Beweis, daß auch in Rom das ganze Konzil, nicht bloß sein Vorsitzender entschied, zunächst den Fall der Synode unter Cornelius an (251), über die dieser selbst an Cyprian berichtet. Der Beschluß wird „durch die Übereinstimmung aller" gefaßt. Jeder einzelne sagt seine Meinung[70]). Batiffol zieht aus diesem Bericht mit Recht den Schluß, daß die Prozedur auf der römischen Synode (251) genau die gleiche war, wie die auf der Synode von Carthago (256)[71]). Ferner weist Batiffol darauf hin, daß auf der Synode, die in Rom im Jahre 313 unter Papst Miltiades gegen Donatus abgehalten wurde, nach den Berichten, die wir darüber besitzen, die Ansichten aller Anwesenden für das Urteil gegen Donatus und zugunsten Cäcilians entscheidend waren, also nicht bloß die des Vorsitzenden Miltiades[72]). Bardy bemerkt in Zusammenhang mit dem Konzil in Rom (um 260) unter Papst Dionysius (259-268) gegen den Bischof Dionysius von Alexandrien: „Alle wichtigen Entscheidungen werden konziliar getroffen, und das Konzil spricht sich einstimmig gegen Dionysius von Alexandrien aus[73])."

Bei den Konzilien, die im 3. und zu Beginn des 4. Jahrhunderts in Kleinasien, Syrien und Palästina stattfanden, sind es fraglos die Bischöfe, die in Gemeinschaft entscheiden. Der Vorsitzende ist nur primus inter pares. Der letzte Grund der Autorität der Bischofsversammlung liegt in der Kollegialität der Bischöfe, die auch regional als Vertreter der Gesamtkirche und als Teilhaber der höchsten Autorität in der Kirche handeln. Wenn man das nicht annimmt, müßte man die autoritativen Entscheidungen der Synoden einfach als eine Usurpation und als Verletzung der Rechte der Einzelbischöfe betrachten. Die regionalen Bischofsversammlungen suchen denn auch ihre Entscheidungen möglichst weit zu verbreiten und ihnen in der ganzen Kirche Anerkennung zu verschaffen. Das ergibt sich zum Beispiel aus dem Vorgehen der Synode in Palästina in Sachen des Osterstreites und der Synode von Arles, wovon bereits die Rede war. Ebenso wurde schon auf die Synode gegen Paul von Samosata (268) hingewiesen, die ihre Entscheidung dem Papst und dem Bischof von Alexandrien und der ganzen katholischen Kirche mitteilte. Ähnlich hatte vorher Demetrius, Bischof von Alexandrien, die synodale Entscheidung gegen Origenes den Bischöfen der ganzen Welt mitgeteilt[74]). Zur Begründung ihrer Autorität berufen sich die auf den Synoden versammelten Bischöfe auf den Beistand des Heiligen Geistes, der der Kirche durch ihren göttlichen Stifter versprochen ist. Es wurde bereits der Text aus dem Synodalschreiben der Synode von Carthago (252) angeführt, der

---

[70]) Cyprian, Brief 49, 2 Hartel 610.

[71]) Batiffol, Etudes de Liturgie . . . 123.

[72]) Batiffol l. c. 125. Roethe will dagegen auch aus dem Vorgehen auf diesem Konzil seine Ansicht stützen, s. l. c. 78/79. Vgl. zur Sache auch: H. Marot, Les Conciles . . . in L'Eglise et les Eglises, 214 ff. Auch nach diesem Autor traten die italischen Bischöfe auf den römischen Synoden vor allem als Ratgeber in Erscheinung.

[73]) Bardy, La Théologie . . . de saint Irénée au conc. de Nic. 223.

[74]) Bardy, Paul de Sam. 232. Eusebius VI, 8, 4 Schwartz 536.

betont, daß die Beschlüsse „unter Eingebung des Heiligen Geistes" gefaßt wurden. Das Konzil von Arles (314) gebraucht die Formel: „Es gefiel uns in Gegenwart des Heiligen Geistes und seiner Engel[75])." Roethe spricht in seinem zitierten Aufsatz über die römischen Synoden von der „allgemeinen Anschauung vom Geistbesitz der Bischofsversammlungen[76])".

Wenn wir nun die einzelnen Elemente, die sich aus der Geschichte der Synoden vor Nicäa für die hinter dem Geschehen sichtbar werdenden Anschauungen von der Kirche und ihrer gottgegebenen Struktur ergeben, noch einmal überschauen und zusammenfassen, so läßt sich sagen: Die Bischöfe waren niemals voneinander isoliert, lediglich zusammengehalten durch die oberste Autorität des Bischofs von Rom, die in den ersten Jahrhunderten noch recht wenig in Erscheinung trat. Sie fühlen sich vielmehr von vornherein solidarisch, als Gemeinschaft verantwortlich für die gesamte Kirche. Die Bischofsversammlungen, die spontan zusammentreten, wenn Fragen auftauchen, die der Einzelbischof nicht lösen kann, beanspruchen ganz selbstverständlich Autorität über die Einzelkirchen und ihre Vorsteher. Das ist eine Gegebenheit, die allein in der Struktur der Kirche, so wie sie im Bewußtsein der Bischöfe der Frühzeit stand, ihre Begründung finden kann. Die Bischöfe sind ein Kollegium, das als solches an die Stelle des Apostelkollegiums getreten ist und deshalb teilhat an der obersten Autorität in der Gesamtkirche. Diese Kollegialität tritt zunächst auf regionaler Ebene in Erscheinung. Ein Kollegium setzt ein Oberhaupt voraus. Regional ist dies, als primus inter pares, der Vorsitzende der Synode, für dessen Auswahl in weiten Gebieten, so in Kleinasien, Syrien und Palästina, in den ersten drei Jahrhunderten kaum feste Regeln bestehen, während in Ägypten, in Nordafrika und vor allem in Italien der Vorsitz einem bestimmten Bischof zusteht, nämlich dem Bischof von Alexandrien, dem von Carthago und dem von Rom. Das Gesamtbischofskollegium der universalen Kirche tritt noch kaum in Erscheinung, und darum bleibt auch sein gottgesetztes Oberhaupt, der Bischof von Rom, noch im Schatten. Wenn wir vom Fall des Osterstreites absehen, in dem, wie es scheint, Papst Viktor den Anstoß zu Synoden in vielen Ländern gab, können wir noch nicht von einer klaren Führung des Bischofskollegiums durch den Bischof von Rom reden. Es kam damals tatsächlich dem Papst die gleiche Primatstellung zu wie heute. Aber es brauchte Zeit, bis sich das Bewußtsein von diesen Rechten durchsetzte. Jedenfalls beweist die Geschichte der alten Synoden, daß die Regierung der Kirche nach dem Willen ihres göttlichen Stifters auch in den Händen des Bischofskollegiums ruht.

---

[75]) Hefele I, 1 279.
[76]) Roethe l. c. 1.

Macht und Liebe

Von Josef Steindl

Der Auftrag Christi, im Hinblick auf das ständig im Kommen befindliche Gottesreich sich zu besinnen und umzudenken (Mk. 1, 15), ist universeller Art: er gilt jedem Menschen und allem, womit der Mensch zu tun hat. Nach dem Zeugnis der Geschichte fällt die Erfüllung dieses Auftrages nicht nur dem innerweltlich eingestellten Menschen, sondern auch dem gläubigen Menschen und der Kirche schwer. Notgedrungen aber mußten sich Menschen und Kirche zu solcher Umsinnung und Neuorientierung, mit der stets ein tieferes Selbstverständnis verbunden ist, bequemen, wenn eine Epoche der Menschheitsgeschichte zu Ende ging und sich eine neue anbahnte. Zeiten des Umbruchs und des Übergangs, fast immer durch chaotische Züge gekennzeichnet, zwingen zu kritischer Rückschau und Bestandsaufnahme und zu weitblickender Neuordnung, damit der Aufbruch ins Kommende gelinge. In dem Umwandlungsprozeß, in dem sich heute die Welt und alles, was in ihr ist — also auch die Kirche —, befinden, hat Johannes XXIII. in der Eröffnungsansprache zum Zweiten Vaticanum für die katholische Kirche das kühne Wort vom „Sprung nach vorn" gesprochen. Dieses Wort des Papstes ist ein Programm. Wer den Sprung nach vorne, ins Offene und Ungeschützte wagt, tut dies aus der Erkenntnis, daß es etwas aufzuholen oder einzuholen, zu helfen oder einen Auftrag zu erfüllen gibt. Das will die Kirche nach des Papstes Wort nun tun. Und um dieses Zieles Willen ist sie, dem wagemutigen Springer gleich, bereit, den schützenden Graben zu verlassen, Sicherungen aufzugeben, liebgewordene Traditionen und allen unnötigen Ballast abzuschütteln, um ihre Aufgabe und Sendung erfüllen zu können. So ringt heute die Kirche verantwortungsbewußt vor Gott um ein neues Selbstverständnis, um tiefere Erkenntnis ihres Wesens und ihrer Aufgaben gegenüber dem Menschen dieser so rasch sich wandelnden und einenden Welt. Sie tritt hin zu den getrennten Brüdern und führt mit ihnen das längst fällige, allzu lang ängstlich gemiedene, brüderlich-offene Gespräch und beginnt sogar im erklärt feindlichen Menschen den — nicht ohne ihre eigene Schuld — verlorenen Sohn zu erkennen.

In das redliche Ringen um das rechte Wesensverständnis der Kirche muß auch die viele aufrechte katholische wie nichtkatholische Christen bedrängende Frage um das Verständnis und Verhältnis der Kirche zur Macht und deren Ausübung einbezogen werden. Die Macht ist in Mißkredit gekommen. Aus diesem Grunde erscheint heute sehr vielen Menschen die Kirche erst dann wieder glaub- und vertrauenswürdig, wenn sie bereit ist, auf Macht und Machtausübung zu verzichten. Schon die Tatsache, daß die Frage aufgeworfen werden konnte, „ob die katholische Kirche über die Jahrhunderte hinweg bis in unsere Tage nicht doch mehr die politischen Geschäfte der Erde als die transzendenten des Himmels betrieben hat, ob sie nicht zuerst um das Wohl und die Ordnung in der Welt und dann erst um das Heil der Menschen besorgt ist" (H. Stubbe), bietet Anlaß zu kritischer Selbstprüfung im Raum der Kirche. Wir machten es uns zu leicht,

wollten wir die Frage des evangelischen Publizisten mit dem Hinweis abtun, sie sei in ihrer Aussage zu verallgemeinernd und darum ungerecht. Die Frage ist berechtigt, weil sie durch Tatsachen der Kirchengeschichte bis herauf in die neueste Zeit gestützt wird. Mit innerer Beklemmung lesen wir bei Engel-Janosi (Österreich und der Vatikan, Graz 1960), wie sehr unter Pius IX. die hohe Politik bemüht wurde um die Rettung des Kirchenstaates und die Aufrechterhaltung des Status quo im Europa der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Wir sollten jedenfalls das innere Anliegen erkennen, das jene Frage stellen ließ, und das Problem sehen, das heute weitum gespürt wird, wenn die Gedankenverbindung Macht und Kirche auftaucht. Im Geiste der kritischen Überprüfung und Neubesinnung, wie sie auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil vor aller Öffentlichkeit eingesetzt hat, soll im folgenden das aufgeworfene Problem der Macht und ihrer Ausübung erörtert werden, ohne den Anspruch auf Vollständigkeit der Behandlung des Themas erheben zu wollen.

Die Rehabilitierung der Macht

Für ein rechtes Verständnis und eine gerechte Wertung der Macht ist es notwendig, falsche Ansichten und Vorurteile über sie abzulegen, die meist nicht klar erkannt und ausgesprochen werden, dafür aber unterschwellig im Bewußtsein des Menschen vorhanden sind. Der Mensch, vorab der Mensch unserer Zeit, empfindet gegenüber der Macht ein tiefwurzelndes Unbehagen. Diese Tatsache ist nicht schon damit restlos befriedigend erklärt, daß die Macht im Laufe der Geschichte, zuletzt in unserem Jahrhundert so entsetzlich mißbraucht und der Mensch den Dämonien der Macht ausgeliefert wurde. Der Mißbrauch einer Sache macht nicht die Sache selber schlecht. Sprechen wir vom Mißbrauch, so denken wir dabei doch mit, daß es auch einen rechten Gebrauch geben müsse. Chinin ist ein Heilmittel und bleibt es, obschon es auch zu verwerflichen Zwecken mißbraucht wird. Gibt es den Mißbrauch der Macht, tatsächlich gibt es ihn, so gibt es auch den rechten Einsatz der Macht, und auch dies trifft zu. Worin also wurzelt jenes eingefleischte Mißtrauen gegen die Macht, jenes Unbehagen vor ihr? Der Grund für jenes Verhalten liegt darin, daß der Mensch die Macht als ein Übel, als etwas Unwertiges, ja als etwas mit dem Christlichen Unvereinbares anzusehen geneigt ist. Daß Macht an sich kein Übel ist, geht schon daraus hervor, daß die Macht, verantwortungsvoll eingesetzt, ordnend und aufbauend wirkt. Denken wir an die recht verwaltete Macht eines Gemeinwesens — und wir erkennen sofort, welch unentbehrlicher Ordnungsfaktor sie ist. Fehlt in einem Gemeinwesen dieser ordnende Faktor, so entsteht Unheil oder Chaos, wie dies stets sichtbar wird, wenn etwa eine Regierung machtlos ist gegen die Elementarkräfte der Natur oder gegen das aus dem Untergrund aufbrechende Verbrechen. Mit der Erkenntnis, daß recht verwaltete Macht ein notwendiger Ordnungsfaktor ist, verliert ein anderes Vorurteil an Boden: als würden nämlich auf Erden paradiesische Zustände anbrechen, schaffte man die Macht ab. Die Macht abschaffen wollen, heißt aber nichts weniger als den Menschen abschaffen wollen, denn die Macht ist mit dem Menschen unzertrennlich verbunden, Gott hat sie ihm ausgehändigt.

Damit ergibt sich ein weiterer, wesentlicher Sachverhalt, der freilich dem Menschen weithin aus dem Bewußtsein entschwunden ist, die Tatsache nämlich, daß die Macht einen religiösen Bezug, eine innere Hinordnung auf Gott besitzt. Die Macht hat ihren Seinsgrund in Gott: „Denn in ihm ward alles erschaffen, was im Himmel und auf Erden ist: das Sichtbare und Unsichtbare, Throne, Herrschaften, Mächte, Gewalten — alles ist durch ihn und zu ihm hin geschaffen. Er aber ist vor allem, und das All hat in ihm seinen Bestand . . . Er ist das Haupt aller Herrschaft und Gewalt" (Kol 1, 2 ff und 2, 10). Jene falsche Auffassung, als wäre die Macht ein Übel, ist die Frucht dessen, was der Mensch gesät hat: er hat die Macht säkularisiert, ihres religiösen Bezuges beraubt und sich daran gewöhnt, sie vollkommen losgelöst von Gott zu betrachten. Ihres religiösen Seinsgrundes, ihrer Bindung an Gott beraubt, ist die Macht stets etwas Furchtbares. Gott ist nach dem Worte der Offenbarung Ursprung und Heimat der Macht. Alle Macht kommt von ihm und kehrt wieder zu ihm zurück, wenn die Zeit erfüllt ist (vgl. Offb 19, 6). In Gott ist alle Macht.

Die Allmacht Gottes

Die Macht ist ein Gut, denn sie ist ein Wesensmerkmal Gottes. Die Hl. Schrift des Alten wie des Neuen Testaments spricht oft, ausdrücklich und einschlußweise, von Gottes Allmacht. In seiner Selbstoffenbarung an Moses bezeugt sich Gott den Menschen als den Allmächtigen: „Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sei vollkommen" (Gen 17, 1). Gott ist der Allherrscher (Offb 19, 6), dem nichts unmöglich ist (Gen 18, 14; Lk 1, 37), der größer ist als alle und dem kein Mächtiger dieser Welt etwas entreißen kann (Jo 19, 29). Alle Macht steht ihm zur Verfügung und zu Diensten, denn sein ist die Erde und alles, was sie erfüllt (Ps 25, 1).

Aber die Macht unter dem Himmel! Widerspricht sie nicht Gottes Allmacht? Ist Gottes Allmacht noch glaubwürdig, wenn irdische Machthaber unvorstellbare Greuel verüben und mit dem Namen des Allmächtigen Mißbrauch treiben dürfen? Scheint der Ablauf der Weltgeschichte nicht zuweilen jenen recht zu geben, die meinen, man spreche zutreffender von Gottes Ohnmacht denn von seiner Allmacht. Der unbekannte Gefangene im GPU-Keller, der an die Wand die Worte kritzelte: „Wo bist du, Gott?", und der namentlich bekannte Gestapohäftling, der seinem Tagebuch die Klage anvertraute: „Wie lange noch, Gott?", erlebten äußerlich die Anwesenheit der Ohnmacht Gottes und erlitten innerlich die Abwesenheit der Allmacht Gottes. Und litt nicht auch Christus unter der Abwesenheit der Allmacht Gottes am Kreuze: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" (Mt 27, 46)?

Die Allmacht Gottes wird für den Menschen dadurch zum Problem und oftmals zur Versuchung wider den Glauben an einen allmächtigen Gott, weil wir sehr oft Gottes Langmut nicht begreifen, seine Zulassungen nicht verstehen und das Ineinander von Gottes Allmacht und des Menschen Übermacht im Spiel der Geschichte nicht zu durchschauen und zu entwirren vermögen. Gott hat den vernunftbegabten Geschöpfen Macht verliehen, die sie nun ihrerseits sogar gegen Gott einsetzen können. Engel und Menschen empören sich gegen Gott, üben Gewalt aus, sehen Gott als

unwirklich an, stören und zerstören Gottes Ordnung. Was Paulus von Christus sagt, daß er „der in Gottes Gestalt war, nicht seinen Anspruch drein setzte, in seiner Gottgleichheit zu bleiben, sondern sich selbst entäußerte, indem er Knechtsgestalt annahm (Phil 2, 6 f), das gilt auch von Gottes Allmacht: Gott behält sich die Allmacht nicht als ausschließliches Reservatrecht vor, er begibt sich scheinbar seiner Allmacht und tritt Macht an die vernünftigen Wesen ab, läßt die Zweitursachen wirken und wird so für den unter dem Mißbrauch der Macht leidenden Menschen zum verborgenen Gott. Im Blick lebendigen Glaubens wird dem Menschen aber hinter Gottes scheinbarer Ohnmacht dessen Allmacht transparent. Gott ist, menschlich gesprochen, seiner Allmacht so sicher, daß er Macht abtreten kann, obschon er weiß, daß sie gegen ihn mißbraucht wird. Wie sicherster Selbstbesitz darin erkannt werden kann, wenn jemand das Böse durch das Gute überwindet, die Härte durch die Güte auflöst und den Haß durch die Liebe besiegt, so wird vollkommener Machtbesitz darin erkennbar, daß die Macht auf sich selbst verzichtet, so daß sie geradezu als Ohn-Macht erscheint. Inmitten der Verfolgung vermochte darum im Glauben die Urkirche lobpreisend zu bekennen: „Dein ist die Macht und das Reich und die Herrlichkeit in Ewigkeit, Amen“ (Didache 8). Und glaubend spricht der Christ heute noch: „Ich glaube an Gott, den Allmächtigen.“

Die Macht des Menschen

Auch der Mensch besitzt Macht. Das ist eine ebenso erstaunliche wie furchterregende Wahrheit, die auch stets so empfunden wurde. Im Evangelium ist von diesem Erschauern vor der Macht in der Hand des Menschen die Rede (Mt 9, 8). Nachdem Jesus den Gelähmten geheilt hatte, erschauerte „die Menge darüber, daß Gott den Menschen solche Macht gegeben“. Jenes Erschauern hat sich heute fast bis zum Entsetzen gesteigert über die Machtfülle, die dem Menschen gegeben ist, der sich anschickt, wenn schon nicht die Sterne, so doch die Planeten in seinen Griff zu bekommen.

Wie kam die Macht in des Menschen Hand? Indem Gott den Menschen nach seinem Bild und Gleichnis erschuf, ihn also mit Geist und Freiheit ausstattete, berief er ihn zur Herrschaft und machte ihn zum Machthaber. Von Macht und Machtausübung kann sinnvoll nur geredet werden, wo ein Wesen der in ihm und außer ihm liegenden Energien und Kräfte sich bewußt wird und über sie frei schalten und walten kann. Der talwärts stürzende Wildbach ist Energie; erst durch den über sie verfügenden Geist des Menschen wird sie zur wohltätigen Macht. Der Würgegriff des Irren ist bloßer Kraftaufwand, nicht Machtausübung; es fehlt der frei verfügende Geist, der ihn zur Machtausübung werden ließe. Darum auch wird der Irre für sein Tun nicht bestraft. Als mit Geist Begabter wird der Mensch der Macht fähig. In den Worten Gottes: „Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet die Erde und macht sie euch untertan und herrschet über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich auf der Erde regen“ (Gen 1, 28) liegt Gottes Auftrag an den Menschen, Macht und Herrschaft auszuüben und darin Gott ähnlich zu sein. Menschsein bedeutet darum immer auch im Besitz

der Macht sein. Von jenem Schöpfungstage an übte der Mensch auch Macht aus, angefangen von Adams geistes-mächtiger Namensgebung an die Tiere bis zur Indienstnahme der Kraft des Atoms. Etwas anderes freilich ist es, wie der Mensch Macht ausübt. In seiner Freiheit liegt die Möglichkeit, es in gottebenbildlicher Weise zu tun und die Macht als Lehensträger Gottes recht zu gebrauchen oder so über sie zu verfügen, als sei sie ureigenstes Recht, das niemandes Rechenschaft unterliegt.

Die Macht der Kirche

Da im Wesen des Menschen nach Gottes Willen Macht und Herrschaft begründet liegen, so ergibt sich notwendig daraus, daß auch der Kirche Macht verliehen ist, denn sie besteht aus Menschen. Nun scheint es heute zum guten Ton zu gehören, der Kirche das Recht auf Macht und Machtausübung abzusprechen. Von allen Seiten wird sie gefragt, ob sie bereit sei, auf Macht und Einfluß zu verzichten. Es wird ihr zum Vorwurf gemacht, daß sie für sich das Gesandtschaftsrecht beansprucht und diplomatische Beziehungen auch mit solchen Staaten unterhalte, „wo die Katholiken nicht einmal eine Minderheit bilden" (R. Hernegger). Insofern in solchen und ähnlichen Wünschen und Vorhaltungen die ehrliche Sorge sich zu Wort meldet, die Kirche solle vor allem und in allem aus der Kraft des in ihr fortlebenden und fortwirkenden Christus die Rolle des Sauerteigs in der menschlichen Gesellschaft ausüben, müssen sie unverkürzt beachtet und ernstgenommen werden. Es hieße aber die Kirche überfordern, wollte man von ihr verlangen, sie müsse grundsätzlich ohne Macht sein. Einer solchen, wenngleich auch gutgemeinten Forderung liegt ein falscher Begriff von der Kirche zugrunde, der die Kirche über Gebühr spiritualisiert — und das ist nicht weniger gefährlich für die Sache des Gottesreiches, als wenn sich die Kirche im Streben nach machtgesicherten Positionen verliert. „Eine Kirche, die keine Macht hat", sagt mit Recht Hans Asmussen, „ist überhaupt keine Kirche."

Das Recht der Kirche auf Macht und Machtausübung gründet nicht allein darin, weil sie sich aus Menschen zusammensetzt, dem Menschen aber nach Gottes Bestimmung Macht und Herrschaft wesentlich zukommt, sondern vor allem deshalb, weil sie als Christi Leib an seiner Machtfülle teilnimmt. Christus, dem alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden, hat der Kirche den Auftrag erteilt, hinzugehn in alle Welt und allen Menschen die Frohbotschaft zu künden. Der Kirche hat er sein Wort und seine Sakramente anvertraut, durch sie wirkt der Auferstandene in dieser Welt fort. Hier liegen die Wurzeln für die Ämter in der Kirche und die damit verbundene Macht.

Die Integrierung der Macht

Jede Macht in der Hand des Menschen bedeutet eine Gefahr. Je größer die Macht, desto größer auch die Gefahr. Nur zu leicht entschwindet dem Menschen das Bewußtsein, daß der Macht eine innere Hinordnung auf Gott zugrunde liegt. Tritt diese Bewußtseinsenge ein, so sind Person, Würde, Gewissen und Freiheit des Mitmenschen gefährdet. Dazu kommt ein Weiteres. Der Mensch findet in der Macht und in ihrer Ausübung einen

besonderen Anreiz, eine tiefe Befriedigung: sein Selbstwertgefühl wird gesteigert, seine Selbstsicherheit erhöht; und so droht die Gefahr der Maßlosigkeit und Überheblichkeit. All dies gilt ohne Abstriche auch von der Macht in den Händen der Kirche. Ja es will uns scheinen, als gelte es von der Kirche in einem verstärkten Ausmaß. Je innerlicher und geistlicher ein Auftrag, destoweniger darf seine Erfüllung durch Machtausübung gesichert werden. Welch ein Auftrag aber ließe sich mit dem geistlichen Auftrag der Kirche vergleichen, die Menschen für jenes Reich zu gewinnen, das nicht von dieser Welt ist?

So stellt sich die entscheidende Frage: Wie kann den Gefahren der Macht und ihrer Ausübung begegnet, das Problem der Macht christlich gelöst werden. Es ist die Frage nach der Integrierung der Macht. Von Christus her gesehen, lautet die Antwort: Die Macht wird in der Liebe integriert. Wer über Macht verfügt, kann es nur in der Liebe richtig tun. Da die Macht der Kirche sich von Christus herleitet und unzertrennlich mit ihm verbunden ist, wird Christi Art und Weise der Machtausübung auch das Leitbild für die Kirche sein müssen. Für Christi Herrschertum scheint uns aber ein Dreifaches typisch zu sein: die Beschränkung seiner Macht, die Abgabe von Macht und die Entäußerung von der Macht.

Beschränkung der Macht

Christus wußte sich im Vollbesitz der Macht, wie aus den Worten „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden“ (Mt 28, 18) und „Du hast ihm Macht gegeben über alles Fleisch“ (Jo 17, 2) klar hervorgeht. Aber wie Gott sich sozusagen Beschränkung auferlegt in der Ausübung seiner Allmacht, indem er den Menschen Macht gibt, langmütig ist, das Böse und die Bösen erträgt, so handelt auch Christus. Das Evangelium bietet genug Beweise dafür. Da rufen die Jünger nach einem Machterweis Gottes („sollen wir sprechen, daß Feuer vom Himmel falle und sie verzehre?“), er aber verweist es ihnen strenge (Lk 9, 54 f); Schriftgelehrte und Pharisäer verlangen ein Zeichen von ihm, er verweigert es (Mt 12, 38); er wird angerufen, ein Machtwort zur Schlichtung in einem Erbschaftsstreit zu sprechen, er aber läßt sich nicht in weltliche Händel ziehen und lehnt ab (Lk 12, 14); es wäre ein Leichtes, den Vater um ein starkes Aufgebot an Macht zu seinem Schutze zu bitten, er tut es nicht (Mt 26, 53). Und mit welcher Entschiedenheit weist Christus Satans politisches Machtangebot in der Versuchung zurück (Lk 4, 6 f). Unüberhörbar aber bleibt für jeden Jünger wie auch für die Kirche Christi Weisung an seine Apostel: „Die Könige der Heiden herrschen über sie, und ihre Gewalthaber lassen sich gnädige Herren nennen. Ihr aber nicht also. Sondern der Größte unter euch soll wie der Geringste sein, der Gebieter wie der Dienende. Oder wer ist größer: der zu Tische sitzt oder der bedient? Doch wohl der, welcher zu Tische sitzt — und ich bin in eurer Mitte wie der Dienende!“ (Lk 22, 25 f). In unvergeßlich schöner Weise lehrt Christus hier, daß alle Macht dienen soll, indem sie Liebe wird!

Die Macht der Kirche muß, soll sie nicht in krassem Gegensatz zum Geist des Evangeliums stehen und von diesem weg führen, sich stets auf das

Eigentliche, auf die Erfüllung des göttlichen Sendungsauftrages beschränken. Zuweilen verfügte die Kirche über ein sehr ansehnliches Machtpotential, das Könige und Fürsten zu schätzen und zu fürchten wußten, je nachdem sie es zum Bundesgenossen oder zum Gegner hatten. Daß es so war, bedeutet an sich noch keine Schuld der Kirche, denn sie setzte ihre Macht zu allermeist und in gutem Glauben ein für den Sieg der Wahrheit und des Gottesreiches. Es unterliegt aber auch keinem Zweifel, daß die Kirche in ihren obersten Hirten sich nicht immer in Machtanspruch und Machtausübung heilsame Beschränkung und Mäßigung auferlegte. Kardinal Newman zitierte einmal das Wort eines Dichters: „Herrlich ist's, Riesenkraft zu haben, aber tyrannisch, sie wie ein Riese zu gebrauchen", und fügt dann hinzu: „Die Geschichte, denke ich, liefert uns Beispiele in der Kirche, wo rechtmäßige Gewalt mit Schärfe angewandt wurde" (O. Karrer, Kardinal Newman, Die Kirche, Einsiedeln 1945, 373). Und welch ein Unterschied etwa in der Auffassung der Aufgaben der Kirche in dieser Welt zwischen Papst Gelasius und Papst Bonifaz VIII. Wie säuberlich trennt Gelasius die zwei Gewalten und deren Aufgaben voneinander. Seine Worte, ganz vom Geist des Evangeliums erfüllt, sind auch heute noch von höchster Bedeutsamkeit und aller Beachtung wert: „Christus hat, eingedenk der menschlichen Schwäche, durch eine großartige Anordnung zum Heil der Seinigen weise abwägend, die Rechtsbereiche beider Gewalten in eigenständige Betätigungsfelder und wohlgetrennte Würden geschieden . . . So sollten die christlichen Kaiser für das ewige Leben der Bischöfe bedürfen, die Bischöfe dagegen im Bereich der irdischen Dinge nach den kaiserlichen Gesetzen leben. Das geistliche Amt hielte so Distanz von allem weltlichen Ding, denn wer Gottes Kriegsdienst tut, mische sich nicht in die Geschäfte dieser Welt; und umgekehrt vermiede man den Anschein, als wolle der auch die göttlichen Dinge in die Hand nehmen, der die Geschäfte dieser Welt führt. Damit ist für die Selbstbescheidung der beiden Ordnungen gesorgt. Keine kann stolz behaupten, beide Würden zu besitzen, und jede fügt sich in den ihr allein zukommenden Bereich der Betätigung" (H. Rahner, Abendländische Kirchenfreiheit, Einsiedeln 1943, 220 f.). Wären spätere Päpste doch immer dieser klaren Linie der „Selbstbescheidung" auf ihr Amt gefolgt, wieviel Unheil wäre der Kirche erspart geblieben! Und was mußte ein Bonifaz VIII. erleben, dessen Bestreben es war, die restlose Erfüllung der Politik Gregors VII. und Innozenz' III. zu erreichen. Dieser Papst, der am meisten von allen Trägern der Tiara die Gewalt über alle Mächte der Erde anstrebte, sah selber den vollständigen Zusammenbruch seines Strebens.

Im Gottesreich gilt jenes scheinbar widersprüchliche Gesetz, wonach jener, der sein Leben liebt, es verliert (Jo 12, 25). Die Kirchengeschichte ist eine lückenlose Beweiskette dafür. Am Beispiel Bonifaz' VIII., und solcher Beispiele könnten viele aufgezählt werden, erweist sich, daß die Kirche stets Macht und Einfluß, Ansehen und Autorität einbüßte, wenn sie Macht, Reichtum und Ehre suchen wollte. All dies aber fiel ihr von selbst zu, wenn sie es nicht suchte. Und verfügte die Kirche über die ihr verliehene Gewalt im Geiste des Apostels (vgl. 1 Kor 7, 31), als besäße

sie keine Macht, so verlieh ihr das immer inneren Glanz und gewinnende Werbekraft.

Wir Menschen von heute sind Zeugen eines bemerkenswerten Vorganges: Die beiden großen Weltmächte müssen infolge des Besitzes der Atombombe sich Beschränkungen in ihren Machtansprüchen auferlegen. Nüchternen realpolitischen Erwägungen der Machthaber also verdanken wir unser Leben. Will die Kirche Person, Würde, Freiheit und Gewissen achten und wahren, dann kann sie es nicht aus rein zweckbestimmten Erwägungen tun, will sie dem Leitbild ihres Herrn folgen, sondern nur im Geiste dienender Liebe. Dieser mehr auf ihre Liebe als auf ihre Macht hinweisenden Kirche schenkt der Mensch seinen Glauben und sein Herz.

Abgabe der Macht

Aus dem Bewußtsein der Dienstfunktion, nämlich die dienende Liebe des Herrn in dieser Welt bis ans Ende der Zeiten darzustellen, erwächst der Kirche die Erkenntnis, daß es nicht ihre Aufgabe sein kann, alle Gewalt in einer Hand festzuhalten. Sie wird ihrem göttlichen Herrn und Erlöser gleich von ihrer Macht- und Gewaltfülle an andere abgeben — zu Heil und Segen aller. Christus gab den Zwölfen „Vollmacht über unreine Geister, sie auszutreiben und jegliches Siechtum und Gebrechen zu heilen" (Mt 10, 1), räumte ihnen die Vollmacht ein, „auf Schlangen und Skorpione zu treten und über jegliche Macht des Feindes "(Lk 10, 19). Die wichtigste Gewalt überträgt ihnen der Herr aber vor seiner Himmelfahrt mit den Worten des Missionsbefehls: „Gehet hin in alle Welt und verkündet aller Schöpfung die Heilsbotschaft" (Mk 16, 15)„ indem ihr sie taufet auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und sie alles halten lehret, was ich euch geboten habe" (Mt 28, 19 f).

Im Lichte eines vertieften Selbstverständnisses, das in der Kirche heute sich zu entfalten beginnt, unternimmt es die Kirche, Macht und Gewalt an ihre Glieder entsprechend ihrem Amte und ihrer Stellung, zu denen sie durch Gottes Geist berufen sind, abzutreten. Eines ist gewiß: der römische Zentralismus hat seinen Höhepunkt überschritten. Die Frage, wie es zu dem immer mehr fortschreitenden Zentralismus Roms gekommen ist, kann hier unerörtert bleiben. Es genügt der Hinweis, daß jede Macht ihre Position zu festigen sucht. Rom tat dies vor allem im Zuge der tridentinischen Reform durch die Schaffung eines ausgedehnten Verwaltungsapparates. Dem Streben Roms, alle Fäden der Kirchenregierung in der Hand zu haben, kamen daneben immer auch mangelnde Entschlußkraft und Entscheidungsfreudigkeit untergeordneter kirchlicher Stellen entgegen: viele unbedeutende, um nicht zu sagen banale Fragen wurden Rom zur Entscheidung oder zur Klärung unterbreitet, die gesunder Hausverstand lösen hätte können.

Heute nun schickt sich die Kirche an, Macht und Verantwortung entsprechend den Zeiterfordernissen zu verteilen. Einmal an die Bischöfe. Verschiedenen Äußerungen von Konzilsteilnehmern zufolge wird das Zweite Vatikanische Konzil ein Versäumnis des Ersten nachholen (Newman schrieb am 12. April 1870 P. Whitty SJ nach Rom: „Ihr geht in Rom

zu flott voran") und das Verhältnis von Primat und Episkopat klar herausstellen. Auf diese Weise wird das Verhältnis von Petrusamt und Bischofsamt wieder als eine Ordnung der Liebe allen Christen besser sichtbar werden. Newmans Worte erscheinen heute bereits wie eine erfüllte Prophezeiung: „Wir müssen ein wenig Glauben haben . . . Die späteren Konzilien kehren frühere nicht um, aber erläutern und vervollständigen, was früher ergangen war . . . So wird es auch jetzt sein: Künftige Päpste werden ihre Vollmacht erläutern und in gewissem Sinne begrenzen . . . Pius IX. ist nicht der letzte der Päpste. Laßt uns geduldig sein und Glauben haben! Ein neuer Papst und ein neu versammeltes Konzil können das Boot wieder in die rechte Lage bringen." Es ist ferner zu erwarten und zu wünschen, daß auf Grund der Ordnung der Liebe bei der Verteilung der Hirtengewalt vom Bischof abwärts den Erfordernissen einer zeitgemäßen Seelsorge Rechnung getragen werde. Der Priester soll in der Ausübung seiner Weihegewalt, besonders bei der Spendung des Bußsakramentes, nicht durch lästige und oftmals unnötige Vorbehalte gehemmt sein.

Endlich kann die Kirche bei der Verteilung von Macht und Verantwortung heute den Laien nicht mehr übersehen und übergehen. Allzu lang war in der abendländischen Kirche — im Gegensatz zur Ostkirche — die Würdigung der Laien als „königliches Priestertum" (1 Petr 2, 9) vergessen worden, der Laie blieb ausgeschlossen von der Übernahme kirchlicher Verantwortung. Seine kirchliche Gesinnung hatte der Laie durch Gehorsam gegenüber der lehrenden Kirche zu bekunden, als wäre der Gehorsam Kennmal nur der hörenden Kirche, nicht der Kirche insgesamt. Heute freilich ist sich die lehrende Kirche der Ausfallserscheinungen bewußt, die ihr aus der Aussperrung der Laien, die ein Abseitsstehen in Apathie ihrerseits bewirkte, erwuchsen. Was die Kirche aus Furcht vor der Übergabe von Verantwortung an die Laien an Einbuße in der Erfüllung ihres Verkündigungsauftrages erlitt, muß sie in Liebe, die nach des Apostels Wort keine Furcht kennt, wettmachen. Der christliche Laie, mit kirchlicher Verantwortung betraut, wird sich um so mehr als Kirche fühlen und die Christusbotschaft in die speziell ihm anvertraute Welt tragen.

Entäußerung von der Macht

Bei Gott gelten andere Maßstäbe und in seinem Reiche andere Gesetze als unter den Menschen. Der von Gottes Gnade unberührte Mensch kann sie ob ihres paradoxen Charakters nicht verstehen, der von Gott angerufene Mensch kann nur in gläubigem Vollzug der Wahrheit dieser Gesetze innewerden. Das Wort Christi: „Und einmal von der Erde erhöht, werde ich alles an mich ziehen" (Jo 12, 32) erfüllte sich vom Augenblick seines Todes an: Seine Liebe triumphiert über seine Feinde, und er beginnt zu herrschen in den Herzen der Menschen. Der Hauptmann und seine Leute bekennen ihn offen als den Sohn Gottes (Mt 27, 54), die anderen gehen in sich (Lk 23, 48). Um diesen Sieg zu erringen, mußte Christus seine Gottgleichheit ablegen, Knechtsgestalt annehmen und gehorsam sich der Schmach des Kreuzes unterwerfen (Phil 2, 7 f). Machtlos im Äußeren geworden, beginnt Christi Herrschertum.

Dieses Grundgesetz im Gottesreich findet im Leben der Kirche zu allen Zeiten seine Bestätigung. Auch sie kann mit Paulus sagen: „Wann ich schwach bin, dann bin ich stark" (2 Kor 12, 10). Je ärmer und entmachteter die Kirche zuweilen war und ist, desto klarer erkannte sie den bei ihr weilenden Herrn, desto inbrünstiger umfing sie ihn voll lebendigen Glaubens, desto lebendiger wurde sie sich ihrer Aufgaben und Kräfte bewußt. Eine Kraft ging dann von ihr aus, die an den in ihr fortlebenden Herrn erinnern läßt. Wie wäre es sonst zu erklären, daß zum Beispiel in einem Nachbarstaat mit kommunistischer Gesellschaftsordnung die Ordensberufe so zahlreich sind, daß die Hälfte der Bewerber wegen Platzmangels abgewiesen werden muß. Die machtlose Kirche lebt aus der Fülle des Geistes ihres Herrn und erfährt so immer erneut, daß sie als das von Gott aufgerichtete Heilszeichen in sich selbst Macht ist, wenn sie ihrem Auftrag lebt, Gottes Liebe darzuleben und darzulieben in dieser Welt. In der Entäußerung von aller Macht bricht die Erkenntnis auf, daß auch die Liebe Macht ist, die größte sogar, denn „die Liebe höret nimmer auf" (1 Kor 13, 8). Zeiten äußeren Glanzes und Triumphes der Kirche, in denen sie Einfluß und gesicherte Position besaß und manchmal sogar im politischen Spiele mitmischte, waren und sind nicht immer auch Zeiten des reichen Fischfangs und starken inneren Lebens. Newmans Worte in einem Brief vom 28. 12. 1872 können nachdenklich stimmen im Gedanken an die Kirche im Europa der Wohlfahrtsstaaten: „Doch so abstoßend offener Unglaube ist — ist er schließlich schlimmer als das heuchlerische Bekenntnis, der geheime Unglaube und die geheime Sünde, deren Übermacht sich in Zeiten der Wohlfahrt in der Kirche weit und breit bemerkbar macht?" Kann man nicht die Frage stellen, ob nicht ein ursächlicher Zusammenhang besteht zwischen der Ohnmacht der Botschaft (sie kommt nicht beim Menschen an!) und der jeweiligen Macht der Kirche?

Es wäre ein Wunder, wenn die Kirche, aus versuchbaren Menschen bestehend, im Laufe ihrer Wanderung durch die Jahrhunderte niemals der Versuchung erlegen wäre, zur Erfüllung ihres Auftrages sich auch des Machteinsatzes zu bedienen. Entscheidend ist dabei die Frage: wie sie es tat. Ob sie ihre Macht in der Liebe integrierte, in Milde ihren Weg ging oder ihn mit Gewalt erzwang; ob sie die Macht um ihrer selbst willen einsetzte oder im Innersten jederzeit bereit war, alle Macht Gott zu Füßen zu legen, um desto freier ihn mit aller Liebe umfangen und seinem Auftrag unbehinderter leben zu können. Papst Johannes XXIII. hat in seinem kurzen Pontifikat der Kirche wieder die Herzen vieler Menschen gewonnen und durch sein persönliches Wesen und Leben schon das erreicht, was nach seinen Direktiven das Zweite Vatikanische Konzil vollbringen soll: die Kirche wieder anziehend und liebenswert zu machen vor aller Welt, damit sie überzeugend in Lehre und Leben die Liebe verkünden könne.

Die Kriminalität des Wohlstandes

Von Roland Graßberger

Im Jahre 1835 stellte der belgische Astronom und Soziologe Lambert Quételet den Satz vom „budget criminel" auf[1]). Eine mehrjährige statistische Beobachtung hatte ihn darauf geführt, daß alljährlich in jedem Staat ungefähr gleich viele Morde, Diebstähle und sonstige Verbrechen begangen werden. Daraus schloß er, daß das Verbrechen unabdingbarer Tribut ist, den der Mensch zahlen muß, um in Gemeinschaft leben zu dürfen. Gegen diese trostlose Lehre von der Unabänderlichkeit der unser Dasein überschattenden Kriminalität wandte sich alsbald die als selbständige Wissenschaft auf den Plan tretende Statistik. Georg v. Mayr kam nach einer sorgfältigen Studie über die in Bayern diesseits des Rheins während der Jahre 1835—1861 begangenen Verbrechen zum Ergebnis, daß die Verbrechenshäufigkeit Schwankungen unterworfen ist, was erweise, daß es kein unabänderliches budget criminel gäbe[2]). Darüber hinaus fand er, daß zwischen der Häufigkeit des Diebstahls und den Getreidepreisen des Beobachtungsgebietes, die den Nahrungsaufwand des damaligen Proletariats bestimmten, ein nahezu funktionaler Zusammenhang bestand. Seine Studie gipfelte in dem Satz, daß „so ziemlich jeder Sechser, um den das Getreide im Preis gestiegen ist, auf je 100.000 Einwohner im Gebiet diesseits des Rheins einen Diebstahl mehr hervorgerufen hat, während anderseits das Fallen des Getreidepreises um einen Sechser je einen Diebstahl bei der gleichen Zahl von Einwohnern verhütet hat"[3]).

Diese Feststellungen bildeten den Ausgangspunkt einer soziologischen Erklärung der Kriminalität, nach der die Ursache des Verbrechens weniger in der Veranlagung des Menschen als in dessen Lebensbedingungen liegt. Die unter Führung des zuletzt in Berlin wirkenden Wieners Franz von Liszt um die Jahrhundertwende zur Blüte gelangte soziologische Strafrechtsschule vermeinte daher, durch Verbesserung der Einkommensverhältnisse des Menschen die Diebstahlskriminalität auf ein Minimum reduzieren zu können. In einem im Jahr 1898 in Dresden gehaltenen Vortrag erklärte von Liszt, daß eine auf Hebung der gesamten Lage der arbeitenden Klassen abzielende Sozialpolitik die beste und wirksamste Kriminalpolitik sei[4]). Damit gab er einem halben Jahrhundert der Strafrechtsentwicklung Programm und zugkräftiges Schlagwort zugleich.

Einen Schritt weiter ging der extreme Marxismus. Für ihn ist die Kriminalität nur das Ergebnis der Klassengegensätze innerhalb des vom bürgerlichen Machtapparat gesteuerten Staates. Nach der kurzen Durchgangsperiode des proletarischen Staates muß nach ihm in der vom Unter-

---

[1]) Quételet: „Sur l'homme et le développement de ses facultés ou essai de physique sociale". Paris 1835.

[2]) Georg v. Mayr: Statistik der gerichtlichen Polizei im Königreich Bayern und einigen anderen Ländern. Heft 16 der Beiträge zur Statistik des Königreichs Bayern.

[3]) A. a. O. Seite 42.

[4]) Franz von Liszt: Das Verbrechen als sozialpathologische Erscheinung. „Strafrechtliche Aufsätze und Vorträge". 2. Bd. Berlin 1905, S. 45.

drückungsapparat des bürgerlichen Staates befreiten und daher klassenlosen Gesellschaft der Zukunft das Verbrechen von selbst absterben[5]).

Beide Erwartungen haben sich nicht erfüllt. Weder sind in der Sowjetunion 45 Jahre nach der Oktoberrevolution Strafrecht und Zuchthaus verschwunden noch hat die um die Jahrhundertwende kaum zu erträumende sozialpolitische Wirklichkeit des Wohlfahrtsstaates von heute die Kriminalitätszahlen gesenkt. Das Gegenteil ist vielmehr eingetreten. Auf je 100.000 Strafmündige, die im Gebiet des heutigen Österreich lebten, entfielen in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts jährlich 133 wegen verbrecherischer Vermögensdelikte Verurteilte gegenüber 196 heute. Noch ungünstiger ist das Bild auf dem Gebiet der verbrecherischen Sittlichkeitsdelikte, bei denen in diesem Zeitraum eine Steigerung auf fast das Fünffache eingetreten ist. Der für eine junge Wissenschaft, wie es die Kriminologie um die Jahrhundertwende war, verzeihliche Optimismus erwies sich somit als unbegründet.

Eine Ernüchterung brachte schon die Zeit nach dem ersten Weltkrieg. In seiner Studie über Wirtschaftskrisen und Kriminalität wies Höpler nach, daß die Eigentumskriminalität Österreichs in der Zeit der annähernden Vollbeschäftigung unmittelbar nach dem Ende des ersten Weltkriegs doppelt so hoch war wie in der Zeit der Massenarbeitslosigkeit der beginnenden wirtschaftlichen Weltkrise[6]). Wenige Jahre zuvor kam Forcher nach dem Studium zahlreicher Einzelfälle zum Ergebnis, daß von je 100 im Jahre 1921 in Wien wegen Diebstahls verurteilten Männern nur 7 das Delikt in einer wirtschaftlichen Beengtheit begangen hatten, während 93 ohne jede Not stehlen gegangen waren. Bloß bei den Frauen zeigte sich eine stärkere Abhängigkeit von der wirtschaftlichen Lage, aber auch hier war die Not nur an einem Viertel ihrer Diebstähle maßgeblich beteiligt[7]).

Höchst betrüblich ist für uns die Feststellung, daß selbst die seit Jahren anhaltende wirtschaftliche Hochkonjunktur von einer steten Zunahme der Eigentumsdelikte begleitet ist. Die Gesamtzahl der zur Anzeige gebrachten Diebstähle stieg in Österreich von 1955 auf 1961 um 20 %. Darunter hat sich der Einbruchsdiebstahl sogar mehr als verdoppelt. Auch die schwere Kriminalität des Raubes hat in dieser Periode eine Zunahme um 8 % gefunden. Ein Blick auf die Verhältnisse in der deutschen Bundesrepublik, dem klassischen Land des Wirtschaftswunders, zeigt, daß diese erschreckende Entwicklung nicht eine Besonderheit Österreichs ist. In der Bundesrepublik stieg die Diebstahlskriminalität von 1955 auf 1961 um 15 %, der Raub und die räuberische Erpressung nahmen sogar um 17 % zu.

Alles in allem zeigt sich somit, daß die wirtschaftliche Notlage keineswegs allein die Kriminalität bestimmt, sondern daß es noch andere höchst bedeutsame, ihr vielleicht sogar ebenbürtige Faktoren kriminogener Natur

---

[5]) Reinhart Maurach: Grundlagen des räterussischen Strafrechts. Berlin 1933, S. 151.

[6]) Erwin Höpler: Wirtschaftskrisen und Kriminalität. Archiv für Kriminologie. Bd. 87, S. 15 ff.

[7]) Hugo Forcher: Die strenge Methodik der Gesellschaftswissenschaften in Anwendung auf das Gebiet der kriminalistischen Massenbeobachtung. Österr. Richterzeitung, XXII Jg., S. 4 ff.

gibt. Dazu kommt, daß die Zunahme der Kriminalität am bedeutendsten in der Gruppe der Jugendlichen und Heranwachsenden ist, also unter jenen, die durch das gesteigerte Familieneinkommen und die Lehrlingsentschädigung in erster Linie von den Segnungen des Wohlstandes profitieren. Unter ihnen sind nicht wenige, die wirtschaftlich geordneten Kreisen, ja sogar ausgesprochen wohlhabenden Familien entstammen. Der in manchen Kreisen aus dem Absinken der Kriminalitätszahlen der verurteilten Jugendlichen für die letzten beiden Jahre voreilig gezogene Schluß auf einen Rückgang der Jugendkriminalität beruht auf einem Irrtum, da er unberücksichtigt läßt, daß mit dem Steigen der Kriminalität die Erfolgszahlen der Sicherheitsbehörde erheblich gesunken sind[8]).

Für die Kriminologie ergibt sich aus dieser Entwicklung eine völlig neue Situation. Scheint es doch, daß nicht nur die Notlage das Verbrechen fördert, sondern auch der Wohlstand. Die Antwort auf die hiedurch aufgeworfene Frage bringt sowohl die Analyse des Einzelfalles als auch die statistische Beobachtung großer Massen. Beide Untersuchungsmethoden führen auf zwei grundsätzlich verschiedene Quellen der kriminellen Auftriebskräfte der wirtschaftlichen Blüte und damit zur Unterscheidung von indirekter und direkter Wohlstandskriminalität. Der Wohlstand ist an sich nicht ein Geschenk, das uns ein gütiges Schicksal ohne eigenes Zutun in den Schoß legt, sondern die Folge einer verstärkten Arbeitsleistung und besserer Ausnützung der Produktivkräfte des Menschen. Ein Teil der Wurzeln der erhöhten Kriminalität der Gegenwart liegt in den Bedingungen des Wohlstandes, also in den sozialen Erscheinungen, die zur erhöhten Produktion geführt haben. In diesem Zusammenhang sprechen wir von einer indirekten Wohlstandskriminalität. Eine direkte Wohlstandskriminalität ist hingegen dort gegeben, wo der Wohlstand seinerseits soziale Störungen kriminogener Natur auslöst, wo es sich also um eine Kriminalität handelt, die Auswirkung der Wohlstandssituation ist.

Sieht man in der durch die Vollbeschäftigung erzielten Vermehrung der menschlichen Produktivkräfte und dem durch Rationalisierung, Mechanisierung und Automation des Arbeitsprozesses erhöhten Nutzeffekt ihrer Leistung die wesentlichen Voraussetzungen der Wirtschaftsblüte, dann müssen die Faktoren der indirekten Wohlstandskriminalität in Vollbeschäftigung und Produktivität liegen.

Der durch eine auf vollen Touren laufende Wirtschaft gesteigerte Bedarf an menschlicher Arbeitskraft hat dazu geführt, daß heute ungleich mehr verheiratete Frauen im Erwerbsleben stehen als ehedem. Die mitverdienende Gattin fördert nicht nur die sozial erwünschte Familiengründung, sondern erweitert auch die Basis der materiellen Versorgung ihrer Angehörigen. Für deren Gesundheit ist ihr Beitrag zu Nahrung, Wohnung, Kleidung und Erholung oft entscheidend. Die Schattenseiten dieser Entwicklung zeigen sich dort, wo zu befürchten ist, daß über dem Berufsleben der erwerbstätigen Frau ihr interfamiliäres Walten zu kurz

---

[8]) So ging nach der polizeilichen Kriminalstatistik Österreichs die Aufklärungszahl beim Diebstahl von 51,3 % im Jahre 1955 auf 47,7 % im Jahre 1959 und auf 36,7 % im Jahre 1961 zurück.

kommt. Solche Schwierigkeiten ergeben sich vor allem dann, wenn sich Nachwuchs einstellt, und sie gewinnen mit der Zahl der heranwachsenden Kinder an Bedeutung. Die damit gegebene Gefahr für die soziale Entwicklung des Heranwachsenden darf nicht unterschätzt werden.

Die Familie ist die erste Gemeinschaft, der sich der Mensch gegenübergestellt sieht. Das „lach ein bißchen", das die Mutter dem Säugling zuruft, ist nicht müßiges Getändel, sondern Anbahnung zwischenmenschlicher Beziehungen. Es ist der erste Versuch zur Entwicklung der für das soziale Verhalten entscheidenden Fähigkeit des emotionellen Miterlebens. In der behüteten Enge der Familie erweitern sich nur sehr allmählich die Pflichten des Kindes, angefangen vom Erfordernis der körperlichen Reinheit bis zur Einordnung seines ursprünglich nur auf das „Ich" abgestellten Lebenskreises in die vielfältigen Interessen der durch das Zusammenleben gebildeten Gemeinschaft. Je intensiver diese Entwicklung durch die mütterliche Liebe gesteuert wird, desto rascher führt sie zur sozialen Integration. Dieses für die Persönlichkeitsentfaltung entscheidende Eindringen in das Geistes- und Gefühlsleben des Säuglings und Kleinkindes ist keine Angelegenheit der Routine, sondern erfordert persönliche Hingabe und Zeit.

Das Doppelverdienertum beider Elternteile kann das Familiengefüge nicht nur dadurch gefährden, daß die außer Haus beschäftigte Frau ihrem Kinde weniger Zeit zu widmen vermag, sondern auch dadurch, daß die von der Berufsarbeit erschöpfte Mutter bei Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten unter dem Einfluß einer nervösen Reizbarkeit steht. Diese führt nicht nur an sich zu einer empfindlichen Belastung des Familienlebens, sondern auch zu einer nachhaltenden Schädigung der emotionellen Entwicklung des heranwachsenden Kindes, wenn dieses zwischen grober Abweisung und überschwenglicher Liebe den festen Pol für die gefühlsmäßige Bindung an die Umgebung verliert. Kein Wunder, wenn das in solch ungünstiger Atmosphäre heranwachsende Kind im späteren Leben gegenüber der Sozialordnung versagt und zur Jugendkriminalität einen traurigen Beitrag liefert. Da die durch den Doppelverdienst der Ehepartner gesteigerte Nachfrage in gewissem Umfang Voraussetzung der Konjunktur ist, kann es keine allseits befriedigende Lösung des angedeuteten Problems geben. Ein sozial erträglicher Ausgleich zwischen wirtschaftlicher Beitragsleistung der Mutter und Familienpflege ist am ehesten in der Form einer geeigneten Halbtagsbeschäftigung der verheirateten Frau zu finden. Die Möglichkeit hiezu wird in größerem Umfang erst dann geboten sein, wenn eine entsprechende Minderung der Sozialversicherungsbeiträge der mitverdienenden Ehefrau ihre Einstellung für den Unternehmer wirtschaftlich anziehend gestaltet.

War der Wohlstand auch nur teilweise durch Schaffung zusätzlicher Arbeitskräfte bedingt, dann führt die so vermehrte Kaufkraft der Bevölkerung ihrerseits zu einer steigenden Nachfrage nach Gütern und damit zu einem erhöhten Bedarf an Produktivkräften. Über kurz oder lang werden in einer anhaltend blühenden Wirtschaft die vorhandenen Reserven menschlicher Arbeitskraft erschöpft. Wird die menschliche Arbeitskraft zur Mangelware, dann unterliegt sie den Gesetzen von Angebot und Nachfrage. Dies erleichtert nicht nur ganz allgemein die Arbeitssuche, sondern

ermutigt im besonderen auch den mit seinen Arbeitsbedingungen Unzufriedenen zum Wechsel des Arbeitsplatzes. In der heute fast unbeschränkten Möglichkeit, gutbezahlte Beschäftigung zu finden, liegt eine nicht unbedeutende Gefahr für die Entwicklung der Persönlichkeit des jugendlichen Arbeitnehmers. Kein Mensch ist dauernd auf Rosen gebettet. Immer wieder trifft er auf Verhältnisse, die erst gemeistert werden müssen. Zur sozialen Ertüchtigung gehört die Fähigkeit, sich an das Zusammenleben auch mit solchen Personen zu gewöhnen, die erhöhte Ansprüche an den Anpassungswillen und das Anpassungsvermögen ihrer Umwelt stellen. Wechselt der Jugendliche im Bewußtsein, sogleich anderswo eine ausreichend bezahlte Stellung zu finden, den Arbeitsplatz schon bei der kleinsten Schwierigkeit, dann entwickelt sich bei ihm eine soziale Wehleidigkeit. Genauso wie der Körper durch die Krankheit in der Immunisierung allmählich erstarkt, erlernt der Tüchtige die soziale Anpassung erst in der Überwindung aufgetretener Schwierigkeiten. Wer es versäumt, die hiezu unerläßliche Selbstbehauptung und Selbstbeschränkung zu erlernen, strauchelt später nur zu leicht, wenn ihm die im Leben unausweichlichen Schicksalsschläge härter zusetzen.

Eine dritte Quelle der durch den Wohlstand indirekt bedingten Kriminalität des Jugendlichen und Heranwachsenden ergibt sich aus der im Zeitalter der Technik fortschreitenden Differenzierung der menschlichen Arbeitsleistung. Automation und Maschinenarbeit fordern die Heranbildung eines fachlich besonders geschulten Personals. Damit steigt die Kluft im Bildungsaufwand des unqualifizierten Arbeiters und des Spezialisten. Der Facharbeiter und der nach akademischer Ausbildung zu besonders qualifizierter Beitragsleistung Befähigte benötigen eine viel längere Lehrzeit als der Ungeschulte. Dies führt dazu, daß der nichtqualifizierte Arbeiter schon in bedeutend jüngeren Jahren über ein eigenes Einkommen verfügt als der eine höhere Bildung erstrebende Altersgenosse, der vielfach auf die Unterstützung seiner Familie oder den kärglichen Nebenverdienst des Werkstudenten angewiesen ist. Kommen unter diesen Umständen Altersgenossen zusammen, die ursprünglich gemeinsam die Schulbank drückten, dann entsteht gelegentlich für den Jugendlichen, der sich noch in der verlängerten Ausbildung der Mittel- und Fachschule befindet, das Bedürfnis, es dem sein Geld viel leichter ausgebenden Erwerbstätigen nachzutun. Nicht wenige jugendliche Verfehlungen gerade solcher, die sozial geordneten Kreisen entstammen, nehmen hievon ihren Ausgang. Die zum Ausführen des Mädchens, zum sicheren Auftreten im selbstgesteuerten Fahrzeug erforderlichen Geldmittel und Kraftwagen werden unter dem Eindruck der aufgestachelten Eitelkeit in unüberlegter Stunde gestohlen, geraubt oder sonst widerrechtlich beschafft.

Über den bisher angedeuteten, der Vollbeschäftigung entstammenden Faktoren der indirekten Wohlstandskriminalität darf nicht vergessen werden, daß auch der zur erhöhten Produktivität führende Rationalisierungsprozeß der menschlichen Arbeit kriminogene Anpassungsstörungen auszulösen vermag. Je mehr die Maschine und das vom Betriebstechniker gesteuerte Programm den Ablauf der Arbeit bestimmen, desto geringer sind vor allem für den manuellen Arbeiter die Möglichkeiten zur

Entfaltung selbständiger Initiative. Je enger der Spielraum eigenmächtiger und eigenwilliger Einflußnahme auf Ablauf und Produkt seiner Arbeit wird, desto geringer sind die emotionellen Bindungen an die Berufstätigkeit. Die durch Automation und Mechanisierung verursachte Erlebnisleere erzeugt einen erhöhten Reizhunger, der in der für die kriminelle Entgleisung höchst bedeutsamen Freizeit Befriedigung sucht. Aus dieser Situation ergibt sich die Gefahr einer sozialen Fehlentwicklung in erster Linie dort, wo die durch die mannigfache Steuerung des Arbeitsprozesses geförderte geistige Trägheit zum Lebensprinzip wird und dann auch die Freizeit beherrscht. Einer solchen Entwicklung kommt vor allem die weitgehend mechanisierte Vergnügungsindustrie entgegen, die ihrem Kunden das Geld abnimmt, ohne ihm die Möglichkeit zu bieten, sich durch Entfaltung schöpferischer Kräfte im selbstgesteuerten Erlebnis neue Persönlichkeitswerte zu erarbeiten.

Existentialismus und Logotherapie sind Kinder unserer Zeit. Beide fragen nach dem Sinn des Lebens und sind die Antwort des geistig Regen auf die erkannte Gefahr einer ihn erdrückenden Inhaltsleere des Daseins. Wie aber reagiert der intellektuell minder Entwickelte? Er empfindet die Unlust des im bloßen Trott eintönig dahinschleichenden Alltags, ohne deren Ursache nachzugehen. Gehört er zu jenen Unglücklichen, bei denen das irdische Jammertal im Nebel alkoholischer Berauschung in die Tiefen eines befreienden Nirwanas versinkt, dann ist die Gefahr gegeben, daß er die Segnungen des Wirtschaftswunders im Suff ertränkt. Das ist die eine Wurzel des allmählich zur Volksseuche entartenden Alkoholismus. Reduziert man die in Österreich verbrauchten geistigen Getränke auf reinen Alkohol, dann ist die auf die Bevölkerung, also in völlig unrealistischer Weise auf Männer, Frauen, Säuglinge und Greise in gleicher Weise berechnete Menge von 5,5 l im Jahre 1931 auf 7,7 l im Jahre 1960, also gegenüber der Vorkriegszeit um 40 %, gestiegen. Daß der alkoholische Rausch am Zustandekommen des Raufhandels und an der Intensität der in ihm gesetzten Verletzungen entscheidend beteiligt ist, bedarf hier wohl keiner weiteren Erörterung. Über seinen Anteil an der fahrlässigen Tötung und Körperverletzung unterrichtet allwöchentlich die Unfallstatistik. Der moderne Mensch entflieht aber nicht nur im Alkohol der Inhaltsleere seines Daseins, sondern trachtet dieser auch in raschem Szenenwechsel einer auf dem Kraftfahrzeug durcheilten Umwelt zu entkommen. Auch hiebei gewinnt er kaum an innerem Persönlichkeitswert, weil er über der erstrebten Geschwindigkeit nicht mehr die Zeit findet, das ihm Gebotene zum Erlebnis zu verarbeiten. So wird neben dem alkoholischen der Geschwindigkeitsrausch zu einer neuen Quelle des verbrecherischen Eingreifens in das Leben und die Gesundheit des Nächsten.

Ein Ausweg aus dieser Entwicklung ist in erster Linie dort zu erhoffen, wo es gelingt, dem durch die Arbeit geistig nicht mehr Ausgelasteten den Weg zu einer sinnvollen Freizeitgestaltung zu eröffnen. Je mehr Möglichkeiten hiebei geboten werden, seinen Intellekt schöpferisch zu betätigen, desto nachhaltiger ist der Erfolg. Daß auf diesem Gebiet sich eine gesunde Entwicklung, wenn auch nur schüchtern, anbahnt, zeigt der steigende Besuch, dessen sich Museen, Ausstellungen und öffentliche

Bibliotheken erfreuen. In der Kunst entwickelt der Mensch am leichtesten sein Schöpfertalent. Ihr ebenbürtig ist die Erweiterung des geistigen Horizonts durch den Erwerb einer erhöhten Allgemein- oder Spezialbildung.

Um abschließend die Hauptprobleme der direkten Wohlstandskriminalität anzudeuten, sei zunächst darauf hingewiesen, daß sich unter dem Einfluß einer mehrjährigen wirtschaftlichen Blüte die Grundeinstellung des Menschen zu den Lebenszielen sehr wesentlich geändert hat. Während in der Zeit der Wirtschaftskrise die Versorgung Ziel des Berufsstrebens war, fragt das Kind des Wirtschaftswunders weniger nach dem Morgen als nach dem, was im Augenblick zu erreichen ist. So stellt der Zeitgenosse es auch bei den sein Leben entscheidenden Beschlüssen sehr oft darauf ab, wo und wie er mehr zu verdienen vermag. In dieser Einstellung liegen die Ursprünge einer hedonistischen Lebensauffassung. Das Streben nach Augenblickserfolg konnte sich zu einer der Gegenwart ihren Stempel aufdrückenden Philosophie um so leichter entwickeln, als die wirtschaftliche Prosperität dem einzelnen auch die Mittel in die Hand gibt, sich die erstrebten Annehmlichkeiten zu verschaffen. Das ist so lange ungefährlich, als hiebei die Grenzen beachtet werden, die sich aus der Unabdingbarkeit persönlicher Verpflichtungen und dem eigenen Leistungsvermögen ergeben.

Der Glaube, alles erkaufen zu können, zeitigt vor allem im Bereich der Erziehung ernste Gefahren. Erziehen heißt ein gutes Beispiel geben, also vorleben und nicht vorschreiben. Eine Fehlentwicklung des Jugendlichen ist unausbleiblich, wenn die Eltern glauben, die Verpflichtung zum beispielgebenden Verhalten durch Geschenke abgelten zu können. Für das Kind ist es viel wichtiger, daß im Elternhaus Harmonie herrscht, als daß es über ein reichliches Taschengeld verfügt. Trachten in der gestörten Ehe die rivalisierenden Eltern durch übermäßige Nachsicht und unverhältnismäßige Freigebigkeit die schwankende Gunst des Kindes zu erkaufen, dann züchten sie eine Gefühlskälte, die zum Ursprung zahlreicher Entgleisungen wird. Kein Wunder, daß die Prüfung der Herkunft jener Frauen und Mädchen, die sich in Wien der kontrollierten und der geheimen Prostitution hingeben, heute fast ausnahmslos auf gestörte Ehen ihrer Eltern führt.

Für den Persönlichkeitswert des einzelnen Menschen ist es entscheidend, daß er die sexuelle Entspannung in der Liebe findet, auf daß der Eros den Sexus adle. Ist ihm die solcherart skizzierte Integration seiner sexuellen Persönlichkeitssphäre mißlungen, dann unterbleibt die Verarbeitung des Trieberlebnisses in seiner Gefühlswelt und es wird der Sexus zur Quelle der Unlust. Damit aber ist die Gefahr gegeben, daß die emotionell ungebundenen Triebregungen sich in der Perversion und Überreizung entladen und so zum Sexualverbrechen führen.

Auf dem Gebiet der käuflichen Liebe hat der Wohlstand zu Erscheinungen eigener Art geführt. Während in der Zeit der Depression die Frau in erster Linie aus Not sich der Prostitution hingab, führt sie heute fast nur mehr das Streben nach Luxus auf diesen Weg. Mit der Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse hat die Zahl der kontrollierten und der

Geheimprostituierten seit 1931 auf ungefähr die Hälfte abgenommen[9]). Der Verminderung des Umfangs der Prostitution steht ein weitgehender Wandel ihrer Begleiterscheinungen gegenüber. Während in der Vorkriegszeit der Zuhälter seine Asozialität nicht nur in der Ausbeutung der Prostituierten unter Beweis stellte, sondern sich meist auch als Gelegenheitseinbrecher und sonstiger Vermögensverbrecher betätigte, ist nunmehr eine rein kommerzielle Entwicklung im Gang. Die sich nicht mehr aus Not anbietende Prostituierte sucht einen ausgewählten Kundenkreis und bestimmt damit nachhaltend den sehr wesentlich gestiegenen Preis. Der Zuhälter sieht in ihren Beiträgen nicht mehr einen Nebenverdienst, sondern die Grundlage seiner wirtschaftlichen Existenz. Er fühlt sich als Manager, der an Auto, Spiel, Nahrung und Genußmittel sehr hohe Ansprüche stellt, die er nur dann gesichert sieht, wenn sein Einkommen auf breiter Basis ruht. Das so genährte Streben, eine Mehrheit von Prostituierten zu kontrollieren, bahnt die gewerbsmäßige Erpressung, das Racket im amerikanischen Sinn, an. Diese Gefahr rechtzeitig erkannt zu haben, ist ein besonderes Verdienst von Polizei und Justiz. Während im Jahre 1926 in Wien nur 20 Zuhälter zur Anzeige gebracht wurden, waren es im Jahre 1961 119, gegen die von den Gerichten vielfach auf langjährige Kerkerstrafen und die gefürchtete Zulässigkeit der Anhaltung in einem Arbeitshaus erkannt wurde.

Im Haushalt des einzelnen äußert sich die anhaltende Hochkonjunktur darin, daß er nach Bestreitung der Lebensnotwendigkeiten sich einen wachsenden Betrag zur Befriedigung von Luxusbedürfnissen erübrigt. In der stark auf Äußerlichkeiten und Prestige abgestellten Gegenwart mit ihrer sogar durch die Steuergesetzgebung genährten Repräsentationssucht erzeugt das mit über- und unterschwelliger Werbung gemachte Angebot Begehrungsneurosen, die ihrerseits zur Quelle eines kriminellen Versagens werden können. Dort, wo viel Geld zur Verfügung steht, führt das als Angst vor seiner Entwertung fortwirkende Versorgungsbedürfnis von ehedem zu einer Flucht in hochwertige Sachgüter. Das löst auf dem Gebiet des Kunsthandels höchst bedenkliche Zeiterscheinungen aus. Wenn bei Gewährung eines Millionenkredites ein „schon seit Generationen im Familienbesitz befindlicher Picasso" als Pfand akzeptiert wird, so kann man darüber vielleicht noch lachen. Bedenklicher ist die Nachricht, daß im Rheinland eine Bande ausländischer Kunstfälscher erfolgreich Machwerke um einen Betrag von 8 Millionen DM an den Mann bringen konnte, der der heimischen Wirtschaft verlorenging[10]). Die Sucht, sich mit Kunstwerken einzudecken, hat auch zu einem sprunghaften Anstieg des Diebstahls von Kunstgegenständen, insbesondere Heiligenfiguren und Paramenten aus kirchlichem Besitz, geführt. Während in den Jahren 1957—1959 der in Österreich so entstandene Schaden bei jährlich etwa 40 Dieb-

[9]) Von der Abteilung Mädchenhandel und Geschlechtskrankheiten der Polizeidirektion Wien waren im Jahre 1931 810 Prostituierte unter Kontrolle gestellt. 1675 Frauen wurden wegen nachgewiesener Geheimprostitution zur Anzeige gebracht. Im Jahre 1961 standen 520 Prostituierte unter Kontrolle, während gegen 699 Frauen die Anzeige wegen Geheimprostitution erging.

[10]) Thomas Würtenberger: Criminological and Criminal-law Problems of the Forging of Paintings. „Aspects of Art Forgery". Den Haag 1962, S. 20 ff.

stählen dieser Art rund 10.000.— S im Monat betrug, erreichte er im Jahre 1961 in 70 Diebstählen die Höhe von 400.000.— S und dürfte sich heuer der Millionengrenze nähern. Dabei erschüttert nicht nur die Tatsache, daß in diesen Fällen dem Dieb im wahrsten Sinne des Wortes nichts mehr heilig ist, sondern auch die Leichtfertigkeit, mit der viele seiner Abnehmer sich über die bedenkliche Herkunft der ihnen angebotenen Skulpturen hinwegsetzen, die ihrem Heim den Anstrich geben sollen, der ihrer Lebensführung mangelt.

Zu den unmittelbaren Folgen des anhaltenden Wohlstandes gehören auch die Kehrseiten des durch die neue Gesetzgebung endlich eingedämmten Ratenhandels. Führt das vom Geltungsbedürfnis genährte Begehren des „Auchhabens" unter der Verlockung günstiger Teilzahlungsbedingungen zur Anschaffung von Kraftfahrzeug, Fernsehapparat und anderen Attributen des Arriviert-Seins, dann steuert es das soziale Versagen mitunter direkt an. Die so eingegangenen Verpflichtungen werden nicht nur leicht zur Quelle strafbarer Zahlungsunfähigkeit, sondern sind ihrerseits mitunter die Ursache eines kriminellen Erwerbs der zur Abzahlung erforderlichen Gelder. Dieser reicht vom Griff in die fremde Kasse und der als Veruntreuung zu wertenden Belehnung des unter Eigentumsvorbehalt erworbenen Gegenstandes bis zu Raub und Mord. Aber selbst dort, wo der Zusammenhang mit der eingegangenen Teilzahlungsverpflichtung nicht so unmittelbar ist, darf der in der zunehmenden Verschuldung des Ratenkäufers liegende kriminogene Faktor des Teilzahlungsgeschäftes nicht unterschätzt werden.

Wenn heute in gewissen Kreisen der USA die vom Laien getriebene Psychoanalyse zum Gesellschaftsspiel entartet, so dürfen wir darin keine bloße Modetorheit der Neuen Welt sehen. In dieser Verschrobenheit liegt vielmehr die Äußerung einer dort stark verbreiteten neurotischen Grundhaltung, an deren Zustandekommen das Teilzahlungsgeschäft einen wesentlichen Anteil hat. Der in ihm getätigte Vorgriff auf die Zukunft belastet den Verpflichteten dauernd mit der Angst, bei Nachlassen seiner Erwerbskraft den Lebensstandard aufgeben zu müssen, den er sich voreilig angemaßt hat. An der so bedingten Reizbarkeit zerbricht so manche Ehe. Die psychische Belastung, die sich aus dem Bewußtsein ergibt, an der Grenze der finanziellen Leistungsfähigkeit angelangt zu sein, ist darüber hinaus der Ursprung vieler neuro-vegetativer Störungen, die nur zu häufig nicht an ihrer Wurzel, sondern im Sympton behandelt werden. Daraus ergibt sich die Gefahr einer Medikamentensucht, die den Menschen glauben läßt, sich alles, auch ein gutes Gewissen, erkaufen zu können, an der er aber auf die Dauer seelisch und körperlich zerbricht. In der Neurose als Zeitkrankheit liegt die zweite höchst bedeutsame Quelle der Trunksucht. Sie erfaßt nicht die durch Passivität ausgezeichneten Personen, sondern solche, die sich in ihrer Agilität bereits beachtliche wirtschaftliche Positionen erobert hatten. Damit erklärt sich der erschreckend hohe Anteil von qualifizierten Arbeitern und Angestellten, die heute einer Entwöhnungskur bedürfen.

Hat sich gezeigt, daß die Verbesserung der materiellen Lebensbedingungen allein nicht imstande ist, die Kriminalität zu mindern, dann

ergibt sich am Ende unserer Betrachtung die Frage, was denn sonst ihr steuert. Die Antwort liegt in der Natur des Wohlverhaltens. Dieses ist die Anpassung des eigenen Wollens an die Bedürfnisse der Umwelt. Jeder technische Fortschritt, der dem Menschen einen Zuwachs an Macht und Wirkungsmöglichkeit bringt, vervielfältigt die Berührungspunkte mit seiner Umwelt. Die Menschheit als Ganzes kann nur dann gedeihen, wenn jeder Machtzuwachs von einer adäquaten Vertiefung der Einsicht in die hieraus entstehenden Sozialverpflichtungen begleitet ist.

Es ist gut, daran zu erinnern, daß auch dann, wenn Sputniks und Kosmonauten durch die endlichen Größen des interplanetaren Raumes eilen, das zeitlos unendliche All weiterhin vom Geheimnis umwittert bleibt. Dort vermag sich der Mensch nur zurechtzufinden, wenn er in einer klar erarbeiteten Weltanschauung den Platz aufgefunden hat, der ihm im Kosmos zukommt. Der einzelne erreicht erst dann die volle Abrundung seiner Persönlichkeit, wenn sein Wissen um die irdischen Verpflichtungen eingebettet ist in das sein Verhältnis zu Gott beherrschende Reich des Glaubens. Damit aber sind wir beim Kernpunkt des Problems angelangt. Für das Wohlverhalten des einzelnen genauso wichtig wie die Sorge um seine materiellen Lebensbedürfnisse ist seine spirituelle Betreuung. Wert und Unwert des Menschen ergeben sich letzten Endes nicht durch das, was er hat, sondern aus dem, was er unter Ausschöpfung der ihm gegebenen Entwicklungsmöglichkeiten geworden ist.

Anmerkung. Die Redaktion ist Sr. Magnifizenz Univ. Prof. Dr. Roland Graßberger, Rektor der Universität Wien, für die freundliche Erlaubnis, die Inaugurationsrede vom 14. November 1962 nochmals abzudrucken, zum Dank verpflichtet. Auszugsweise erschien die Rede in der „Illustrierten Rundschau der Gendarmerie" (Wien), in der Monatsschrift „Kriminalistik" (Hamburg-Köln) sowie in der Zweimonatsschrift „Universitas".

Pastoralfragen

Der Ausweg des kleineren Übels. Der natürliche Selbsterhaltungstrieb veranlaßt den Menschen, physischen Übeln nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen. Auch auf moralischem Gebiet lautet die Forderung: Meide das Böse! Doch besteht zwischen den physischen und den sittlichen Übeln der wesentliche Unterschied, daß jene für gewöhnlich den Menschen unabhängig von seinem eigenen Willen befallen, während diese ohne freie Entscheidung nicht möglich sind, denn Sittlichkeit und Freiheit gehören untrennbar zusammen[1]). Infolge der irdischen Unzulänglichkeit, in der sich unser Dasein vollzieht, mangelt es uns nicht an Übeln der verschiedensten Ausprägungen und Abstufungen. Nicht immer gelingt es uns, sie ganz zu beseitigen. Ist es da nicht selbstverständlich, wenigstens um ihre Verringerung bemüht zu sein? Schon Aristoteles sagt in seiner Nikomachischen Ethik (II, 9), es sei ein volkstümlicher Spruch, man müsse das kleinere Übel wählen — offenbar dann, wenn man dem größeren gegenüber machtlos ist. Dieser volkstümliche Spruch hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Immer wieder liest und hört man die Worte von dem kleineren Übel. Nicht selten werden diese Worte als Entschuldigung vorgebracht, wenn es sich um irgendwelche an und für sich nicht ganz einwandfreie Praktiken handelt, die aber als durchaus vertretbar hingestellt werden, insofern sie der minoratio mali dienen. Damit ist schon angedeutet, daß hier u. U. mit einem ethischen Problem zu rechnen ist. In der christlichen Moraltheologie ist dies schon seit langem gesehen worden, angefangen von Augustinus bis zu den großen Kasuisten des 16./17. Jahrhunderts[2]). Was diese Theologen in scharfsinnigen, an den Lehren der Hl. Schrift und an den Normen vernunftgemäßer Ethik orientierten Erörterungen zur Erklärung des Grundsatzes von der Wahl des kleineren Übels ans Licht gebracht haben, ist aller Beachtung wert. Es verhilft dazu, die fragliche Maxime am rechten Ort und in legitimer Weise anzuwenden. Eine unkritische und undifferenzierte Berufung auf dieses Diktum bringt leicht die Gefahr sittlicher Fehlentscheidungen mit sich. Zur Klärung des Sachverhaltes ist jeweils ins Auge zu fassen, ob es sich bei der minoratio mali um ein physisches oder um ein sittliches Übel handelt. Im letzten Fall ist es von ausschlaggebender Bedeutung, ob man selbst bei der Verwirklichung des kleineren Übels das handelnde Subjekt ist oder ob man anderen ein solches Verhalten anrät oder schließlich, ob man das kleinere Übel bei anderen duldet, um größeren Schaden zu verhüten. So ergeben sich bei der Anwendung unseres Satzes verschiedene Möglichkeiten, die im folgenden kurz zur Sprache kommen sollen.

1. Die Wahl des kleineren physischen Übels. — Im physischen Bereich besitzt die Maxime ex duobus malis minus est eligendum uneingeschränkte Geltung, solange die minoratio mali nicht auf sittlich unerlaubte Weise geschieht. In dem Falle würde

---

[1]) Die sittliche Freiheit wird jedoch nicht schon durch jeden Zwang der äußeren Verhältnisse aufgehoben, vgl. Mausbach-Ermecke, Katholische Moraltheologie, Bd. I, Münster 1959[9], 230: „Das Wollen kann überhaupt nicht ‚erzwungen' werden; denn Wollen heißt, von innen heraus als Person sich entscheiden. Daher bleibt der Wille auch bei äußerer Fesselung und Vergewaltigung innerlich frei. Diese Freiheit wird aber indirekt dennoch vermindert, da äußerer Druck und Schmerz als ein Übel erkannt und empfunden werden und somit die Wahlfreiheit des Willens einseitig stark belasten. Gibt der Wille daraufhin, wenn auch mit Widerstreben, dem Zwange nach, so handelt er immerhin sittlich frei. Man nennt dies ein voluntarium secundum quid, da dem aktuellen Wollen ein habituelles Nichtwollen gegenübersteht."

[2]) Vgl. R. Bruch, Die Bevorzugung des kleineren Übels in moraltheologischer Beurteilung. Ein problemgeschichtlicher Durchblick. Theologie und Glaube 48 (1958) 241 ff.

das geringere Übel in die Kategorie des malum morale hineingehören. Im übrigen aber entspricht es einem vernunftgemäßen Verhalten, falls man ein physisches Übel bei sich oder anderen nicht ganz beseitigen kann, es wenigstens graduell zu verringern oder durch ein anderes, geringeres zu ersetzen, wenn dazu die Möglichkeit besteht. Der einzelne freilich kann für sich aus vernünftigen, mit der gebotenen Selbstliebe vereinbaren Gründen auch auf die Wahl des kleineren Übels verzichten und freiwillig das größere Ungemach erdulden[3]), erst recht, wenn dieses, weil noch bevorstehend, mit einem Unsicherheitsfaktor behaftet ist, während jenes in seinem ganzen Ausmaß sofort sicher eintreten würde[4]). Wie man sieht, handelt es sich hier um selbstverständliche Verhaltensweisen, die mit keiner sittlichen Problematik belastet sind. Anders aber liegt die Sache, wenn das minus malum sittlich nicht einwandfrei ist.

2. Die Wahl des kleineren sittlichen Übels beim eigenen Handeln.

a) Niemand dürfte so töricht sein, sich auf Grund des Prinzips der minoratio mali für entschuldigt zu halten, wenn er anstatt eine größere Sünde zu begehen, sich mit einer geringeren begnügte und insofern also das kleinere sittliche Übel wählte. Hier kann der Grundsatz nur heißen: nullum malum est eligendum! Die größere Sünde wäre natürlich noch schlimmer gewesen, aber die geringere ist nichtsdestoweniger zu meiden[5]).

b) Wie ist es aber im Falle der Pflichtenkollision, durch die man in die Zwangslage versetzt wird, zwei sich gegenseitig ausschließenden, aber gleichzeitig Beachtung verlangenden Pflichten Rechnung zu tragen, so daß man befürchten muß, unausweichlich gegen das Sittengesetz zu verstoßen, wie immer die Entscheidung ausfallen möge? Muß man in einer solchen Gewissensperplexität[6]) nicht wenigstens das geringere Übel wählen? Darauf ist zunächst zu sagen, daß es in Wirklichkeit gar keine objektiv begründete Pflichtenkollision gibt. Denn man würde einen Widerspruch in den von Ewigkeit her von Gott konzipierten Plan der Welt- und Sittenordnung (lex aeterna) hineintragen, wollte man behaupten, daß in einer konkreten Situation zwei miteinander unverträgliche Pflichten gleichzeitig Geltung beanspruchen könnten und der Mensch, der nur einer von beiden nachkommen kann, zwangsläufig dazu verurteilt wäre, in der einen oder anderen Richtung das Sittengesetz zu übertreten. „Die Pflichtenkollision ist also subjektive Täuschung, mag sie auch durch die objektiv bestehende Verworrenheit in der Welt verursacht oder mitverursacht sein“[7]). Legitimerweise kann aber jeweils nur eine Pflicht Berücksichtigung verlangen, der gegenüber alle übrigen Gesichtspunkte in den Hintergrund treten müssen. Es ist nur nicht immer leicht, diese Pflicht klar zu erkennen. Doch geben die von den Moraltheologen seit langem aufgestellten Regeln zur Behebung einer Pflichtenkollision einen Maßstab an die Hand für die Rangordnung, die hier einzuhalten ist: grundsätzlich gehen die Pflichten des sittlichen Naturgesetzes denen von einem Gesetzgeber formulierten vor,

---

[3]) Vgl. Antonius Cordubensis OFM., Quaestionarium theologicum, Venedig 1604, 248 a/b: maius malum ex rationabili causa, puta ex humilitate, patientia aut charitate saepe sibi eligere potest aut pati postposito minori: at vero rationabiliter semper agit postposito maiori minus sibi malum eligendo.

[4]) Ebda. . . . saepe maius in se malum, sed minus certum est tolerabilius et eligendum potius quam minus in se, sed certius, malum imminens.

[5]) Vgl. Gregorius de Arimino, Super 2 sent. Venedig 1503, 115 a. . . neutrum est eligendum, quia utrumque est malum et per consequens nec minus malum est magis eligendum. Sed bene verum est quod de duobus malis minus malum est minus fugiendum.

[6]) Vgl. R. Bruch, Das perplexe Gewissen. Festschr. f. Bischof Dr. A. Stohr. Mainz 1960, 232 ff.

[7]) O. Schilling, Handbuch der Moraltheologie. Bd. I. Stuttgart 1952, 160.

die Forderungen Gottes denen der Menschen, die Verbote den Geboten und unter diesen die Rechtspflichten den Liebespflichten; die Pflicht hat den Vorrang vor dem Rat und die ein höheres Gut betreffende Pflicht vor der sachlich minder wichtigen. Unter Umständen muß auch dem unterschiedlichen Sicherheitsgrad der konkurrierenden Pflichten Rechnung getragen werden in der Weise, daß eine geringere, aber hic et nunc durchaus sicher existierende Pflicht einer zwar ranghöheren, jedoch im gegebenen Fall nur zweifelhaft in Frage kommenden vorgeht[8]). Die Berücksichtigung dieser Rangordnung bedeutet genau genommen nicht, daß man das kleinere Übel wählt, indem man der dringlicheren Pflicht den Vorzug gibt, denn man hat es in Wirklichkeit ja nur mit einer legitimen Pflicht zu tun, die man auf die genannte Weise herausfinden kann. Die konkurrierende Pflicht wird außer Kraft gesetzt, und folglich stellt ihre Nichtbeachtung überhaupt kein sittliches Übel dar[9]). Nur wenn man in einem Einzelfall mit den Regeln zur Behebung einer Pflichtenkollision nicht zurechtkommt und man sich auch nicht von urteilsfähigen Mitmenschen oder zuverlässiger Literatur beraten lassen kann, darf und muß man den Satz von der Wahl des kleineren Übels anwenden, indem man sich für die Handlung entscheidet, die einem als der geringere Verstoß gegen das Sittengesetz erscheint. Mag hierbei auch ein Fehler unterlaufen, so wird er doch nicht als Sünde angerechnet, weil er — wie vorausgesetzt — unverschuldet ist. Das gilt auch für den Fall, daß der Handelnde in der fraglichen Zwangslage so perplex ist, daß er sich kein Urteil darüber zu bilden vermag, welche von den beiden zur Wahl stehenden Maßnahmen als das kleinere sittliche Übel zu bewerten ist; er kann sich nach Belieben entscheiden, ohne zu sündigen[10]). Aus dem Gesagten ergibt sich, daß man in einer schwierigen Situation das Prinzip von der Bevorzugung des kleineren Übels nicht nach eigenem Gutdünken handhaben darf. Es kommt nicht darauf an, was einem nach rein menschlichen, vielleicht von bloßen Gefühlserwägungen bestimmten Gesichtspunkten gerade als das minus malum bzw. als die dringlichere Pflicht erscheint (man denke an die Beseitigung der sog. Contergan-Kinder), man muß sich vielmehr nach den angegebenen objektiven Maßstäben richten (so geht also das Verbot, unschuldiges Leben zu töten, durchaus dem Gebot, seinen Nächsten zu lieben und ihn vor Leid zu bewahren, vor).

c) Es ist im menschlichen Leben häufig so, daß man ein physisches Übel bei sich oder anderen durch einen relativ geringer erscheinenden Verstoß gegen das Sittengesetz verhüten oder beseitigen kann. Die Versuchung liegt dann nahe, etwaige Gewissensbedenken durch die Berufung auf das Prinzip von der minoratio mali zu beschwichtigen: man will ja doch schließlich nur dafür sorgen, daß ein größeres Übel nicht eintritt. Sosehr ein solches Vorgehen berechtigt ist, wenn beide Übel, das geringere und das größere, der gleichen Kategorie der mala physica angehören, so unzulässig ist es, diesen Ausweg zu wählen, wenn das kleinere Übel nicht sittlich einwandfrei ist. Immer wieder suchen sich die Menschen einzureden, der gute Zweck allein recht-

---

[8]) Vgl. Mausbach-Ermecke, a. a. O., 142.

[9]) Vgl. Florentinus de Cocq OPraem, Principia totius theologiae moralis et speculativae. T. I. Köln 1689, 352: Dum enim duo praecepta occurrunt incompatibilia sive quae simul observari non possunt, obligat illud quod fortius stringit, alio cessante.

[10]) Der hl. Alfons v. Liguori faßt in seiner Theologia moralis, (ed. L. Gaudé. T. I. Rom 1905, 6), die traditionelle Lehre folgendermaßen zusammen: Si potest [perplexus] actionem suspendere, tenetur illam differre, donec consulat sapientes; si vero suspendere nequeat, tenetur eligere minus malum, vitando potius transgressionem iuris naturalis, quam humani aut positivi divini. Si autem non possit discernere quidnam sit minus malum, quamlibet partem eligat, non peccat; quia in huiusmodi casu deest libertas necessaria ad peccatum formale.

fertige schon jede zu seiner Erreichung geeignete Maßnahme, vor allem dann, wenn diese besonders „zweckmäßig" ist, d. h. den betr. Zweck leicht und sicher verwirklichen läßt. Das christliche Gewissen sieht sich hier jedoch vor unüberschreitbare Schranken gestellt: Wir dürfen nicht, um mit dem hl. Paulus in seiner bekannten Römerbriefstelle (3, 8) zu sprechen, „Böses tun, damit Gutes daraus entstehe". Dies gilt nicht nur in bezug auf schwerwiegende Verstöße gegen Gottes Gesetz, etwa bei ausgesprochenen Schandtaten und Verbrechen, sondern im Hinblick auf alle Sünden, auch die läßlichen. Die Kinder dieser Welt und die von ihrer Mentalität infizierten lauen Christen pflegen zwar leichtere moralische Fehler nicht besonders tragisch zu nehmen: sie erscheinen ihnen als Geringfügigkeiten, über die man ohne weiteres hinwegsehen kann. Wo christlicher Glaube lebendig ist, wird man jedoch keine fromme Übertreibung in der Auffassung sehen, daß schon eine einzige freiwillige läßliche Sünde „nach der Todsünde das größte Übel in der Welt (ist), mit dem kein anderes physisches Übel verglichen werden kann", denn „auch die läßliche Sünde ist ein Mangel an Unterwerfung unter den göttlichen Willen, eine Verletzung der Gott geschuldeten Ehre und ein häßlicher Undank"[11]). Wie weit wir schwachen Menschen im täglichen Leben mit dieser Wertung der läßlichen Sünde ernst machen, ist eine andere Frage. Prinzipiell gilt jedenfalls, daß auch ein kleines malum morale stets höher zu bewerten ist als ein noch so großes malum physicum[12]). Unser Satz von der Wahl des kleineren Übels kann also in diesem Zusammenhang nicht angewandt werden. Eine Sünde ist legitimerweise nicht erwählbar: peccatum non potest esse eligibile[13]).

d) Sollte dies aber nicht dann wenigstens statthaft sein, wenn es darum geht, die schwere Sünde eines anderen durch eine eigene geringere zu verhüten? Würde das nicht eine wirkliche minoratio mali bedeuten, die sozusagen ganz im Interesse der Sittenordnung läge, deren Verletzung man auf diese Weise einzuschränken sich bemüht? Mit diesem Problem hat bereits der hl. Augustinus in seiner Schrift „Gegen die Lüge" gerungen. Er gelangt in dieser Frage zu einem ablehnenden Standpunkt: „Begehe nicht einen großen eigenen Frevel, indem du vor einem größeren fremden zurückschauderst; denn mag auch zwischen deinem und dem fremden Frevel ein noch so großer Unterschied sein, das eine ist dein eigener, das andere nur ein fremder"[14]). „Denn von meiner eigenen Verfehlung, nicht von einer fremden, ob sie nun an mir oder an anderen vollbracht wird, muß ich Verdammung fürchten"[15]). Augustinus weist auch auf die Folgen hin, die sich ergeben würden, wenn wir kleinere Sünden begehen, damit andere nicht größere tun: „Dann werden in breiter Bahn, vielmehr ohne jede Bahn, nachdem alle Grenzsteine herausgerissen und entfernt worden sind, auf unbegrenztem Raum sämtliche Sünden Eingang finden und zur Herrschaft gelangen." Der große Kirchenvater bezeichnet die Befürwortung solchen Verhaltens „als Torheit

---

[11]) F. Tillmann, Die Idee der Nachfolge Christi (Handbuch der kath. Sittenlehre, Bd. II), Düsseldorf 1953⁴, 275. Vgl. A. Vermeersch SJ., Theologiae moralis principia-responsa-consilia. T.I. Paris—Rom 1926², 404: Peccatum veniale malum est quod ordine suo omne malum physicum transcendit, ita ut propter nullam poenam vitandam committi possit.

[12]) Thomas Aqu., S. th. I. 48, 6: Culpa habet plus de ratione mali quam poena. Vgl. die bekannten Schlußworte von Schillers Drama „Die Braut von Messina": „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld."

[13]) S. th. II II 43, 7 ad 5.

[14]) Augustinus, Die Lüge und Gegen die Lüge. Übertr. u. erl. v. P. Keseling (Deutsche Gesamtausgabe der moraltheol. Schriften), Würzburg 1953, 91 (Contra mendacium 22).

[15]) Ebda. 88 (Contra mend. 20).

oder besser Verrücktheit“[16]). Auch der hl. Thomas von Aquino und übereinstimmend mit ihm die späteren Theologen vertreten die gleiche Ansicht: „Man darf Gott nicht geringfügig beleidigen, damit ein anderer ihn nicht schwer beleidigt, denn der Mensch muß in unendlicher Weise Gott mehr lieben als den Nächsten“[17]). Man kann mit Thomas von Aquino auch auf die christliche Selbstliebe hinweisen, die es verbietet, zugunsten des Nächsten sich selbst an der Seele zu schaden[18]). So kommt auch in diesem Fall das Prinzip von der minoratio mali nicht zu seinem Recht. Wenn man auch dafür Sorge tragen will, daß im ganzen gesehen die objektive Sittenordnung eine geringere Verletzung erfährt, so kann man bei dieser an sich lobenswerten Zielsetzung doch nicht den unausweichlich mitgegebenen Aspekt der eigenen subjektiven Schuld außer acht lassen. Denn auch hier heiligt der gute Zweck nicht das sittlich verwerfliche Mittel. Das freiwillige Aufsichnehmen von sittlicher Schuld ist aber weder mit der Gottes- noch mit der Selbstliebe vereinbar. Darum ist es bei weitem schlimmer, selbst zu sündigen, als ohne eigene Schuld die Sünde des anderen zuzulassen, die man mit erlaubten Mitteln nicht verhindern kann. Erst recht gilt dies natürlich, wenn das sündhafte Verhalten des Nächsten nur als wahrscheinlich vermutet wird[19]).

3. Der anderen erteilte Rat, ein kleineres sittliches Übel zu wählen. - In den bisherigen Fällen war die betroffene Person selber das handelnde Subjekt. Es wurde dabei vorausgesetzt, daß der Mensch sein eigenes Tun und Lassen frei in der Hand hat, mag es auch oft genug von äußeren Umständen, die man durchaus nicht billigt, diktiert sein. Aber das braucht die sittliche Freiheit ja nicht aufzuheben[20]). Wie leicht ersichtlich, ergibt sich eine ganz andere Situation, wenn das sittlich schlechte Handeln auf der Seite des Mitmenschen liegt, ohne daß man es unterbinden kann, da man auf seinen Willen keinen oder nur einen begrenzten Einfluß besitzt. Es ist ein berühmtes, schon seit vielen Jahrhunderten ventiliertes ethisches Problem[21]), ob man in einem solchen Fall einem Mitmenschen, der unbedingt zu sündigen entschlossen ist, nicht raten dürfe, sich wenigstens mit einem geringeren Verstoß gegen das Sittengesetz zu begnügen, also das kleinere sittliche Übel zu wählen, etwa in der Form, daß er einem Feind, anstatt ihm schwere Körperverletzungen zuzufügen, nur am Vermögen schädige usw. Zur Lösung dieser schwierigen Frage sind im Laufe der Zeit verschiedene Ansichten vorgetragen worden. Von den heutigen Moraltheologen wird meistens in dieser Hinsicht eine grundsätzlich zustimmende Haltung eingenommen, wenn gewisse Bedingungen beobachtet werden: Man darf einem Mitmenschen, der hartnäckig bei seinem Vorsatz, zu sündigen, verbleibt, raten, eine geringere Sünde der gleichen Art (so daß wenigstens keine erschwerenden Umstände gegeben sind) zu begehen oder auch das Ausmaß der geplanten Sünde(n) einzuschränken. Erst recht ist es möglich, im Sinne der Verringerung des malum morale dem anderen zuzureden, wenn er selbst zwischen einem kleineren und einem größeren Delikt schwankt. In all diesen Fällen handelt es sich um eine wirkliche minoratio mali, die unter den obwaltenden Umständen für den

---

[16]) Ebda.

[17]) In 4 sent., d. 38 q. 2 a. 4 qa. 1 ad 2: Nullus autem debet Deum offendere parum, ne alius offendat multum; quia homo debet in infinitum plus diligere Deum quam proximum.

[18]) S. th. II II 26, 4: . . . homo non debet subire aliquod malum peccati, quod contrariatur participationi beatitudinis, ut proximum liberet a peccato.

[19]) Vgl. A. Reiffenstuel OFM., Theologia moralis, Venedig 1722, 16: Et gravius longe mihi malum est, proprio peccato me coinquinare, quam sine culpa mea alterius peccatum permittere, forte non futurum.

[20]) Vgl. oben Anm. 1.

[21]) Vgl. Bruch, Bevorzugung des kleineren Übels, a. a. O., 249 ff.

Ratgeber lobenswert ist[22]). Mag der andere auch durch einen bösen Vorsatz die schlimmere Sünde bereits in seinem Herzen begangen haben, so kann man auf die genannte Weise wenigstens ihre Ausführung hindern oder einschränken und eventuell andere vor größerem Schaden bewahren. Nicht erlaubt wäre es jedoch, dem anderen eine wenn auch geringere Sünde nahezulegen, an die er selbst noch gar nicht gedacht hat. Das käme einer Verführung zu dieser Sünde gleich. Auch dürfte man ihm keine konkrete Person bezeichnen, mit oder an der es im Interesse der minoratio mali erträglicher sei, zu sündigen[23]). Der Ratgeber wäre zum Ersatz etwaigen Schadens gegenüber dieser Person verpflichtet, falls sie auf seine Initiative hin in die betreffende Sünde einbezogen würde[24]). Eine weitere Einschränkung liegt in der Forderung, auch den Schein zu vermeiden, als wolle man den anderen zu einer Sünde verführen. Darum muß ihm bedeutet werden, man gebe ihm den Rat nur deshalb, weil er von seinem bösen Vorhaben nicht ganz ablassen wolle; was man bezwecke, sei einzig und allein, daß das Schlimmere nicht geschehe. „Der eigentliche Gegenstand eines solchen Rates ist also nicht die geringere Sünde, sondern die nachdrückliche Mahnung, doch wenigstens die schwerere Sünde zu meiden"[25]).

Nicht angängig ist es selbstverständlich, einem in einer Notlage Befindlichen den Rat zu geben, er möge dem ihn bedrückenden malum physicum durch ein geringeres(?) malum morale begegnen. Interessanterweise hat eines der großen mittelalterlichen Konzilien dies ausdrücklich in Hinsicht auf die ärztliche Praxis eingeschärft: Das IV. Laterankonzil unter Innozenz III. (1215) drohte den Ärzten feierlich mit dem Anathem, die dem Kranken zugunsten seiner körperlichen Gesundheit etwas raten, das seiner Seele Gefahr bringt[26]). Dieser Satz wurde in die Dekretalen des Corpus Iuris Canonici aufgenommen und ist auch in der medizinischen Literatur früherer Jahrhunderte immer wieder anzutreffen[27]). Einen solchen Rat kann man auch nicht dadurch unbedenklicher gestalten, daß man davon spricht, das sittliche Übel solle von dem anderen nur „in Kauf genommen werden". Denn was ein Mensch selber in sittlicher Verantwortung an moralisch Schlechtem tut, kann er nicht „nur zulassen oder in Kauf nehmen". Hier liegt eine Verwechslung mit dem malum physicum vor: einen Vermögensschaden z. B. kann man selbst verursachen und dennoch nur in Kauf nehmen. Das klassische Beispiel ist der Kapitän, der notgedrungen kostbare Ladung über Bord wirft, um sein Schiff seetüchtig zu erhalten. Aber wer freiwillig eine Sünde begeht, wenn auch in einer Zwangslage, kann nicht behaupten, daß er diese nur zulasse, weil sich mit dieser Ausdrucksweise wie im Falle des physischen Übels der Begriff der

---

[22]) Vgl. H. Noldin SJ. — A. Schmitt SJ., Summa theologiae moralis. T. II, Barcelona 1944, 115: Non dicitur actionem minus malam peccantis esse bonam; haec enim semper manet mala; sed consilium suadentis in his adiunctis bonum est, quippe quod, cum malum prorsus impediri nequeat, saltem in eius deminutionem tendat.

[23]) Vgl. P. Laymann SJ., Theologia moralis, Bamberg 1699, 197b: Debet tamen in his cautio adhiberi, ut tali suasione nullum damnum seu corporale, seu spirituale, tertiae personae inferatur.

[24]) Vgl. H. Busenbaum SJ., Medulla theologiae moralis T. I. Tyrnau 1742, 234 . . . non licet impedire damnum unius cum iniuria alterius.

[25]) B. Häring CSSR., Das Gesetz Christi. Moraltheologie. Bd. II, Freiburg i. B. 1961[6], 448.

[26]) Const. 22 (Conciliorum Oecumenicorum Decreta. Freiburg i. B. 1962, 222): Ceterum cum anima sit multo pretiosior corpore, sub interminatione anathematis prohibemus, ne quis medicorum pro corporali salute aliquod aegroto suadeat, quod in periculum animae convertatur.

[27]) c. 13 X 5, 38 (Friedberg II, 888). Vgl. P. Zacchia, Quaestiones medico-legales, Nürnberg 1726, 452b.

legitimen Zulassung verbindet. Sünden kann man aber u. U. nur bei anderen zulassen, nicht jedoch bei sich selbst: peccatum non potest esse eligibile.

Man kann nun weiterfragen: wenn in einem bestimmten Fall die Bedingungen zum erlaubten Anraten eines kleineren Übels erfüllt sind, darf man dann dem Betreffenden nicht auch irgendwie behilflich sein zur Ausführung der den moralischen Schaden verringernden Tat? Hier muß jedoch ein wesentlicher Unterschied beachtet werden: während der der minoratio mali dienende Rat ganz zu Lasten des zum Sündigen Entschlossenen geht — denn darum handelt es sich ja, daß das von ihm beabsichtigte malum morale verringert wird —, würde der Ratgeber durch seine aktive Mithilfe (wozu auch schon die Bereitstellung der etwa erforderlichen Mittel gehört) in die Sünde miteinbezogen und wäre folglich für seinen Anteil mitverantwortlich[28]). Schließlich sei noch bemerkt, daß von dem Anraten eines kleineren sittlichen Übels die einfache Feststellung zu unterscheiden ist, daß ein andersartiges Verhalten des Gesprächspartners moralisch weniger tadelnswert wäre. Eine solche der Wahrheit entsprechende Behauptung ist nicht unerlaubt[29]), es sei denn, daß man gleichzeitig den Eindruck der Billigung der betreffenden Sünde erweckte.

4. Die Duldung des kleineren sittlichen Übels bei anderen. — Es ist eine alte Erfahrung, daß es für Obrigkeiten und Vorgesetzte bisweilen besser ist, das Fehlverhalten ihrer Untergebenen zu dulden, als durch energisches Eingreifen noch schlimmeres Unheil auf den Plan zu rufen. Es würde staatsmännischer und erzieherischer Klugheit widersprechen, durch unerleuchteten Eifer einzelne sittliche Übel auszurotten, wenn dies zur sicheren oder wahrscheinlichen Folge hätte, daß bei den Untergebenen noch unerträglichere Fehler in Erscheinung träten. Nicht umsonst hat der Heiland in dem bekannten Gleichnis den Knechten des Hausherrn es verwehrt, zugleich mit dem Unkraut auch den Weizen auszureißen (Mt 13, 29), denn es ist ein größeres Übel, einen Unschuldigen zu belangen als einen Schuldigen unbestraft zu lassen[30]). „Dulden" ist etwas ganz anderes als „selber tun". Darum kann hier die Maxime von der Wahl des kleineren Übels durchaus am Platze[31]), ja für die Obrigkeit geradezu verpflichtend sein[32]). In einem ähnlichen Sinn kann man von „dulden" auch unter Gleichgestellten sprechen, wenn der eine den anderen auf dessen verkehrte Einstellung zu Forderungen des Sittengesetzes nicht aufmerksam macht, sich in dieser Hinsicht also tolerant oder neutral verhält. An sich würde es eine Pflicht der Nächstenliebe sein, den Mitmenschen auf sein fehlerhaftes Verhalten hinzuweisen. In früheren Zeiten sprach man in diesem Zusammenhang treffend von einem geistigen oder geistlichen Almosen, das dem in

---

[28]) Vgl. Patr. Sporer OFM, Theologia moralis super decalogum, T. V. Salzburg 1693, 51: ... consilium tuum per se praecise tendit ad evitandum maius peccatum, relicto ipso peccato minori in arbitrio peccaturi. At auxilium, aut cooperatio per se tendit in ipsum peccatum, quod licet minus, tamen peccatum est, quodque sicut solus committere licite non potes, ita neque cum alio ...

[29]) Vgl. ebda. 50: Nam sic non allicis proximum ad malum, nec ad minus quidem, sed solum dicis, ista minora mala esse, quod verum est.

[30]) Vgl. Joh. Sinnich, Saul Exrex, Löwen 1665², 114a: ... quia maius malum est innocentem ferire, quam nocentem impunitum dimittere.

[31]) Vgl. Busenbaum, a. a. O., 88: Superior peccata subditi saepe potest dissimulare, ad vitandas turbas et maiore mala; quae alioqui teneretur punire.

[32]) Vgl. Sinnich, a. a. O., 114b: Quinimo verius omnino apparet, eos, qui Reipublicae curam gerunt, non solum posse, sed etiam ex officio debere minora mala tolerare, quando eo modo valent praepedire mala maiora alias certo occurrenda aut prudenter pertimescenda. — Vergl. ferner Bruch, Bevorzugung des kleineren Übels, a. a. O., 246 ff.; 256 f.; W. Schöllgen, Die soziologischen Grundlagen der katholischen Sittenlehre (Handbuch der katholischen Sittenlehre, Bd. V). Düsseldorf 1953, 246 ff.

seelischer Not Befindlichen zu reichen sei. Diese Pflicht der „brüderlichen Zurechtweisung" hat ja der Herr deutlich eingeschärft (Mt 18, 15 ff.). Jedes Lehrbuch der Moraltheologie verbreitet sich darüber. Als affirmative Pflicht tritt aber dieses Gebot jeweils nur dann in Kraft, wenn die erforderlichen Bedingungen gegeben sind[33]). Diese verlangen u. a., daß mit einem wahrscheinlichen Erfolg der Zurechtweisung zu rechnen ist. Es wäre sogar geboten, die Ermahnung zu unterlassen, wenn sie eher Schaden als Nutzen brächte[34]). Hier gilt wieder das Prinzip von der Wahl des kleineren Übels: ein bonum morale muß bisweilen unterlassen werden, um ein größeres malum morale zu vermeiden[35]). Erst recht kann die Belehrung unterbleiben, wenn der Mitmensch guten Glaubens in sittlichen Dingen eine irrige Einstellung hegt und zu befürchten ist, daß er trotz Aufklärung seine Gesinnung nicht ändern, vielmehr nunmehr mit schlechtem Gewissen das tun oder fortsetzen würde, was er vorher unbefangen beabsichtigte oder bereits verübte[36]).

„Von zwei Übeln muß man das kleinere wählen!" Wie unsere Erörterung gezeigt hat, ist diese sprichwörtliche Redewendung, die schon Aristoteles erwähnt, nicht ein Allheilmittel, zu dem man in jeder schwierigen Lage bedenkenlos seine Zuflucht nehmen könnte. Aber mit gebotener Unterscheidungsgabe am passenden Ort angewandt, weist diese Maxime in nicht wenigen Fällen einen gangbaren Weg zu einem vernunftgemäßen, situationsgerechten und sittlich einwandfreien Handeln.

Graz Richard Bruch

Mitteilungen

Zur wissenschaftlichen und aszetischen Ausbildung unserer Theologiestudenten

Dieser Beitrag eines erfahrenen Seelsorgers der Ostzone und langjährigen Sekretärs der Berliner Bischöfe zur Diskussion eines Konzilsthemas hat vor allem reichsdeutsche Verhältnisse vor Augen.

Kirche und Priestertum sind eine von Christus übernatürlich gegründete Institution. Der Priester wird von Gott berufen. Nur wer die vocatio ad sacerdotium in sich spürt, soll den großen Schritt in das Heiligtum wagen. Eine tiefe Selbstprüfung muß dem Ruf vorausgehen. Exerzitien und Beratung mit erfahrenen Priestern, auch Lektüre über das Priestertum, sind richtunggebend.

Grundlegend für ein gediegenes Priestertum ist ein echtes religiöses Elternhaus. Da wächst der zukünftige Theologe unter seinen Mitmenschen auf und kann auch die Nöte des einzelnen erfahren, er wird schon mit der Härte des Lebens bekannt gemacht. Die beste Vorbildung für das Priestertum bildet noch immer das humanistische Gymnasium, aber nicht in allen Ländern ist die Möglichkeit dazu gegeben. In Vorseminarien, z. B. Schöneiche bei Berlin und Magdeburg, ist in unseren Gegenden seitens des Episkopates die Gelegenheit geboten, Latein und Griechisch nachzuholen. Für solche, die am Heimatort kein Gymnasium haben, ist das Konvikt oder kleine

---

[33]) Vgl. S. th. II II 33, 2; Quaest. disp. de corr. frat. a. 1.

[34]) Vgl. S. th. II II 33, 6: . . . ubi probabiliter aestimatur quod peccator admonitionem non recipiat, sed ad peiora labatur, est ab huiusmodi correctione desistendum.

[35]) Quaest. disp. de corr. frat. a. 1 ad 5: . . . aliquod bonum morale debet interdum omitti ad vitandum aliud gravius malum morale.

[36]) Ausgenommen ist der Fall, daß das fragliche Verhalten dem Betreffenden selbst oder einem anderen größeren Schaden brächte, erhebliches Ärgernis erregte oder die Ehre Gottes beeinträchtigte. Vgl. Noldin-Schmitt, a. a. O., 102.

Seminar vorteilhaft, da es schon in den späteren Beruf einführt. Selbst dem im Elternhaus großgewordenen Gymnasiasten sollte ein einjähriger oder zweijähriger Aufenthalt in einem Konvikt von Nutzen sein.

Nach dem Concilium Tridentinum soll der Diözesanbischof ein Knabenseminar errichten, wo talentierte Knaben vom 12. Lebensjahr in die Anstalt aufgenommen werden können. Sie sollen die prima tonsura erhalten und ein geistliches Kleid tragen (vgl. besonders die romanischen Länder). Nach der gymnasialen Vorbildung erfolgt dann das Studium der Theologie an einer Universität mit einer katholisch-theologischen Fakultät oder an einer theologischen Hochschule. Universitas literaria, früher auch studium generale genannt, bezeichnete ursprünglich nicht, daß an einer solchen Anstalt alle Wissenschaften gelehrt wurden. Es waren Institute nicht eines Standes, sondern der ganzen Kirche. Zu Anfang waren es einzelne Wissenschaften wie zu Bologna das Jus, zu Salerno die Medizin, zu Paris die Philosophie und Theologie. Aus dem Corporationsgeist, welchen das Christentum in die Menschheit gepflanzt, die Kirche gepflegt hat, sind die Universitäten hervorgegangen; durch päpstliche Privilegien bestätigt, haben sie eine universal-kirchliche Bedeutung erlangt. Als Corporationen bedurften sie auch kaiserlicher Privilegien. In kirchlicher Beziehung stand der Diözesanbischof in einem Verhältnis zu der Universität. Der Papst ließ sich durch den Kanzler vertreten. Im allgemeinen war es der Diözesanbischof. In deutschen Landen nahmen den ursprünglich rein katholischen Charakter stiftungsgemäß in Anspruch: die Universitäten Wien, Prag, Graz, Freiburg/B., München und Würzburg.

Die katholisch-theologischen Fakultäten haben für den Studenten der Theologie den Vorteil, daß er besonders bedeutende Dozenten seiner Disziplin hören kann. Vielleicht wird der Student, wenn er vom Eros der Wissenschaft erfaßt ist, selbst den Wunsch haben, sich einmal für ein besonderes Fach zu habilitieren. Vor allem hat er die Möglichkeit, den theologischen Doktorgrad zu erwerben. An den bischöflichen Hochschulen besteht diese Möglichkeit nur an der Theologischen Hochschule in Trier, die das Promotionsrecht besitzt. Es ist ein Vorteil für den Theologen an einer Universität, sich in verschiedenen anderen Fakultäten umzusehen und dieses oder jenes Fach zu belegen. Für die Seelsorge kann er sich manches Brauchbare dabei aneignen. Auch daß die theologische Fakultät gleichberechtigt ist mit den anderen Fakultäten, hebt das Ansehen der Theologie. Muß doch auch die theologische Fakultät im Turnus den Rektor der Universität stellen. Die Teilnahme am Studium generale dient weiterhin der Allgemeinbildung. Selbständigkeit, wissenschaftliche Probleme anzugreifen, sich mit den notwendigen Hilfswissenschaften vertraut zu machen, ist der Vorteil der Universität. Die Reichhaltigkeit der Universitätsbibliotheken fördert das Studium und gibt mancherlei Anregungen. Die Kontakte mit Studenten anderer Fakultäten gewähren die für die spätere Praxis so notwendige und unumgängliche Menschenkenntnis und Menschenbehandlung. Nicht darf vergessen werden, welchen Nutzen die theologische Fakultät z. B. dem Mediziner, Juristen, Philosophen und Philologen gibt. So manch einer hat durch eine Vorlesung in der theologischen Fakultät seinen Priesterberuf erkannt. Der Theologe wird manchmal in den Streit der Meinungen hineingerissen und muß seinen Glauben scharf verteidigen, sicherlich eine gute Übung für seine späteren Aufgaben besonders in der Diaspora.

Ohne Zweifel kann auch der Student, von dem studentischen Leben gepackt, manchen Gefahren und Versuchungen ausgesetzt sein. Ist der Priester nicht später auf einsamem Posten Gefahren ausgesetzt? Ich weiß, daß es verschiedene Auffassungen gibt, ob Universitäts- oder Seminarausbildung. Aber gilt hier nicht das Wort des

großen Kardinals Faulhaber, das er 1911 auf dem 58. Deutschen Katholikentag in Mainz, damals noch als Bischof von Speyer, gesprochen hat: „Man muß Theologen wagen, um Priester zu gewinnen." In manchen Diözesen ist es möglich, mehrere Semester an einer Universität die Studien fortzusetzen oder zu vertiefen. Wer die Auszeichung hat, an einer der päpstlichen Universitäten in Rom zu studieren, wird dort den Lebensnerv der weltumspannenden heiligen Kirche spüren. Auch dort besteht das Promotionsrecht. Der Codex iuris canonici regelt in den canones 1376—1380 das Recht der katholischen Universitäten und Fakultäten. Das deutsche Sonderrecht bezüglich der theologischen Fakultäten an den staatlichen Hochschulen behandeln die Länderkonkordate und das Reichskonkordat. Neben der wissenschaftlichen Ausbildung in staatlichen Instituten besteht das Studium in rein kirchlichen Anstalten. Die kirchlichen Anstalten gliedern sich nach ihrem Aufgabengebiet in drei verschiedene Arten: Philosophisch-theologische Hochschulen, die die wissenschaftliche Ausbildung, Konvikte, die die geistliche Betreuung der an einer Fakultät oder Hochschule Studierenden übernehmen und, Priesterseminare. Nach dem Reichskonkordat Art. 20 ist das Recht der Kirche anerkannt, eigene philosophische und theologische Lehranstalten zur Ausbildung des Klerus zu errichten, die ausschließlich von der kirchlichen Behörde abhängen.

Neben dem wissenschaftlichen Studium muß die aszetische Ausbildung des Alumnus Hand in Hand gehen. Hier gilt der alte Grundsatz: Ein bloß gelehrter Priester erleuchtet, aber erwärmt nicht. Ein bloß frommer Priester aber erleuchtet nicht. Neben das achte Sakrament, wie der hl. Franz von Sales die Pflege der Wissenschaft nennt, gehört die Aszese, die am besten in einem Alumnat für die praktische Schlußausbildung gewährleistet ist. Ich denke noch gern an das altehrwürdige Alumnat in Breslau zurück, wo ich in den Jahren 1922/23 den praktischen Kurs absolvierte, und die wöchentlichen Konferenzen von Eminenz Bertram uns weise Lebenserfahrungen schenkten. Der wichtigste Priester im Alumnat ist der Spiritual. Er soll die Basis geben für ein echtes priesterliches Leben. Früher war es üblich, daß diesen Dienst Ordenspriester leisteten, heute sind auch Weltpriester für diese Aufgaben herangezogen. Zur Frömmigkeit soll der Priesterkandidat herangebildet werden. Im Laufe der Kirchengeschichte haben große Heilige ihre Sonderformen religiösen Lebens entwickelt und der Kirche geschenkt, und die Kirche hat all diese Formen akzeptiert. In ihrer mütterlichen Liebe hat die Kirche diese Formen an den Klerus herangebracht und sie empfohlen. Gewiß wird dem Studenten die Meditation, Schriftlesung, Rosenkranz, visitatio besonders ans Herz gelegt. Vielleicht wird der zukünftige Priester erst im Laufe seines Lebens diese oder jene Form rechter christlicher Frömmigkeit erfassen. Nicht die Summe der Formen macht den frommen Priester, sondern die Tiefe seiner Gottesliebe, wenn sie sich vielleicht nur weniger Formen bedient.

Wir brauchen eine Aszese für den Weltpriester, da der Stand des Priesters in der Welt ein anderer ist als der des Ordensmannes. Wichtig ist, daß man im Alumnat richtig Brevier beten lernt. Für den Weltpriester wäre die Einteilung des Breviers sinnvoll für bloß drei Tageszeiten: eine Morgentagszeit, eine nach der Mittagsruhe und eine Abendhore. Wenn man sich einmal die Frage vorlegt, wie selten über das Psalterium gepredigt wird, hängt das wohl damit zusammen, daß viele nicht die Kunst gelernt haben, die Psalmen richtig zu beten. Es wäre die Aufgabe der Spirituale in unseren Seminarien, das Brevier den Alumnen so vertraut zu machen, daß das Brevier für das ganze Priesterleben unsere Frömmigkeit formt. Wesentlich für die Frömmigkeit des zukünftigen Priesters muß die Leidensgemeinschaft mit Christus

sein. Er muß sich auf die Kreuzigung durch die eigene Gemeinde und Mitbrüder gefaßt machen. Wichtig wäre auch eine Vorlesung über die Zeiteinteilung. Man muß es erreichen, daß man von den 24 Stunden 17 Stunden für Arbeit, Gottesdienst, Studium, Essen und Freizeit erübrigt. Auf eine Gefahr muß noch hingewiesen werden, daß die Religiosität des Priesters gefährdet werden kann nach dem bekannten Wort: „quotidiana vilescunt". Daß der Priester bei seinen Amtshandlungen nicht zum Routinier wird. Die Gläubigen haben ein feines Gespür, wer mit seiner Seele dabei ist oder wer nur sein Métier kennt.

Nicht zuletzt muß dem Sinn und Wesen des Zölibates eine längere Vorlesung gewidmet werden. Es müßte eine historische Entfaltung des Priesterzölibates aus dem Neuen Testament und der Kirchengeschichte gegeben werden unter Heranziehung der bekannten Autoren F. X. Kraus, Hinschius, Doms. Browe und F. W. Förster. Die zweite Vorlesung müßte lauten: Priester und Zölibat. Der Alumnus muß hingewiesen werden, in welcher Weise er den Gefahren und Beschwernissen der Zölibatspflicht entgehen kann. Es wäre verkehrt, nur alles weiß in weiß zu malen und nicht auf das Kreuz aufmerksam zu machen. Vor allem haben die Bischöfe als Väter ihrer Priester die Aufgabe, Priestern in einem Dilemma zu helfen. Es scheint mir so wichtig, daß bereits der junge Priester das Ideal der Christusfreundschaft und der Treue zu seinem Herrn groß erfasse. Auch in Schwachheit und Sünde darf das Ideal nicht verlorengehen. „Wer steht, sehe zu, daß er nicht falle." Man darf keinen Priester für sein ganzes Leben brandmarken, der einer Versuchung nicht widerstanden hat. „Wer von euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein!" Daß jenen Priestern, die am Beruf ganz irre geworden sind, eine Möglichkeit zur Reconciliation unter Sanierung einer eventuell eingegangenen Zivilehe geschenkt werde, ist der Wunsch vieler Bischöfe und Theologen an das Vaticanum secundum. Dem jungen Theologen muß gesagt werden: Gott ist treu, er wird euch nicht über eure Kraft versucht sein lassen, sondern mit der Versuchung auch den guten Ausgang geben, daß ihr bestehen könnt. (1.Kor.10,13.) Die Kanditaten des Priestertums sind rechtzeitig auf einen Faktor ihres Priestertums aufmerksam zu machen, von dem Glück oder Unglück ihrer Zukunft abhängt. Ich meine die Pfarrhaushälterin. Nach can. 133 § 2 dürfen die Kleriker nur mit solchen weiblichen Personen zusammen wohnen, auf die kein Verdacht fällt, entweder wegen der nahen Verwandtschaft oder wegen ihres unbescholtenen Lebenswandels. Für Katechetinnen, Organistinnen, Pfarrsekretärinnen haben wir bestimmte Examina, für den so eminent wichtigen Beruf der Wirtschafterin ist keine Prüfung vorgesehen. Die Wirtschafterin muß eine ideelle Eignung für ihren Beruf mitbringen, und vor allen Dingen darf sie nicht durch irgendwelche Komplexe belastet sein.

Im Priesterseminar sind die Kandidaten rechtzeitig darauf aufmerksam zu machen, daß die individuelle und persönliche Begegnung unter den Priestern notwendig ist. Die priesterliche Confraternitas muß alle Mitbrüder umfassen. Alle gehören zur Priestergemeinschaft Jesu Christi. Die Pflege der Kursgemeinschaft soll für das ganze Leben eine suchende und helfende Funktion sein. Wichtig ist auch im Seminar der Hinweis, daß der Priester gute Umgangsformen sich aneignen soll. Achtung und Ehrfurcht vor dem älteren Klerus dürfte eine Selbstverständlichkeit sein. Der zukünftige Pfarrer darf in seinen Kaplänen keine Opposition spüren. Es muß in der Seminarerziehung ein confraterneller Geist erzogen werden.

Es sei noch gestattet, auf spezielle priesterliche Gemeinschaften hinzuweisen. Besonders nenne ich die Unio apostolica. Manche sind von vornherein dagegen, das priesterliche Leben durch die Schedula in ein Prokrustesbett zu spannen. Wer die

neuesten Bestimmungen über die Schedula kennt, weiß, daß auch der Individualfrömmigkeit genügend Raum gelassen wird. Das eine kann ich aus langjähriger Erfahrung sagen, die Unio kann ein treuer Mentor durch das Priesterleben sein.

Der Ruf der Menschen nach dem Priestertum wird nie aufhören. Mögen alle Kandidaten des Priestertums wissenschaftlich und aszetisch so ausgerüstet sein, daß sie den Segen Gottes erfahren: „Und die Söhne der Fremdlinge werde ich auf meinen hl. Berg führen und sie in meinem Gebetshaus erfreuen. Ihre Brandopfer und ihre Schlachtopfer sind mir wohlgefällig auf meinem Altare, denn mein Haus wird ein Haus des Gebetes für alle Völker" (Is. 56, 6 f.).

Potsdam Johannes Allendorff

Theologische Ausbildungsstätten in Deutschland

1. Universitäten mit theologisch-philosophischen Fakultäten

	für die Bistümer
Bonn	Aachen, Essen, Köln
Freiburg im Breisgau	Freiburg
Mainz	Mainz
München	bayerische Diözesen
Münster	Essen, Münster, Osnabrück
Tübingen	Rottenburg
Würzburg	Würzburg

2. Staatliche theologisch-philosophische Hochschulen

Bamberg	Bamberg
Dillingen a. d. Donau	Augsburg
Freising	München-Freising
Passau	Passau
Regensburg	Regensburg

3. Kirchliche theologisch-philosophische Hochschulen für den Weltklerus

Eichstätt	Eichstätt
Erfurt (Priesterseminar Huysburg bei Magdeburg)	Berlin, Meißen, Kommissariate Erfurt, Magdeburg, Meiningen, Schwerin
Frankfurt/St. Georgen	Limburg
Fulda	Fulda, Hildesheim
Königstein	für den Klerus der ehemals ostdeutschen Diözesen
Neuzelle, Kr. Frankfurt/O.	Breslau (Görlitz) und die übrigen Jurisdiktionsbezirke im Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik
Paderborn	Essen, Paderborn
Trier (Päpstl. Fakultät mit Promotionsrecht)	Trier

Ein neuer Seliger — Altösterreicher. Am 13. Oktober wird in St. Peter die feierliche Seligsprechung des Bischofs Johann Nepomuk Neumann von Philadelphia (USA) stattfinden. Der Bischof stammte als Sudetendeutscher aus Südböhmen, war also Altösterreicher.

Philipp Neumann wanderte von Bayern in das südböhmische Prachatitz und begründete da einen Strumpfwirkerbetrieb mit einigen Arbeitern. Seine zweite Frau Agnes Libisch schenkte ihm die beiden Söhne Johann und Wenzel und vier Töchter, von denen zwei heirateten und zwei das Klosterleben wählten. Die Kinder empfingen in der Familie einen tief religiösen Geist; trotz vieler Arbeit ging die Mutter täglich zur hl. Messe. Johann entwickelte sich zu einem stillen und bescheidenen, geistig geweckten und heiteren Knaben, der ganz gegen die Gewohnheit jener Zeit schon mit sieben Jahren zur Erstbeicht und bald hernach zur Erstkommunion zugelassen wurde.

Als Ministrant verband er sich inniger mit Christus. Als ihn die Mutter einmal fragte, was er werden wolle, antwortete er: „Ich weiß schon, was ich werden will, aber es würde zu viel kosten." Die Mutter ahnte zu ihrer Freude den Priesterberuf. Er selbst bemerkte später in seiner kurzen Selbstbiographie: „Ich kann nicht sagen, daß ich in meiner Kindheit eine entscheidende Neigung zum Priestertum fühlte. Es ist wahr, daß ich ein Altärchen baute und meist täglich ministrierte, aber der Gedanke, Priester zu werden, erschien mir so hoch, daß ich nicht glaubte, dieses Ziel erreichen zu können." Sein guter Katechet nahm sich seiner an, gab ihm mit anderen Studenten Lateinstunden und sicherte eine gute Aufnahmsprüfung am Piaristengymnasium in Budweis. Im Herbst 1823 begann Neumann sein Studium. Er zeigte bald eine besondere Vorliebe für Sprachen, Botanik und Astronomie. Vom Religionsprofessor erhielt er keine Anregung für ein religiöses Leben. Er erwarb sich wegen seines edlen Charakters, des gediegenen Wissens und der kernigen Frömmigkeit die Achtung seiner Studienkollegen. Mädchen gegenüber blieb er immer höflich, aber zurückhaltend, doch ohne Prüderie. Im Jahre 1829 folgte auf das Gymnasium der zweijährige Philosophiekurs am Lyzeum der Zisterzienser von Hohenfurth. Hernach dachte er eine Zeitlang daran, Medizin zu studieren, doch siegte schließlich die erste Liebe zum Priestertum.

Das Priesterseminar der von Joseph II. neu gegründeten Diözese Budweis war so klein, daß von den vielen Bewerbern nur 20 aufgenommen werden konnten. Er betrachtete es fast wie ein Wunder, daß sein Gesuch berücksichtigt wurde. Doch mußten die Theologen der zwei ersten Jahrgänge privat in der Stadt wohnen. Nur der Professor für Kirchengeschichte und Kirchenrecht war noch ein echter Josephiner, während die anderen Professoren kirchlich gesinnt waren. Besonders für Exegese begeisterte sich Johann. Im zweiten Jahr las er eifrig die Berichte des österreichischen Leopoldinen-Missionsvereines für Nordamerika; diese Berichte über die traurige wirtschaftliche und besonders religiöse Lage der Einwanderer, besonders der deutschen, weckten in ihm den Missionsberuf. Um sich dafür geeignet zu machen, lernte er privat Italienisch, Französisch und Spanisch. Um sich in Englisch auszubilden, erbat er vom Bischof ein Stipendium zum Studium an der Universität Prag. Leider fand er da weder Vorlesungen noch öffentliche Kurse und mußte so privatim lernen. Eine weitere Enttäuschung bildeten für ihn die Prager Professoren, bei denen der josephinische Geist in voller Blüte stand. Durch das Studium der Werke von Petrus Canisius und Bellarmin schützte er sich gegen das josephinische Gift. Wie man aus seinem Tagebuch sieht, geriet er in jener Zeit in eine gewisse Ängstlichkeit und in Minderwertigkeitsgefühle, die ihn sein Leben lang nie ganz verließen. Erst nach längerer Zeit fand er den rechten Seelenführer.

Die Diözese Budweis hatte einen solchen Überfluß an Priestern, daß für 1835 keine Priesterweihe angesetzt wurde. Neumann hatte das Theologiestudium vollendet. Domherr Hermann Dichtl bahnte ihm den Weg nach Nordamerika. Der Vater gab schweren Herzens seine Einwilligung. Am 8. Februar 1836 reiste Neumann ab und erfuhr erst nach seiner Landung, daß Bischof Dubois von New York sein Gesuch um Aufnahme in die Diözese bewilligt hatte. Der Bischof begrüßte ihn wegen der großen Priesternot mit Freude. Der Seelsorger für die Deutschen, Dr. Raffeiner, übertrug ihm gleich die Vorbereitung der Erstkommunikanten. Schon da bewährte sich der Theologe als guter Katechet. Am 25. Juni empfing er die hl. Priesterweihe in der Kathedrale. Dann wirkte er vier Jahre in der Diözese (1836—1840). Auf der Reise in die ihm zugewiesene Pfarrei Williamsville lernte er bei einer Zwischenstation in Rochester das Wirken der Redemptoristen kennen, die 1832 nach Nordamerika

gekommen waren. Die beiden Pfarreien Williamsville und Nordbusch erhielten an ihm einen seeleneifrigen Seelsorger. In einem Umkreis von etwa 80 km betreute er vor allem die deutschen Katholiken, nahm sich aber auch der anderen an, lernte sogar die altirische Sprache. Unermüdlich war er auf Wanderungen, um Gottesdienst zu halten, zu unterrichten, Kranke zu besuchen und Sterbende zu versehen. Dabei lebte er höchst einfach und arm in einer kleinen Blockhütte. Eine Hilfe erhielt er erst, als sein Bruder Wenzel 1839 kam, um ihn in der Missionsarbeit zu unterstützen. Er wurde Koch, Mesner und Lehrer. Von Anfang an sorgte der Missionär überall für Schulen. Er plante schon ein eigenes Seminar für Priester aus Europa, aber der Plan ließ sich nicht verwirklichen. Bei allem pastoralen Eifer blieb für ihn die Hauptsorge sein priesterliches Innenleben.

Im Sommer 1838 mußte er zur Aushilfe nach Rochester, begeisterte sich für Geist und Arbeit der Redemptoristen, lernte den Obern, den Oberösterreicher P. Josef Prost, schätzen. Die Worte Prosts in einem Brief aus Baltimore „Vae soli!" ließen ihm keine Ruhe mehr. Am 4. September 1840 bat er um Aufnahme in die Kongregation. Als erster Novize machte er sein Noviziat in Pittsburg, wurde aber wegen der Priesternot viel in der Seelsorge und auf Aushilfen eingesetzt. Aber er lebte sich in idealer Weise in den Geist des Ordens ein. Am 16. Jänner 1842 legte er die Gelübde ab. Sein Bruder folgte ihm. Dann arbeitete P. Neumann unermüdlich in der Seelsorge in Baltimore und auf Volksmissionen, wurde 1844 Oberer in Pittsburg, baute hier Kirche, Kloster und Schule, betreute die Deutschen in weitem Umkreis. Bischof O'Connor wollte ihn schon zum Generalvikar machen, aber P. Neumann wurde 1847 zum Vize-Provinzial der zehn Häuser ernannt. Der bisherige Vize-Provinzial P. Held erklärte von ihm: „P. Superior Neumann ist ein großer Mann, der festen Charakter mit Klugheit und wahrer Frömmigkeit verbindet." Auf eigenen Wunsch wurde P. Neumann durch P. Hafkenscheid abgelöst, blieb aber dessen Berater und „rechte Hand". Im Jänner 1851 wurde P. Neumann Rektor in Baltimore. Im Oktober kam der bisherige Bischof von Philadelphia, Franz Kenrick, als Erzbischof. Das wurde zur Entscheidung für P. Neumann. Die beiden kannten sich schon länger. Der Erzbischof wählte den Rektor zum Beichtvater. Eines Tages erklärte der Erzbischof dem Nichtsahnenden, daß er im Dreiervorschlag für Philadelphia stehe. Der demütige Mann bat kniefällig und unter Tränen, davon abzusehen. Er ließ durch seinen Obern ein Memorandum gegen seine Ernennung in Rom einreichen. Aber Papst Pius IX. ernannte ihn am 1. Februar 1852 zum Bischof und befahl ihm im Gehorsam die Annahme des Amtes.

P. Neumann erhielt am 28. März die Bischofsweihe von seinem Erzbischof. Er leitete durch acht Jahre seine große Diözese, die das Gebiet von fünf Diözesen von heute umfaßte. Unermüdlich verkündete er Gottes Wort in verschiedenen Sprachen, begann sofort die Visitation, nahm sich besonders der Kinder an. In Stadt und Diözese war er eifriger Seelsorger im Beichthören, bei Krankenbesuchen und Versehgängen. Er baute über 30 Kirchen. Sein Hauptziel war die Errichtung von Pfarrschulen. Er fand zwei vor und hinterließ über 100 für die 113 Pfarreien. Vom Nationalkonzil von Baltimore im Mai 1852 wurde sein Katechismus von allen Bischöfen der USA gutgeheißen und erlebte viele Auflagen. Seine Rede über die Pfarrschule machte tiefen Eindruck, so daß das Prinzip von allen Bischöfen angenommen wurde, in jeder Pfarrei eine Pfarrschule zu begründen. Denn es gab nur religionslose Staatsschulen. Bischof Neumann wurde einer der größten Kämpfer für die Pfarrschule, aus der heute die vielen Priester- und Ordensberufe, die katholischen Lehrer und Lehrerinnen und

die katholischen Familien und Laienapostel heranwachsen. Die Päpste Benedikt XV. und Johannes XXIII. hoben dieses große Verdienst ausdrücklich hervor. Im Jahre 1854 nahm Bischof Neumann an der Feier der Verkündigung des Immaculata-Dogmas teil, gab Rechenschaft über den Stand der Diözese, wurde vom Papst liebevoll in Audienz empfangen mit den Worten: „Das also ist der kleine Redemptorist, der nicht Bischof werden wollte." Der Bischof besuchte seine Heimat und segnete den greisen Vater; die Mutter war schon 1849 gestorben.

Am 5. Jänner 1860 brach der Bischof auf der Straße tot zusammen. Sein Leib ruht in der Redemptoristenkirche St. Peter in Philadelphia. Bald begann die Verehrung und 1866 der bischöfliche und 1897 der päpstliche Prozeß. Nun wird er besonders den Welt- und Ordenspriestern und den Bischöfen als Vorbild gegeben.

(Erste Biographie vom Neffen P. J. Berger (New York 1883); modern wissenschaftlich-kritische von M. Curley (englisch 1952); eine volkstümliche von Reimann, Böhmerwaldsohn und Bischof von Philadelphia. Königstein 1960).

Mautern, Stmk. Eduard Hosp

Norbert Miko (†) — „Das Ende des Kirchenstaates"

Mit hartem Zugriff nahm der Tod am 31. August d. J. dem Universitätsdozenten DDr. Norbert Miko, Vorstand des Instituts für kirchliche Zeitgeschichte am internationalen Forschungszentrum in Salzburg, Gymnasialprofessor am Kollegium Petrinum in Linz, Lehrbeauftragtem für christliche Kunstgeschichte an der Phil.-theol. Diözesanlehranstalt Linz, die Feder aus der Hand. Gerade als er im Höhepunkt seiner Lebensbahn stand, wurde er im 48. Lebensjahr abberufen. Da er sich anschicken wollte, die ausgesäte Ernte in die Scheunen zu bringen, wurde ein scheinbar unbarmherziger Schlußstrich unter sein gerade begonnenes Werk über das Ende des Kirchenstaates im Jahre 1870 gesetzt. Sein Opus hatte er auf vier Bände berechnet, von denen nur der zweite seit knapp einem Jahre vorliegt[1]). Allerdings ist dieser der wichtigste, denn darin wurden die Quellen für die Zeit vom 11. August bis 22. September 1870 publiziert, während der erste Band, der dem sicheren Vernehmen nach schon gesetzt ist, die Dokumente bis zum 10. August enthalten wird und der vierte die Ergebnisse zusammenfassen sollte.

Gerade jene Zeit, die im bereits erschienenen zweiten Band behandelt wird, umschließt die letzten spannungsvollen Tage der päpstlichen Staaten, die seit der Säkularisation der anderen geistlichen Fürstentümer Europas in ihrem damaligen Umfang doch wohl ein anachronistisches Gebilde darstellten, für das sich in Wirklichkeit keine politische Macht mehr, auch nicht die sogenannten christlichen Regierungen und Souveräne die Finger verbrennen wollten.

Durch die nunmehr edierten Dokumente gewinnt die Gestalt Pius' IX., des ehemals liberalen Papstes, eine tragische und eigenartige Nuancierung. An seiner Seite stand Kardinalstaatssekretär Giacomo Antonelli, der sich immer wieder durchsetzte und beim Zusammenbruch des Kirchenstaates den Papst auch zum Verbleiben in Rom veranlaßte. Er erkannte richtig, daß keine Regierung eine große Freude gehabt hätte, innerhalb ihres Machtbereiches den Papst aufzunehmen, wenn auch zum Beispiel die Engländer in Civitavecchia ein Schiff bereitgestellt hatten. Antonelli war

[1]) Norbert Miko, Das Ende des Kirchenstaates.
2. Band (Quellen). Veröffentlichungen des Österreichischen Kulturinstitutes in Rom. Abteilung für historische Studien, in Verbindung mit der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Herausgegeben von Leo Santifaller. 2. Band. (LXII und 576.) Wien-München 1962, Verlag Herold. Leinen S 580.—.

es auch, der die Unwahrhaftigkeit aller Beteuerungen der italienischen Regierung durchschaute, wenn sie zunächst scheinheilig behauptete, die an den Grenzen des Kirchenstaates liegenden Truppen unter dem Befehl des Generals Raffaele Cadorna seien nur dazu bestimmt, daß sie das Eindringen von Revolutionären in den Kirchenstaat verhinderten. Für das Verhalten der Italiener in jenen Tagen findet der belgische Gesandte Pyke in Rom die Worte: „nouvelle manifestation du caractère Italien". Der gewandteste, um nicht zu sagen, gerissenste unter den damals in Rom anwesenden Diplomaten war zweifellos Harry Graf von Arnim, preußischer bzw. norddeutscher Gesandter beim Heiligen Stuhl. Er spielte sich in den entscheidenden Stunden als Vermittler auf, wobei aus den vorliegenden Dokumenten keineswegs klar ersichtlich ist, ob er wirklich im Auftrag des norddeutschen Bundeskanzlers Otto Graf von Bismarck handelte oder nicht. Tüchtig hineingelegt hat er zweifellos den auch sonst naiven österreichisch-ungarischen Geschäftsträger Giuseppe Cavaliere Palomba-Carracciola, der nicht einmal die deutsche Sprache beherrschte. Arnim ließ am 17. September nachmittags sämtliche Missionschefs einladen, sich um halb acht Uhr abends in den zur Verfügung gestellten Salons der österreichischen Botschaft (Palazzo Venezia) zu versammeln. Er selber erschien dann nicht, weil er angeblich zu einem Diner anderwärts verpflichtet war. Palomba vertrat ihn ahnungslos und trug an die Versammelten in seinem Auftrag das Ansinnen heran, sie mögen eine kollektive Note an den Kardinalstaatssekretär unterschreiben. Ihr Inhalt: Aufforderung an den Apostolischen Stuhl, den Einzug der italienischen Truppen in Rom ohne Widerstand zu gestatten. Der Antrag wurde begreiflicherweise einhellig abgelehnt, da sich keiner der Diplomaten dazu bevollmächtigt fühlte. Bezeichnend für Arnim ist auch, was er am Tage der Einnahme Roms unter anderem an Bismarck berichtete: „Die Zahl derjenigen, welche den Fall der weltlichen Macht des Papstes wirklich bedauern, ist verschwindend klein ... Es sind wenige, welche wünschen, den Kardinal Antonelli zu hängen, und noch viel weniger, welche bedauern würden, wenn andere ihn hängten."

Die Besetzung des Kirchenstaates vollzog sich während weniger Tage. Die Kühnheit, diesen immerhin doch gewagten Schritt zu unternehmen, gewann die italienische Regierung durch den politischen Umschwung in Frankreich. Noch am 25. August waren anläßlich des Ludwigsfestes in der französischen Nationalkirche S. Luigi dei Francesi 23 Kardinäle erschienen, auch der Papst selber war gekommen. In der Schlacht von Sedan einige Tage später war aber das Schicksal Napoleons III. besiegelt; in Frankreich wurde die 3. Republik ausgerufen, und jetzt waren die Italiener entschlossen, zu marschieren: sie hatten freien Rücken. Binnen weniger Stunden fiel schon am ersten Tag der Invasion Civitä-Castellana, Montefiascone und Viterbo, von wo Oberst Charette bereits am 19. August abziehen hatte wollen. Civitavecchia kapitulierte am 16. September, und am gleichen Tage war Rom von feindlichen Truppen eingeschlossen. Cadorna forderte den päpstlichen Kriegsminister und Oberkommandierenden der päpstlichen Truppen, General Hermann Kanzler, auf, sich zu unterwerfen. Dieses Ansinnen wurde zurückgewiesen, da man sich dazu entschlossen hatte, die Verteidigung der Ewigen Stadt wenigstens kurze Zeit durchzuführen, um offenkundig zu machen, daß es sich um Vergewaltigung handle.

Am 20. September um 5 Uhr früh begann dann die Beschießung Roms. Der Hauptangriff richtete sich auf die Porta Pia und die nördlich daneben liegende Mauer. In dünnen Schützenlinien waren dahinter auf Treppen und Galerien päpstliche Truppen postiert. Der Heilige Vater hatte gewünscht, daß sich im Zeitpunkt der äußersten Gefahr das Diplomatische Korps bei ihm einfinden solle. Um 8 Uhr erschien er zur

heiligen Messe und empfing gleich darauf die Botschafter, Gesandten und Geschäftsträger. Er unterhielt sich nicht mit einzelnen, sondern führte die Unterhaltung selber, indem er, wie Arnim kommentiert, in gezwungen scherzhafter Weise einen Vortrag über seine eigenen Erlebnisse hielt. Immer stärker wurde die Kanonade hörbar. Als um 8.55 Uhr eine Bresche neben der Porta Pia geschossen war, ließ kurz darauf General Kanzler die weiße Fahne hissen und verständigte durch ein Schreiben Kardinal Antonelli von der getroffenen Maßnahme. Gleichzeitig bat er um Erlaubnis zur Kapitulation. Als diese Nachricht eingetroffen war, protestierte der Papst in schmerzlichster Erregung und unter lautem Weinen gegen das zugefügte Unrecht.

Inzwischen waren die Italiener in die Stadt eingedrungen. Der römische Pöbel, der sich bis dahin ruhig verhalten hatte, fand nun auch den „Mut", unter lebhaften Evviva-Italia-Rufen und mit vielen Trikoloreschleifen durch die Stadt zu ziehen. Die päpstliche Verwaltung hatte sich infolge der Flucht der Beamten von selbst aufgelöst. Die Truppen besetzten ganz Rom, ausgenommen den Bezirk um St. Peter.

Die Dokumente über die geschilderten Vorgänge hat Miko in seinen letzten Lebensjahren mit Umsicht und Fleiß gesammelt, mit einer Vitalität, die wohl auch ein Vorbote seiner schweren Erkrankung war. Er nahm Aufenthalt in Stockholm, London, Brüssel, Paris und Madrid. Unter den heute vorliegenden Umständen sind zweifellos die Akten aus dem Deutschen Zentralarchiv II in Merseburg (Ostdeutschland) von besonderer Bedeutung, das er ebenso benützt hat wie das Politische Archiv im Auswärtigen Amt zu Bonn und das Bayerische Staatsarchiv in München. Naheliegend war die Benützung des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien, wo er allerdings die noch nicht völlig durchgeordneter Akten der römischen bzw. vatikanischen Botschaft nicht gesehen zu haben scheint. Der Angelpunkt für diese Arbeit bildete natürlich das Vatikanische Geheimarchiv, wo er Akten aus dem Fondo moderno des Staatssekretariats, aus dem Fondo Kanzler und aus den Nuntiaturarchiven von München, Paris und Wien einsehen durfte. Als der unternehmungsfreudige Herausgeber sein Vorhaben in Gang gebracht hatte, als er das erste Jahresstipendium der Österreichischen Akademie der Wissenschaften bewilligt bekam, war noch gar nicht sicher feststehend, ob er eine Ausnahmegenehmigung für „seine" Akten im Vatikanischen Archiv bekommen werde, da bekanntlich die Sperre aus verschiedenen Gründen (unter anderem auch Platzmangel im Benützersaal) bei 1848 liegt. Durch seine geschickte Verhandlungskunst und weitreichende Beziehungen, die er auch durch seinen Aufenthalt im Collegio Teutonico Santa Maria della Pietà am Campo Santo in dieser Richtung auszudehnen verstand, erhielt er tatsächlich Einblick in viele Akten, die bisher nicht freigegeben waren; allerdings nicht in alle, so daß also auch der vorliegende Band zwar wertvollste Erkenntnisse, aber noch nicht völlig abschließende zu bieten vermag.

Das Opus von Miko reiht sich an das schon 1917 erschienene Dokumentationswerk über die römische Frage von Hubert Bastgen und an die 3 Bände von P. Pietro Pirri über den Briefwechsel von Pius IX. und Viktor Emmanuel II. würdig an, ja es führt über sie hinaus. Einiges bleibt freilich zu bedauern: Der Herausgeber beschränkt sich, wie er selber in der Einleitung ausführt, nach durchaus objektiven Gesichtspunkten auf die Publikation von nur einem Drittel der ihm vorliegenden Dokumente; trotz des anerkennenswerten Entgegenkommens der zuständigen italienischen Behörden durfte er von den im italienischen Staatsarchiv befindlichen Dokumenten nur eine kurze deutsche Zusammenfassung bringen, da gerade eine Ausgabe der italienischen Archivbestände für den kritischen Zeitabschnitt in Arbeit ist; auch auf

Bemerkungen über jene Beamte, die die Konzepte geschrieben, sie verbessert oder genehmigt haben, glaubte er, im allgemeinen keine Rücksicht nehmen zu können, obwohl diese gar manchmal einen interessanten Schluß auf die eigentlichen Drahtzieher erlauben könnten.

Wollte man auf sonstige Details der vorliegenden Arbeit eingehen, müßte wohl vor allem der Umstand gerechte Berücksichtigung finden, daß der Verfasser sein Buch sozusagen im Angesichte des Todes niederschrieb. Es war ein Wettlauf, währenddessen sich eine Tapferkeit und Ausgeglichenheit des Gemütes, eine tiefe religiöse Überzeugung an dem sonst so lebenslustigen Forscher offenbarte, die unsere rückhaltlose Bewunderung verdient. Aus diesem Umstande ist auch erklärbar, warum manche Inkonsequenz in den Regesten, in den Anmerkungen sowie auch in der Zählung der Dokumente, ja selbst manche offenkundigen Transkriptionsfehler bei fremdsprachigen Texten stehen blieben. Auch der Umstand, daß im letzten Augenblick, als sich das Manuskript schon beim Verleger befand, vom Vatikanischen Archiv dankenswerterweise noch neues Material zur Verfügung gestellt wurde, ist dafür eine objektive Entschuldigung, die es verständlich erscheinen läßt, wenn zum Beispiel ein Dokument zweimal aufscheint (siehe Nr. 1877—1968) und der Ortsname Allumiere (auf der Straße von Civitavecchia zum Bracciano-See) nicht als solcher erkannt wurde (Seite 401).

Zweifellos ist das vorliegende Werk ein unentbehrlicher Behelf für die weitere Erforschung der mit dem Untergang des Kirchenstaates zusammenhängenden Probleme. Es ist aber auch eine Offenbarung der vielschichtigen Persönlichkeit des Herausgebers, der sich im Anmerkungsapparat zu vielen apologetischen Bemerkungen verleiten ließ. Diese hätten wohl, wenn sie schon für notwendig erachtet wurden, besser im 4. Band Platz gefunden. Wenn man aber bedenkt, daß Miko bei ihrer Niederschrift schon befürchten mußte, diesen nicht mehr schreiben zu können, kann man ihn auch in diesem Punkt besser verstehen.

Das Werk des in den schönsten Jahren reifer Mannesblüte hinweggerafften Verfassers, meines Weggefährten seit der ersten Gymnasialklasse, wird lange über seinen Tod hinaus bestehen bleiben und seinen Namen für immer mit dem von ihm gewählten Thema verknüpft erscheinen lassen. Dies bedeutet auch für unsere Zeitschrift eine Ehre, die ihn durch Jahre zu einem ihrer begabtesten Mitarbeiter zählen durfte.

Linz/Donau Josef Lenzenweger

Römische Erlässe und Entscheidungen

Bericht von Peter Gradauer

Namensänderung des Bistums Seckau. Mit dem Apostolischen Schreiben „Quod non tua" vom 22. Juni 1218 war die Diözese Seckau errichtet und als Suffraganbistum der Metropole Salzburg unterstellt worden. 1786 war ohne Namensänderung der Sitz des Bischofs in die Stadt Graz übertragen worden, die als Hauptstadt der Steiermark sowie durch den regen Handel und Verkehr die anderen Städte schon damals an Bedeutung übertroffen hatte. Diesen Tatsachen Rechnung tragend, erbat der derzeitige Diözesanbischof Dr. Josef Schoiswohl vom Hl. Stuhl die Abänderung des Namens des Bistums und der Diözese von „Seckau" in Graz-Seckau", lateinisch: „Dioecesis Graecensis-Seccoviensis". Dieser Bitte wurde durch ein Dekret der Konsistorialkongregation vom 22. April 1963 entsprochen. Damit lautet auch die amtliche Bezeichnung des Ordinariates jetzt „Bischöfliches Ordinariat Graz-Seckau" bzw. als Postanschrift die Kurzform: „Bischöfliches Ordinariat Graz".

(Kirchliches Verordnungsblatt für die Diözese Graz-Seckau, VIII/1963, Nr. 72.)

Vom Missionsfeld

Die päpstlichen Missionswerke, ihre Geschichte, ihre Situation in der Welt und in Österreich

Von Johann Bettray

I. Das Werk der Glaubensverbreitung

Das 19. Jahrhundert wird von Mulders, einem Fachmann der Missionsgeschichte, als Zeit des Aufmarsches des katholischen Missionswerkes bezeichnet. Es ist erstaunlich, wie in dieser Zeit die Zahl der Missionsorden anstieg, wie sich die Päpste, besonders seit Gregor XVI., intensivst für die Missionen einsetzten, wie sich das katholische Volk durch die Missionsvereine für das Missionswerk begeisterte. Den Beginn der Missionsvereine bildete das von Pauline Jaricot, der Tochter eines reichen Lyoner Seidenfabrikanten, ins Leben gerufene „Werk der Glaubensverbreitung", dessen Anfänge bis 1816 zurückreichen. Die Gründerin ging vom Gedanken aus, durch kleine, aber regelmäßige Beiträge möglichst vielen Katholiken die Missionshilfe zu ermöglichen. Dazu teilte sie die Mitglieder in Zehnerschaften, Hundertschaften, Tausendschaften ein, von denen jeder wöchentlich einen Sous zu geben hatte neben der regelmäßigen geistlichen Missionshilfe des Gebetes und Opfers. Gründungstag des Werkes war der 3. Mai 1822. Am 23. Mai darauf wurden die Statuten gebilligt vom Kardinal-Erzbischof von Lyon und der erste Generalrat gewählt. Seit der Genehmigung durch Pius VII (15. 3. 1823) steht das Werk der Glaubensverbreitung unter dem besonderen Schutz der römischen Päpste, die es mit reichen Ablässen versahen: Leo XII. (Reskript v. 11. 5. 1824), Pius VIII. (Reskript v. 18. 12. 1829), Gregor XVI., der große Missionspapst des 19. Jahrhunderts (Reskripte v. 25. 9. 1831, 15. 11. 1835, 22. 7. 1836 und Enzyklika „Probe nostis" v. 15. 8. 1840), Pius IX. (6 Reskripte), Leo XIII. (mehrere Reskripte und Missionsenzyklika „Sancta Dei Civitas" v. 3. 12. 1880). Pius X. sah im Werk der Glaubensverbreitung einen der wichtigsten Faktoren des heimatlichen Missionswesens. Er gab ihm den hl. Franz Xaver zum Patron und benützte jede Gelegenheit, um das Werk den Diözesen und Ländern zu empfehlen. Benedikt XV. bot in seiner Missionsenzyklika „Maximum illud" v. 30. 11. 1919 die „Magna Charta" des modernen Missionswesens. Darin sagt er: „An erster Stelle erwähnen Wir das sogenannte Werk der Glaubensverbreitung . . . Es ist Unser Wille, daß die Propagandakongregation Maßnahmen treffe, um in Zukunft dessen Erträgnisse an edlen Spenden noch zu steigern." Diese Maßnahmen bestanden vor allem in der Herausgabe des Motu Proprio „Romanorum Pontificum" (3. 5. 1922), das, vom damaligen Nationaldirektor Italiens Angelo Roncalli (Johannes XXIII.) mitverfaßt, wesentlich zur heutigen Blüte des Werkes beitrug. Durch Verlegung des Generalrates nach Rom erhielt das Werk noch mehr universalen Charakter. Dem Generalrat präsidiert der Sekretär der Propaganda. Diese Kongregation ernennt auch die Nationaldirektoren, denen Nationalräte zur Seite stehen, die unmittelbar dem Generalrat unterstehen. Weitere Glieder sind die Diözesandirektoren und Diözesanräte, Pfarrkommissionen mit dem Pfarrer oder einem verantwortlichen Priester als Leiter. Diese Organisationsform hat sich bewährt, besonders dort, wo es hauptamtliche Funktionäre des Werkes gibt. Leider ist das nur in wenigen Ländern der Fall. Innerhalb der Länder ist der Diözesandirektor von Bedeutung, dem neben den verwaltungsmäßigen Belangen vor allem die Propagierung des Werkes in den Pfarren obliegt. Dafür müßte er allerdings völlig freigestellt sein. Es ist beklagenswert, daß Priester für alle möglichen, sicher auch wichtigen Aufgaben freigestellt sind, daß aber für dieses so eminent wichtige Werk oft nicht einmal der Nationaldirektor völlig frei ist. Dadurch leidet nicht allein die Mission Schaden, es bleiben auch Möglichkeiten heimatlicher Seelsorge ungenützt, die durch noch so intensive andere Seelsorgmethoden nie erschlossen werden. Es sollten darum für diese wichtigen Aufgaben hauptamtlich Priester angestellt werden wie in Australien, das mit der Kopfquote der Spenden nach den USA an zweiter Stelle steht.

Das „Werk der Glaubensverbreitung" wurde gefördert durch alle Missionsenzykliken. So Pius XI. in „Rerum Ecclesiae" (1926), Pius XII. in „Evangelii praecones" (1951), Johannes XXIII. in „Princeps Pastorum" (1959). Zur 40-Jahr-Feier von „Romanorum Pontificum" (3. 5. 1962) richtete Johannes XXIII. ein Schreiben an den Kardinalpräfekten der Propaganda. Es enthielt nicht, wie man erwartet hatte, die notwendige Neuformung der Statuten des Werkes, sondern eine Aufmunterung an Bischöfe und Priester zu vermehrtem Eifer: „Wir vertrauen daher, daß Unsere ehrwürdigen Brüder fortfahren, mit erlesenem Eifer das Wachstum der Päpstlichen Werke zu fördern, indem sie auf jede mögliche Weise die Tätigkeit der hochverdienten Priester unterstützen, die als National- und Diözesandirektoren jenen Werken vorstehen." Der Papst spricht auch von „Kernzellen" auf diözesaner und pfarrlicher Ebene, die verstärkt werden müssen.

Welche Bedeutung diesem Werke zukommt, sieht man daraus, daß in der Relatio des Generalsekretariates über das Jahr 1962 66 Zentralräte aufgeführt werden, in deren Bereich das Werk

mehr oder weniger blüht. Darunter finden sich nicht wenige Gebiete, die geographische Sammelbegriffe darstellen, z. B. Westafrika, Ostafrika, Inselafrika. Zwar sind die von diesen Ländern aufgebrachten Summen nicht sehr groß, aber man sieht doch, daß das Werk in ihnen eingeführt ist und die einzelnen Nationen sich langsam mehr und mehr bemühen, ihren Beitrag zur weiteren Missionierung der eigenen Heimat und der Welt zu leisten. Die Nationen mit finanziellen Leistungen sind der Reihe nach (in Dollar) USA mit fast 12 Millionen, Deutschland-Aachen mit 2,566.499 und -München mit 387.500, Italien mit 1,205.500, Spanien mit 883,441, gefolgt von Holland mit 696.164 und Canada-Quebec mit 661.387 sowie -Toronto mit 297.024. Es folgen Belgien mit 610.000, Frankreich-Lyon mit 561.224 Dollar sowie Paris mit 428.571. Dann kommen Österreich mit 376.511, Australien mit 365.910 und Portugal mit 305.060. Dem Werke der Glaubensverbreitung wurden im Jahre 1962 insgesamt 22,464.482 Dollar zur Verfügung gestellt. Das ist eine Steigerung von nicht ganz 9% gegenüber dem Vorjahr. Davon wurden etwas mehr als 22 Millionen sofort für die Missionen ausgegeben, und zwar 6,850.000 für die laufende Unterstützung der Missionsgebiete. Bedenkt man, daß es allein über 750 Gebiete der Propaganda gibt, so sieht man, daß die einzelnen Diözesen nicht einmal 10.000 Dollar im Durchschnitt erhielten. Einen sehr großen Teil — 20 % — der Gesamtsumme erhielt das Petruswerk: 4,345.614. Die Kongregation für die Ostkirche erhielt 1,064.437. An außerordentlichen Subsidien wurden 8,060.450 verteilt. Von 893 Ansuchen um außerordentliche Unterstützung wurden 765 bedacht, aber nur in der Höhe von durchschnittlich 37,61 % der erbetenen Summe. Hätte man alle Wünsche voll befriedigen wollen, so wären 21,427.297 Dollar für außerordentliche Hilfe benötigt worden. Daß die Propaganda zielbewußt und echt kirchlich in ihrer Missionshilfe vorgeht, sieht man an der Höhe der Unterstützung einzelner Anliegen: Lateinamerika — 639.665, für Kirchen und Kapellen — 1,198.600, für Schulen aller Grade — 1,851.600, für Katechisten — 748.000, für Sozialwerke — 407.000, für Häuser einheimischer Novizen — 416.818, für Häuser von Ordensleuten — 520.000.

Der Streit, was wichtiger ist, Förderung der Päpstlichen Missionswerke oder Förderung der Missionswerke der Orden, ist sehr müßig. Solange die Orden die größte Last der Ausgaben für das Missionswerk tragen müssen (von den Gesamtausgaben mindestens 80 %), ist, jedenfalls von der praktischen Notwendigkeit her, die Unterstützung der Missionsorden eine Lebensfrage der Mission. Das weiß Rom sehr gut, und darum hat es sich nie zu Verlautbarungen bereit gefunden, die eine Monopolisierung der Verwaltung der Missionsgelder durch die Päpstlichen Missionswerke oder eine Kontrolle der missionierenden Orden durch diese Werke ermöglicht hätten. Außerdem muß gesagt werden, daß durch die Übertragung eines Missionsgebietes an einen Missionsorden Rom dem Orden wenigstens einschlußweise zugebilligt hat, die für den Ausbau der Mission notwendigen Mittel in den altchristlichen Ländern zusammenzubringen. Daß gewisse Regelungen zwischen Päpstlichen Werken und Orden, wie sie etwa in den USA, in Deutschland, der Schweiz und anderswo bereits funktionieren, bei intensiver Werbung unumgänglich sind, versteht jeder Einsichtige. Doch gerade das Moment der Übertragung der Missionsgebiete an die Orden birgt, auf weite Sicht betrachtet, auch die gebieterische Notwendigkeit der Förderung der Päpstlichen Missionswerke in sich. Wir erleben es in unseren Tagen, wie immer mehr Missionsgebiete dem einheimischen Klerus übertragen werden. De facto sind die farbigen Bischöfe meist nicht Ordensleute, sondern Weltkleriker. Durch die Übertragung von Orden an den Weltpriesterstand verschiebt sich die Verantwortung. Während früher der Orden das Missionsgebiet als sein Gebiet betrachtete, entwickelt sich jetzt mehr und mehr das System der altchristlichen Länder, daß nämlich die Orden zwar mitarbeiten, ja anfänglich meist noch die Hauptlast der Arbeit zu tragen haben, daß aber die Verantwortung nicht mehr bei ihnen liegt. Da nun die einheimischen Bischöfe, sofern sie nicht Ordensleute sind, den Rückhalt eines Ordens nicht hinter sich haben, sind sie stärker auf andere Hilfe angewiesen. Sie werden sich einerseits bemühen, mehr und mehr ihr eigenes Volk zur Hilfe heranzuziehen, werden das aber sehr oft noch nicht können, weil ihr Gebiet meist in die Kategorie der Entwicklungsländer fällt. Die Hilfe muß also von außen kommen. Die einheimischen Bischöfe sind auf die Hilfe der Propagandakongregation angewiesen. Die Unterstützung des Werkes der Glaubensverbreitung bedeutet also immer mehr Unterstützung der einheimischen Kirche. Aber ganz abgesehen von diesen Argumenten gilt, daß die oberste Missionsbehörde eine strategisch wirkungsvolle Planung nur dann realisieren kann, wenn sie über die nötigen Mittel verfügt. So verständlich es daher ist, wenn sich tüchtige Missionsbischöfe um finanzielle Hilfe umsehen, so muß ein Anliegen ihres Gebietes in der Gesamtplanung der Propagandagebiete nicht unbedingt von erstrangiger Bedeutung sein. Und von der Heimat aus gesehen gilt: So wirkungsvoll eine Kontaktnahme mit der Mission auf diözesaner oder pfarrlicher Ebene ist, so anziehend die Adoptionen sind: es sollten die bedenklichen Seiten dieser Entwicklung nicht aus dem Auge gelassen werden. Der Präsident des Werkes der Glaubensverbreitung in Aachen-Deutschland richtete diesbezüglich im November 1962 eine Anfrage an die

Propagandakongregation. Sie lautet: „Sehr viele Priester und Laien richteten an dieses Nationalbüro der Päpstlichen Missionswerke die dringliche Anfrage, ob irgend eine Diözese oder Pfarrei Deutschlands eine Diözese oder Pfarrei in den Missionsgebieten in Form der Verschwisterung adoptieren könne. Und da Fragen dieser Art heute häufig erörtert werden, sei es mir gestattet, von Eurer Eminenz Auskunft zu erbitten, wie die Hl. Kongregation der Glaubensverbreitung sich zu dieser Angelegenheit stellt." Der Kardinalpräfekt der Propaganda, Kardinal Agagianian, antwortete unter dem 7. Dezember des gleichen Jahres: „Obwohl das von mehreren Priestern und Laien geäußerte Verlangen durchaus deren Missionsliebe zeigt und deshalb des Lobes würdig zu sein scheint, pflegt dieses heilige Dicasterium im Hinblick auf die heutige Ordnung und Organisation sowohl der Missionen als der Päpstlichen Missionswerke solche Initiativen keineswegs zu begünstigen." Diese Antwort wurde gegeben, obwohl man in Rom genau etwa um die Verdienste der Erzdiözese Köln (Kardinal Frings) für die Erzdiözese Tokio und andere Fälle ähnlicher Art weiß. Welche Lösung diese Fragen im Laufe des Konzils erfahren werden, bleibt abzuwarten. Sicher ist, daß Paul VI. als Erzbischof von Mailand ähnlich wie Kardinal Frings arbeitete. Sollte es auf dem Konzil zu stärkerer Förderung diözesaner Aktionen für die Missionen kommen, dann wohl nur nach einheitlich römischer Planung durch Verteilung der Missionsdiözesen auf die altchristlichen Diözesen. Auf diese Weise wäre die Strategie gesichert, dem wilden Werben die Tore gesperrt und dem Wunsche der Bischöfe nach persönlicher Fühlungnahme mit den Missionsgebieten entsprochen.

Wie steht es mit dem Werke der Glaubensverbreitung in Österreich? Eingeführt wurde das Werk 1881. Dieses späte Datum hängt mit der altösterreichischen Leopoldinenstiftung zusammen, die fast parallel (1829) mit dem Werk der Glaubensverbreitung entstand und eine ganz ähnliche Organisation wie dieses aufwies. Jedoch finden sich bereits 1827 in den Annalen des Werkes der Glaubensverbreitung „Beiträge aus Deutschland und Österreich". Die Leitung des Werkes lag bis 1919 in den Händen der Patres Oblaten des hl. Franz von Sales. Dann wurde es durch Kardinal Piffl neu organisiert. Unter dem 3. Dezember 1919 erhielt es ein eigenes Sekretariat. Kanonikus Wolny wurde erster Diözesandirektor, Religionsprofessor Karl Drexler erster Sekretär. Durch die römische Neuorganisation des Werkes wurde auch das Werk in Österreich auf die Grundlage von „Romanorum Pontificum" gestellt. Erster Nationaldirektor wurde Kanonikus Wolny (bis 1923). Allmählich schlossen sich alle Länder Österreichs der Wiener Zentrale an. Nach der Unterbrechung des Werkes von 1938 bis 1945 entstand 1945 wiederum eine Nationaldirektion. Das Werk blühte erfreulich auf. Aus dem Jahre 1962 konnte es 9,689.518 Schilling nach Rom überweisen. Die Zahl der Mitglieder betrug Ende 1962 185.794. Seit 1955 hat sich die Mitgliederzahl verdreifacht. Man darf hoffen, daß durch die sehr modern gestaltete Zeitschrift des Werkes „Weltmission", die sich durchaus neben anderen modernen Illustrierten sehen lassen kann, der Missionsgedanke in noch intensiverer Weise gefördert wird. Vor allem sollte er wachsen durch besseres Verständnis für den persönlichen Einsatz.

II. Das Werk der heiligen Kindheit Jesu

Dieses segensreiche Werk entstand aus einem fürchterlichen Notstand. 1877 schrieb eine chinesische Zeitung: „Das Ertränken kleiner Mädchen hat so zugenommen, daß es gegenwärtig über das ganze Reich hin allgemein im Gebrauch ist." Eine Stimme aus vielen vorher und nachher. Zahllose Edikte und Gesetze der Kaiser Chinas suchten diesem Unwesen zu steuern — ohne Erfolg. Die Missionare trafen, wo immer sie wirkten, auf diesen Übelstand. Pariser Missionare tauften z. B. in einigen Provinzen Chinas zwischen 1771 und 1800 allein 71.914 Findlinge. Man meinte aber, trotzdem nur ein Zehntel der ausgesetzten Kinder erfaßt zu haben. Auf diese erschütternden Tatsachen wurde Bischof Comte Forbin Janson aufmerksam. Er war von 1823 bis 1830 Bischof von Nancy und wurde dann gezwungen, seine Diözese zu verlassen. Gern wäre er nach China gegangen, doch ward ihm das verwehrt. Das Schicksal der armen ausgesetzten chinesischen Kinder aber ließ ihn nicht ruhen. 1841 begann er, nachdem er sich mit Pauline Jaricot beraten hatte, das Werk der hl. Kindheit. Die Idee war: Christenkinder helfen Heidenkindern zur hl. Taufe. Der Gründer widmete sich von da an vollständig seinem Werk. Es breitete sich sehr rasch aus. Leider starb er bereits im August 1844. Damals bestand das Werk bereits in 65 Diözesen. Die Zentrale des Werkes ist bis jetzt Paris. Doch ist anzunehmen, daß sie nach Rom verlegt wird, wo sich bereits die Zentrale des Werkes der Glaubensverbreitung befindet. Ende des 19. Jahrhunderts war das Werk in gut 30 Ländern verbreitet, somit ganz international und ausgezeichnet organisiert. In Österreich wurde es 1846/47 eingeführt.

Das Werk erhielt schon sehr früh den Segen des Apostolischen Stuhles. Pius IX. approbierte es mit Breve vom 18. Juli 1846. Die Missionsenzykliken loben es und fordern die Kinder zum Beitritt auf. Das schon erwähnte Motu Proprio „Romanorum Pontificum" erklärt es zum Werk

des Apostolischen Stuhles, mithin als Päpstliches Werk. Pius IX. gab dem Werk unter dem 9. März 1872 seine Statuten, die von Leo XIII. unter dem 22. Jänner 1893 ergänzt wurden. Durch das Motu Proprio „Decessor Noster" Pius' XI. vom 24. Juni 1929 wurde die Koordinierung der einzelnen Päpstlichen Werke organisatorisch erreicht. Pius XII. schenkte dem Werk 1950 den „Welttag der hl. Kindheit" als Missionsopfer und -bettag aller katholischen Kinder der Welt. Die heutige Organisation des Werkes ist ähnlich dem des Werkes der Glaubensverbreitung mit Zentralrat, Nationalrat, Nationaldirektor, Diözesanrat, Diözesandirektor, Pfarrkomitee mit dem Pfarrer oder einem bevollmächtigten Priester als Leiter. Einige ältere Zahlen beleuchten den Segen des Werkes: In den ersten 50 Jahren des Bestehens wurden nicht weniger als 12 Millionen Kinder getauft. Sehr viele waren buchstäblich gegen eine bestimmte Summe von heidnischen Eltern losgekauft worden. Daher der Ausdruck „Kauf eines Heidenkindes". 1891 wurden dann allein 481.535 solcher Kinder getauft. 145.403 von ihnen blieben am Leben und wurden christlich erzogen. In den ersten 50 Jahren des Werkes wurden auch 661 Waisenhäuser und 3.418 Schulen gebaut. Meist wurden die Findlinge in aussichtsreichen Berufsarten ausgebildet und bewährten sich im Leben. Nicht wenige von ihnen wurden Priester, Brüder und Schwestern. Heute ist der „Kauf eines Heidenkindes" allerdings etwas problematisch. Man denke z. B. an die Wahl eines Namens. Es ist nicht jedermanns Sache, sich einen Namen vorschreiben zu lassen. Außerdem gibt es in den Missionsländern bereits Heilige und Selige, deren Namen von den Einheimischen gern genommen werden. Betrachtet man die Situation, so wäre für die christliche Erziehung eines Kindes eine ganz andere Summe notwendig als 100 Schilling. Sofern es den Missionaren, besonders den Missionsschwestern, heute überhaupt möglich ist, Findlinge aufzulesen und zu erziehen, ist es ein ziemlich umständlicher Prozeß, bis der Findling etwa den Schwestern zur Adoption überlassen wird, bis er die schulische und berufliche Ausbildung erhalten hat, bis er endlich verheiratet ist. Angesichts der heutigen Notwendigkeiten sind die 100 Schilling für ein Heidenkind nur eine sehr bescheidene symbolische Geste. Vollends unmöglich ist es, nach Spendung dieser Summe noch zu fordern, über „sein" Heidenkind durch Korrespondenz auf dem laufenden gehalten zu werden.

Nach der Sitzung des Generalrates des Werkes von Juni 1962 zählte das Werk 41 Nationaldirektionen, von denen die USA mit 14,9 Millionen NF Bruttoeinnahmen an der Spitze lagen, gefolgt von Deutschland mit 6,2 Millionen. Österreich steht mit 223.679 NF an 14. Stelle aller Nationen. Die Bruttoeinnahmen des Werkes betrugen zum gegebenen Zeitpunkt 32,533.844 NF. Davon konnten 23,940.981 für die Missionen bestimmt werden. 10 % erhielt Afrika für besondere Hilfe. 21,500.000 NF wurden auf 1382 Ansuchen verteilt. Naturgemäß erhalten viele Schwesternwerke vom Werke der hl. Kindheit Hilfe. Schulen, Krankenhäuser, Waisenhäuser, Armenapotheken, Asyle etc. werden bedacht. In Österreich hatte das Kindheit-Jesu-Werk bis 1938 zwei Zentralen, in Salzburg und in Wien. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde die salzburgische Zentrale aufgelassen. Aus dem Jahre 1962 konnten der Zentrale des Werkes in Paris 790.978 Schilling überwiesen werden. Die Mitgliederzahl des Werkes betrug Ende 1962 164.911, was eine Vermehrung von 5,5 % der Mitglieder in einem Jahr ist.

III. Das Petruswerk zur Heranbildung des einheimischen Klerus

Es ist eines der wichtigsten, wenn nicht überhaupt das wichtigste Päpstliche Missionswerk. Seine Anfänge sind ähnlich schlicht und einfach wie die der anderen Werke. Seit 1889 übte Japan der christlichen Religion gegenüber eine liberalere Politik. Der damalige Apostolische Vikar von Nagasaki, Msgr. Cousin, begriff die Notwendigkeit der Förderung des einheimischen Klerus. Die Berufe waren da. Nicht aber die Mittel, sie heranzubilden. Unter dem 1. Juni 1889 schrieb er nach Frankreich an die Damen Stefanie und Johanna Bigard, Mutter und Tochter, von seinem Anliegen der Gründung eines Priesterseminars. Die Damen nahmen die Anregung auf und wanderten bettelnd von Haus zu Haus. Dieser Brief des Bischofs wird gern als eigentlicher Beginn des Petruswerkes angesehen. Es entwickelte sich nicht ohne Schwierigkeiten. Die Enzyklika Leos XIII. „Ad extremas Orientis oras" vom 24. Juni 1893 war eine indirekte Bestätigung des Werkes. Sie war bei Gelegenheit der Eröffnung des Päpstlichen Zentralseminars von Kandy auf Ceylon (heute Poona bei Bombay) verfaßt worden und zerstreute viele Zweifel. Am 12. Juli 1895 gab Leo XIII. nach Einsichtnahme in den Bericht des Werkes diesem seinen Segen. Im gleichen Jahr wurde das Werk mit Ablässen versehen. Im Oktober 1895 formierte sich der erste Rat des Werkes. Die Propaganda ermunterte die Damen Bigard unter dem 10. Dezember 1896. Der Versuch, im Jahre 1900 die staatliche Anerkennung in Frankreich zu erhalten, mißlang. Darauf ging man in die Schweiz, wo das Werk die Anerkennung der öffentlichen Autorität unter dem 18. Oktober 1920 erhielt. Nach dem Tode der Mutter Bigard übergab die Tochter das Werk den Franziskaner-Missionärinnen Mariens, deren Protektor der berühmte Kardinal

van Rossum Kardinalpräfekt der Propaganda war. Er veranlaßte, daß das Werk mit 28. April 1920 unter die unmittelbare Leitung der Propaganda gestellt wurde. Pius XI. gab dem Werk die hl. Theresia vom Kinde Jesu zur Patronin und stellte es in seiner Missionsenzyklika „Rerum Ecclesiae" auf die gleiche Stufe wie das Werk der Glaubensverbreitung. Im Motu Proprio „Vix ad summi" vom 24. Juni 1929 erhielt das Werk seine Statuten, vor allem seine organisatorische Form, die jener des Werkes der Glaubensverbreitung nachgebildet ist. Das Werk will mit Hilfe von Gebet und Opfer den einheimischen Klerus in den Missionen fördern. Ein Bemühen, das von größtem Erfolg gekrönt wurde. Zufolge des jüngsten Jahresberichtes des Werkes für 1963 unterstützt es 479 Seminarien mit 30.855 Kleinen und 5505 Großen Seminaristen. Von diesen Seminarien hängen 404 ab von der Propagandakongregation, 329 Kleine und 75 Große. Die Ausgaben des Werkes steigern sich von Jahr zu Jahr. Das Werk braucht für 1963 an Subsida ordinaria 6,049.046 US-Dollar, an Subsidia extraordinaria 5 Millionen US-Dollar. Man kann aber nur über 8,250.000 Dollar verfügen. Das sind nur um 100.000 Dollar mehr als im Vorjahr. Etwas über 4 Millionen dieser Summe stammen aus Spenden der einzelnen Nationen. Das übrige Geld wird vom Werk der Glaubensverbreitung gegeben. Deutschland-Aachen steht mit 1,027.160 und München mit 185.031 Dollar eindeutig an der Spitze. Weit vor den USA mit 752.708. Es folgen Kanada-Quebec mit 538.830 und Toronto mit 108.552. Dann kommen Holland mit 428.663, Italien mit 310.644, Frankreich-Lyon mit 231.470 und Paris mit 143.015. Belgien spendete 187.519, Spanien 129.935, Malta (!) 116.740 und Irland 103.979. Österreich spendete im Jahre 1962 27.928 Dollar. Wie wichtig dieses Werk ist, wird sofort klar, wenn man bedenkt, daß in den Missionsländern bereits 182 einheimische Bischöfe und ca. 9000 einheimische Priester wirken.

Seine Geschichte in Österreich? Es wurde 1922 in der „Weltmission" sehr empfohlen. Die ersten größeren Spenden — 4193 Kronen — wurden 1924 übersandt. Die Diözese Linz war die erste, die das Werk (1928) offiziell einführte. Das Werk ist in Österreich nicht mitgliedermäßig organisiert. Es erhält freiwillig gegebene Spenden. Es ist zu hoffen, daß durch Angabe von konkreten Bauvorhaben für Seminarien in den Missionen die Gebefreudigkeit der Priester und Gläubigen noch mehr angeregt wird. Jedenfalls hat eine diesbezügliche Erlagscheinaktion in der Juninummer der „Weltmission" 1963 bereits ein erfreuliches Echo gefunden.

IV. Der Klerusmissionsbund

Der ideellen Bedeutung nach müßte er eigentlich an erster Stelle behandelt werden, da er die geistigen Grundlagen für die übrigen Werke in den Priestern und damit auch in den Gläubigen legen soll. Die Ursprünge dieses Werkes weisen nach Deutschland, wo Professor Schmidlin von Münster aus den deutschen Klerus in Missionsvereinigungen zusammenfaßte. Man dachte auch an die internationale Ausbreitung dieser Vereinigungen. Jener, dem dieser große Wurf gelang, war der Italiener Pater Paolo Manna. 1915 unterbreitete er dem Gründer der Parma Missionare, Erbischof Guido M. Conforti, in 11 Artikeln seine Ideen. Dieser wiederum überreichte sie am 27. April 1916 Benedikt XV., der sie unter dem 31. Oktober 1916 durch den Propagandapräfekten Serafini approbierte. Besonderen Aufschwung nahm der Klerusmissionsbund nach der Publikation der Enzyklika Benedikts XV. „Maximum illud." Darin heißt es: „Wisset daher, daß Wir in allen Diözesen der katholischen Welt die Einführung des sogenannten Klerusmissionsbundes wünschen. Er untersteht der Propagandakongregation, der Wir bereits alle diesbezüglichen Vollmachten erteilt haben. Dieser Verein ist vor kurzem in Italien entstanden und hat sich über andere Länder verbreitet. Da es Uns daran gelegen ist, daß er aufblüht, wurde er von Uns bereits mit vielen päpstlichen Gunsterweisen ausgezeichnet. Mit Recht, denn er regelt sehr gut die Tätigkeit der Geistlichen, um den Christen die Sorge für das Heil so vieler Heiden einzuflößen, aber auch um all die verschiedenen Werke zu fördern, die dieser Heilige Stuhl schon zum Besten der hl. Missionen gutgeheißen hat."

Das Werk erhielt 1926 seine Statuten, die unter dem 14. April 1937 zugleich mit dem Approbationsdekret neu bearbeitet herauskamen. Danach ist die Organisation den übrigen Päpstlichen Missionswerken gleich, mit dem Unterschied, daß die Union über dem Nationaldirektor noch einen Präses aus dem Episkopat hat. Es ist an sich verständlich, daß andererseits ein Pfarrkomitee fehlt, weil der Diözesanrat das unterste Glied des Bundes ist, da er die Priester einer Diözese zusammenfaßt. Mitglieder des Werkes sollen alle Priester sein. Aber auch die Seminaristen in den Priesterseminarien können Mitglieder sein. Mit Dekret vom 14. Juli 1949 können auch Ordensbrüder und Ordensschwestern der Vereinigung angeschlossen werden. Der Sinn dieser Vergünstigung ist offenbar der Ansporn zum vermehrten Eifer für die Missionen, sei es im Gebet oder in den Möglichkeiten des Berufes, besonders in der Schule. Da dieses Werk weniger Wert auf finanzielle Ergebnisse legt, weil es eben ganz in der geistlichen Ordnung wirkt, fehlen diesbezügliche Zahlen. Außerdem werden die Mitgliedsbeiträge fast ausschließlich, abgesehen von

einem kleinen Betrag für das Generalsekretariat in Rom, für das Werk in den einzelnen Ländern selbst verwendet. In Österreich wird damit die „Jahresgabe" bestritten, die den Mitgliedern wertvolle Bücher und Informationen über das Missionswesen in die Hand gibt.

In Österreich wurde der Klerusmissionsbund schon früh eingeführt. In der Erzdiözese Wien geschah das auf Wunsch von Kardinal Piffl am 27. Mai 1921. Kanonikus Wolny nannte die Gründung einen Markstein in der österreichischen Missionsbewegung. In der Gründungsversammlung waren alle Stufen des Klerus vertreten. Das Gründungsreferat hielt der damalige Rektor des Missionshauses St. Gabriel, der spätere Generalobere der Gesellschaft des Göttlichen Wortes, P. Josef Grendel. Erster Diözesandirektor des Bundes wurde Kanonikus Wolny. Alle anwesenden Priester traten der Union bei. Die Wiener Theologenkongregation des Priesterseminars gab 1500 Kronen als Gründungsbeitrag. Nach dem Bericht vom 31. Dezember 1962 umfaßt der Klerusmissionsbund in Österreich 5750 Mitglieder. Außerdem sind der Vereinigung 19 Schwesternorden und zwei Laienbrüderorden aggregiert, wodurch die Vereinigung auf ca. 9400 Mitglieder kommt.

Faßt man die Mitglieder der Päpstlichen Missionswerke in Österreich zusammen, so ergibt sich eine Gesamtzahl von 360.104. Man darf sagen, daß ein guter Hundertsatz der praktizierenden Katholiken in den Päpstlichen Missionswerken mitarbeitet. Man möchte wünschen, daß die kraftvolle missionarische Initiative Papst Pauls VI. die Katholiken auch unseres Landes so entflammen möchte, daß diese Zahlen sich um ein wesentliches steigern.

Aus der Weltkirche

Von Norbert Miko (†)

I. Der Tod des Papstes Johannes XXIII.

Am Pfingstmontag, 3. Juni 1963, um 19.49 Uhr starb im Vatikan nach langer, schwerer Krankheit und viertägigem Todeskampf Papst Johannes XXIII. Sein Tod hat trotz der Kürze seines Pontifikates die ganze Welt tief beeindruckt. Das zeigten die Delegationen zu seinem Begräbnis und die Pressekommentare, die durchwegs in freundlichem Sinn abgefaßt waren. Sowohl die Persönlichkeit des Verstorbenen wie auch seine Politik waren ja von Anfang an darauf gerichtet, Gegensätze abzubauen und Kampfstellungen zu vermeiden. Was seine Persönlichkeit angeht, so kann man sie wohl am besten mit zwei Schriftworten umreißen: mit dem Gebet Jesu „Vater, ich bitte Dich nicht, daß Du sie aus der Welt nimmst, sondern daß Du sie in der Welt bewahrst" und „Eines nur ist notwendig". Johannes XXIII. war in seinem Lebensgang ein typischer Vertreter seiner Zeit. Ohne Ausnahmsstellung machte er die Ausbildung eines Knaben vom Lande mit, der sich dem Priestertum widmen will. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger und seinem Nachfolger hatte er den normalen Militärdienst im Frieden und den Sanitätsdienst im ersten Weltkrieg mitzumachen. Zwar versah er durch Jahre den Dienst als Sekretär des Bischofs von Bergamo und als Seminarprofessor, aber die entscheidenden Jahre seines Lebens war er außerhalb Italiens: in Bulgarien, der Türkei, Griechenland und Frankreich. Es war also die „Welt", in der er lebte und wirkte: die Welt der Sorgen und Anliegen des gewöhnlichen Mannes und die Welt der orientalischen Kirche sowie des geistigen Umschlagplatzes Paris. Johannes' XXIII. Tätigkeit ist nicht zu erklären ohne diese Weltbegegnung. Sie ist auch nicht zu erklären ohne seine Einschätzung der Dinge und Werte dieser Erde im Lichte des Herrenwortes: „Eines nur ist notwendig". Diese seine Einstellung machte ihn in den Augen aller derer, die ihm begegneten, groß und anziehend. Er suchte nicht die Popularität, aber er fand sie vom ersten Augenblick. Es war eine Popularität des ehrlichen Verständnisses. Von glaubwürdiger Seite wird berichtet: Als Johannes nach der Papstwahl seinem alten Freund Testa begegnete, sagte er zu diesem: „Soll ich mich jetzt noch ändern? — Ich tue es nicht." Beide Herren hätten sich dann umarmt und geweint. Aus seiner Persönlichkeit, die sich ihren Humor und ihre Natürlichkeit bewahrt hatte, ist der Stil zu erklären, mit dem er regierte und seine römische Diözese leitete: vieles war Intuition, in vielem wird wohl direkt die Leitung des Heiligen Geistes zu sehen sein. Alteingelebte Traditionen, an die keiner seiner Vorgänger zu rühren gewagt hatte,

überging er lächelnd, und längst Vergessenes ließ er aufleben. Auf diese Weise hat er seinem Nachfolger viele Entscheidungen, die doch einmal fallen mußten, abgenommen. Er in seinem Alter und mit seinem sonnigen „serenen" Naturell konnte sich vieles leisten, worüber ein anderer gestolpert wäre.

Zu seiner Tätigkeit ist zu sagen: Johannes XXIII. hat vom ersten Augenblick an die Welt durch seine Aktivität überrascht. Dachte man am Anfang, er würde „nur" ein Übergangspapst werden, den Gerüchten nach für den Mailänder Erzbischof Montini, der 1958 noch nicht dem Kardinalskollegium angehörte, so entfaltete der neue Papst eine Tätigkeit, die weit über das hinausging, was man erwartet hatte. Zunächst muß die Besetzung wichtiger kurialer Ämter und die Ergänzung des Kardinalskollegiums erwähnt werden. In den letzten Regierungsjahren Pius' XII. war eine große Zahl von Kurienämtern unbesetzt geblieben; ob absichtlich im Sinne einer Reform der Kurie, oder unabsichtlich durch die jahrelange Krankheit des Papstes herbeigeführt, ist nicht geklärt. Tatsache war, daß durch diesen Zustand eine gewisse Stagnation in der obersten Kirchenleitung eingetreten war. Das Kardinalskollegium war auf 51 Purpurträger zusammengeschmolzen. Johannes XXIII. ernannte schon im November 1958 über 30 neue Kardinäle, wobei er die traditionelle Zahl 70 überschritt. Die Zahl der Kurienkardinäle wurde bedeutend erweitert, so daß nicht nur alle leitenden Posten besetzt wurden, sondern auch noch Kardinäle zur rein sachlichen Beratung zur Verfügung standen.

Anfang 1959 wurde die Öffentlichkeit von der Nachricht erreicht, daß der Heilige Vater eine römische Diözesansynode, ein ökumenisches Konzil und eine Revision des kirchlichen Gesetzbuches plane. Jede einzelne dieser Maßnahmen war ein Werk, das wahrscheinlich die Regierungsdauer Johannes' XXIII. überschreiten würde. Was war der Grund für diesen Reformeifer? Der Papst gab selbst an, die Idee sei ihm plötzlich, wie von oben, eingegeben worden. Tatsache ist, daß solche Pläne schon früher bestanden hatten, daß sie aber zum Teil am Zögern Pius' XII. wie an den Bedenken der Kurie immer wieder aufgeschoben worden waren. Johannes XXIII. mochte wohl denken, wenn nur einmal begonnen, so wird man nicht mehr zurückkönnen. Die römische Diözesansynode wurde vom Heiligen Vater als Modell für das ökumenische Konzil bezeichnet. Ihr Verlauf hat viele Kritiker dazu verleitet, daraus für das Konzil ungünstige Perspektiven stellen zu müssen. Die Kritiker haben vielfach übersehen, daß die Synode ein Gesetzesakt des römischen Bischofs und das Konzil ein Souveränitätsakt des universalen Weltepiskopats in Verbindung mit dem Papst ist. Der Modellfall liegt nicht in der Vorgangsweise, sondern im Inhalt des Ergebnisses der Synode. Und da fallen — im Gegensatz zum CIC — zahlreiche Abänderungen zugunsten der seelsorglichen Linie auf, sowie ein weitgehender Abbau von Strafbestimmungen. Das seelsorgliche Moment sollte also auch auf dem Konzil dominierend sein. Die erste Session hat dem recht gegeben.

Über das Zweite Vatikanische Konzil, seine Vorbereitung und seinen bisherigen Verlauf wurde in diesen Spalten schon viel geschrieben. Ich möchte nur auf einige Dinge hinweisen, die die Haltung Johannes' XXIII. klar aufzeigen: Von Anfang an waren die Weltoffenheit und die optimistische Grundkomponente spürbar. Ein Konzil also, nicht sosehr, um das Böse zu bekämpfen, sondern um das Gute zu fördern! Man nenne das nicht eine Wortklauberei, sondern es ist eine Durchführung dessen, was der Herr im Gleichnis vom Unkraut als seine Seelsorgmethode angegeben hatte: Lasset beides wachsen! Das Echo auf Johannes' Optimismus blieb nicht aus: Die ganze Welt, einschließlich der großen Massenblätter, interessierte sich für das Konzil, und man hütete sich, kleinliche, ätzende oder herabsetzende Berichte zu bringen, wie dies 1869/70 geschehen war. Eine weitere Eigenart dieses Konzils ist zu erwähnen: die absolute Freiheit, mit der die Konzilsväter sowohl bei den Kommissionswahlen wie bei den langen Diskussionen ausgestattet waren. Es gab keine päpstlichen Pressionen wie beim Ersten Vatikanischen Konzil, im Gegenteil, die Konzilsväter waren froh, daß der Heilige Vater z. B. eingriff und das Schema von den Quellen der Offenbarung absetzte, obwohl die Zahl derer, die dies wünschten, nicht die nötige Zweidrittelmehrheit erreicht hatte. Ein Faktum möchte ich noch anführen: Johannes XXIII. hat nach der Beendigung der ersten Konzilssession die bis dahin erarbeiteten Ergebnisse, vor allem auf liturgischem Gebiet, nicht unterzeichnet, obwohl dies von verschiedenen Seiten gewünscht worden war. Das geschah nicht aus Gegnerschaft gegen die Neuerungen, sondern wohl in erster Linie, um sich nicht die Vorwürfe zuzuziehen, die 1870 wegen der Publikation nur eines Teiles der Konzilsbeschlüsse — d. h. noch vor dem Ende des Konzils — erhoben worden waren. Johannes XXIII. hat in seinen letzten Lebenswochen nicht aufgehört, die Bischöfe zu ermahnen, in ihren Anstrengungen für das Konzil fortzufahren. Er hat die zweite Session nicht mehr erlebt. Aber er durfte das Bewußtsein mit hinübernehmen, daß man das Eingeleitete nicht mehr rückgängig machen könnte. Die dritte Reformtat, die Erneuerung des Kirchenrechts, konnte er nur mehr symbolisch beginnen, indem er die dafür bestimmte Kardinalskommission noch

einsetzte. Die Lehrtätigkeit Johannes' XXIII. ist vor allem in seinen zwei Enzykliken „Mater et Magistra" und„Pacem in terris" niedergelegt. Auf sie wurde in diesen Berichten ebenfalls zu gegebener Zeit eingegangen. Besonders „Pacem in terris" wird noch von großer Bedeutung werden für das Verhalten der Katholiken in einer pluralistischen Gesellschaft.

Umstritten wird die Stellungnahme Johannes' XXIII. zum Problem Kommunismus und kommunistischer Osten bleiben. Hier sind mehrere Aspekte auseinanderzuhalten. Da ist einmal das Problem des Kommunismus als materialistische Diesseitsreligion. Es ist keine Frage, daß es darüber für die Kirche keine Diskussion gibt. Dann ist das Problem des Kommunismus als ökonomische Lehre und Praxis. Darüber könnte es, streng genommen, zwischen Kirche und Kommunismus zumindest zu einem Modus vivendi kommen. Die ökonomischen Gegebenheiten sind von Land zu Land so verschieden und die wirtschaftlichen Zwangsläufigkeiten am Ende so entscheidend, daß man sich auf einer mittleren Linie treffen könnte. Die Kirche hat im Laufe der Geschichte mit so vielen Wirtschaftssystemen auskommen müssen, daß sie auch den Kommunismus „humanisieren" könnte. Ein anderes Problem ist das des italienischen Kommunismus im besonderen. Dieser Kommunismus ist nicht sosehr Ausdruck der Verelendung der italienischen Arbeitermassen, als vielmehr der Opposition gegen den von christlich-bürgerlichen Kräften geführten italienischen Staat. Diese Oppostion, die zum großen Teil auch von den Linkssozialisten mitgetragen wird, hat ihre Wurzeln noch im 19. Jahrhundert, in den unverdauten anarchistischen und antiklerikalen Ideen eines Mazzini und ähnlicher Vertreter der Linken des Risorgimento. Genährt wird diese Opposition durch die Fehler, die in der Konstruktion des nach dem Vorbild der französischen Revolution geschaffenen Italien liegt. Solche Fehler sind der dirigistisch-bürokratische Einheitsstaat; die schwerfällige Justiz, die den gewöhnlichen Bürger vielfach nicht zu seinem Recht kommen läßt; die Versäumnisse im Bildungswesen; die hinter den sozialen Programmen nachhinkende Praxis. All das ist nicht die Schuld der christlichen Demokraten, sondern der liberalen Schlamperei der vorfaschistischen Ära. Diese wieder hat zwar manches gebessert, aber durch ihre Terrormethoden die Autorität, auch die kirchliche, in breiten Kreisen diskreditiert.

Wie nun mit dem Zustand fertig werden, daß in einem Kernland des Katholizismus der organisierte Kommunismus so stark ist? Pius XII. versuchte es mit der Exkommunikation der aktiven Kommunisten. Sie fruchtete sehr wenig, wurde unter Johannes XXIII. zwar nicht aufgehoben, aber kaum angewendet. Offenkundig war, daß der Papst nicht viel von solchen Maßnahmen hielt. Seine Auffassung war: man solle die Gefahren und Schäden nicht durch kirchliche Zensuren und staatliche Polizeimaßnahmen unterdrücken, wodurch sie nur verdeckt und nicht aufgehoben werden, sondern man solle miteinander ins Gespräch kommen und dadurch das Übel an der Wurzel anpacken. Die „apertura a sinistra", die Öffnung der christlichen Demokratie nach links, die unter Pius XII. und unter der Staatssekretarie Tardinis unmöglich gewesen war, sollte dieses Gespräch, zunächst mit den Linkssozialisten, einleiten und ermöglichen. Die Verluste, die die Democrazia Christiana bei den letzten Parlamentswahlen hinnehmen mußte, waren tragisch, weil sie den Gegnern einer solchen Politik des Offenseins zu den breiten Arbeitermassen, die immerhin 40 % der Italiener ausmachen, recht zu geben scheinen. Sie waren auch tragisch für Papst Johannes XXIII., weil er seine Intentionen in den letzten Lebenswochen mißverstanden sehen mußte. Trotzdem steckt im Versuch Johannes' XXIII. die Lösung für eine ruhige und gerechte Entwicklung der Länder. Man darf die Haltung des verstorbenen Papstes zu dieser speziell italienischen Angelegenheit auf keinen Fall als die eines Idealisten betrachten, der den Kommunisten auf den Leim gegangen ist. Sie ist in viel größerem Rahmen zu sehen: in dem Bestreben, der weltweiten Entspannungspolitik zu dienen. Die Dinge sind augenblicklich völlig im Fluß, und man kann nur Vermutungen anstellen. Sicher scheint zu sein, daß die katholische Kirche von West und Ost an zwei Punkten als Vermittlerin oder wenigstens als Mithelferin einer Entspannung gewünscht und anerkannt wird: Der eine Punkt ist das deutsch-polnische Verhältnis, der andere die Herausnahme Italiens als eines Angriffspunktes des Westens gegen den Osten. Um beim letzteren zu bleiben: die apertura a sinistra war eine Garantie für den Osten, daß Italien nicht als Offensivbasis benützt würde. Sicher scheint auch zu sein, daß im Falle eines deutschen Friedensvertrages, der höchstwahrscheinlich die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie enthalten würde, die Intervention des Heiligen Stuhles im Sinne einer deutsch-polnischen Aussöhnung von größtem Wert sein würde.

Daß die vatikanische Politik gerade in den letzten Monaten der Regierung Johannes' XXIII. sehr stark engagiert war, darauf deuten sowohl die Enzyklika „Pacem in terris", die Annahme des Balzanpreises durch den Papst, der Besuch der Tochter und des Schwiegersohnes Chruschtschows hin, dem aller Wahrscheinlichkeit nach der des sowjetischen Ministerpräsidenten selbst folgen sollte, ebenso wie der Besuch des amerikanischen Präsidenten Kennedy schon festgelegt

war. Die Politik des Heiligen Stuhles wurde in Ost und West, auch von seiten der UNO, als ein wichtiger Beitrag zum Frieden hervorgehoben, was nicht so offensichtlich geschehen wäre, wenn sie nicht schon eine große Bedeutung in den internationalen Beziehungen erlangt hätte. Die relative Entspannung in manchen Ländern hinter dem Eisernen Vorhang, deren sich die Kirche in der letzten Zeit erfreuen kann, ist sozusagen ein Nebenprodukt der Entwicklung im Großen. Auch hier ist es tragisch, daß der Heilige Vater, der mit wahrhaft säkularer Größe die Kirche als positiven Faktor ins Weltgeschehen eingeflochten hat, die Früchte seiner Tätigkeit nicht mehr erleben durfte. Aber er durfte immerhin noch erleben, daß man die Größe seiner Konzeption zu ahnen und anzuerkennen begann. Erst künftige Jahrzehnte, die die Archive der Mächte und auch des Vatikans selbst einsehen können, werden sine ira et studio Größe und Bedeutung des kurzen Pontifikates Johannes' XXIII. voll erkennen können. Die Person des verewigten Papstes selbst aber hat unbeschadet der Erfolge oder Mißerfolge ihre Züge unvergeßlich dem Gedächtnis seiner Zeitgenossen eingeprägt.

II. Die Wahl des neuen Papstes Paul VI. im Konklave vom 19. bis 21. Juni 1963

Die Persönlichkeit Johannes' XXIII. sowie die sehr delikate Lage der Kirche und der gegenwärtigen allgemeinen Verhältnisse in der Welt ließen darauf schließen, daß das Konklave schwierig und voraussichtlich langwierig sein würde. In Anbetracht des Konzils und der in Fluß gekommenen Verhandlungen mit dem Osten kam nur ein Kandidat in Frage, der sich im feinen Netzwerk sowohl des kurialen Geschäftsganges wie der Diplomatie zurechtfindet und der auch die Gewähr bietet, daß die Konzilsangelegenheiten im Sinne der überwältigenden Mehrheit der Konzilsväter fortgesetzt werden. Der Kreis solcher Persönlichkeiten war unter den 80 zum Konklave zusammengetretenen Kardinälen nicht sehr groß. Nach dem kurzen Pontifikat Johannes' XXIII. war vorauszusehen, daß man einem jüngeren Kandidaten den Vorzug geben würde. Kardinäle wie Testa, Cicognani usw. schieden daher aus. Vertreter der extrem konservativen Richtungen, wie sie sich auf dem Konzil dargestellt hatten, ein Ottaviani, Siri, Ruffini, schieden deswegen aus, weil sie nie auf die Stimmen der großen Zahl der Nichtitaliener rechnen konnten und daher nicht auf die Zweidrittelmehrheit. Kardinal Lercaro, der sicherlich durch sein Auftreten während der ersten Konzilssession die Aufmerksamkeit weitester Kreise erlangt hatte, hatte zuwenig Anhang unter den italienischen Kardinälen und war auch durch die schwierigen politischen Verhältnisse seiner Diözese benachteiligt.

Daß ein Nichtitaliener den Thron des heiligen Petrus derzeit besteigen könnte, war höchst unwahrscheinlich. Die italienischen Kardinäle konnten mit ihren Stimmen jede Zweidrittelmehrheit eines Nichtitalieners verhindern. Zwar gab es, nach dem Zeugnis des Wiener Kardinals König, italienische Kardinäle, die versicherten, daß sie gern einmal auch einen Nichtitaliener auf dem Stuhl Petri sehen möchten, aber solche Bekenntnisse hatten sicher nur deklamatorischen Wert. Die Frage Italiener oder Nichtitaliener ist ja auch dadurch präjudiziert, daß der Papst Bischof von Rom ist und die römische Bevölkerung ein Recht auf einen Bischof ihrer Herkunft hat. Nicht vergessen werden darf ferner, daß die Lateranverträge zwar die Frage italienischer oder nichtitalienischer Papst nicht offiziell berühren, daß aber in der ganzen Vertragskonzeption das enge Vertrauensverhältnis zwischen Italien und dem Papsttum vorausgesetzt wird — es wäre sehr fraglich, ob z. B. der Österreicher Kardinal König, der im Zusammenhang mit der Frage eines nichtitalienischen Papstes neben Alfrink von Utrecht und Suenens von Brüssel-Mecheln genannt wurde, dieses Vertrauen der italienischen staatlichen Stellen genießen würde.

Aus all diesen Überlegungen heraus war es ziemlich sicher, daß Kardinal Montini von Mailand, der als alter Kurialer wie als Verwalter der größten italienischen Diözese, wie als Diplomat, wie als „Gemäßigter" auf dem Konzil große Erfahrungen sammeln hatte können und als „über den Parteien stehend" gelten konnte, als Papst aus dem Konklave hervorgehen würde. Er hatte allerdings mit einigen Schwierigkeiten zu rechnen und zu kämpfen. Wenn die Gerüchte stimmen, hatte er zunächst die spanische Kardinalsgruppe gegen sich. General Franco soll auf die spanischen Kardinäle eingewirkt haben, daß sie sich gegen Montini stellen sollten. Der Widerstand, den dieser seinerzeit gegen das spanische Konkordat geleistet haben soll, sowie seine wiederholten Interventionen zugunsten von Verurteilten in Spanien sollen ein offizielles „Veto" Francos ausgelöst haben. Die italienischen Kardinäle waren anfangs nur zu einem geringen Teil auf der Seite Montinis. Als seine „Werber" unter den Kurienkardinälen traten vor allem der Kardinalvikar von Rom, Micara, und Kardinal Bea auf. Die französischen Kardinäle sowie, nach einer Unterredung Kardinal Spellmans am Vorabend des Konklaves, die nordamerikanischen scheinen den Grundstock für seine Wähler abgegeben zu haben. In den zwei Wahlgängen am Nachmittag des 20. Juni hätten die Nichtitaliener ihre Kandidaten Alfrink, Suenens und König aufgegeben, und zum Schluß — „Paris Match" Nr. 743 vom 6. Juli 1963 spricht von einem Theatercoups —

hätte sich die konservative Gruppe entschlossen, Montini ihre Stimme zu geben. Es ist die Rede, daß Ottaviani oder Siri ums Wort gebeten und erklärt hätte, daß man, da es um das Wohl der Kirche ginge, keine persönliche Rücksicht gelten lassen dürfe. So konnte das so schwierig erachtete Konklave schon am Vormittag des 21. Juni erfolgreich abgeschlossen werden. Wie hoch die Stimmenanzahl Montinis war, ist nicht sicher zu sagen — die Angaben schwanken zwischen 60 und 70, ja 79! Sicher ist auch nicht, ob die Wahl nicht schon am Abend des 20. Juni erfolgte. Es gibt Gerüchte, die besagen, daß der Neugewählte um Bedenkzeit gebeten habe.

III. Die Person des neuen Papstes

Der neugewählte Papst, Giovanni Battista Montini, besitzt nach seiner Herkunft wie nach seiner Laufbahn alle Voraussetzungen für sein Amt. Seine Familie nimmt seit langem eine hervorragende Stellung im norditalienischen Katholizismus ein. Sein Vater war Herausgeber einer Zeitung und Popolari-Abgeordneter, einer seiner Brüder ist Senator. Paul VI. ist 1897 in Concesio bei Brescia geboren und wurde 1920 zum Priester geweiht. Schon 1921 wurde er nach Rom berufen, wo er zunächst an der „Academia dei Nobili", der päpstlichen Diplomatenschule, studierte. Später wurde er geistlicher Assistent des Katholischen Akademikerverbandes. 1924 erfolgte seine Berufung ins Staatssekretariat. Der Dienst in den Jahren 1924 bis 1954 war dazu angetan, einen päpstlichen Diplomaten mit allen nur denkbaren Problemen vertraut zu machen: wie viele Konkordate wurden doch unter Pius XI. geschlossen und wie viele welthistorische Ereignisse — ich erwähne nur die Lateranverträge von 1929 und die schwierige Lage des Heiligen Stuhles während des zweiten Weltkrieges — boten sich dem Auge eines aufmerksamen Beobachters dar! Montini rückte auf der Stufenleiter der vatikanischen Beamtenhierarchie rasch aufwärts. Noch unter Pius XI. wurde er Substitut, 1952 Prostaatssekretär und Leiter der Abteilung für die ordentlichen Angelegenheiten. Was hinter der Entlassung Montinis im Jahre 1954 stand, ist nicht so leicht festzustellen: man spricht von einem Widerstand des Prostaatssekretärs gegen das Konkordat mit Spanien, von einer von Papst Pius XII. abweichenden Auffassung in der Frage des Vorgehens gegen die französischen Arbeiterpriester, wie überhaupt von weitgehenden Differenzen mit dem Papst über soziale Fragen und solche der kurialen Reformen. Der ehemalige Prostaatssekretär ging also als Erzbischof nach Mailand, der eigentlichen Metropole des modernen Italien. Hier wurde er mit den Problemen der Großstadtseelsorge, der Industrie, der Wohlstandsgesellschaft konfrontiert. Erzbischof Montini ist diesen Problemen nicht ausgewichen. Vor allem kümmerte er sich um den Bau zahlreicher Kirchen. 1958, beim Tode Pius' XII., war er in aller Munde als der eigentliche Papstkandidat. Nur war er damals noch nicht Kardinal. Daher wurde die Wahl Roncallis zum Papst als Übergangslösung aufgefaßt. Der neugewählte Papst Johannes XXIII. ernannte ihn dann auch als seinen ersten Kardinal und deutete damit die enge Verbundenheit mit ihm an. Die große Überraschung kam allerdings, als Johannes XXIII. das Reformwerk, das sicherlich Montini schon 1958 vor Augen hatte, mit überaus großer Energie anpackte. Es ist mehr als fraglich, ob Montini das Reformwerk im Zuge eines Konzils durchführen wollte und nicht von der Kurie aus. Die Dinge sind nun aber ins Rollen gekommen, und dem neugewählten Papst Paul VI. sind durch den „Übergangspapst" Johannes XXIII. die Schritte mehr vorgezeichnet, als er vielleicht selbst erwartet oder gewünscht hat.

Vier Fragen sind es, die er vom Vorgänger übernommen hatte und zu denen er sich schon in seiner ersten Ansprache am 22. Juni bekannte: Die Fortführung des Konzils: „Das wird das Hauptwerk sein, dem Wir alle Unsere Energien widmen werden." Die zweite Frage ist Friede und soziale Gerechtigkeit. Johannes XXIII. hatte sich in beiden stark engagiert. An den in den letzten Wochen in Gang gekommenen Entspannungsversuchen zwischen Ost und West ist der Heilige Stuhl nicht unbeteiligt. Paul VI. hat auch hier die Tätigkeit seines Vorgängers fortgesetzt. Erst dieser Tage — Anfang August — hat er Glückwunschtelegramme an Präsident Kennedy, Ministerpräsident Chruschtschow, Premier Mcmillan und UNO-Generalsekretär U Thant gerichtet anläßlich der Unterzeichnung des Atomtestabkommens. Bei aller Betonung der Stellung der römischen Kirche will Paul VI. die Türe für das Gespräch mit den nichtkatholischen Christen offenhalten. Die Wahl seines Namens soll sogar eine Demonstration in dieser Richtung gewesen sein. Schließlich ist dem neuen Papst auch noch das Problem der Kirche hinter dem Eisernen Vorhang gestellt, das am Ende der Regierungszeit Johannes' XXIII, sich aufzuhellen begann. Paul VI. erklärte in seiner ersten Kundgebung zu dieser Frage: „Wir wünschen auch ganz besonders, daß sich Uns die Brüder und Söhne in jenen Gebieten nahe fühlen mögen, wo die Kirche an der Ausübung ihrer Rechte gehindert wird. Sie sind berufen, am Kreuz Christi mitzutragen. Doch wird diesem Opfer — dessen sind Wir bewußt — der strahlende Auferstehungsmorgen folgen, und sie werden schließlich wieder in den Vollbesitz der Möglichkeiten ihres pasto-

ralen Amtes gelangen, das nicht nur dem einzelnen, sondern auch den Nationen zugute kommt." Dieser Optimismus scheint durch die Einsicht in die Lage der heutigen Welt begründet zu sein.

IV. Die äußere Tätigkeit des neuen Papstes

begann schon vor der Krönung am 30. Juni. Schon in den ersten Tagen versammelte er die Pfarrer von Rom um sich, um mit ihnen die schweren seelsorglichen Probleme Roms zu besprechen und zu erklären, daß er sich in erster Linie als Bischof von Rom fühle. Die Krönung erfolgte am 30. Juni abends auf dem Petersplatz. Diese Maßnahme mußte ergriffen werden, weil das Mittelschiff der Peterskirche ja derzeit unbenützbar ist. Die altehrwürdigen Zeremonien wurden von einer nach Hunderttausenden zählenden Menge und von zahlreichen Staatsoberhäuptern und Regierungsdelegationen miterlebt. Wie beim Konzil, waren auch bei der Papstkrönung die Vertreter der nichtkatholischen christlichen Bekenntnisse anwesend. Einer der ersten Besuche, die Paul VI. empfing, war der des amerikanischen Präsidenten Kennedy — das erste Mal, daß ein solches Ereignis stattfand. Der Besuch war allerdings ursprünglich bei Johannes XXIII. vorgesehen gewesen. Kurze Zeit darauf erschien der UNO-Generalsekretär U Thant beim Heiligen Vater.

Zu erwähnen ist noch, daß Paul VI. zum Bischofsjubiläum des Moskauer Patriarchen Alexis zwei Vertreter entsandt hat, den Schweizer Bischof Charrière (Freiburg-Genf und Lausanne) und R. B. Dumont vom Institut Istina in Paris. In einem Interview mit der Zeitung „La Croix" erklärte Charrière, die Gespräche mit dem Oberhaupt der russisch-orthodoxen Kirche hätten eine nicht wieder rückgängig zu machende Etappe in den Beziehungen zwischen der russisch-orthodoxen und der römisch-katholischen Kirche eingeleitet. Nach der evangelischen Seite hin ist die Entsendung von zwei Vertretern zum Kongreß des Lutherischen Weltbundes in Helsinki bedeutsam: des Jesuitenpaters Witte von der Gregoriana in Rom und des P. Dr. Peter Blasur vom Adam-Möhler-Institut in Paderborn. Umgekehrt beschloß der Lutherische Weltbund, die Vertretung beim Konzil zu verstärken. Als Vertreter werden nach Rom gehen: Pfarrer Dr. Vilmos Vajta (Genf), Prof. Dr. Einar Skydssgaard (Kopenhagen) und Prof. Dr. Lindbeck (New Haven/USA).

V. Das Konzil

Durch den Tod Johannes' XXIII. wurden naturgemäß auch alle Arbeiten am Konzil unterbrochen. Eine Reihe von Schemata war durch die Koordinierungskommission noch an die einzelnen Kommissionen überwiesen worden. Der neugewählte Papst Paul VI. hat es gleich zu Beginn seines Pontifikates für das Hauptanliegen erklärt, das Konzil weiterzuführen und dafür alle seine Kräfte einzusetzen. Der Beginn der zweiten Sitzungsperiode wurde vom 8. auf den 29. September verschoben, also um jene Zeitspanne, die durch den Tod Johannes' XXIII. und die Wahl seines Nachfolgers verlorengegangen war. Die Koordinierungskommission hat inzwischen ihre Arbeit wieder aufgenommen. Man spricht von rund 20 Schemata, die den Vätern im Herbst vorgelegt werden sollen. Gegenüber den 70, die ursprünglich vorgesehen waren, eine gewaltige Straffung. Im übrigen liegen die Dinge derzeit durchaus offen, da ja von der Stellungnahme des neuen Papstes so gut wie alles abhängt. In der vergangenen Sitzungsperiode hat sich Kardinal Montini sehr zurückgehalten, alle hatten den Eindruck, daß er dem „fortschrittlichen" Flügel zuneigte. Aber der Gang der Verhandlungen des Konzils wird naturgemäß sehr davon abhängen, wie weit den Konzilsvätern Freiheit in der Diskussion gelassen wird, ob die päpstliche Lenkung mehr ausgleichend wie unter Johannes XXIII. oder bestimmend wie seinerzeit unter Pius IX. sein wird. Daß das Konzil im Herbst 1963 zu Ende geführt wird, ist mehr als unwahrscheinlich, man spricht schon von einer dritten Sitzungsperiode im Frühjahr 1964.

VI. Verschiedenes

Am 22. Juli starb in Rom Kardinal Valerio Valeri, der Präfekt der Religiosenkongregation und Präsident der Konzilskongregation für das Ordenswesen. Der Verstorbene wurde am 7. November 1883 in Santa Fiora in Umbrien geboren. In der Zeit des zweiten Weltkriegs war er Nuntius bei der französischen Regierung in Vichy. Zu seinem Nachfolger wurde Kardinal Antoniutti ernannt.

Es ist symptomatisch für unsere Zeit, die den Ausgleich zwischen den christlichen Konfessionen sucht, daß im Juli dieses Jahres auch im Kanton Zürich ein Jahrhunderte altes Unrecht an den Katholiken gutgemacht wurde. Bis heute war die katholische Kirche im Kanton Zürich nur als privater Verein anerkannt, konnte auf keinerlei staatliche Unterstützung rechnen, die Katholiken mußten im Gegenteil durch ihre Steuern die reformierte Landeskirche mitunterhalten. In einer Volksabstimmung wurde nun auch der katholischen Kirche, die ein Drittel der

Kantonsbevölkerung umfaßt, der öffentlich-rechtliche Status zuerkannt. Daneben wurden Gesetze über das Frauenstimmrecht und die Stellung der reformierten Landeskirche votiert.

Auch in anderen Ländern ist eine Lockerung früherer Maßnahmen feststellbar. Erstmals hörte man von der Erleichterung in der Tschechoslowakei, wo einige Bischöfe, wie der von Budweis und der von Leitmeritz, freigelassen wurden und wo man auch dem Prager Erzbischof Beran einige persönliche Bewegungs- freiheit gab. In Ungarn sind die Verhandlungen um einen Modus vivendi, der die Lösung des Schicksals von Kardinal Mindszenty mitumfassen soll, auch nach dem Tode Johannes' XXIII. weitergeführt worden. Einige Zugeständnisse in der Schulfrage wurden gemacht: So wurde erstmals seit Einführung der Volksdemokratie den Abiturienten katholischer Gymnasien der Zugang zum Hochschulstudium ermöglicht. Zur gleichen Zeit sind Verhandlungen im Gange, um die Zahl der katholischen Gymnasien — derzeit sind es acht — zu erhöhen. Die Anmeldungen zu diesen Gymnasien haben sich gegenüber dem Vorjahr bedeutend erhöht.

Literatur
Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingesandten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalt dieser Schriften. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, werden Besprechungen veranlaßt. Eine Rücksendung der Bücher erfolgt in keinem Fall.

Adolph Walter, Verfälschte Geschichte. Antwort an Rolf Hochhuth. Mit Dokumenten und authentischen Berichten. (111.) Morus-Verlag, Berlin 1963. Kart. DM 4.50.

Bayerische Bischöfe (Herausgeber), Reich Gottes. Auswahlbibel für katholische Schüler. Ausgabe für Bayern. (380.) (49 Bilder) Kösel-Verlag, München 1960. Leinen DM 6.20.

Bea Augustin, Kardinal, Die Einheit der Christen. Probleme und Prinzipien, Hindernisse und Mittel, Verwirklichungen und Aussichten. (278.) Verlag Herder, Freiburg 1963. Leinen DM 19.80.

Bender Ludovicus O. P., Legitimitas et legitimatio prolis. Commentarius in Can. 1114—1117. (XVI und 234.) Desclée & Ci, Roma 1963. Brosch.

Blondel Maurice, Geschichte und Dogma. Mit Einführungen von Johannes B. Metz und René Marlé. (XXI und 100.) Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1963. Kart. DM 7.50.

Boniface E., Therese Neumann, Die Stigmatisierte von Konnersreuth. Ein Bekenntnis. 3. erweiterte Auflage. (272.) Credo-Verlag, Wiesbaden 1963. Geb. DM 13.50, kart. DM 9.80.

Busenbender Wilfrid P., Zuspruch und Anspruch im Gotteswort des Kirchenjahres. (265.) Dietrich-Coelde-Verlag, Werl/Westf. 1963. Leinen DM 9.80, engl. brosch. DM 8.70.

Claudel Paul, Gedichte. Mit einem Nachwort von Hans Urs von Balthasar. (Gesammelte Werke, Bd. I.) (612.) Benziger-Verlag, Einsiedeln-Zürich-Köln, F.-H.-Kerle-Verlag, Heidelberg 1963. Leinen sfr 24.—, Leder sfr 43.—.

Deissler Alfons, Die Psalmen. I. Teil (Ps 1—41). (Die Welt der Bibel, KK 1.) (169.) Patmos-Verlag, Düsseldorf 1963. Kart. DM 7.80.

Delius Walter, Geschichte der Marienverehrung. (376.) Ernst-Reinhardt-Verlag, München 1963. Leinen DM 38.—.

D. Martin Luthers Werke, Kritische Gesamtausgabe. 55. Band. I. Abt., 1. Teil, 1. Lieferung; II. Abt., 1. Teil, 1. Lieferung. (119 und 124.) Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar 1963. Brosch. je DM 19.60.

Derolez R. L., Götter und Mythen der Germanen. (334.) Benziger-Verlag, Einsiedeln-Zürich-Köln 1963. Leinen sfr 28.—.

Exeler Adolf (Herausgeber), Rechtzeitige Erstkommunion und Pfarrseelsorge. (122.) Patmos-Verlag, Düsseldorf 1963. Brosch. DM 8.40.

Fattinger Josef, Spiegel seiner Herrlichkeit. Katechetische Kinderpredigten über die Glaubenslehre nach der Lehrstückmethode. (X und 371.) Verlag Herder, Freiburg 1963. Brosch. DM 19.80.

F. van der Meer, Das Glaubensbekenntnis der Kirche. Herder-Bücherei, Bd. 145/46. (382.) Verlag Herder, Freiburg 1963. Kart. DM 4.80.

Gatz Erwin, Rheinische Volksmission im 19. Jahrhundert, dargestellt am Beispiel des Erzbistums Köln. Ein Beitrag zur Geschichte der Seelsorge im Zeitalter der katholischen Bewegung. (Studien zur Kölner Kirchengeschichte, 7. Band.) (216.) Verlag L. Schwann, Düsseldorf 1963. Kart. DM 19.80.

Goddijn W. und H. P. M., Kirche als Institution. Einführung in die Religionssoziologie. (Schriften zur Pastoralsoziologie, herausgegeben von Bodzenta, Greinacher, Menges, Bd. III.) (192.) Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1963. Leinen DM 14.80.

Günthör Anselm O. S. B., Die Predigt. Theoretische und praktische theologische Wegweisung. (XI und 279.) Verlag Herder, Freiburg 1963. Leinen DM 25.80.

Gynz-Rekowski Georg von, Symbole des Weiblichen in Gottesbild und Kult des Alten Testamentes. (70.) Rascher-Verlag, Zürich 1963. Kart. sfr 5.80.

Hamman Adalbert O. F. M. (Herausgeber), Gebete der ersten Christen. Mit einer Einführung von Daniel-Rops. (494.) Patmos-Verlag, Düsseldorf 1963. Leinen DM 24.—.

Heyer Hermann S. V. D., Die läßliche Sünde nach Albertus Magnus. Veröffentlichungen des Missionspriesterseminars St. Augustin, Siegburg, Nr. 10. (XVI und 227.) Steyler Verlagsbuchhandlung 1963. Kart. DM 15.80.

Holl Adolf, Die Welt der Zeichen bei Augustin. Religionsphänomenologische Analyse des 13. Buches der Confessiones. (Wiener Beiträge zur Theologie, Bd. II.) (121.) Verlag Herder, Wien 1963. Kart. S 63.—, DM/sfr 9.80.

Hunklinger Georg, Der Vianney von Tirol Johann Capistran Natter, Pfarrer von Scharnitz 1891—1932. (128.) Verlag Felizian Rauch, Innsbruck 1963. Kart. S 60.—.

Journet Charles, Vom Geheimnis des Übels. Theologischer Essay. (358.) Hans-Driewer-Verlag, Essen 1963. Leinen DM 28.—.

Juhász Koloman, Kirchliche Zustände im Banat in der Mitte des 18. Jahrhunderts. (Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs, 15. Bd.) (45.) Wien 1962. Druck und Verlag F. Berger, Horn, NÖ.

Karlinger Edmund S. J.-**Holböck** Carl, Die Vorarlberger Bistumsfrage. Geschichtliche Entwicklung und kirchenrechtliche Beurteilung. (424.) Verlag Styria, Graz 1963. Brosch. S 180.—.

Kostelecky Alfred, Die Rechtsbeziehungen zwischen den Seelsorgern und dem Kapitel am Wiener Dom. Eine rechtsgeschichtliche Untersuchung. (Wiener Beiträge zur Theologie, Bd. I.) (82.) Verlag Herder, Wien 1963. Kart. S 42.—, DM/sfr 6.80.

Krinetzki Leo, Der Bund Gottes mit dem Menschen nach dem Alten und Neuen Testament. (Die Welt der Bibel, Kleinkommentare zur Hl. Schrift, Bd. 15) (128.) Patmos-Verlag, Düsseldorf 1963. Kart. DM 4.80.

Latourelle René S. J., Théologie de la Révélation. Studia 15 (Recherches de Philosophie et de Théologie publiées par les Facultées S. J. de Montréal). (509.) Editions Desclés de Brouwer Bruges 1963. Brosch. bfr 330.—.

Lill Rudolf, Die Beilegung der Kölner Wirren 1840—1842. Vorwiegend nach Akten des Vatikanischen Geheimarchivs. (Studien zur Kölner Kirchengeschichte, 6. Bd.) (258.) Verlag L. Schwann, Düsseldorf 1962. Kart. DM 24.—.

Lindner-Lentner-Holl, Priesterbild und Berufswahlmotive. Ergebnisse einer sozialpsychologischen Untersuchung bei den Wiener Mittelschülern. (IX und 179.) Verlag Herder, Wien 1963. Brosch. S 92.—, DM/sfr 15.—.

Lukesch Anton, Religionsbuch der Kayapó-Indianer. Ein Beitrag zur Akkomodation und Akkulturation bei Naturvölkern. (230.) (St.-Gabrieler Studien, XVIII. Bd.) St.-Gabriel-Verlag, Mödling bei Wien 1963. Halbleinen S 165.—, kart. S 150.—.

Marcel Gabriel, Schöpferische Treue. (235.) Verlag Ferd. Schöningh, Paderborn 1963. Leinen DM 17.80.

Marchel Witold, Abba, Vater! Die Vaterbotschaft des Neuen Testamentes. (Die Welt der Bibel, Kleinkommentare zur Hl. Schrift, Bd. 16.) (126.) Patmos-Verlag, Düsseldorf 1963. Kart. DM 4.80.

Montini Giovanni Battista, Erzbischof von Mailand, Erziehung zur Liturgie. Fastenhirtenbrief 1958. Übersetzt und im Auftrag des Liturgischen Instituts herausgegeben von Ferdinand Kolbe. (58.) Verlag Aschendorf, Münster 1963. Kart. DM 4.—.

Moser Georg, Die Botschaft von der Vollendung. Eine materialkerygmatische Untersuchung über Begründung, Gestaltwandel und Erneuerung der Eschatologie-Katechese. (Katechetische Studien.) (365.) Patmos-Verlag, Düsseldorf 1963. DM 24.60.

Mynarek Hubertus, Johannes Hessens Philosophie des religiösen Erlebnisses. (166.) Verlag Ferd. Schöningh, Paderborn 1963. Kart. DM 12.—.

Nastainczyk Wolfgang, In Freude vor Gott. Ein Jahreszyklus Kinderpredigten zur Eucharistiefeier. (256.) Verlag J. Pfeiffer, München 1963. Kart. DM 7.80.

Ott Heinrich, Die Lehre des I. Vatikanischen Konzils. Ein evangelischer Kommentar. (Begegnung, eine ökumenische Schriftenreihe, Bd. 4.) (174.) Verlag Friedrich Reinhardt AG, Basel-Stuttgart 1963. Kart. sfr/DM 9.80.

Papst Johannes XXIII., Enzyklika Pacem in terris. Offizielle deutsche Übersetzung des Vatikans, mit Marginalien und einem Sachweiser versehen. (45.) Rex-Verlag, Luzern 1963. Kart. sfr. 2.90.

Peyriguère Albert, Von Gott ergriffen. Briefe der Führung. (172.) Räber-Verlag, Luzern und Stuttgart 1963. Pappband sfr/DM 13.80.

Pieper Josef, Zustimmung zur Welt. Eine Theorie des Festes. (151.) Kösel-Verlag, München 1963. Leinen DM 9.50, kart. DM 6.80.

Rahner Karl, Hörer des Wortes. Zur Grundlegung einer Religionsphilosophie. Neu bearbeitet von J. B. Metz. (221.) Kösel-Verlag, München 1963. Leinen DM 18.50.

Rahner Karl S. J., Worte ins Schweigen. (71.) 8. Aufl. Verlag Felizian Rauch, Innsbruck 1963. Leinen S 36.—.

Ratzinger Joseph, Die erste Sitzungsperiode des Zweiten Vatikanischen Konzils. Ein Rückblick. (63.) Verlag J. P. Bachem in Köln 1963. Kart. DM 2.80.

Renard Msgr. A.-C. Prêtres diocésains aujourd'hui. (275.) Editions Desclée de Brouwer, Paris 1963. Brosch. bfr 105.—.

Reuter Amand O. M. I., Native Marriages in South Africa according to law and custom. (Missionswissenschaftliche Abhandlungen und Texte, 27.) (Veröffentlichungen des internationalen Instituts für missionswissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von Prof. Dr. Josef Glazik M. S. C. unter Mitarbeit von Prof. Dr. Max Bierbaum und Dr. Benno Biermann O. P.) (XX und 376.) Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster, Westfalen 1963. Kart. DM 52.—, geb. DM 55.—.

Rocholl-Gärtner Ingeborg (Herausgeber), Im Dienste des Glaubens. Handbuch der Missio Canonica. Bd. II. Die psychologisch-pädagogischen und berufskundlichen Grundlagen der Glaubensverkündigung. (VIII und 478.) Paulinus-Verlag, Trier 1962. Leinen DM 28.—.

Rose Berthe Rüegg, Der Gesellenvater Adolf Kolping 1813—1865. (62.) Antonius-Verlag, Solothurn o. J. Brosch. sfr/DM 1.30.

Rudolf Karl Dr. (Herausgeber), Missionarische Kirche — Missionarische Seelsorge. Weihnachts-Seelsorgertagung 2.—4. Jänner 1963. (178.) Seelsorger-Verlag, Herder, Wien 1963. Kart. S 58.—, DM/sfr 9.20.

Schauf Heribert, Die Lehre der Kirche über Schrift und Tradition in den Katechismen. (224.) Hans-Driewer-Verlag, Essen 1963. Kart. DM 16.80.

Scherer Georg, Die Macht des Vaters. Meditationen über Kindschaft, Mündigkeit und Vatertum. (162.) Hans-Driewer-Verlag, Essen 1962. Leinen DM 9.90.

Schmaus Michael, Katholische Dogmatik. Bd. II, 2. Gott der Erlöser. 6. verm. Aufl. (XXIII und 621.) Max-Hueber-Verlag, München 1963. Leinen DM 32.80, kart. DM 29.80.

Stelzenberger Johannes, Syneidesis bei Origines. Studie zur Geschichte der Moraltheologie (Abhandlungen zur Moraltheologie, IV). (71.) Verlag Ferd. Schöningh, Paderborn 1963. Brosch. DM 7.80.

Tibor Gallus S. J., Die Mutter Jesu im Johannes-Evangelium. Ein bibeltheologischer Lösungsversuch zu Jo 2, 4 und 19, 25—27. (93.) Verlag Carinthia, Klagenfurt 1963. Kart. S 32.—.

Vermeersch †-Creusen †-Bergh-Greco, Epitome Juris Canonici cum commentariis. Tomus I editio 8. H. Dessain Mechliniae-Romae 1963. Brosch.

Widder Erich, Hermann Bahr. Sein Weg zum Glauben. Ein Beitrag zur Biographie. (129.) Oberösterreichischer Landesverlag, Linz 1963. Leinen S 68.—, DM 10.80.

Wolff Paul, Denken im Glauben. Reden und Aufsätze. (142.) Paulinus-Verlag, Trier 1963. Kart. DM 7.80.

Kleinschriften, Christkönigsbund, Miltenberg am Main
Getauft sein heißt . . . Gedanken zum Taufgeheimnis. (30.)
Mit dem Leben fertig werden! Ordnung in Arbeit und Beruf. (31.)
Was ist uns der Priester? (31.) **Priesterhände – Segenshände.** (31.)
Wenn das Herz erwacht. (31.) **Ehe nach Gottes Gedanken.** (31.)
Alle von P. Saturnin Pauleser O. F. M. Jedes Heft DM —.50.

Buchbesprechungen

Bibelwissenschaft

Geist und Welt des Alten Testamentes. Von John L. McKenzie S.J. Nach der 4. amerikanischen Auflage übersetzt von Hildebrand Pfiffner. (378.) Räber-Verlag, Luzern 1962. Leinen sfr/DM 22.—.

Ein bibeltheologisches Werk, das in Amerika einen großen Bucherfolg erzielte, muß dies nicht eo ipso auch im alten Europa. Manche behaupten mit einem sarkastischen Nebenton, daß drüben manche veraltete Bastionen erst niedergerungen werden müssen, über die im deutsch-französischen, für Bibelfragen aufgeschlossenen Raum längst das Gras des Friedens gewachsen ist. Daraus erklärt sich der etwas streitbare Ton, der das ganze Buch durchzieht und die Lektüre würzt. Trotzdem ist die deutsche Übersetzung zu begrüßen, weil hier ein neuartiger Durchblick durch die ganze Welt des Alten Testaments geboten und fast alle schwebenden Fragen angeschnitten werden. Die 17 Kapitel, die auch als in sich geschlossene Einzelstudien irgendwo stehen könnten, sind doch zu einer dynamischen Einheit zusammengefaßt.

Ausgehend vom allgemeinen, wird die Existenz „Heiliger Bücher" (15—36) untersucht und auf die Probleme des Kanons, der Inspiration, der Textkritik, der Irrtumslosigkeit und Hermeneutik eingegangen. Nach der positiven Stellungnahme, daß „Gott in der Bibel zum Menschen spricht" (37—63), wird die Eigenart der alttestamentlichen Gottesoffenbarung von der altorientalischen Umwelt abgehoben und die Offenbarungserfahrung der Propheten näher beleuchtet. Das unterscheidende Merkmal ist der Gottesglaube der Bibel. Nun aber gibt es viele Querverbindungen zu den „Göttern der Semiten" (64—81). Auf dem Hintergrund von kanaanäischer Naturreligion, Magie, Dämonologie und Fruchtbarkeitsmythos hebt sich der Gott der Bibel einsam und majestätisch ab. Die alten Hebräer erlebten ihren Gott nicht als philosophisches Abstractum, sondern als in die Geschichte eingreifende und lenkende Macht. Erst dadurch kann die Geschichte Israels beginnen. „Die Geschichte der Hebräer" (82 — 96) wurde nicht aus rein historischem Interesse, sondern als Zeugnis der Offenbarung Gottes geformt und weiter überliefert. Das religiöse Interesse dominiert gegenüber dem der reinen Historie. Geschichte gibt daher Antwort auf die elementaren Daseinsfragen nach dem Woher der Welt, des Menschen, der Nation. Der Urgeschichte sind zwei Kapitel gewidmet. In „Ursprung der Welt" (97—116) werden die Probleme des biblischen Schöpfungsberichtes nach allen Seiten kritisch untersucht, das zeitbedingte Weltbild von der ewig gültigen Glaubensaussage klar geschieden. Das Kapitel über den „Ursprung des Menschen" (118—140) wird besonders interessieren. Wichtig ist, daß McKenzie einer Typisierung der ersten Menschen zuneigt: „Der Mann und die Frau der Erzählung waren für die Hebräer weniger bedeutsam als Einzelgestalten denn als Vertreter der Menschheit. Wir wollen damit nicht sagen, es handle sich hier um eine Art Sittendrama mit Jedermann und Jedefrau in den Hauptrollen; solche Spiele waren den Hebräern unbekannt. Aber sie erzählten die Geschichten über ihre Ahnen gern auf eine Art, daß Charakter und Wirken der Nachkommen in den Vorfahren Ausdruck fanden. Und es ist eine ziemlich unbegründete Forderung, die Geschichte über den Mann und die Frau dürfe durchaus keine solche Typendarstellung enthalten." Dementsprechend wird das Symbol der Schlange aus dem Fruchtbarkeitskult erklärt und das Wesen der Ursünde in der Naturvergottung gesehen (130). Drei weitere Kapitel sind der Geschichte der frühen Königszeit, dem getrennten Reiche und dem Exil gewidmet. Hierauf werden bibeltheologische Hauptthemen angegangen: die Hoffnung Israels, die Weisheit der Hebräer, das Geheimnis der Bosheit, Leben und Tod usw. Das abschließende Kapitel konfrontiert Altes und Neues Testament.

Diese kurze Übersicht zeigt, daß die Welt des Alten Testamentes in den verschiedensten Phasen und Problemlagen zur Darstellung kommt. Eine kritische Stellungnahme zu Einzelfragen würde zu weit führen, jedenfalls weht ein frischer, wohltuender Wind durch das ganze Werk. Die Übersetzung liest sich wie deutsch; ein besseres Kompliment kann man nicbt machen. Eine bessere Wiedergabe mancher amerikanischer Wörter wäre aber zu wünschen. So entspricht

das englische science keineswegs unserer „Wissenschaft", sondern näherhin der „Naturwissenschaft". Daher kommen einige schiefe Bedeutungen in die Übersetzung, die der Autor sicher nicht gemeint hat; so wäre „Gott kein Gegenstand wissenschaftlicher Beobachtung", muß wohl „naturwissenschaftlicher" heißen. Gen 3, 8 steht nicht, daß Gott in der „Abendkühle" im Garten umherging, sondern beim „Tagwind", der in Palästina am späten Vormittag einsetzt (121).

Das Psalmengebet, übersetzt und erklärt von P. Dr. Peter Morant. 2., neubearbeitete Auflage. (XII u. 1212.) Verlag Herder, Freiburg 1963, Leinen DM 32.—, Leder DM 45.—.

Kaum eine andere Zeit erlebte so viele Psalmenübersetzungen wie die unsere. Es ist kein Grund, darüber traurig und verärgert zu sein (schon wieder eine neue Psalmenübersetzung, sagen die Volksliturgiker; wann kommen wir zu einem Einheitstext?), sondern sich darüber zu freuen. Es ist ein Zeichen des religiösen Aufbruchs, daß die Psalmen, das tägliche (Musik-) Instrument der Priester und vieler Laien, neu dargeboten werden. Das Buch ist kein wissenschaftlicher Kommentar mit allem notwendigen historischen und philologischen Beiwerk, sondern eine Hilfe zum Brevierbeten. Dadurch ist die ganze Anlage des Werkes bestimmt.

Die Einleitung behandelt die üblichen Fragen über Entstehung, Arten, Rhythmus, Ursprache, Übersetzungen der Psalmen. Den Sonderwert bildet das Kapitel über die Psalmen als Gebete. Es gibt ein mehrfaches Verständnis dieser alten Lieder. Drei Grundsätze werden aufgestellt: 1. Bete die Pss soweit als möglich aus dem eigentlichen Schriftsinn heraus! Also nach dem historischen Sinn! 2. Bete sie im Geiste der Kirche; sie hat ja die alttestamentlichen Lieder neu aktualisiert und ihnen den christlichen Vollsinn gegeben. 3. Bete sie in mystischer Verklärung! Trotz mündlichen Betens können die großen Leitideen des Tagesoffiziums im alten Text mitklingen. Das Psalmenrezitieren muß also in die Meditation eingebettet sein. Nach dieser anregenden Einleitung folgt das Offizium mit lateinischem Text und deutscher Übersetzung, zunächst der Ordo und dann der Wochenpsalter mit den Hymnen und Zwischentexten. Der Autor begnügt sich aber nicht mit der bloßen Übersetzung. Auf der linken Buchseite ist jeweils der Breviertext abgedruckt, die rechte Buchseite bringt ausführliche Erklärungen zu den einzelnen Psalmen wie zum Offizium als solchem. Es ist unmöglich, auf die Reichhaltigkeit dieses Teiles einzugehen. Wenn ein Priester oder Laie ein aktuelles Betrachtungsbuch sucht, das das Brevierbeten befruchten kann, dann findet er es hier.

Damit ist die Neuerscheinung voll und ganz gerechtfertigt. Auf die Problematik der Psalmenübersetzung näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Jedenfalls muß gesagt werden, daß Rhythmus und Wortwahl der einfachen Volkssprache — und die Psalmen bringen ja kein theologisches Gelehrtenidiom! — näherkommt als die autoritär gestützte Guardini-Übersetzung. M. E. wären viele hebräische Imperfecta als Praesentia zu übersetzen, wodurch die vielen „soll, mag, wird" vermieden werden könnten, die doch zu schleppend wirken. Auch zusammengesetzte Ausdrücke, wie „Bescheid geben" statt kräftig-einfach „hören, erhören", wären zu vermeiden. In den textkritischen Varianten wird leider dem Pianum der Vorzug gegeben, wo es doch bessere Lesungen gäbe. Die Verfasser und ihre liturgischen Mitarbeiter haben mit dem vorliegenden Psalterium der betenden Kirche deutscher Zunge einen großen Dienst geleistet.

Mautern, Steiermark Claus Schedl

Das Alte Testament und seine Lebensordnungen. Band II. Heer und Kriegswesen. Die religiösen Lebensordnungen. Von Roland de Vaux O.P. (467.) Verlag Herder, Freiburg-Basel-Wien 1962. Leinen DM 36.50.

Mit diesem II. Band ist wiederum ein Werk des Direktors der Ecole biblique in Jerusalem P. Roland de Vaux abgeschlossen. Hier sind Heer- und Kriegswesen in Israel ausführlich dargestellt, angefangen von der Razzia der Nomaden als einer Aktion des betreffenden Stammes mit noch nicht organisierten Streitscharen bis zur ausgebildeten „Kriegs-Kunst" mit wohlgeübten Soldaten. Auch die Frage des „Heiligen" Krieges und die Kriegsrolle von Qumran sind behandelt.

Die folgenden fast 400 Seiten sind den religiösen Einrichtungen in Israel gewidmet. Frühsemitische Heiligtümer, Stätten, die durch Theophanien ausgezeichnet waren, Höhenheiligtümer und deren Legitimität stehen zur Diskussion. Nicht vergessen sind die mit dem einzigen Jahwetempel zu Jerusalem rivalisierenden Heiligtümer, ferner die Tempelbauten auf Elefantine, Leontopolis und Garizim und der Ursprung der Synagoge. Was über das alttestamentliche Priestertum und Levitentum in knapper Form gesagt wird, sollte jeder Theologe wissen. Auch wird man in verwandten Werken biblischer Archäologie selten eine so gute Zusammenfassung finden über den Fragenkomplex: Menschenopfer in Israel, über Ursprung und Alter des Sabbates, über die Feste der Altzeit und der Neuzeit des biblischen Israel. Das Rätsel um den Bock für „azazel" wird freilich auch hier nicht endgültig gelöst; ebensowenig der Ursprung des Purimfestes. Daß das Buch mit dieser ungelösten Frage schließt, empfindet der Autor als schwach

und bittet dafür um Entschuldigung. Doch diese Bescheidenheit eines Gelehrten von einmaligem Format erhöht nur unser Vertrauen auf die wissenschaftliche Zuverlässigkeit des Werkes. Dasselbe bewirkt auch ein Blick in das genaue Inhaltsverzeichnis (6 Seiten), in die Bibliographie (25 Seiten), in das Schriftstellenregister (35 Seiten) und in ein Namen- und Sachverzeichnis von 25 Seiten. Das Buch kann nicht genug empfohlen werden, es gehört in die Bücherei des Priesters und in jede Bibliothek, die auf Vermittlung echten Wissens bedacht ist.

Bibeltheologisches Wörterbuch, herausgegeben von Johannes Bauer. 2 Bände, 2., erweiterte Auflage. (1292.) Verlag Styria, Graz-Wien-Köln 1962. Leinen S 297.—, DM 48.—, sfr 49.50.

Daß schon in so kurzer Zeit (1. Aufl. 1959) eine zweite Auflage notwendig geworden ist, spricht allein für die Güte dieses Werkes und ist seine beste Empfehlung, die Rezension und Einschätzung der Käufer. In dieser Zeitschrift 107 (1959), 344 f. erschien die Besprechung der 1. Auflage. Ihr ist diesmal wohl nicht viel hinzuzufügen, als daß das begonnene Werk um zahlreiche Stichwörter bereichert worden ist. Freilich sind andere, wie zum Beispiel das Stichwort „Herrlichkeit" (damals behandelt von G. Molin) entfallen. Unter den Mitarbeitern finden sich durchwegs Namen, die in der wissenschaftlichen Welt guten Klang haben, mit Ausnahme einiger Franzosen meist Mitarbeiter deutscher Zunge.

Unter den verschiedenen Titeln, wie Abraham, Adam, Anbetung, Erbsünde, Erbtod, Entmythologisierung, Entrückung, Erhöhung, Erlösung, Freiheit, Friede, Gesetz, Gerechtigkeit, Gott, Gotteslästerung, Heilsgewißheit, Heimsuchung, Höllenfahrt und Himmelfahrt Christi, Knecht Gottes, Liebe, Mensch, Messianismus, Moses, Paradies, Passion Jesu, Parusie, Schöpfung, Segen, Sünde, Taufe, Vater, Verstockung, Volk, Vollkommenheit, Wahrheit, Weisheit, Wiedergeburt u. ä., finden sich wahre Goldminen biblischer Theologie. In ehrfürchtiger und zugleich doch ehrlicher Art wird versucht, den Wahrheitsgehalt herauszuschälen und herauszustellen, der sich hinter den schwarzen Lettern der Heiligen Schrift verbirgt. Das Werk wird vielen viele gute Dienste leisten.

Linz/Donau Max Hollnsteiner

Synoptischer Kommentar zu den drei ersten Evangelien. Band I: Kindheitsgeschichte und Anfang des öffentlichen Wirkens Jesu (Mt 1, 1—4, 25; Mk 1, 1—39; Lk 1, 1—5, 11.). Von Franz Zehrer. (198.) Klosterneuburger Buch- und Kunstverlag 1962, kart. S 145.—.

Nach der „Einführung in die synoptischen Evangelien" liegt jetzt der erste der vier Bände des dort schon angekündigten Synoptischen Kommentars vor. Damit hat ein Werk seinen Anfang genommen, das in der so reichlichen biblischen Literatur unserer Tage in dieser Art bis jetzt noch fehlte. Es wird nämlich zuerst die synoptische Zusammenstellung des Textes nach Sinnabschnitten dargeboten und dann folgt gleich eine synoptische Exegese nach dem Stand der heutigen Bibelwissenschaft. Dabei werden die verschiedenen Meinungen angeführt, aber dann alles wohl abgewogen, so daß bei aller Fortschrittlichkeit doch eine solide Auslegung gegeben wird. Sehr dankbar muß man auch für die Exkurse sein, die wichtige Themen und Begriffe verständlicher machen. So ist auch dieses Buch wieder ein echter „Zehrer" geworden: klar und bei aller Wissenschaftlichkeit leicht faßbar und somit wirklich wertvoll für alle, die sich mit den Evangelien tiefer beschäftigen wollen.

Zeuge und Märtyrer. Untersuchungen zur frühchristlichen Zeugnis-Terminologie. Von Norbert Brox. (248.) München 1961, Kösel-Verlag. Kart. DM 28.—.

Diese Untersuchung der frühchristlichen Zeugnis-Terminologie, die sich würdig in die hervorragende und sehr empfehlenswerte wissenschaftliche Reihe der „Studien zum Alten und Neuen Testament" als 5. Band einreiht, geht den Ursprüngen der Bedeutungsänderung des Wortes Märtyrer nach. Sie beginnt mit der vor- und außerneutestamentlichen Zeugnis-Terminologie, der dann eine ausführlichere Darlegung der neutestamentlichen Zeugnis-Terminologie folgt. Das Ergebnis ist, daß der allgemeine Sprachgebrauch im Neuen Testament, wie er in den synoptischen Evangelien und in den Briefen vorkommt, ungefähr derselbe ist wie im Profangriechischen. Einen spezifisch religiösen Zeugenbegriff kennen nur der lukanische und der johanneische Schriftenkreis. Bei Lukas werden als Zeugen die Zwölf, Paulus und Stephanus bezeichnet Ihre Zeugenschaft ist in der Augenzeugenschaft von der Auferstehung Jesu begründet. Im Johannes-Evangelium ist vom Zeugnis des Täufers, vom Zeugnis Jesu und vom Zeugnis der Jünger und des Evangelisten die Rede. Ihr Zeugniswert für die geschichtlichen Vorgänge ist nur insoweit gegeben, als der Hörer dahinter im Glauben die Doxa Gottes erblickt. Bei Jesus ist sein Anspruch selbst sein Zeugnis. Auch in der Apokalypse geht es nur um den Wortzeugen, der allerdings hier nicht einen geschichtlichen Tatbestand, sondern eine prophetische Offenbarung bezeugt. So ist also nirgends im gesamten Neuen Testament im Wort und Begriff „martys" eine Verbindung von Zeugenschaft und Tod nachweisbar. Ebenso scheiden auch das Alte Testament und das Spätjudentum als Ursprungsort für den Märtyrertitel aus. In den heidnischen

Märtyrerakten ist ebenfalls kein Anhaltspunkt zu finden, und auch das Tatzeugnis bei Epiktet hilft uns nicht zu einer Lösung. Erst in der frühchristlichen Literatur, und zwar im ersten christlichen Martyriumsbericht vom Martyrium des Polykarp, finden wir auch zum erstenmal den technisch-martyrologischen Gebrauch des Wortes Märtyrer. Ebenfalls haben wir hier auch schon den besonderen Hinweis auf die Nachahmung der Passion Christi. So hat uns diese ganze Untersuchung gezeigt, daß der Märtyrertitel eine nach-neutestamentliche Bildung darstellt. Seine Entstehungszeit ist zwischen der Abfassungszeit des letzten Buches des Neuen Testamentes (um 100) und dem Martyrium des Polykarp (156) anzusetzen. Der Titel wird verliehen nicht für das Zeugnis des Wortes, sondern für das Zeugnis im Mitvollzug der Passion Christi.

Linz/Donau Siegfried Stahr

Neuschöpfung oder Wiederkehr? Eine Untersuchung zum Geschichtsbild der Bibel. Von Gerhard Schneider. (95.) Düsseldorf 1962, Patmos-Verlag. Brosch. DM 6.50.

Diese Doktordissertation behandelt: I. Schöpfung und Neuschöpfung im Alten Testament, II. Außerbiblische Anschauungen über die Erneuerung der Welt und des Menschen, III. Die Idee der Neuschöpfung im Neuen Testament. Die Probleme sind leider etwas zu kurz und zu flüchtig bearbeitet. So wäre zum Beispiel der Untersuchung von Apoc 21, 1—5 mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Entsprechend der Bedeutung im eschatologischen Kerygma der apostolischen Zeit, dürften auch die einschlägigen Stellen in den Thessalonicherbriefen und im Kolosserbrief nicht außer acht gelassen werden. Mit Interesse folgt man dem Kapitel: Die Theologie des Apostels Paulus (über die Neuschöpfung), S. 74—90.

Der Jünger. Eine Auslegung der Rede Lk 6, 20—49. Von Heinrich Kahlefeld. (156.) Frankfurt am Main 1962. Verlag Josef Knecht. Pappband DM 7.20.

Vor uns liegt eine bibeltheologische Arbeit über das dankenswerte Thema der Bergpredigt nach dem Evangelisten Lukas. Doch tut man sich etwas schwer, dem Buche eine große Leserschaft zu verheißen, denn für den Wissenschaftler ist es nicht gedacht, für den Seelsorger sind die Darlegungen zuwenig griffbereit (er findet heutzutage kaum mehr Zeit und Geduld, dem „Mäanderlauf des Gedankengangs" nachzugehen) und für den Laien dürfte es zu schwer sein.

Griechische oder biblische Theologie? Das Problem der Hellenisierung des Christentums in neuer Beleuchtung. Von DDr. Johannes Hessen. Zweite, durchgesehene und ergänzte Auflage. (168.) München-Basel 1962, Ernst-Reinhardt-Verlag, Leinen DM 11.—.

In seinen nahezu drei Dutzend Werken erweist sich der Verfasser als Kenner der patristischen, scholastischen und neuzeitlichen Philosophie. Unserem Werke ging voraus das Buch „Platonismus und Prophetismus". Im vorliegenden Werke prüft der Autor die von den Kirchenvätern und Scholastikern vollzogene Synthese von griechischer (besonders Aristotelischer) Philosophie und christlichem Glauben. Dabei konstatiert er ein starkes Divergieren der beiden strukturverschiedenen Größen und eine teilweise Umprägung biblischer Ideen durch das griechische Denken (139). Ausführlich behandelt die Schrift diese Strukturverschiedenheit des griechischen und biblischen Denkens, das in einigen Bestimmungspaaren ungefähr so aussieht: statisch-dynamisch, substantionalistisch-personalistisch, kosmisch-historisch, intellektualistisch-voluntaristisch (90 ff.). Daran reihen sich die Auswirkungen auf dem Gebiete der religiösen Grundideen (Gott, Schöpfung, Offenbarung, Glaube) und der christlichen Zentralideen (Trinität, Christologie). Daher fordert und erklärt der Verfasser die Schaffung einer biblischen Theologie mit einer Rückübersetzung der aus dem griechischen Denken geflossenen Begriffe in die biblische Denkweise (140). Er will dabei das griechische Element nicht verbannen, sondern im richtigen Maß beibehalten, da die Theologie sowohl für die Fundierung als auch für die Systematisierung des Offenbarungsinhaltes auf die Hilfe der Philosophie angewiesen ist (154).

Diese Arbeit sieht Hessen als notwendige Voraussetzung für die Wiedervereinigung der getrennten Kirchen an, denn „wie die biblische Theologie das verbindende, so ist die griechische Philosophie das trennende Moment" (164).

Anspruch und Antwort Gottes. Zur Lehre von den Weisungen innerhalb der synoptischen Jesus-Verkündigung. Von Engelbert Neuhäusler. (263.) Düsseldorf 1962, Patmos-Verlag. Leinen DM 26.—.

Der Dillinger Hochschulprofessor für neutestamentliche Exegese beschäftigt sich in diesem Werke mit der kritischen Untersuchung einiger Gruppen von Jesus-Worten vor dem speziellen Hintergrund der Zeit und der Lebenssituation. Er arbeitet dabei mit reicher Heranziehung der jüdischen Apokalyptik, der sapientialen Tradition und der Qumranlehren. Des Autors wissenschaftliches Verantwortungsbewußtsein zeigt seine Behauptung: „Wir dürfen also in der Jesus-Lehre nicht alles schon erwarten, was die apostolische Kirche aus ihr entfaltet und oft auch aus anderen Quellen weitergeführt hat" (S. 12). Der Titel des Buches läßt die Inhaltsfülle nicht

erahnen. Ob nun der Verfasser die synoptischen Jesus-Worte vom Gottesbegriff Jesus, vom Gerechten, vom Heilshandeln Gottes, vom Gehorsam, vom Kindwerden, von der Nachfolge, von der Wachsamkeit oder anderen Gruppen untersucht und interpretiert, überall zeigt er sich als gewiegter Exeget, Kenner der neutestamentlichen Verkündigung und feinfühlender Psychologe. Inmitten der vielen herangezogenen Bibeltexte gewinnt jedes Logion in der Kraft seiner Aussage und Verpflichtung. Selten findet man auch eine so lebensnahe Charakterisierung der Pharisäer wie auf den Seiten 66—68. Wie das umfangreiche Literaturverzeichnis neuester Autoren und das vorbildliche Stellenverzeichnis zeigen, hat sich der Verfasser die Aufgabe nicht leicht gemacht. Dadurch erleichtert er aber die Verwendbarkeit des Werkes bedeutend, das für den Fachprofessor wie auch für den Religionsprofessor eine gute Fundgrube darstellt. Dem Buche ist eine weite Verbreitung mit Neuauflagen zu wünschen!

St. Florian, OÖ. Johannes Zauner

Der Jakobusbrief bei Augustinus und die damit verbundenen Probleme der Rechtfertigungslehre. Von Paulus Bergauer. (105.) Verlag Herder, Wien 1962. Kart. S 54.—, DM/sfr 9.—.

A. v. Harnack hat einst gefordert, daß — gerade im Hinblick auf die kritischen Urteile Luthers über den Jakobusbrief — einmal das Verhältnis des Augustinus zum Jakobusbrief und seiner Theologie zu untersuchen wäre. Dieser Aufgabe hat sich jetzt der Benediktiner Paulus Bergauer in seiner Wiener Dissertation (bei Prof. Kosnetter) unterzogen. Er stellt darin zunächst die direkten Äußerungen des Heiligen über den Jakobusbrief zusammen (1. Kapitel), untersucht dann seine Beschäftigung mit dem Jakobusbrief und seinen Einleitungsfragen (2. Kapitel), bietet eine Statistik der Jakobuszitate des Kirchenvaters im Verhältnis zu den Zitaten der anderen neutestamentlichen Briefe (3. Kapitel), um sich dann dem Hauptproblem zuzuwenden: Glaube und Werke bei Augustinus im Hinblick auf Jak 2, 14 ff. (4. Kapitel). In einem Schlußkapitel geht er Augustins Bedeutung für die Geschichte der Exegese von Jak 2, 14 ff. nach.

Augustinus hat an der Kanonizität und apostolischen Autorität des Jakobusbriefes nie gezweifelt. Es geht ihm in seiner Auslegung naturgemäß um die Frage: Welche Rolle spielen bei Paulus und Jakobus Glaube und Werke bei der Rechtfertigung des Menschen? Seine klassisch gewordene Antwort lautet: ille (Paulus) dicit de operibus quae fidem praecedunt, iste (Jakobus) de iis, quae fidem sequuntur. Außerdem unterscheidet Augustinus zwischen dem toten Glauben, den nach Jak 2, 29 auch die Dämonen haben, und dem rechtfertigenden Glauben, der nach Gal 5, 6 durch die Liebe wirksam ist. Die Lösung des Heiligen hatte eine große Nachwirkung und wurde auch von Luther in seiner katholischen Zeit akzeptiert. Die protestantische Theologie der Gegenwart bemüht sich zum Teil sehr stark um eine Rückgewinnung des Jakobusbriefes, so zum Beispiel Schlatter, Lackmann, Eichholz — des letzteren Abhandlung: Glaube und Werke bei Paulus und Jakobus (München 1961), ist Bergauer offensichtlich entgangen. Gerade im Hinblick auf diese Bemühungen hat die Untersuchung Bergauers eine besondere kontroverstheologische Bedeutung. Sie ist sehr sauber und gründlich gearbeitet und geradezu ein Muster einer exegese- und dogmengeschichtlichen Studie. Man kann dem Verfasser dazu nur gratulieren.

Trier Franz Mußner

Pastoraltheologie

Pastoraltheologie. Von Michael Pfliegler. (424.) Wien 1962, Verlag Herder. Leinen S 225.—, DM/sfr 36.—.

Genau 25 Jahre nach dem Erscheinen der letzten katholischen pastoraltheologischen Gesamtdarstellung im deutschen Raum, des „Aufrisses" Constantin Noppels „Aedificatio Corporis Christi", der 1947 noch eine Neuauflage erlebte, legt uns Michael Pfliegler unmittelbar nach der Emeritierung „seine Pastoral" vor. Wohl besitzen wir nicht wenige wertvolle pastoraltheologische Monographien, die den unerhörten geistigen und gesellschaftlichen Umwälzungen dieses letzten Vierteljahrhunderts Rechnung zu tragen versuchen; eine Gesamtdarstellung hat aber noch niemand gewagt. Pflieglers Werk beschränkt sich auf die Pastoraltheologie im engeren und eigentlichen Sinn, also auf die Hodegetik. Es behandelt im „ersten Buch" Subjekt, Zeit und Ort der Seelsorge (163 Seiten) und im „zweiten Buch" das Objekt der Seelsorge (237 Seiten). Ein 21 Seiten starkes, nach Sachgebieten gut gegliedertes Literaturverzeichnis „zur Weiterbildung und Vertiefung" ergänzt das Werk.

Das erste Buch handelt zunächst von der Sendung der Seelsorge durch Christus und die Kirche und von den Gesendeten, nämlich dem Priester nach Berufung, Stand, Würde, Ausbildung und Fortbildung, dem Seelsorger als Persönlichkeit, den einzelnen Seelsorgern, also dem Dechanten, dem Pfarrer und seinen Hilfspriestern; dann wird ein geschichtlicher Aufriß der Seelsorge, vor allem der Pfarrseelsorge, gegeben mit je einem eigenen Kapitel über die „Laienhelfer

in der Seelsorge" und über „Caritas und Seelsorge"; in einem letzten Teil wird die Theologie Physiognomie und Typologie der Pfarre behandelt. Das Kapitel über die Laien ließe sich vielleicht auch schon im zweiten Teil unter den „Gesendeten" verantworten; dann würden die Laien als Subjekt und Mitträger der Seelsorge noch stärker hervortreten. Auch das zweite Buch hat vier Teile. Es bringt zunächst eine psycho-physische Betrachtung der Lebensphasen des Menschen; dann die Seelsorge in den einzelnen Phasen: beim Kleinkind, beim Volksschulkind, in der Vorpubertät, in der Reifezeit und im Jungmannes- bzw. Jungfrauenalter mit einem Kapitel über „Sexus und Seelsorge"; endlich die differentialpsychologische Typik der Seelsorge mit der Behandlung der Männer-, Frauen- und Familienseelsorge und die soziologische Typik, wobei die Seelsorge im Dorf, die Arbeiterseelsorge, die Seelsorge in der bürgerlichen Welt und die Großstadtseelsorge behandelt werden.

Hinter dem Werk steht nicht nur eine 15jährige Lehrtätigkeit als Ordinarius für Pastoraltheologie an der Wiener Universität, sondern auch die reiche Lebenserfahrung eines immer engagierten Priesters, der seiner Herkunft nach in der bäuerlichen Welt wurzelt, der eine ganze studentische Generation wesentlich mitgeformt hat und der sich, oft unverstanden, leidenschaftlich bemühte, die tiefe Kluft zwischen Arbeiterschaft und Kirche zu schließen. Ein solches Leben und die lange Erfahrung mit Gott und den Menschen macht weise. Diese tiefe Weisheit spricht aus vielen Kapiteln des Buches. Ihretwegen und auch der klaren Sprache wegen werden viele Seelsorger gerne diese „Pastoral" befragen.

Christus unter den Fernstehenden. Apostolatserfahrungen in Ferien- und Kurorten. Von Giovanni Arrighi. Aus dem Italienischen übertragen von Dr. Karl Rudolf. (228.) Wien 1962. Seelsorger-Verlag Herder. Leinen S 98.—, DM/sfr 16.50.

Ein italienischer Dominikaner berichtet hier über seinen interessanten Versuch, das mondäne Publikum elegantester italienischer Kurorte durch theologische Vorträge, und zwar im profanen Milieu selbst, also in Kino- und Theatersälen und in Hotelfoyers, zu erreichen. Es begann 1952 in einem kleinen Sommerkurort Bardonecchia; bald folgten Zyklen in weltbekannten Orten, wie Meran, Fondo, St. Ulrich, Wolkenstein im Grödner Tal, Brixen, Bruneck, Innichen, Sterzing, Gossensaß, Toblach, Cortina d'Ampezzo, San Remo und Montecatini, und zwar im Sommer und im Winter. In Cortina wird erstmalig versucht, ein „Zentrum des Apostolates für die Wiedergewinnung der Fernstehenden" zu schaffen: Dem Pater wird eine nette Wohnung im Zentrum von Cortina zur Verfügung gestellt, in der er Gäste empfangen kann, ohne daß diese einen Pfarrhof zu betreten oder eine Pfarrhaushälterin zu passieren brauchen. Statt dieser steht ein entsprechend gekleideter Diener zur Verfügung, der „imstande ist, zu Beginn des Gesprächs einen Tee oder Kaffee anzubieten, wie es im Laienmilieu üblich ist". Bei einzelnen Vorträgen wurden bis gegen tausend Personen erreicht. Aber auch die privaten Sprechstunden benützten in mancher Saison gegen 360 Kurgäste. Fast durchwegs handelte es sich um Menschen, an die die Kirche sonst kaum herankommt: Industrielle, Wirtschaftsfachleute, Intellektuelle. Fast immer war das religiöse Interesse groß.

Die Darbietung könnte auf weiten Strecken straffer sein und würde dadurch nur gewinnen. Schon die „Einführung" belegt gegen 20 Seiten. Überflüssig sind die immer wiederholten Hinweise auf die „unentbehrliche Oberaufsicht und Leitung der lehrenden Kirche" bei einem so heiklen Apostolat; es würde genügen, das einmal festzustellen. Die konkreten Beispiele sind schwer zu beurteilen, da sie nicht von der Persönlichkeit des Redners getrennt werden können. Immerhin geben sie Einblick in die Thematik. Für unsere Verhältnisse könnte man sich vorstellen, daß man noch etwas mehr vom Rand her beginnt. Auch die Methode scheint ziemlich scholastisch und die Beweisführung nicht immer glücklich. Doch tatsächlich scheinen die Vorträge den angeführten Pressestimmen zufolge gut angekommen zu sein. Von Interesse sind auch die Ausführungen über die psychologische Situation der Fernstehenden und der Erholungsuchenden.

Weite Teile Österreichs sind Fremdenverkehrsland. Es würde sich lohnen, solch ein Apostolat auch in einigen unserer Kurzentren zu versuchen. Dazu könnte das Studium der italienischen Erfahrungen manchen Dienst erweisen.

Kein Christenleben ohne Gemeinschaft. Von Georges Michonneau. (140.) Stuttgart 1962, Schwabenverlag. Leinen DM 7.90.

Niemand Geringerer als Yves Congar hat zu diesem Bericht eines Pfarrers über seine und seiner Mitarbeiter zwanzigjährige Tätigkeit in drei Pfarren vor und in Paris ein ausführliches Geleitwort geschrieben. Michonneau ist kein Unbekannter. 1945 machte sein Buch über die missionarische Pfarre „Paroisse communauté missionaire", „Schlußfolgerungen aus fünf Jahren Erfahrung im Arbeitermilieu", auch bei uns Aufsehen. Nun sagt er uns nach weiteren fünfzehn Jahren Arbeit im gleichen Milieu, aber in Pfarrgemeinden mit je „eigenem Temperament" und mit verschiedenen Seelsorgergemeinschaften, daß er noch mehr als bisher an die Pfarre glaubt,

an die „Erstrangigkeit, Wirksamkeit und Unersetzbarkeit des Pfarrgemeindedienstes", daß es „keine Pfarrgemeinde gibt, die einer geeinten und offenen Mannschaft widersteht, wenn diese entschlossen plant und bedenkt und sich anpaßt", „daß keine Pfarrgemeinde der Entwicklung zu einer echten, lebendigen Gemeinschaft widersteht und daß sie, soweit man an sie glaubt, missionarisch wird, fähig, in welcher Umgebung auch immer, die vorwärtsschreitende Kirche zu sein" (94).

Damit ist auch das tiefste Anliegen des Verfassers ausgesprochen: Es geht darum, aus dem äußeren rechtlichen Gebilde der Pfarre wieder eine „wahre Gemeinschaft von Christen" (7) in der Liebe zu machen, nach der sich die Menschen von heute im tiefsten sehnen, die allein das Christentum anziehend macht und das Evangelium glaubhaft verbreiten kann. Es geht um das Erzeugen einer gemeinsamen Seele, die man durch Vergeistigung, aber auch durch Veräußerlichung und bloße Verleiblichung töten kann; es geht um eine Gesamtseelsorge in der Pfarre, die das Team der Seelsorger und der aktiven Laien der Pfarre gemeinsam tragen müssen, für die auch die spezialisierten Bewegungen der Katholischen Aktion voll mitverantwortlich sind, in der Pfarrdienst und missionarische Aktion, Liturgie und Katholische Aktion nicht getrennt gesehen werden dürfen. Was Michonneau erst grundsätzlich darlegt, belegt er im letzten und ausführlichsten Kapitel des Buches durch einen konkreten Erfahrungsbericht in seinen drei Pfarren. Liturgie, Paraliturgie, Predigt, Wohnviertelaktion, die Arbeit der allgemeinen und spezialisierten Katholischen Aktion, die Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und Katechumenen, Fragen der Tarife und des Geldes, Fragen der Anpassung, aber auch die „Widerstandsbewegung" in der Pfarre kommen dabei zur Sprache.

Die Lektüre dieses Buches wird auch allen denen heilsam sein, die glauben, die Pfarre werde als rein positiv-kirchenrechtliche, aber heute völlig überholte Einrichtung demnächst verschwinden und anderen Strukturierungen der Seelsorge Platz machen müssen. Daß solchen Thesen gerade ein Arbeiterseelsorger aus Paris widerspricht, gibt der Sache eine besondere Pointe.

Die Zukunft der liturgischen Erneuerung. Zur liturgietheologischen und pastoralliturgischen Bedeutung der „Liebe". Von Walter Dürig. (184.) Mainz 1962, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 11.80.

Der Verfasser, seit 1960 als Nachfolger Joseph Paschers Inhaber des Lehrstuhls für Liturgiewissenschaft und Pastoraltheologie in München, regt in seinem neuen Werk zu ernster, in die Zukunft weisender Besinnung an. Gut fünfzig Jahre kann man nun schon von einer liturgischen Bewegung sprechen; was in kleinen Zirkeln begann, wurde in nicht wenigen Diözesen zu einer Bewegung des ganzen Volkes, deren stärkste Förderer die höchsten kirchlichen Zentralstellen selbst geworden sind. Trotzdem mehren sich die Stimmen, die von einem Nachlassen des Schwungs, von einer Stagnation, ja von einer gewissen Krise der liturgischen Erneuerungsarbeit sprechen. Dürig warnt nun gewiß vor falschen Konsequenzen „unbelehrbarer Konservativisten" (17), untersucht aber dann selbst die gegenwärtige Situation und geht ihren wirklichen Ursachen nach.

Zunächst stellt der Verfasser fest, daß das eigentliche Ziel der liturgischen Erneuerung, nämlich „die innere und äußere Mitfeier der heiligen Liturgie durch das Volk in Wort, Gesang und Aktion" in der Meßfeier wie auch in der außereucharistischen Liturgie noch lange nicht in befriedigender Weise erreicht wurde. Dann untersucht er die innerliturgischen Hindernisse der Erneuerung, die von der Sprache, von der Struktur und Form, vom Gesang der Liturgie, von den erstarrten, nicht mehr verständlichen oder nicht mehr vollziehbaren Kultsymbolen herkommen, sowie Notwendigkeit und Grenzen einer innerliturgischen Reform. Endlich stellt Dürig die Frage nach den außerliturgischen Hindernissen und den Möglichkeiten ihrer Überwindung. Er fordert zunächst eine tiefere liturgiegeschichtliche, liturgietheologische, liturgieasketische und pastoraltheologische Bildung des Klerus. Dann untersucht er die Denk- bzw. Lebenshaltung des heutigen Menschen hinsichtlich der Bildhaftigkeit der Liturgie und hinsichtlich ihres Gemeinschaftscharakters. Hier ergeben sich nicht geringe pastoralliturgische Probleme. Dürig bespricht verschiedene Versuche einer Hinführung des heutigen Menschen zur Bildhaftigkeit der Liturgie, im besonderen die Bedeutung der Liebe dabei, von der her allein auch wieder echte Gemeindebildung, aber auch heilswirksame und missionarisch kraftvolle Liturgiefeier möglich wird. So wird schon die erste eucharistische Feier nicht umsonst mit der Fußwaschung eingeleitet.

Auch wenn man nicht jedes einzelne Urteil des Verfassers teilt, kann man das Buch nur mit wirklicher Dankbarkeit aus der Hand legen.

Das christliche Weltamt. Von Ernst Michel. Revidierte Neuausgabe des Buches „Von der kirchlichen Sendung der Laien" vom Jahre 1934. (133.) Frankfurt am Main 1962, Verlag Josef Knecht. Leinen DM 7.80.

Die Neuauflage weist gegenüber der Ausgabe von 1934, die seinerzeit nicht geringes Aufsehen erregt hatte, außer dem Titel und dem bedeutend erweiterten Schlußkapitel, jetzt „die Weltform des christlichen Wirkens", nur wenige, wenn auch beachtenswerte Änderungen auf. Das tiefste Anliegen dieses wie mancher anderer Schriften Ernst Michels kreist um das Spannungsverhältnis von Kirche und Welt, Kirche und Reich Gottes; Spannungen, die in diesem Äon nicht aufgehoben werden können noch dürfen, nicht von der Kirche und nicht von der Welt, wenn es nicht zu einer „Verkirchlichung" der Welt oder zu einer Verweltlichung der Kirche kommen soll. „In Auseinandersetzung mit einer zwar überlebten, aber noch nicht überwundenen geschichtlichen Form christlicher Weltdurchdringung" will Michel „die Bedingungen für eine neue geschichtskräftige Form dieses christlichen Wirkens" herausarbeiten (7). Sie besteht darin, daß die Kirche anstatt „profane Lebensgebiete in den Bereich der kirchlichen Institution hineinzuziehen und derart zu verchristlichen" (40) bzw. zu verkirchlichen und an Stelle einer „auf pädagogische Massenbehandlung abgestellten Lehr- und Seelsorgepraxis" „die Laien für ihr kirchliches Weltamt reif und mündig macht" (42), das diese dann selbständig und in eigener Verantwortung wahrzunehmen haben.

Das Buch und sein Anliegen ist zweifellos von höchster Aktualität; geht es doch um nichts anderes als um die zeitgerechte Form christlicher Welt- und Alltagsdurchdringung. Ja, das Anliegen scheint heute noch aktueller als 1934, nach der Machtübernahme des Nationalsozialismus, weil die Versuchungen, gegen die Michel immunisieren will, heute verlockender sind als damals. Mit Dankbarkeit vermerkt man auch, daß einige mißverständliche Stellen der ersten Auflage geändert sind; einige andere hätten wohl durch Konkretisierungen geklärt werden können (68, 123). Manche Schwierigkeiten würden vermieden, wenn nicht „im eigentlichen Sinn von einem kirchlichen Amt der Laien" (14), einem „weltlichen Kirchenamt der Christen" (38), einem „selbständigen Weltamt der Kirche" (40, 42, 35), das die Weltlaien innehaben, gesprochen würde, sondern im Sinn des neuen Buchtitels und der abschließenden Betrachtung vom „christlichen Weltamt" bzw. Weltwirken. Denn streng genommen handelt es sich nicht mehr um ein eigentlich „kirchliches" Tun, nicht mehr um ein Tun im Auftrag, im Mandat der Kirche, die man gewiß nicht nur „als Institution" (35) zu sehen braucht, die aber doch immer auch Institution ist, sondern es geht hier um ein Tun der „Katholiken als christlicher Weltpersonen in selbständiger Verantwortung" (35).

Sterne in der Hand des Menschensohnes. Ein Beitrag zur Geschichte der pastoralen Bestrebungen unseres Jahrhunderts. Von Ludwig Weikl S.J. (303.) 4 Abbildungen und 4 Faksimiles. Nürnberg 1963, Johann-Michael-Sailer-Verlag. Leinen DM 16.80.

Hinter dem zunächst etwas romantisch klingenden Titel, dem nur auf der Umschlagklappe beigefügt ist: „Priester unserer Zeit", verbirgt sich die Darstellung von vier Priestergestalten, die miteinander an sich nichts zu tun haben, außer daß der Verfasser mit ihnen „geistige Verbindung hatte, während sie auf dem Höhepunkt ihres Wirkens standen", bzw. daß er mit den zwei letzten in persönlicher Freundschaft verbunden war. Freilich zeigt sich bald noch eine Gemeinsamkeit: jeder der Geschilderten stand einer ganz besonderen Aufgabe gegenüber und suchte sie pastoral zu bewältigen: beim Innichener Stiftspropst Dr. Josef Walter (1835—1915) war es die Bewahrung „einer noch in unerschütterter Gläubigkeit lebenden Generation" vor dem liberalen Freisinn; der Ruhrpfarrer Pastor Konrad Jakobs (1874—1931) stand schon der deutschen liturgischen Bewegung nahe und versuchte mit Erfolg, aus diesem Geist in einem wirtschaftlich und gesellschaftlich zerrütteten Volk christliche Gemeinde und Katholische Aktion aufzubauen und den Seinen das Brot Gottes zu brechen; dem Regensburger Domprediger Dr. Johann Maier (1906—1945) war die geistige Auseinandersetzung mit dem widermenschlichen und widerchristlichen System des „Dritten Reiches" aufgegeben, die er bis zu seiner Exekution auf dem Moltkeplatz in Regensburg am Morgen des 24. April 1945 durchhielt; P. Johannes Blümels S.J. (1890—1951) Stunde schlug, als sich infolge der Potsdamer Beschlüsse eine unerhörte pastorale Notsituation bei den von der Ausweisung aus dem neuen Polen betroffenen Deutschen und später noch mehr bei den etwa Dreiviertel Millionen Zurückgehaltenen ergab, in der sich dieser Partisane Gottes bis zur totalen Erschöpfung in äußerster Armut verzehrte.

Ein zusammenfassendes Kapitel „Ruf der Gegenwart und Antwort des Geistes" beschließt das Buch, das uns so nebenbei auch zeigt, welch unerhörte Wandlungen die letzten 60 Jahre umspannen, wie es dem Menschen aufgetragen und in Gott auch möglich ist, in je verschiedener Art und Eigenart, jegliche Stunde der Geschichte in die Geschichte des Heils einzuordnen; wie sich dabei das Leben und die Kraft Gottes an den konkreten Menschen und an die jeweilige Zeit anschmiegt. Was sind das für köstliche, seltsame Menschen, die noch unmittelbar vor dem Sterben richtig zornig werden, wenn sie der Arzt mit der Aussicht auf längeres Leben und Wirken zu vertrösten aucht (273); Menschen, die zum Teil die außerordentliche Situation ihres Lebens

auch selbst miterzeugten — denn Maiers und Blümels extreme Lage hätten andere zweifellos verhältnismäßig ruhig durchgebracht — vielleicht auch wir —, sie wären an jenem entscheidenden Abend daheimgeblieben und hätten einen Roman gelesen oder sich rechtzeitig abgesetzt, um ihren normalen Pflichten nachzugehen, bei manchen hätten sie dann vielleicht auch einen ehrenwerteren Eindruck hinterlassen.

Das Buch ist ein Hohes Lied auf die Seelsorge und kann Priestern und jungen Menschen, die dafür geschaffen scheinen, nur empfohlen werden.

Wien/Linz — Ferdinand Klostermann

Das Kreuz im Schatten der Fabrik. Werden und Wachsen einer Diasporapfarrei. Erinnerungsblätter zum 25jährigen Jubiläum der Pfarrei Luchsingen (GL). Von Anton Schraner. (173.) Verlag Waldstatt, Einsiedeln 1961. Kart. sfr 7.50.

Im 19. Jahrhundert entstanden im Tale der Linth, zwischen Altdorf und Glarus gelegen, mitten im protestantischen Gebiet viele Fabriken. Den Bedarf an industriellen Arbeitskräften konnten die Glarner nicht allein decken. So kamen katholische Urner und Schwyzer, italienische Fremdarbeiter, diese vor allem zum Bau der Klausener Straße (Ende 19. Jahrhundert). Die Emigrantenseelsorge wurde notwendig. (Für den Sozialgeschichtler ist interessant, daß schon 1863 der damalige Churer Generalvikar, Pater Theodosius Florentini O. Cap., auf diese Notwendigkeit hingewiesen hat.) So entstand katholisches Leben, der Anfang der Pfarrei Luchsingen. Die Pfarrkirche wurde 1936 gebaut. Zum 25. Jubiläum schreibt der Ortspfarrer diese Chronik: Von dem Bemühen der Priester um Sonntagsheiligung und Religionsunterricht, vom Pfarrblatt, von Streitigkeiten unter den Katholiken und mit den Evangelischen, von Sakramentenspendung und Krankenseelsorge, von den Missionen (etwas verwundert stellt man fest: noch 1957 wird Mission unter dem Motto „Rette deine Seele" gehalten), von der Vereinsseelsorge. Eine Pfarrchronik; nicht mehr und nicht weniger. Keine Pfarrmonographie, die der modernen Pastoral und ihren Gesetzen nachspürt; die mit den Methoden und dem Instrumentarium der kirchlichen Sozialforschung ein Röntgenbild dieser Industrie- und Diasporapfarre erarbeiten will. Eine Pfarrchronik, geschrieben in einem breiten Stil; wir lesen das Programm des Weihnachtsfestes und das Lob des „Gnädigen Herrn". Am Ende einige konventionelle Bilder: Vom Bau der Kirche, von der Glockenweihe, von den hohen Besuchen. — Wenig aber ist in Text und Bild von den Problemen des Kreuzes im Schatten der Fabrik zu erahnen.

Linz/Donau — Walter Suk

Für die Kranken. Von Friedrich Trefzer. (192.) Ars-Sacra-Verlag Josef Müller, München 1962. Kunstleder DM 8.50.

Dieses handliche und bequem mitnehmbare Büchlein enthält eine ungeahnte Fülle von Gebeten, Lesungen und Kurzbetrachtungen für jeden Kranken. Zum größten Teil sind diese Lesungen aus der Frohbotschaft des Herrn genommen, aber so gut ausgewählt und ausgewertet, daß sie jeden kranken Menschen, auch den nicht bettlägrigen, ansprechen und trösten. „Es ist, als ob der Herr Jesus selbst erschiene und zum Kranken spräche." So würdigte ein Rezensent dieses Büchlein. Das ist durchaus keine Übertreibung. Dieses auch äußerlich gefällige Büchlein ist für den Pfarrseelsorger ein guter und sehr brauchbarer Begleiter auf dem Weg zum Krankenbesuch.

Selig, die im Herrn sterben. Von Eugen Walter. (104.) Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1962. Kart. DM 5.40.

Weit gefehlt, zu vermuten, wir hätten es mit einem Betrachtungsbuch für Sterbende zu tun. Die theol.-besinnlichen Wahrheiten, die in dieser Schrift dargeboten werden, gelten nicht dem „homo moribundus", sondern dem „homo ad mortem destinatus". Dazu gehören wir alle, jung und alt, Priester und Laien. Die Broschüre spricht zum Sterblichen, nicht zum Sterbenden. Man muß zu Lebzeiten sich mit diesen ernsten, aber auch tröstlichen Wahrheiten vertraut gemacht haben. Es ist eine Fahrschule für die Reise in die Ewigkeit, in der man lernt, wie man gut „heimkommt". Das Büchlein sollte jeder einmal bei Exerzitien oder Einkehrtagen gründlich „durcharbeiten". Es ist für alle Stände, auch für Priester und Ordensangehörige aktuell und heilsam, wenngleich manche Kapitel für theologisch nicht Geschulte etwas zu doktrinär sind, wie zum Beispiel die Abhandlung über die Krankensalbung, die der Verfasser in „Sakrament der Heilung" und „Sakrament der Verklärung" unterteilt.

Linz/Donau — Franz Baldinger

Katechetik

Katechetische Methoden heute. Herausgegeben von Josef Goldbrunner. (177.) Kösel-Verlag, München 1962. Kart. DM 8.80. Leinen DM 10.80.

Goldbrunner hat eine Reihe schon veröffentlichter Arbeiten gesammelt, um die Entwicklung der katechetischen Methode seit 1900 darzulegen. Einleitend bespricht Filthaut „Menschenbild und katechetische Methode". Die Methode hat der Verkündigung des Wortes Gottes zu dienen. Es gibt hiebei 2 Extreme: Die einen versuchen das Erleben auf Kosten der Erkenntnis herbeizuführen; die anderen intendieren mehr das Wissen und Behalten. Zur Situation in unserer Zeit führt uns Exeler nach Paris — zu einer Katechese vor siebenjährigen Kindern in St. Sulpice. Kinder, die die laizistischen Staatsschulen besuchen, haben am schulfreien Donnerstag Religionsunterricht. Der Besuch ist freiwillig. Die Katechese dauerte 15 Minuten. Der Lehrgehalt der Katechese war gering. Dann geht der Weg nach Holland; dort wohnen wir einem katechetischen Spiel bei: Sonntagsbereitung mit zwölfjährigen Buben: Thema: Der Jüngling von Naim. Sie erleben die Erzählung im Spiel, gehen dann in die übrigen 5 Klassen und wiederholen das Spiel. Dann noch ein Alltag in einer Montessorischule. Dauer der religiösen Unterweisung keine Viertelstunde. „Der Religionsunterricht war das schwächste des ganzen Morgens." Nun betreten wir deutschen Boden. Daß in den Jahrzehnten vor 1900 nur texterklärend unterrichtet wurde, ist bekannt; hiebei ging der Sinn für die Form verloren.

Seit 1900 bis 1960 unterscheidet man gewöhnlich drei Perioden von je 30 Jahren. Über diese drei Perioden geben die Artikel Aufschluß: Franz Eggersdorfer: „Die Kurve katechetischer Bewegung in Deutschland in einem halben Jahrhundert", Josef Goldbrunner: „Zur Methodik des modernen Religionsunterrichtes" und „Katechese und Begegnung". 1. Periode — die ersten 30 Jahre des Jahrhunderts. An die Stelle der Texterklärung tritt die Textentwicklung mit Berücksichtigung der Herbart-Zillerschen Formalstufen. Der Akzent ruht auf dem Subjekt. Wohl lag in dem starren Achten auf die Form eine Einseitigkeit, zur Schulung aber bedeutete es eine geschichtliche Notwendigkeit. Durch das Arbeitsprinzip (Kerschsteiner, Gaudig) wollte man auch die Katechese beleben, wobei man von dem Stufenbau abgelenkt wurde. Seelenlos getane Arbeit formt nicht, warnte Götzel. In der Katechese „Das Gnadenleben" vor Kindern des 6. Schuljahres zeigt Goldbrunner, wie man beiden Prinzipien gerecht werden kann. In das Wesen der Arbeitsschule führen einige Artikel von Kopp ein: „Grundformen der A. Sch.", „Kleine Praxis der A. Sch." und „Das Unterrichts-Gespräch". 2. Periode. In der Münchener Methode hat man zu sehr die formale Seite des Religionsunterrichtes betont und dabei die inhaltliche Seite zuwenig beachtet (Hofinger). Es kam zur kerygmatischen Besinnung: zum Streben nach tieferem Eindringen in den eigentlichen Sinn und Kern unserer Verkündigung. Es war kein Bruch mit der ersten Periode, sondern eine Fortführung und Vertiefung. 3. Periode. Die Verkündigung ist nicht eine Ankündigung von Wahrheiten und theologischen Lehrsätzen, sondern von Heilsereignissen des Lebens Jesu. In den Kindern soll sich der Glaube verwirklichen. Realisation des Glaubens hat mit der Person etwas zu tun (Goldbrunner). Oft hat es den Eindruck, als schlafe im Menschen der Personenkern auf der Schulbank; er ist in der Vermassung eingestampft. Dieses Kinderleben ist apersonal. Es ist Aufgabe, die Person zu personalen Akten zu rufen. Zur Person gehört die Entscheidung im personalen Einsatz. Die Kinder sollen sich von der religiösen Wahrheit bis ins innerste berühren lassen. Nicht nur Erkennen Gottes soll die katechetische Methode vermitteln, sondern Erlebnis Gottes. Da liegt der Akzent nicht auf dem Objekt, sondern auf dem Subjekt, im inneren Vorgang im Menschen; vor allem Darbietung und Anwendung sollen dem Glauben der Kinder dienen. Die katechetische Methode ist im Dienst am Glauben an einer Stelle, wo sich Existenzphilosophie, Anthropologie und Theologie treffen. Was sich anbahnt, ist der Durchstoß durch den psychologischen in den personalen Raum. Mit einem kräftigen Akkord diese Entwicklung angemeldet zu haben, ist das Verdienst Hansemanns. Kampsmann vermittelt die theoretische Basis, um die Lehre von der Begegnung einzuordnen und einzubauen in die religiöse Pädagogik. Das nächste Blatt über die katechetischen Methoden wird deshalb geschrieben werden über das Thema: Vom Glauben in Teilhabe zum personalen Glauben. Goldbrunner gibt in seinen Darbietungen wertvolle Anregungen, wie man jetzt schon die Kinder dazu führen kann.

Katholischer Katechismus. Von Johannes Klement. 3. bebilderte Auflage. (240.) Mit 57 zweifarbigen Illustrationen und 1 Tafel von Prof. Karl Weiser. Verlag Herold, Wien 1961. Kart. S 36.—.

Nicht allein durch die Bebilderung unterscheidet sich diese Auflage von der vorausgehenden; mit Freude ist festzustellen, daß die Bibel das Wort hat und alles durchleuchtet. Von den 188 Merksätzen (die 1. Aufl. hatte 218) sind 58 Bibelworte; auch der Abschluß der Lehrstücke bringt vielfach Bibelworte und Gebete an Stelle der bisher gebrachten Lieder. Glanzpunkt sind die Bilder, die die Katechese „transparent" machen. Sie wollen nicht die entfaltende Erklärung begleiten, sondern abschließend die religiöse Wahrheit vertiefen und in der Wiederholung zum

Glaubensgut der Kinder machen. Msgr. Klement und Prof. Weiser haben damit ein Werk geschaffen, auf das die österreichische Katechetik stolz sein kann.

Handbuch zum Katholischen Katechismus. Katechetische Stunden- und Tafelbilder. Von Johannes Klement. 1. Hauptstück: Unser Glaube an Gott. (141.) Mit 40 Illustrationen. Verlag Herold, Wien 1962. Brosch. S 48.—.

Nach der Absicht des Verfassers sollen es „Handreichungen und Leitfaden sein für die Kunst der religiösen Unterweisung nach der Lehrstückmethode, so daß die Lehrfreiheit nicht eingeschränkt wird" (S. 11). Jedes Stundenbild bringt zunächst die Zielsetzung, Wissensgrundlage und Meditation für den Katecheten. Die Darbietung macht den Bibeltext verständlich, die Erklärung führt ihn in die Umwelt des Kindes ein, um sie nachdenken zu lassen, wie man Christi Lehre in die Tat umsetzen kann und soll. Bildbetrachtung und ein Tafelbild für das Merkheft bilden den Abschluß. Das Handbuch ist reich an Anregungen für alle Katecheten und unentbehrlich für die Benützer des Klement-Katechismus.

Gottes frohe Kinderschar. Ein Werkbuch für die kirchliche Kinderarbeit. Von Lothar Zenetti. (174.) Verlag J. Pfeiffer, München 1961. Kart. DM 4.80.

Die Stufen der kindlichen Entwicklung und die Methode der katechetischen Unterweisung bilden den Anfang. In 10 Katechesen wird aus der Betrachtung der Burkartbilder des Katechismus die Lehre abgeleitet. Nach P. Lipperts Grundsatz „Ich liebe Schematismus nicht, sondern nur freies Leben", läßt er nicht nachzeichnen, sondern die eigenen Gedanken der Kinder zu Papier bringen; er leitet an zu freiem Gebet und Spiel mit einer Fülle von Möglichkeiten. Es folgen Ratschläge über die Sprache der religiösen Unterweisung. Originell sind die 10 Katechesen mit der fortlaufenden Geschichte von Klaus und Helga. Zum Schluß werden Meßfeiern und Kinderandachten gestaltet. Nicht alles ist für alle; jeder nehme, was ihm zusagt. Der Verfasser weiß: nur der Sonne öffnen sich die Blumen, darum steht er als sonnige Seele vor den Kindern. Lies das Buch mit sonniger Seele und lasse diese hineinstrahlen in die Seelen der Kinder!

St. Florian, OÖ. Josef Hollnsteiner

Kinderwelt und Gotteswort. Hundert Kinderansprachen. Von Lothar Zenetti. (184.) Verlag J. Pfeiffer, München 1962. Kart. DM 5.40.

In fünf Themenreihen spricht Zenetti zu den Kindern über das Gottesleben in unseren Herzen (1), über das Haus Gottes und unsere Haltung vor dem Höchsten (2), von den Heiligen Gottes und den Wegen, die sie uns zeigen (3), über die vielen Möglichkeiten, Gutes zu tun (4) und von der Stadt, in der wir leben (5). In vorbildlicher Weise sind in diesen Ansprachen die wesentlichen Momente einer Kinderpredigt verwirklicht. In rechtem Einfühlungsvermögen findet er die richtige Themenauswahl, lebendig und anschaulich macht er die Beispiele, Erzählungen und Vergleiche den Kindern zum Erlebnis. Immer wieder sucht er unmittelbaren Kontakt mit den kleinen Zuhörern durch Frage und Antwort. Die Anwendung braucht er nicht erst am Schlusse anzuhängen, sie ist in der Predigt schon verarbeitet. Daß viele Anknüpfungspunkte aus einem ganz bestimmten Milieu genommen sind, wird nicht stören, da ja keine der Predigten einfach kopiert werden soll, sondern individuell verarbeitet werden muß.

Jeder Kinderprediger wird dieses Buch mit Gewinn lesen, und wer sich anregen und ermuntern läßt, wird es tun zum Segen für die vielen kleinen Kinder Gottes (die leider so oft zu kurz kommen) und auch für die großen, die eine Kinderpredigt gar nicht so ungern hören.

Linz/Donau Georg Scherrer

Kinder fragen nach Gott. Religiöse Bildung bis zum neunten Lebensjahr. Von Antoinette Becker. (200.) Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1962. Leinen DM 11.80.

Ich kenne manches Buch, das Eltern, und besonders eben Müttern, Beispiel und Hilfe in der religiösen Unterweisung und Führung ihrer Kinder bieten soll, aber ich kenne noch keines, das so echt erlebt, so warmherzig und voll lebendigen Glaubens ist. Wie könnte unsere Jugend sein, wenn sie von solchen Müttern erzogen worden wäre! Man kann nur wünschen, daß dieses Buch von möglichst vielen jungen Frauen gelesen wird. Allerdings ist die Voraussetzung, daß die Mütter selbst aus überzeugtem Glauben heraus leben, daß sie Menschen mit echter Herzensbildung sind, daß sie deswegen auch im Kind voll großer, liebender Ehrfurcht ein Gotteskind sehen, das ihnen anvertraut ist. Wie schwierig, mühevoll und voll ungelöst bleibender Fragen ist der Weg eines Kindes zu Gott, wenn nicht die Mutter führt; wieviel echte Herzensgüter kommen nie zur Entfaltung, wenn die religiöse Geborgenheit der Kinderzeit in der Familie mangelt. Für jede gläubige Mutter ist dieses Buch Hilfe und Beispiel.

Linz/Donau Josef Wilhelm Binder

Sonntagsgeschichten. Kinderpredigten für ein Kirchenjahr. (Kleine Reihe für die Seelsorgspraxis.) Von Wilfrid J. Diamond. (154.) Verlag Ludwig Auer-Cassianeum, Donauwörth, 1962. Pappband DM 5.80.

Daß Kardinal Spellman von New York diesen Kinderpredigten ein empfehlendes Geleitwort mit auf den Weg gegeben hat, läßt aufhorchen, und dies um so mehr, als sich das Büchlein betitelt mit „Sonntagsgeschichten" (!) Es handelt sich tatsächlich um 65 Kinderpredigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres, die so angelegt sind, daß jeweils ein Wort aus dem Sonntagsevangelium herausgegriffen und mit passenden Geschichten und sittlichen Anwendungen erklärt wird. Was die Geschichten betrifft, so sei dem Autor das Lob gespendet, daß er dabei nicht antiquierte, sondern sehr selten verwendete Beispiele aus dem Leben und der Geschichte bringt und sein Buch schon deshalb interessant gestaltet. Der Autor entpuppt sich als Praktiker, der aus Erfahrung weiß, wie schnell die Zuhörerschaft der Kinder entscheidet, daß sie nicht weiter zuhören will und anderseits auch wieder bereit ist, ganz Aug und Ohr zu sein, wofern man ihre Aufmerksamkeit zu fesseln und ihr Gemüt zu packen versteht. Darum hat er zur Geschichte Zuflucht genommen und dies mit bestem Erfolg; denn seine Beispiele packen und halten bis zum Ende der Predigt das Interesse wach. Daß man heute mit theoretischem Gerede bei den Kindern nicht mehr verfängt, dürfte sich inzwischen herumgesprochen haben. Daher ist die Empfehlung Spellmans wohl am Platze, und den Predigern in der Kindermesse sei das Buch als Vorlage wärmstens empfohlen.

„Da rief er ein Kind ..." Was Jung und Alt angeht. Von Joseph Bernhart. (206.) Freiburg im Breisgau 1962. Herder. Leinen DM 13.80.

Diese „Kinderpredigten" befassen sich mit dem aktuellen Thema: „Welche Stellung soll das Kind zu Gottes Schöpfung und zur Ordnung in derselben beziehen?" In 17 Predigten, die sich durch klare und dabei gewählte Sprache auszeichnen, verwertet der Autor das Schriftwort, das Leben der Heiligen und gute Beispiele aus dem Leben zu eindrucksvollen Katechesen, die ganz vom üblichen Schema abweichen und nicht nur Kinder, sondern auch die Erwachsenen ansprechen. Eine ausgezeichnete Predigtvorlage, an der sich unsere Katecheten ohne Bedenken bilden können.

Linz/Donau Josef Fattinger

Meßbuch für junge Christen. Von Thomas Becquet O. S. B. / Alfonso Pereira S. J. Paderborn 1962. Verlag Bonifacius-Druckerei. Taschenformat. (224.) Fünffarben-Offsetdruck, farbige Lesebänder, Plastikband. DM 7.80.

Schon die Kinder sollen hineinwachsen in die neuen Formen der Mitfeier der heiligen Messe, in kindertümlicher Form sollen sie auf die spätere Gestaltung der Messe vorbereitet werden. Da man dieses wichtige Anliegen von den Eltern kaum verlangen kann, gibt P. Pereira in seinem aus dem Französischen übersetzten Meßbuch den Kindern im Schulalter eine wertvolle Hilfe. Nach einer guten allgemeinen Einführung in die heilige Messe wird das Ordinarium gebracht (mit kurzen Erklärungen, guten Bildern und einprägsamen Zeichen), es folgen dann die wichtigsten Fest- und Communeproprien (jeweils nur Kirchengebet, Lesung und Evangelium in oft etwas geändertem Text). Den Abschluß bilden die Ministrantengebete und eine Anleitung für den Dienst am Altar. Das Meßbuch ist gedacht zur Benützung bei der Gemeinschaftsmesse und bei der Stillen Messe und soll das vollständige Meßbuch nicht ersetzen, sondern darauf vorbereiten.

Linz/Donau Karl Böcklinger

Verschiedenes

„Die soziale Gerechtigkeit." Erläuterungen zum Sozialrundschreiben Johannes' XXIII. „Mater et magistra". Von Josef Hünermann. Ludgerus-Verlag, Hubert Wingen KG, Essen 1962.

J. Hünermann gibt den ersten größeren Kommentar zu Mater et magistra und kommt so dem dringenden Wunsch des Heiligen Vaters entgegen, die Sozialenzyklika mehr bekannt zu machen. Diese Schrift will — nach der Intention des Verfassers — nicht nur das persönliche Studium erleichtern, sondern auch Material zu Vortrag und Diskussion geben. Nach einer Einleitung, die einige Fragen allgemeiner Art vorwegnimmt (zum Beispiel soziale Sendung der Kirche), stellt der Autor erklärend und erläuternd die wichtigsten sozialen Problemkreise heraus und konfrontiert sie mit den konkreten deutschen(!) Verhältnissen. Dazu werden immer die Hauptbelegstellen aus Mater et magistra zitiert, aber auch Rerum novarum, Quadr. anno und die Soziale Summe Pius' XII. werden herangezogen. So wird der Zusammenhang von Mater et magistra mit den 2 anderen großen Sozialenzykliken und auch mit dem sozialen Lehrgut des verstorbenen Papstes betont.

Der Wert dieser Schrift liegt zweifellos in der leichten Verständlichkeit, die auf wissenschaftliches Beiwerk verzichtet: sie legt damit gute und für alle gangbare Wege zu den sozialen Grundsätzen der christlichen Soziallehre. Als Anhang ist der von Pater Welty O.P. besorgte Text der Sozialenzyklika Mater et magistra beigegeben. — Ein Sachregister wird vermißt: es hätte die „Erläuterungen" noch zugänglicher gemacht.

Linz/Donau Walter Suk

Ich komme vom Himmel. Prophetie auch heute? Zum Problem der Marianischen Botschaften seit 1830. Von Friedbert Branz S.D.S. (98.) Credo-Verlag, Wiesbaden 1960. Kart. DM 5.70.

Heiße Eisen werden in diesem kleinen, aber ernst zu nehmenden Büchlein mutig angefaßt. Eine ganze Seite hat der Autor mit Fragen gefüllt; sie betreffen den göttlichen Ursprung der Botschaften, die Organe der himmlischen Mitteilung sowie unseren Glaubensakt gegenüber der Botschaft. Der Verfasser unterscheidet genau zwischen den kanonischen Offenbarungen des Alten und Neuen Testamentes, die mit dem Tode des letzten Apostels abgeschlossen sind; zwischen den rein privaten Offenbarungen, die nur Weisungen an einzelne begnadete Personen enthalten, und solchen, die aus einer Botschaft für die ganze Kirche bestehen. Soweit diese nun von der Kirche anerkannt sind, ordnet sie Branz dem Prophetischen in der Kirche ein, wie es auch Karl Rahner schon getan hat. Die letzte Erklärung wäre also zu suchen im Pfingstgeist mit seinen Charismen, in dem Jünglinge Gesichte sehen, Greise Traumgesichte erhalten, Knechte und Mägde prophetisch reden. Dabei bedeutet der Ausdruck prophetisch reden nicht sosehr etwas vorraussagen, als vielmehr göttliche Weisungen den Menschen kundtun.

Kann die in einer Privatoffenbarung sich kundgebende Weisung Gottes für unsere Zeit so bedeutungsvoll sein wie das, was Gott einst durch die Propheten gesprochen hat? Wenn auch die Echtheit und Übernatürlichkeit einiger Muttergottes-Erscheinungen amtlich anerkannt ist, so scheint doch keine lehramtliche Äußerung der Kirche über die theologische Einordnung ihrer Botschaften vorzuliegen. Daß diese nicht als bloße Privatoffenbarung zu bezeichnen sind, sondern als die unserer Zeit angepaßte Form der neutestamentlichen oder nachapostolischen Prophetie gewürdigt werden müssen, wird nicht als These vorgetragen; „es ist genug, sie nur wie einen Fragesatz zu empfinden, sie nur wie eine vorsichtig vermutende Annahme auszusprechen".

Diese Fragen haben auch für die Praxis des Seelsorgers große Bedeutung. Die Gläubigen merken bald, ob er dafür oder dagegen ist, ob er Fatima ängstlich vermeidet oder in jeder Predigt erwähnt. Schon darum sollten die Theologen sich um eine weitere Klärung bemühen. Nachdem die philosophische und theologische Wahrheit festgestellt ist, sollte die Pastoral zeigen, wieweit die Botschaft in die Seelsorge einzubauen ist; und die Moraltheologie sollte bestimmen, wie weit die Verpflichtung reiche, der Botschaft zu gehorchen. Hoffentlich findet das Buch noch manche wissenschaftlich gehaltene Nachfolger!

Linz/Donau Adolf Buder

Eine Theologie über Fatima. Versuch einer Sinndeutung der Sühneforderung Marias. Von Virgil Marion. (70.) Verlag Felizian Rauch, Innsbruck 1960. Geb. S 45.—.

Die Schrift behandelt nicht, wie der Haupttitel vermuten ließe, den ganzen Inhalt der Fatima-Botschaft: vom Rosenkranz steht in ihr kein Wort. Wohl aber legt sie, ganz auf die Heilige Schrift aufbauend, allen Nachdruck auf die Sühneforderung Mariens, wie der Untertitel verheißt, und trifft damit gewiß das Wesentlichste dieser Botschaft.

Der Verfasser kommt zum Ergebnis: Sühne für die Beleidigungen, durch die das Unbefleckte Herz Mariens geschmäht wird, und Weihe an dieses Herz meinen dasselbe. Und wie Maria, der Spiegel Gottes, eben dadurch am meisten beleidigt wird, daß man an Gott vorbeilebt, so kann es eine Weihe an ihr makelloses Herz nicht geben, wenn nicht zuerst, unmittelbar und direkt Sühne und Weihe an Gott selbst damit gemeint ist. Das aber bedeutet Unbeflecktmachen des eigenen Herzens, Entsühnung also und Heiligung, ferner Totalhingabe der menschlichen Persönlichkeit an Gott im Anbetungsopfer. All dies vom Innersten des eigenen Herzens her. Es gäbe auch keinen anderen Weg, entsühnend auf die Umwelt zu wirken als nur den, selbst Ganzhingabe an Gott zu leben und sie auszustrahlen.

Manchmal hat man den Eindruck, „Virgil Marion" sei ein jugendlicher Eiferer, der allzuoft „reale Blasphemien" wittert — als ob schon der Gebrauch des Terminus „Jungfräulichkeit" in kirchlichen Rechtsnormen eine solche sei und als ob jede äußere Tätigkeit für Gottes Reich (Apostolat) und Gottes Kult nur um des Äußeren willen geschehe und eine versteckte Selbstvergottung verrate. Doch von solchen Übertreibungen abgesehen, ist die Schrift wegen der Herauslösung des Kernes der Fatimabotschaft sehr zu begrüßen; ist es doch Satan bereits allzusehr gelungen, ihren Hauptinhalt mit so viel Beiwerk zu umgeben, daß sogar viele von den verhältnis-

mäßig wenigen, die auf sie zu hören bereit sind, abgehalten werden, ihr Wesen zu erfassen und ihre Forderung zu erfüllen. Und eines macht die Schrift auch klar: daß man Fatima nicht als „Privatoffenbarung" einfach links liegen lassen darf. Die Botschaft ist tief in Gottes Wort gegründet.

Das Rosenkranzgebet. Johannes XXIII. (88.) Verlag Herold, Wien-München 1962. Doppelband. Kart. S 28.—.

Johannes XXIII. hat am 29. September 1961 einen Apostolischen Brief erlassen, in dem er das Rosenkranzgebet noch eindringlicher als bisher empfiehlt und die christliche Welt auffordert, es in den kritischen Tagen der Gegenwart insbesondere in der Meinung zu beten, den gerechten Frieden der Völker zu erflehen. Der offizielle, italienische Text wurde in den A.A.S., 30. Oktober 1961, verlautbart. Auch der Osservatore Romano enthielt ihn am 1. Oktober 1961 und fügte eine Reihe von Betrachtungen an, die der Heilige Vater zu den einzelnen Geheimnissen vorlegen wollte, um ein Beispiel für das im Rundschreiben Ausgeführte zu geben. Der Verlag Herold bringt wichtige Punkte des Rundschreibens und diese Betrachtungsreihe in sehr empfehlender Form und in guter Übersetzung. Eine dankenswerte Tat. Handelt es sich doch um ein Gebet, das „für die Geistlichen gleich nach der heiligen Messe und dem Brevier, für die Laien gleich nach dem Empfang der heiligen Sakramente" kommt. — Vermißt wird die Angabe der Daten des Rundschreibens und die Anführung des italienischen Originals, mit dem — wie das Impressum sagt — die vorgelegte Übersetzung „völlig übereinstimmt".

Graz Leo Maria Schölzhorn

Kreuzweg mit Israel. Von Mirjam Prager O.S.B. Mit einem Vorwort von Friedrich Heer. Illustriert von Karl Seelos. (50.) Wien-München 1962, Verlag Herold. Kart. S 32.—.

Die Autorin, eine Benediktinerin aus jüdischem Geblüte, schrieb diesen Kreuzweg als Gebet für die Bekehrung ihres Volkes und seiner Hasser. Aber nicht nur die Umkehr der Juden zum Herrn Jesus Christus ist ihr Anliegen, sondern auch, „daß sein Wiederaufstehen der ganzen Welt zum Heile und zur Vollendung gereichen" möge. Von derselben Sehnsucht wie der Verfasser von Hab 3 durchdrungen, daß Gott sein Heilswerk ohne Verzögerung durchführen möchte, schließt die Beterin mit der Bitte: „Beschleunige die Zeit und sei eingedenk Deines Schwures, daß man laut Deine Großtaten künde."

Wenn Friedrich Heer das Vorwort zu diesem aufwühlenden Gebetbüchlein schrieb, weiß man, daß darin Wesentliches gesagt wird, auch wenn es gar manchem in das Fleisch schneidet. Aber gerade dadurch wird offenbar, wie entscheidend wichtig und christlich es ist, daß wir füreinander beten und den Kreuzweg mit Israel gehen, indem wir dankbar gedenken, daß uns schließlich dieses Volk denjenigen geschenkt hat, der am Holze für uns gesiegt hat, der sein Leben hingab, „damit alle eins seien". Dem Büchlein ist weiteste Verbreitung und eifrigste Benutzung zu wünschen.

Linz/Donau Max Hollnsteiner

Du bist doch in unserer Mitte. Weg der Kirche in Österreich. Von Willi Lorenz. (116.) Verlag Herold, Wien-München 1962. Pappband S 49.—.

Das Bändchen will kein Leitfaden der Kirchengeschichte Österreichs sein, sondern ein Versuch, die geistigen Kräfte aufzuzeigen, die die Kirche Österreichs geformt haben. Der hohe Blickpunkt verursachte manche Ungenauigkeiten. Außer den Seite 20 genannten Prämonstratenserklöstern gab es je ein Prämonstratenserinnenkloster in Wien I (Himmelspforte) und in Pernegg (Diözese St. Pölten). Daß die Bergknappen und Bauern bei ihren Aufständen im 16. Jahrhundert keine religiösen Forderungen hatten, ist unrichtig; so forderten die Aufständischen die freie Wahl der Geistlichen u. a. m. (S. 30). „Die protestantisch gebliebenen Adeligen konnten mit dem Erlös ihrer verkauften Güter auswandern" (S. 41), aber erst nach Entrichtung eines 10-Prozent-Abfahrtsgeldes. Marc Aurel starb nach allgemeiner Ansicht in Vindobona, nicht in Carnuntum. „Am Ausgang des Mittelalters war Österreich tief fromm": Äneas Silvius Piccolomini berichtet anders. Kurtisanen (S. 25) sind französischen, nicht italienischen Ursprungs. Bei der Deutschen Messe von Michael Haydn (S. 76) fehlt der Textdichter Michael Denis. Unter Josef II. wurden die Stiftsherrn nicht Pfarrer, sondern Pfarrvikare, die jederzeit abberufen werden können (S. 79). Klemens Maria Hofbauer war Südmährer, nicht Tscheche (S. 94). Die Bilder sind gut ausgewählt.

Johannes Maria Verweyen, Philosoph, Gottsucher und Bekenner. Von Karl Kamps. (240.) Credo-Verlag, Wiesbaden 1962. Kart DM 4.80.

Haeckel, Nietzsche, Ostwald, Paulsen, Harnack, Steiner waren die Männer, bei denen nach eigenem Geständnis Verweyen die Körnchen Wahrheit suchte in steter Bereitschaft umzulernen, aus übergroßer Neigung zu vorschnellen Schlußfolgerungen (S. 14). Daraus erklären sich seine

erstaunlichen Wandlungen. Abkömmling einer streng katholischen Familie am Niederrhein trat er 1921 aus der Kirche aus, wurde rasch nacheinander Monist, Freimaurer, Theosoph, Vegetarianer, Yogaanhänger. 1928 ließ er sich vom liberal-katholischen Bischof in Huizen zum Priester weihen. 1936 fand er zur Kirche zurück. 1934 wurde er als Professor in Bonn pensionslos entlassen „wegen seines Glaubens" hieß es im Nachruf der Universität Bonn, genauer gesagt, weil er als Philanthrop und Pazifist Gegner des Nationalsozialismus war. In der Folgezeit hielt er Vorträge über religiöse Erneuerung und weltanschauliche Probleme, was zu seiner Verhaftung und späteren Einweisung in die Konzentrationslager Oranienburg, Sachsenhausen und Belsen führte. Im Vernichtungslager Belsen ging er am 21. 3. 1954 zugrunde. Von den 1000 mit ihm eingelieferten Intellektuellen waren bei dem wenige Tage später erfolgten Eintreffen der Engländer kaum noch zehn am Leben.

Die vorliegende Blütenlese aus den rund 50 Werken des gleichermaßen als Philosoph, Musiker und Dichter hochbegabten Mannes, der im KZ treu zum wiederaufgefundenen Glauben seiner Kindheit stand, wäre leichter verständlich, wenn der vorangestellte Lebensweg mit den Ausschnitten der Bücher zeitlich besser abgestimmt worden wäre.

Zwischen Aufklärung und katholischer Reform. Jakob Frint, Bischof von St. Pölten, Gründer des Frintaneums in Wien. Von Eduard Hosp C.Ss.R. (250.) Verlag Herold, Wien-München 1962. Pappband S 98.—.

Jakob Frint, geboren zu Böhmisch-Kamnitz in der Diözese Leitmeritz, kam über das Gymnasium Klagenfurt, Jus- und Theologiestudium in Wien zum Priestertum. Nach seinen Seelsorgsjahren als Kaplan und Stadtpfarrer wurde er Professor der neueingeführten Religionswissenschaft am Lyzeum in Wien, Hofkaplan und Burgpfarrer. 1834 starb er als Bischof von St. Pölten. Trotz unbestrittener geistiger und charakterlicher Vorzüge oft mißverstanden und falsch beurteilt zu Lebzeiten und auch heute noch (so die Bolzanoschwärmer Winter-Bibl-Srbik sowie das österreichische biographische Lexikon, Graz 1956).

E. Hosp widerlegt die Vorwürfe, die sich auf Frints „Handbuch der Religionswissenschaft für die Kandidaten der Philosophie", auf seine angebliche Härte im Bolzanoprozeß und auf das Frintaneum beziehen. Eine anonyme italienische Übersetzung des Handbuches kam auf den Index, aber wegen Fehler, die nicht im Original standen, wie Frint nachwies. Seine Härte im Bolzanoprozeß erscheint in anderem Licht, wenn man bedenkt, daß selbst E. Winter Bolzano nicht freispricht von Doppelsinnigkeit und Hartnäckigkeit. An den polizeilichen Übergriffen Sedlnitzkys trägt Frint keine Schuld. Das „Höhere Priesterbildungsinstitut zum hl. Augustin in Wien" (so der richtige Titel), von den Deutschen kurz „Frintaneum", von den Nichtdeutschen „Augustineum" genannt, war keine josefinische Hochburg, wie in manchen reichsdeutschen Lehrbüchern der Kirchengeschichte zu lesen ist, obwohl der Kaiser sich die Oberaufsicht vorbehielt und die „Individuen" persönlich ernannte, aber auf Vorschlag der Bischöfe. Nach ausdrücklicher Erklärung Frints war der Zweck dieser Gründung, wissenschaftlich und sittlich hochstehende Priester in kirchlicher Gesinnung heranzubilden als Ersatz für die freisinnigen Professoren der Generalseminare. Einer Erziehung österreichischer Kleriker im jesuitisch geleiteten Germanikum zu Rom hätte Kaiser Franz nie zugestimmt. Die Jahre 1827 bis 1834 zeigen Frint in unermüdlicher Sorge um die Hebung des wissenschaftlichen und sittlichen Niveaus der Welt- und Ordensgeistlichen in der Diözese St. Pölten, so daß ihn Hosp neben Bischof Feßler zu den bedeutendsten Bischöfen dieser Diözese zählt. Ein dankenswerter Beitrag zur Kirchengeschichte nicht nur dieser Diözese.

Jahrbuch des Stiftes Klosterneuburg. Neue Folge, Band I. (203.) Klosterneuburger Buch- und Kunstverlag 1961. Kart. S 90.—.

Nach über 40jähriger Pause läßt das Stift Klosterneuburg wieder ein Jahrbuch erscheinen mit Beiträgen aus der Geschichte und Kunstgeschichte des Stiftes. Man erfährt unter anderem, daß die Reihe der ritterbürtigen Pröpste mit Hadmar aus dem Geschlecht der Esel(!) von Ottenstein beginnt, dem finanzielle Mißwirtschaft, Nepotismus und Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Kapitel nach gesagt werden. Aus der protestantischen Zeit des Stiftes ist der Bericht einer von Ferdinand I. angeordneten Visitation 1561 bemerkenswert: „Der probst soll sein eeweib haben, überweindt sich, wird rumorisch, trägt sein coronam nit . . . ist verdächtlich der neuen leer halben. Die conventuales werden vol, comuniciren sub utraque." Die damals ermittelte Zahl aller Klosterinsassen Österreichs betrug 182 Konventualen, 37 Nonnen, 135 Konkubinen und Weiber, 223 Kinder. Weinverbrauch jährlich 677 Dreiling zu je 13,58 hl. Im besondern für Klnbg: 13 Konventualen, 6 Konkubinen oder Weiber, 8 Kinder. Weinverbrauch im Jahr 100 Dreiling, das ist 15 Prozent des Gesamtverbrauches. Eine Wendung zum Bessern brachte erst die durch Rudolf II. erzwungene Wahl des Wiener Domdechanten Kaspar Christiani, eines

Weltpriesters, zum Propst 1578—1584, der mit päpstlicher Erlaubnis bei der Einkleidung zugleich Profeß ablegte.

Der Bäckerjunge von Znaim. Klemens Maria Hofbauer. Von Wilhelm Hünermann. (298.) Innsbruck-Wien-München 1962. Tyrolia-Verlag. Halbleinen S 58.—, sfr 11.80.

Die 1. Auflage dieses Buches erschien 1936, 1962 schon das 42. bis 52. Tausend. Zu bedauern, daß der Verfasser sich noch nicht die Zeit genommen hat, die vielen Ungenauigkeiten zu berichtigen in einem Buch, das doch im wesentlichen als geschichtlich gelten will. Auch in einer volkstümlichen Darstellung darf man geschichtliche Tatsachen nicht verfälschen. Lk 10, 31 ist von einem Priester die Rede, nicht von einem Pharisäer (84). Karabinieri tragen keine Hellebarden (85). Das französische Heer, das 1798 in Rom einzog, befehligte Berthier, nicht Napoleon (184). Dreimal heißt es Seite 209 „a fulgore" statt „a fulgure", auch die Schreibweise der polnischen Wörter Seite 149, 151 bedarf einer Richtigstellung. Unter den Kirchenvätern gibt es keinen „hl. Tertullian" (109). Mir ist kein Brief des Kaisers Franz an einen Geistlichen bekannt, der so herzlich abgefaßt ist wie der Seite 294 abgedruckte, und daß der Wiener Kongreß mit den Zähnen geschnattert hat (270), ist unglaublich.

Wien — Adolf Kreuz

Kirchenteppiche in allen Größen · Fachmännische Beratung
Sowie Vorhänge, Decken etc. kaufen Sie günstig und preiswert bei
RUDOLF RAINBACHER RUDIGIERSTR. 9
Linz, Rudigierstraße 9, neben dem Spital der Barmherzigen Brüder, Tel. 28 9 27
Beste Referenzen. Für kirchliche Dienststellen Sonderpreise

Ig. Weixelbaumer
Großspenglerei
Dachdeckerei
Linz, Hafnerstraße 26 • Tel. 23535

ERICH WIDDER

HERMANN BAHR

Sein Weg zum Glauben

Ein Beitrag zur Biographie

129 Textseiten, 10 ganzseitige Bilder, Format 16,8 × 22 cm, Ganzleinen, S 68.—/ DM 10.80.

Persönlichkeit und Werk Hermann Bahrs finden in letzter Zeit erhöhtes Interesse. In steigendem Maße werden seine Bühnenstücke in allen Teilen des deutschen Sprachgebietes aufgeführt. Vor kurzem erschienen zwei umfangreiche Bände Essays und Theaterkritiken. In seiner Geburtsstadt Linz wird heuer ein Denkmal errichtet. Eine Sonderbriefmarke erschien zum 100. Geburtstag des Dichters am 19. Juli 1963.

Ausgehend von Kindheit, Lehr- und Wanderjahren über die Jahrzehnte in Wien bis zum „späten Bahr" Salzburgs und Münchens, stellt der Verfasser eine wesentliche Komponente der Persönlichkeit Bahrs, nämlich die wechselvolle geistig-religiöse Entwicklung, dar. Aus der umfangreichen Selbstaussage im literarischen Werk und in den handschriftlichen Tagebüchern, von denen der Anhang des Buches eine Auswahl bietet, wird der innere Weg des Dichters von der äußersten Gottferne bis zur Mitte des katholischen Glaubens geschildert. Damit ist das Buch auch ein Beitrag zur Geistesgeschichte der Jahrhundertwende.

In jeder Buchhandlung erhältlich.

OBERÖSTERREICHISCHER LANDESVERLAG LINZ



Elektrische u. Gasfeuerzeuge
Glas- und Porzellanmalerei
Glas- u. Porzellanphotographie
Alle Arten Schilder in Email,
Resopal und Aluminium

Für die Kirchensitze: die schönen, dauerhaften Resopalschilder

Fidelis-Druckerei

DRUCKSORTEN ALLER ART
Linz, Kapuzinerstraße 38 · Tel. 23 6 39

Kloster Schlierbach

Werkstätte für Glasmalerei, Mosaik und Glasbetonfenster

OÖ. GLASMALEREI
SCHLIERBACH, Kremstal, Telefon 7



Baustoffe
Fliesen
Boden-
beläge

Beinkofer & Co.

Linz, Hessenplatz 19

Telefon 22 1 63
24 3 55

SEIT 1869

BRÜDER JESSL OHG

BRENNSTOFFE
REIFEN
HEIZÖL

LINZ, TEGETTHOFFSTRASSE 17
STADT-BESTELLBÜRO: DAMETZSTRASSE 51
TEL. 26596 SERIE FS.: 02 388



Besten Schutz bietet Österreichs ältestes Feuerversicherungsinstitut

OÖ. Landes-Brandschaden-Versicherungsanstalt

Linz, Herrenstraße 12 · Tel. 26 1 11

Vertretungen in allen Gemeinden Oberösterreichs

SCHUHHAUS
Peneder
LINZ, HAUPTPL. 12

Berufsschuhe
Straßenschuhe
Sportschuhe
Hausschuhe
Motorradstiefel
Gummistiefel

REICHE AUSWAHL



Linz, Kellergasse 6

MESSWEINE

Weiß- und Rotweine, Dessertweine und Wermut · Eigene Weingärten in Südtirol

Die Fachgeschäfte in Linz!

JOS. SCHACHERMAYER Landstraße 2–6 u. 13

Das moderne Eisenwarengeschäft

Werkzeuge – Beschläge – Eisenwaren – Sportartikel – Haus- und Küchengeräte

J. RECHBERGER

Zentrale: Ferihumerstraße 6

Filiale: Landstraße 46

Glas – Porzellan – Keramik – Haus- und Küchengeräte – Gaststättenbedarf

VERU-die neue Infrarotheizung für Kirchen

Kirchenheizung jetzt planen!

Der Infrarot-Soffittenstrahler „VERU" hat am 17. Juni 1963 nach Abschluß einer fast zehn monatigen Prüfzeit das amtliche Prüfzeichen erhalten.

Was ist neu am „VERU"-Wärmestrahler?

- **Völlige Betriebssicherheit, weil das Heizelement nicht mehr offen liegt.**
- **Höchstmögliche Energieausbeute durch Einlagerung in glasklares Spezialrohr, wodurch der Heizstab eine höhere Temperatur erhält und darum eine stärkere Infrarot-Strahlung bewirkt.**
- **Verschmutzen des Reflektors unmöglich.**
- **Auswechseln der Strahlsoffitte wie eine Leuchtstoffröhre.**

Die Veritas hat auf Grund der guten Prüfungsergebnisse die Lizenzrechte für die Herstellung des „VERU"-Wärmestrahlers erworben. Wer noch heuer eine Kirchenheizung plant, der möge uns schon jetzt zur kostenlosen Erstellung eines verbindlichen Kostenvoranschlages einladen. Die Installation des „VERU"-Strahlers wird durch unsere Vertragsfirma Fritz Urban, Wien, vorgenommen.

VERITAS, Linz/Donau, Harrachstraße 5

Zentralheizungen aller Systeme · Strahlungsheizungen

Lüftungs-, Klima-, Öl- und Gasfeuerungsanlagen

J. L. BACON KG.

Gegr. 1853

LINZ, Kellergasse 1, Tel. 22 5 93

Wien V, Schönbrunner Straße 34, Tel. 57 96 21–24

Zur rechtzeitigen Erstkommunion

— einem wichtigen seelsorglichen Anliegen der katholischen Kirche — bietet der Patmos-Verlag Düsseldorf

für die Priester

Rechtzeitige Erstkommunion und Pfarrseelsorge. Herausgegeben von Adolf Exeler. 124 Seiten, englische Broschur, 8.40 DM. Dieses soeben erschienene Büchlein will keine wissenschaftliche Arbeit sein. Dozent Dr. Adolf Exeler, Münster, bietet vielmehr für die in der Pfarrseelsorge tätigen Priester und Helfer eine Handreichung zur unmittelbaren Seelsorgepraxis mit vielen Anregungen, die in der Praxis erprobt sind und die besonderen Verhältnisse in Großstadtgemeinden, in Mittelstädten und in großen und kleinen Landgemeinden berücksichtigen.

für die Eltern

Beilage zu dem Bilderbuch „Christus entgegen". Von Adolf Exeler. 20 Seiten. Diese Hinweise geben Antwort auf alle Fragen der richtigen Vorbereitung; sie liegen dem Bilderbuch bei und sind im Preis inbegriffen.

für die Kinder

Christus entgegen. Ein Bilderbuch für die häusliche Vorbereitung auf die rechtzeitige Erstkommunion. Herausgegeben von Adolf Exeler, mit vielen farbigen Bildern von Ino und Paul Zimmermann. 40 Seiten in vierfarbigem Offsetdruck, Format 17,5 × 21 cm, farbiger laminierter Halbleinenband, 6.80 DM. „. . . kindgemäß in Wort und Bild und für die Kinder vom 4. Lebensjahr an gut verständlich. In knapper Form werden heilsgeschichtliche Begebenheiten, die vorbereitend für den Erstkommunionempfang sind, möglichst wörtlich nach den Schrifttexten dem Kind nahegebracht. Jede Mutter wird unschwer mit diesem Buch ihr Kind rechtzeitig vorbereiten können." (Kinderheim, München)

Patmos

In diesem Werk des Franziskaner-Theologen und Dogmatikers Alexander Gerken geht es um Sinn und Ziel der Schöpfung und ihrer Geschichte in der Theologie des großen mittelalterlichen Kirchenlehrers Bonaventura. Es ist überraschend, wie stark die Grundthese Bonaventuras, daß nämlich die Schöpfung das Ziel ihrer gesamten Entwicklung in der Inkarnation, im Gottmenschen Jesus Christus hat, durch die von Teilhard de Chardin ausgelöste Diskussion heute wieder in den Vordergrund gerückt ist.

Was Bonaventura auszeichnet, ist der Sinn für das Geschichtliche, ja geradezu ein Evolutionsdenken. Im Zentrum steht für den Theologen Bonaventura das Verhältnis des dreifaltigen Gottes zur Schöpfung und das Wirken der Dreifaltigkeit in der Gnade. Bonaventura steht hier in der Nachfolge der großen griechischen Kirchenväter. Schöpfung und Inkarnation werden als ein zusammenhängender Vorgang aufgefaßt, ohne daß der gnadenhafte Geschenkcharakter der Inkarnation dadurch unterhöhlt würde.

Das Buch wird über die Kreise der Fachtheologie hinaus überall dort auf Interesse stoßen, wo man an der von Teilhard de Chardin neuerlich aufgeworfenen Problematik Anteil nimmt.

Bei dieser Gelegenheit sei an die vielbeachtete Studie des Franziskaners Sigismund Verhey erinnert, die unter dem Titel „Der Mensch unter der Herrschaft Gottes" den Versuch einer Theologie des Menschen nach dem hl. Franziskus von Assisi bringt (212 Seiten, Leinenband, 16.— DM, Düsseldorf 1960, Patmos-Verlag).

ALEXANDER GERKEN OFM

Theologie des Wortes

Das Verhältnis
von Schöpfung und Inkarnation
bei Bonaventura

360 Seiten
Leinenband
34.— DM

Düsseldorf 1963

Patmos

Für Kirchen, Klöster und den hochwürdigen Klerus:

STOFFE ALLER ART, WÄSCHE
WIRKWAREN, TEPPICHE,
VORHÄNGE, MÖBELSTOFFE,
DECKEN, BETTWÄSCHE

MARTIN SPORN, *Linz/Donau*

ECKE DOMGASSE-GRABEN / RUF 22132 / GEGR. 1887

SCHREIBMASCHINEN



MAYER

Fachgeschäft für den gesamten Bürobedarf

Reichhaltiges Lager in Schreib-, Rechen-, Büromaschinen
Vervielfältigungsapparate / Eigene Spezial-Reparaturwerkstätte / Sämtliche Büroartikel / Große Auswahl in Füllhaltern / Reparaturen in eigener Werkstätte

Linz (Donau), Bischofstraße 11
Telefon 25 65 35

INDUSTRIEUNTERNEHMUNGEN
A. KAPSREITER
SCHÄRDING

BAUUNTERNEHMUNGEN
KAPSREITER
GES. M. B. H.
WIEN, GRAZ, SALZBURG, SCHÄRDING, EISENSTADT, PURKERSDORF, INNSBRUCK
HOCHBAU, TIEFBAU, STRASSENBAU, KANALBAU, TUNNELBAU, STAHLBETONBAU, EISENBAHNOBERBAU

GRANITWERKE SCHÄRDING
ZIEGELEI SCHÄRDING
BRAUEREI SCHÄRDING

Josef Feneberger
Fleischhauer und Selcher

Linz/D., Bischofstraße 9
Telefon 25116

Beste Referenzen
Lieferant des Priesterseminars und anderer kirchlicher Anstalten.

Anschriften der Mitarbeiter

Dr. Karl Böcklinger, Theol.-Prof., Linz/Donau, Dr.-Alex.-Brenner-Straße 16, OÖ.
Dr. P. Wilhelm de Vries S. J., Roma, Piazza S. Maria Maggiore 7, Italia.
Dr. P. Josef Steindl OFM, Professor, Schwaz in Tirol, Österreich
Dr. Roland Graßberger, Univ.-Prof., Wien I, Dr.-Karl-Renner-Weg 1, Österreich.
Dr. Richard Bruch, Univ.-Prof., Graz, Elisabethstraße 45, Österreich
Dr. Johannes Allendorff, Stadtpfarrer, Potsdam, Hegel-Allee 55, DBR.
P. Eduard Hosp CSsR, Theol.-Prof., Mautern, Steiermark, Österreich.
DDr. Peter Gradauer, Theol.-Prof., Linz/Donau, Herrenstraße 37, OÖ.
Dr. P. Johannes Bettray SVD, Theol.-Prof., Wien I, Seilerstätte 12, Österreich.

Inlandsbezug vom Verlag oder über den Buchhandel. Reklamationen sind an die jeweilige Bezugsquelle zu richten.
Ein Jahresbezug gilt als fortgesetzt, falls die Zeitschrift bis 1. Dezember nicht abbestellt wurde.
Bei Bestellung während des Jahres werden die erschienenen Hefte des Jahrgangs nachgeliefert.

Auslandsbezug über die angeführten Buchhandlungen folgender Länder:

Australien: John Hinton & Co., North Sydney, N. S. W., 50, Miller Street.

Belgien: Ancienne Librairie Desbarax, Louvain, 24, rue de Namur.

Dänemark: Sankt Ansgars Boghandel, Kobenhavn, Bredgade 67.

Deutschland: Verlag Ludwig Auer, Cassianeum, Donauwörth, Bayern.

England: Parker & Son, Ltd., Booksellers, Oxford, 27, Broad Street.

Frankreich: Librairie Saint Paul, Paris 6e, 6, rue Cassette.
Librairie Alsatia, Strasbourg, 50, Rue des Hallebardes.

Holland: Berkhout (W. Smolders), Boekhandel, Nijmegen, P. Brugmanstr. 18.
H. Coebergh, Boekhandel, Haarlem.
Dekker & van de Vegt, N. V., Nijmegen, Oranjesingel.
Meulenhoff & Co., Amsterdam, Beulingstraat 2.
Wed J. R. van Rossum, Utrecht, Achter Het Stadhuis.
Swets & Zeitlinger, Amsterdam, Keizergracht 471.
F. J. Vugts, Boekhandel, Haaren N. B.

Italien: Buchhandlung Athesia, Bozen, Laubengasse 41.
A. Weger's Buchhandlung, Brixen/Prov. Bozen.

Luxemburg: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41 (Österreich).
Librairie Clees-Meunier, Luxembourg-Gare, 15, rue du Fort Elisabeth.
(Postscheck-Nr. 5390, Brüssel 35.02.12.)

Schweiz: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41 (Österreich).

Südamerika: Libreria del Verbo Divino, Córdoba, Avenida Vélez, Sarsfield 74, Argentina.

USA: The Moore-Cottrell Subscription Agencies, North Cohocton, New York.
Stechert-Hafner Inc., Books and Periodicals, New York 3, N. Y., 31 East 10th Street.

Eigentümer und Herausgeber: Die Professoren der Phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Maximilian Hollnsteiner, Linz, Harrachstraße 7. — Verlag und Druck: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41. — Printed in Austria.

23 IH
Z63/1890 Ze

10. 2. 66
9. MRZ. 1966
26. JUNI 1968
8. Feb. 1972
18. April 1972
13. MRZ. 1974
4. DEZ. 1974

10.25